
Sammlung
historischer Bildnisse.

Sammlung historischer Bildnisse. 12°.

Erste Serie.

Vollständig broschirt *M.* 12.; einzeln geb. in Leinwand *M.* 22.; geb. in 3 Leinwandbände mit Goldpressung *M.* 15.

I. Philipp Howard, Graf von Arundel, und Marc-Anton Bragadino, von A. F. Rio. Zweite Auflage. (114 S.) 90 *Pf.*

II. Lioba und die frommen angelsächsischen Frauen, von Karl Zell. Zweite, umgearbeitete Auflage. (VI u. 69 S.) 60 *Pf.*

III. Tilly im dreißigjährigen Kriege. Nach Onno Klopp bearbeitet von Franz Keym. Mit Tilly's Bildniß. Zweite Auflage. (VIII u. 163 S.) *M.* 1.20.

IV. Prinz Eugen von Savoyen. Nach Arneth bearbeitet von Franz Keym. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. (IV u. 234 S.) *M.* 1.50.

V. Karl der Große. Heinrich I. von Sachsen und die heilige Mathilde. Otto der Große. Die letzten Ottonen und Heinrich der Heilige. (172 S.) *M.* 1.20.

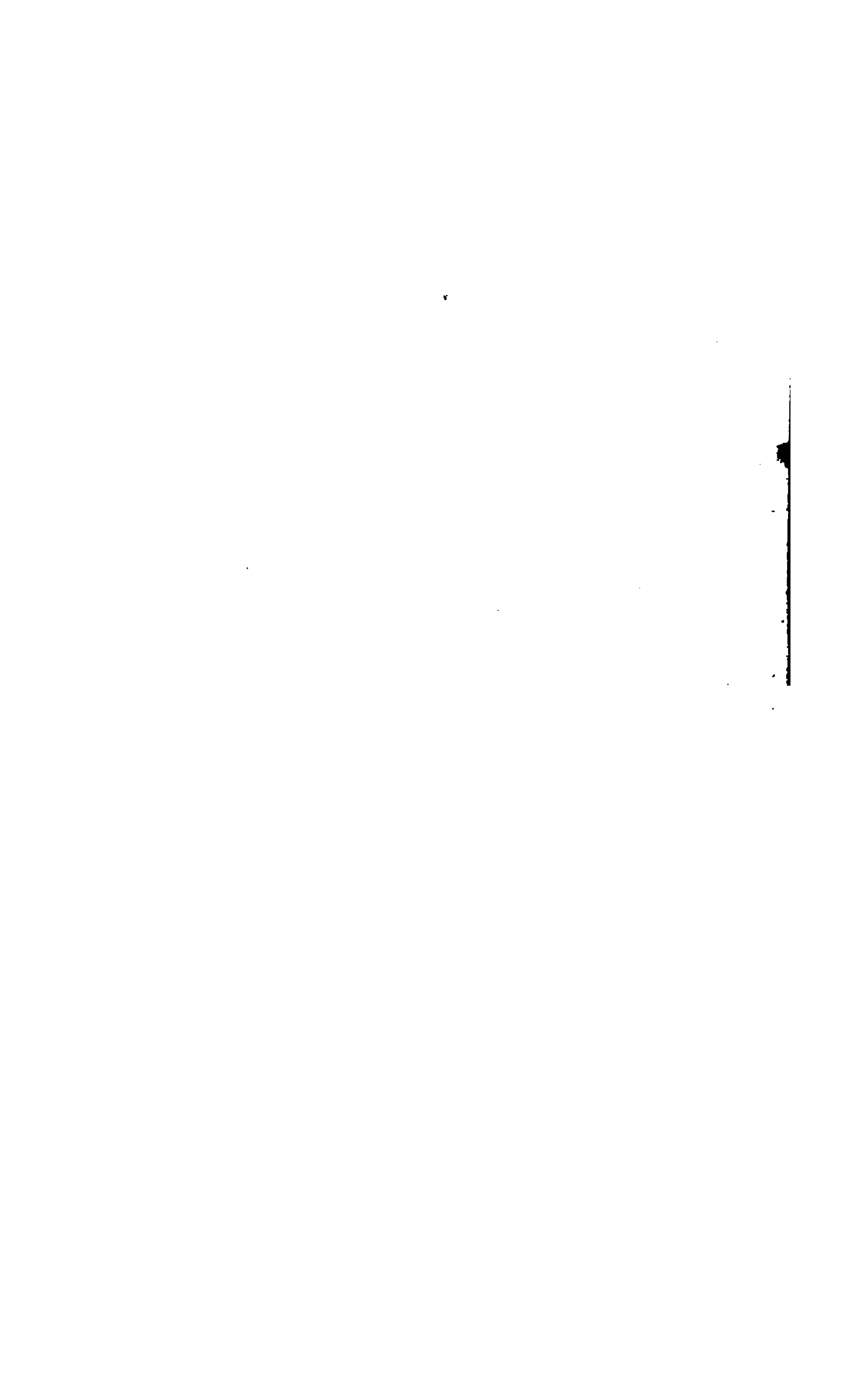
VI. Die heilige Elisabeth, von Alban Stolz. Illustrirt. (VIII u. 263 S.) *M.* 1.25.

VII. Friedrich Leopold, Graf von Stolberg. Amalia, Fürstin von Gallitzin. (150 S.) *M.* 1.20.

VIII. Die heilige Hedwig, Herzogin von Schlesien und Polen. Von F. Becker. (201 S.) *M.* 1.50.

IX. Friedrich von Spee. Von J. B. M. Diel S. J. Mit einem Titelbild. (120 S.) *M.* 1.20.

X. Papst Sixt[illegible]rke des Barons von *Hübner* b[illegible] u. 182 S.) *M.* 1.50.

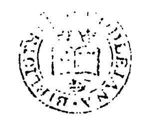


Sammlung

historischer Bildnisse.

Zweite Serie.

VIII



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1874.

Joseph II.

Charakteristik seines Lebens, seiner Regierung und seiner Kirchenreform.

Mit Benützung archivalischer Quellen

von

Sebastian Brunner.



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1874.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

Druck von H. Stratz in Säckingen.

Inhalt.

Seite

Seite

1. **Am Sarge des Kaisers.** Kurze Zeit nachdem Schreiber dieses von der Verlagshandlung dieser Schrift angegangen war, eine Lebensskizze und Charakteristik Josephs II. zu verfassen, führte denselben der Weg am Allerseelentag 1873 bei der Kapuzinerkirche in Wien vorüber. An diesem Tage wird alljährlich die Kaisergruft geöffnet und es kann Jedermann in die unterirdischen Räume niedersteigen und hier, nach Maßgabe seines Gefühles und seiner Bildung, verschiedene Betrachtungen anstellen.

Für einen Biographen des Kaisers galt dieser Umstand geradezu als eine Aufforderung, wieder einmal in diese Todtenhallen hinabzugehen, sich zum einfachen Kupfersarge Josephs, der mit dem seines Bruders Leopold II. zu Füßen des kolossalen erzgegossenen Prunksarges der Eltern beider Kaiser (Franz I. und Maria Theresia) postirt ist, hinzustellen, und über Leben, Regierung und Geschicke des Kaisers ein wenig nachzudenken.

Man kann sagen, daß sich die Gedanken am Sarge großer welthistorischer Personen fast von selbst ergeben, vorausgesetzt, daß man sich früher über die Lebensereignisse derselben einige Kunde zu verschaffen gewußt hat.

In diesem schmucklosen Kupferkästlein liegen die Ueberreste eines Mannes, der seinerzeit die Welt in Bewegung gesetzt hat, eines rastlosen und unermüdlichen Alleinherrschers, dessen Ziel gewesen: seine Unterthanen glücklich zu machen. Wie es welthistorischen Männern schon zu ergehen pflegt, so ist auch er sehr verschiedentlich beurtheilt worden. Uebertriebenes, auch sogar verdächtiges Lob einerseits, aber

auch verstandloser und unverdienter Tadel anderseits, ist über ihn ergangen. Es handelt sich nun darum, das Leben dieses Fürsten in ungeschminkter aber auch unverzerrter Wahrheit darzustellen, die parteilose Geschichte sprechen zu lassen, seinen edlen und guten Eigenschaften gerecht zu werden, seine schlimmen nicht zu übertreiben, das, was seine Zeit und seine Erziehung mitverschuldet, nicht ihm allein auf die Schultern zu legen, nichts zu behaupten, was nicht durch Thatsachen oder verläßliche Berichte festgestellt werden kann, und überhaupt in der Beurtheilung seiner Handlungsweise die christliche Gerechtigkeit walten zu lassen.

Möge sich beim öffentlich auszusprechenden Urtheile über hingegangene historische Personen jeder denken: Wie du dir wünschest, daß man dich beurtheile, wenn du aus deinem kleinen Lebenskreise durch den Tod aus dem Leben hinaus und in das Grab hinein geworfen worden bist — so sollst auch du andere rücksichtlich ihrer Fehler beurtheilen. Die rücksichtslose Gerechtigkeit ist hart und bitter und artet auch in Gehässigkeit aus, die christliche Gerechtigkeit aber kann die Irrthümer eines Menschen verurtheilen, muß aber eingedenk sein, daß das letzte Urtheil Gott überlassen bleibt, dem allein alle Umstände bekannt sind, die den Menschen zu seiner Handlungsweise mitveranlaßt haben.

Von diesem Standpunkt aus hat der Autor das Leben und Wirken des Kaisers zu betrachten gesucht, und von diesem Standpunkt aus möge sonach auch die Schrift beurtheilt werden.

2. **Geschichtsschreiber über Joseph II.** gibt es eine schwere Menge aus verschiedenen Ländern und in verschiedenen Sprachen. Wenn man selbe durchliest, kann man, ohne ungerecht zu sein, sagen: daß der größte Theil dieser

Autoren ohne Quellenkenntniß gearbeitet hat, und um Feststellung der Thatsachen und historische Wahrheit unbekümmert gewesen ist. Es existiren auch viele Anekdotenbücher über den Kaiser voll Legenden-Poesie und Theatereffekt, ohne Prüfung und Sichtung zusammengelesen.

Schon kurz nach dem Tode des Kaisers trieb man es in der Erfindungskunst so weit, daß man Briefe Josephs völlig ersann.

Im 19. Jahrhundert erschienen diese Briefe zuerst bei Brockhaus 1821 und wurden seither öfter aufgelegt. Auf dem Titel dieser Ausgabe steht ganz keck: „bis jetzt ungedruckt." Der Herausgeber sagt kein Wort wie und wo er zu diesen Briefen gekommen ist. Dafür aber heißt es in der Vorrede: „Ueber ihre (der Briefe) Echtheit wird es so ziemlich für Jeden, der mit einiger Kenntniß jener Zeit und jenes Fürsten sie aufmerksam durchliest, keines weiteren Beweises bedürfen." — Selbstverständlich muß der historische Kritiker über diesen kühnen Ausspruch lächeln — er ist eben nur gut, um den lesenden Spießbürger zufrieden zu stellen.

Nun berufen sich die meisten Historiker (auch katholische), welche über Joseph schreiben, auf diese Briefe und führen bei jeder Gelegenheit Stellen daraus an. Dieß nur als ein schwer wiegendes Beispiel, wie man Geschichte fälscht, und die Fälschung fortdauert und sich förmlich einbürgert. Achtzig Jahre hindurch existiren diese Briefe, wiederholt sind sie gedruckt, und von vielen Schriftstellern als eine echte historische Quelle citirt worden.

Dem Herausgeber vorliegender Schrift gelang es, die Unechtheit dieser Briefe eklatant nachzuweisen. Einmal ist es schon eine Lüge, wenn der Herausgeber der Auflage von 1821 auf den Titel schreibt: „bis jetzt ungedruckt,"

denn wir fanden in der Wiener Universitätsbibliothek dieselben Briefe (den Lettern und Papier nach noch im vorigen Jahrhundert gedruckt) unter dem Titel: „Neu gesammelte Briefe von Joseph II., Kaiser der Deutschen. Constantinopel. Gedruckt in der geheimen Hofbuchdruckerei."

Das ist die Original-Ausgabe dieser gefälschten Briefe. Wir ersuchten den Hofarchivaren Hofrath von Arneth, die echten Briefe Josephs, aus derselben Zeit, wie die der angeblich Constantinopolitinischen Ausgabe, zu vergleichen; von Arneth that dieß in Gegenwart des Herausgebers, und es stellt sich aus Inhalt, Form und Zeitbeziehungen heraus, daß diese Briefe gefälscht seien, nur der 19. und 20. der Sammlung ausgenommen. Dieß constatirte der erste und beste Kenner Josephinischer Urkunden, und Schriftstücke, Hofrath Arneth selber.

Somit muß die Berufung auf jene Mache, welche seit 50 Jahren fast allgemein in Uebung gewesen, in vorliegender Schrift selbstverständlich wegfallen. Wir schreiten hiemit zur Angabe der Quellen, aus der wir geschöpft haben.

3. Die benützten Quellen und über Form und Darstellung. Der Verfasser konnte in den von ihm hinausgegebenen archivalischen Arbeiten über Joseph und seine Regierung, besonders seine Kirchenreform, die ausgiebigsten Quellen finden. Hier folgen für jene Leser, welche den Gegenstand weitläufig kennen lernen wollen, die Titel dieser Schriften nach der Zeit der Herausgabe derselben:

Die theologische Dienerschaft am Hofe Josephs II. Geheime Correspondenzen und Enthüllungen zum Verständniß der Kirchen- und Profangeschichte in Oesterreich von 1770 bis 1800 aus bisher unedirten Quellen der k. k. Haus-, Hof-, Staats- und Ministerial-Archive.

Von Sebastian Brunner. Wien, 1868. Wilhelm Braumüller, k. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung.

Die Mysterien der Aufklärung in Oesterreich von 1770 bis 1800. Aus archivalischen und andern bisher unbeachteten Quellen. Von S. Brunner. Mainz. Franz Kirchheim, 1869.

Correspondences intimes de l'Empereur Joseph II. avec son ami le comte de Cobenzl et son premier ministre le Prince de Kaunitz. Puisées dans les sources des archives impériales jusqu'à présent inédites. Avec une introduction et des notes historiques. Par Sébastien Brunner. Paris. Lethielleux 4. Rue Cassete 1871. (Mayence, Kirchheim.)

Der Humor in der Diplomatie und Regierungskunde des 18. Jahrhunderts. Hof-, Adels- und diplomatische Kreise Deutschlands, geschildert aus geheimen Gesandtschaftsberichten und anderen ebenfalls durchwegs archivalischen, bisher unedirten Quellen. Von Seb. Brunner. Wien. Braumüller, 1872. 2 Bde.

Nachdem im von der Herder'schen Verlagshandlung herausgegebenen Programm bezugs der „Sammlung historischer Bildnisse" bestimmt worden ist, daß die Biographien 230 Seiten nicht überschreiten sollen, mußte selbstverständlich vieles in der prägnantesten Kürze dargestellt, und kann deßhalb dem Autor darüber kein Vorwurf gemacht werden.

Die chronologische Ordnung ist bei einer Skizze von Josephs Leben, seiner Regierung und besonders seiner Reformen im Kirchenwesen geradewegs eine Unmöglichkeit, das hat auch schon Jäger jenen gegenüber erklärt, die eine chronologische Ordnung der Reformen Josephs beanspruchen möchten, denn eine solche Darstellung, welche die den verschiedensten Gebieten angehörenden Thatsachen, ohne inneren Zusammenhang, bloß ihrer Gleichzeitigkeit wegen, nebeneinanderstellt, würde fast den Anblick eines chaotischen Conglomerats von Gesetzen und Verordnungen gewähren, die nichts mit einander

gemein haben, als ihre Datirung vom selben Tage. Die Verordnungen Josephs liefen aber ohne Plan und System nebeneinander her. Wenn man die kaiserlichen Resolutionsbücher (riesige Folianten) im Archiv des Staatsministeriums durchblättert, so staunt man über die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die der Kaiser oft an einem einzigen Tage behandelt und abgefertigt hat. Wenn in vorliegender Schrift bisweilen der Absolutismus Josephs betont worden ist, so konnte dieß natürlich nicht im Gegensatz zu einer constitutionellen Regierung gemeint sein, wie es heutzutage üblich ist; denn die heutigen Constitutionen kannte man im 18. Jahrhundert noch nicht. Somit wird hier das Wort Absolutismus als Gegensatz jener Faktoren zu betrachten sein, welche damals dem Alleinwillen des Herrschers entgegenstanden, und das waren: ständische Verfassungen, verbriefte Rechte, Gesetze, auch Herkommen und Gewohnheit, besonders das unantastbare Recht des Eigenthums. Betrachtet sich nun der Herrscher nach damaligen Theorien der Omnipotenz über das Recht und Gesetz stehend und auch als derjenige, der zum „Wohl des Staates" über das Eigenthum von Personen, Familien und Corporationen verfügen kann, so wird in solchem Falle gegen das Wort Absolutismus keine Einsprache zu erheben sein.

Der Herausgeber will sich bei dieser Gelegenheit nur noch eine kleine Bemerkung erlauben. Wenn in neuester Zeit Bannerträger des modernen Liberalismus bei constitutionellen Kammerberathungen in überschwengliches Lob über den Kaiser Joseph ausgebrochen sind, so müssen diese Herren nicht gewußt haben, daß gerade Joseph ein so schwacher Verehrer aller möglichen, auch der mindest berechtigten Verfassungen gewesen ist, daß er diesen versammelten Herren

seine Mißbilligung ihrer politischen Wirksamkeit in einer Weise gezeigt hätte, die wir später des Nähern bezeichnen werden.

Wo es sich um entscheidende Momente im Leben und Wirken Josephs handelt, wurden zumeist auch die eigenen, auf den Gegenstand bezüglichen Worte des Kaisers aus seinen Resolutionsbüchern, Handbilleten, Briefen oder anderen authentischen Aktenstücken angeführt. Nachdem dem Herausgeber bisher unbenützte, zum Theil auch unbekannte Quellen zu Gebote gestanden, wird der Leser, der alle Biographien Josephs durchgesehen hat, doch in der vorliegenden Vieles finden, was ihm bisher noch nicht bekannt gewesen ist.

4. Betrachtung der Zeit, in welcher Joseph geboren und erzogen wurde. Joseph II., Sohn Kaiser Franz I. (von Lothringen) und der Maria Theresia, wurde zu Wien am 13. März 1741 geboren. Seine Taufpathen waren Benedikt XIV. und August II., Kurfürst von Sachsen und nachmaliger König von Polen. Seine Geburt fällt in eine Zeit des Krieges, der Unruhen, der Bedrohung des Länderbesitzes seiner Mutter. Nur mühsam konnte sich Maria Theresia nach vielfachen Kämpfen und schweren Verlusten an Länderbesitz behaupten.

Furchtbarer aber als ländergierige Fürsten waren die Prinzipien der Revolution, die sich inmitte des 18. Jahrhunderts in ganz Europa verbreiteten. Diese arbeiteten an der Auflösung der ganzen christlichen Weltordnung und brachten die ältesten Throne zum Wanken.

Die Zündfäden gewaltsamen Umsturzes reichen zurück bis in die Zeit des wiedererwachenden Heidenthums in Italien im 15. und 16. Jahrhundert. Der Einfluß der

Mediceerfürsten zu Florenz auf die Kirchen- und Weltgeschichte wird erst in neuerer Zeit gewürdigt. Die unter ihrer Herrschaft gesteigerte Pflege des Heidenthums in Theorie und Praxis, in Wissenschaft, Kunst und Leben hat einen Wurmsamen über Europa ausgestreut, dessen Früchte jetzt noch fortwuchern.

Was unter Kaiser Julian mit Gewalt versucht wurde, das verrottete Heidenthum wieder an die Stelle des Christenthums zu setzen, das sollte unter den Mediceern durch Kunst und Wissenschaft in Scene gesetzt werden. Glänzende Geister, große Gelehrte betheiligten sich, oft noch dazu mit dem besten Willen, an dieser Arbeit, sie wollten das Christenthum mit dem Heidenthum versöhnen, um der Gegensätze in Wissenschaft und Leben, durch eine versuchte Ausgleichung derselben Meister zu werden. Marsilius Fizinus, der mediceische Hofphilosoph, ließ vor dem Bildnisse Platons das ewige Licht brennen. Er war Mitbegründer der platonischen Akademie, las dem Cosmus von Medicis, seinem Gönner, als dieser auf dem Sterbebette lag, die Gespräche Platons vor, bekehrte sich aber selbst in seinen letzten Lebensjahren wieder zum positiven Christenthum. Auf Deutschland ging diese Richtung durch Reichlin über, der sich in Florenz derselben angeschlossen. In Frankreich und England neigten sich viele Gelehrte der heidnischen Weltanschauung zu; das Netz der Humanisten verbreitete sich über das civilisirte Europa; die zur Vertretung humanistischer Studien gestifteten Akademien wirkten im selben Sinne fort.

Im 18. Jahrhundert finden wir in Europa den aus Italien importirten Samen schon völlig ausgebreitet und hoch in die Halme geschossen. Philosophische Doktrinen keimen auf, die sich den Umsturz des Christenthums geradewegs zur Aufgabe machen. Holländer und Engländer gehen

als Erfinder politisch revolutionärer Systeme den Franzosen voran und Thomas Hobbes (geb. zu Malmesbury 1588, † 1679) predigte in England den Materialismus und trug daselbst den Feinden des Christenthums die Fahne voran.

In Frankreich suchte man der Religion äußerlich noch gerecht zu werden; die sittliche Fäulniß des Hofes, besonders unter Ludwig dem XIV. und seinem Nachfolger, ließ mit Recht an der religiösen Gesinnung der Machthaber zweifeln; und das praktische moralische Verderben bahnte irrreligiösen antichristlichen Doktrinen einen offenen Weg; und das Lexikon Bayle's verkündigte die Lehre: daß die menschliche Gesellschaft zu ihrem Bestande die Religion gar nicht mehr nothwendig habe.

Voltaire, Diderot und d'Alembert gründen die Encyklopädie und arbeiten, nach dem gefaßten Plane eine neue, der alten Tradition in Staat und Kirche feindliche Lehre unter allen Ständen zu verbreiten. Arme Gelehrte wurden in den Bund aufgenommen und besoldet, unter dem Vorwand, Wissenschaft, Künste und Gewerbe gemeinnützig zu machen, wurde der Angriff gegen die Lehre des Christenthums planmäßig organisirt. Im Hause des pfälzischen Baron Holbach versammelten sich die Bundesgenossen und beriethen ihre Arbeit nach Voltaires aufgestelltem blasphemischem Grundsatz: daß 5 bis 6 Männer von Verstand doch auch im Stande sein können, eine Religion zu stürzen, die von 12 schlechten und dummen Menschen importirt worden sei. Voltaires Aufruf gegen das Christenthum: rottet die Infame aus (Ecrasez l'infame), ist hinlänglich bekannt.

5. **Arbeiten für Revolution gegen Kirche und Staat in Deutschland.** Spalding hatte um 1745 schon einige englische Bücher über Deismus und sogenannte natürliche Re-

ligion übersetzt. Die protestantischen Hochschulen docirten bald ähnliche Doktrinen von den Kathedern der theologischen Facultäten. Der Berliner Buchhändler Nicolai arbeitete im selben Sinne in Volksschriften. Seine „Briefe, die neueste Literatur betreffend", fanden einen für die damalige Zeit bedeutenden Absatz. Das spornte ihn an, seinen Buchhandel großartiger auszubeuten, und er gründete die allgemeine deutsche Bibliothek, welche in kurzer Zeit über 100 Bände unter das Lesepublikum hinauswarf. 140 Gelehrte verschiedenen Ranges waren Mitarbeiter. Man stellte sich die Aufgabe, das positive Christenthum geradewegs zu zerstören und die pure Vernunftreligion mit Läugnung jeder göttlichen Offenbarung an dessen Stelle zu setzen. Alle Mittel wurden angewendet, um Gelehrte für diesen Zweck zu gewinnen. Jeder Katholik oder Protestant, der am positiven Glauben festhalten, für diesen öffentlich einstehen wollte, wurde der Dummheit, Finsterniß, des Wahnsinns und Fanatismus beschuldigt; die Leute der eigenen destruktiven Partei sammt und sonders als Lichter erster Größe zu den Sternen erhoben. Die Bande hatte sich ihre Basis in einem furchtbaren Verläumdungs- und Schmähungssystem begründet; die Gelehrten fürchteten, durch Opposition an ihrer Ehre geschädigt zu werden, und so trieb viele die Angst in's negierende Lager, oder brachte mindestens ihre Stimme zum Schweigen. Friedrich II. hatte zuerst die hellste Freude über dieses Treiben. Als die Consequenzen aber in der Erschütterung des ganzen gesellschaftlichen Lebens sich zeigten, wurde der König stutzig und sagte einmal in seinen letzten Lebensjahren zu seinem Großkanzler Carmer: „Glaub er mir, meine schönste Bataille wollte ich darum geben, wenn ich Religion und Moralität unter meinem Volke wieder da haben könnte, wo ich sie bei meiner Thronbesteigung gefunden."

Was mußte Friedrich für Erfahrungen gemacht haben, die ihn, den früheren Beschützer und Gönner von Voltaire, Lamettrie und der Encyclopädisten, zu diesem Ausrufe gebracht. Friedrich hatte an Voltaire einen von ihm selbst entworfenen Plan zur Zerstörung der katholischen Kirche in Deutschland geschickt. Ueber die Kühnheit dieses Planes gerieth selbst Voltaire in Verwunderung. Der Engländer Burke sagte deßhalb aber auch mit Recht über Friedrich: „Dieser sonst so einsichtsvolle und gerechte Herrscher hat die französische Revolution ausgebrütet."

Die höhern Stände, regierende Fürsten und der Adel bezogen die Erzieher ihrer Nachkömmlinge aus dem aufgeklärten Frankreich. D'Alembert hatte eine eigene Commission zur Uebersendung französischer Hofmeister in Paris etablirt. Ein deutscher Reichsfürst behauptete, daß bis 1778 von diesem Institut allein über 400 Hofmeister nach Deutschland gesandt worden sind. Die Erziehung wurde nach dem System von Rousseau's Emil eingerichtet; die Schriften Voltaires mußten der Jugend den vollen Glanz der Aufklärung verleihen.

6. Wodurch der revolutionäre Geist noch gefördert wurde.

Alle diese destruktiven Tendenzen wurden durch die Eigenthümlichkeit der damaligen kirchlichen Zustände in Deutschland noch gefördert. An den Höfen der geistlichen Kurfürsten, an den großen Domkapiteln, hatte sich durch die jungen Cavaliere, welche in dieselben eintraten, großentheils derselbe traurige Geist französischer Erziehung eingenistet.

Am Hofe des Kurfürsten von Mainz war ein förmliches Hoflager von Aufklärern aller Grade aufgeschlagen. Die verderblichsten französischen und deutschen Schriften wur-

den öffentlich in Gesellschaft vorgelesen, und Herren und Damen, Domherren und Hofcavaliere hatten die hellste Freude daran.

Schon ging das deutsche Reich sichtlich seinem Untergange entgegen und doch wußten die kleinen geistlichen und weltlichen Fürsten nichts angelegentlicheres zu thun, als den Einfluß von Papst und Kaiser abzuschwächen und sich durch Ceremoniell und Rangstreitigkeiten gegenseitig, je nach Sieg oder Niederlage, Vergnügen oder Verdruß zu verschaffen.

Das deutsche Reich war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts seiner Auflösung nahe.

Der mächtige Baum, unter dessen Schatten die deutschen Völker Ein Jahrtausend gewohnt, war abgestorben; der Geschäftsgang im Justiz-, Verwaltungs- und Kriegswesen wurde immer schwerfälliger, in den morschen Aesten fingen die treibenden Säfte zu stocken an; das Ceremonienwesen, Lustbarkeiten, Komödien, Singspiele, Bälle, Jagden und Unterhaltungen aller Art und Unart beherrschten besonders die kleinen Höfe; die Verschwendung von Paris und Versailles war zum nachahmenswürdigen Muster geworden; Deutschland glich einem absterbenden, von zierlichem Moose und Pflanzenparasiten überwucherten Baume, auf dem eitel glänzende Käfer und Halbflügler aller Gattungen geschäftig auf- und niederrennen. Dr. Förster sagt über diese Zeit: „So trostlos aber auch jenes Zeitalter ist, wo aus der Familie die Sitte, aus der Kirche der Glaube, aus dem Staate die Freiheit gewichen war, wir dürfen es dennoch nicht aus unseren Geschichtsbüchern streichen, wo es mit Schrecken daran mahnt, daß aus seinem Schooße die französische Revolution geboren wurde.“

Auch unter den geistlichen Landesfürsten war Verwelt-

lichung eingerissen. Bei den Kurfürstenwahlen gab es in den Wahlkreisen zumeist politische und persönliche Motive, auf die Kirche wurde nicht viel Rücksicht genommen. Die kleineren Reiche, welche diese geistlichen Fürsten im Diesseits besaßen, machten ihnen in der Regel unendlich mehr Sorgen und Kummer als das große Reich Gottes im Jenseits mit all' seiner Herrlichkeit.

Zudem betrachteten die nachgeborenen Fürstensöhne die deutschen Bischofstühle geradewegs als ihr rechtmäßiges durch die besondere Gnade der Vorsehung ihnen verliehenes Eigenthum.

Durch die Streitigkeiten mit den Zünften veranlaßt, machten sich die deutschen Domkapitel, die schon großentheils vom Adel besetzt waren, Statuten, durch welche das demokratische Zunftelement von diesen Corporationen ferne gehalten werden sollte. Das führte zur adeligen Oligarchie der Domkapitel und zur Ausschließung des bürgerlichen und Volkselements aus allen höheren Pfründen und Kirchenstellen.

Obwohl die Päpste gegen diese oligarchischen Statute vielmal Proteste erließen, kümmerten sich die Domkapitel wenig darum und blieben bei ihrer alten Gepflogenheit. Am Ende verlangten die Päpste, es sollen mindestens zwei Doktoren der Theologie oder der Rechte in diese Stifte aufgenommen werden. Zu den geringeren Hofstellen, zur Stelle von Weihbischöfen, zum Amt dirigirender Staatskanzler, zu den Dikasterien wurden an den Rheinischen geistlichen Höfen auch bürgerliche zugelassen. Oefters hatten 3 bis 6 Bisthümer nur Einen Bischof, und vereinigte Ein Pfründner 3 bis 5 Domherrenstellen und Abteien. Die Diöcesen waren groß, es gab in der Verwaltung eine Menge von Uebelständen.

Wenn wir diese Sachlage hier betonen, so geschieht es deßhalb, weil die Aufrollung dieser Bilder zur nachfolgenden Charakteristik Josephs II. nothwendig ist. Kaunitz und die Partei dieses Staatsmannes sorgte dafür, daß dem Kaiser schon während seiner Mitregierung (Corregentschaft) diese ohnedieß nicht erfreulichen Zustände noch besonders in ihren Schattenseiten dargestellt wurden. Joseph sah, daß im Staat und in der Kirchenregierung verschiedenes faul war, er wollte reformiren — als absoluter Monarch kümmerte er sich freilich darnach wenig um den Rechtszustand — er zog kurzweg alles in den Bereich seiner Oberherrschaft und schaltete und waltete nach seinem Gutdünken. Rechte, Verträge, Privilegien, alles mußte weichen, wenn es galt, das durchzusetzen, was ihm gut dünkte, und was er nach seiner Anschauung dem Staatswohl für nothwendig hielt.

7. **Die geheimen Gesellschaften.** Freimaurer- und Illuminatenthum war über ganz Deutschland verbreitet. Als in England sich in dem Protestantismus daselbst das positive Christenthum zersetzte, gründeten und verbreiteten die Freimaurer ihre moderne Weltkirche; in dieser sollten die Lehre der Kirche, dann Cultus und Sakramente durch „moralische Grundsätze und gesellige Formen ersetzt werden." Die untergeordneten Grade der Maurer wurden in die letzten Ziele des Ordens entweder nur zum kleinen Theile oder gar nicht eingeweiht; so kam es, daß viele harmlose Beobachter den Orden nur für eine philantropische Gesellschaft zur Förderung der Wohlthätigkeit, oder für eine harmlose Spielerei zur Erhöhung des geselligen Vergnügens gehalten haben. Schon zur Zeit Maria Theresia's gab es in Wien Maurerlogen, sie traten offen auf, als Joseph zur Regierung kam, erst als er fast am Ende seiner Regierungszeit die traurige

Bemerkung machte, daß es neben dieser Geheimgesellschaft nicht mehr möglich war, zu regieren, fing er an, gegen dieselbe aufzutreten. Auch er hatte das Maurerwesen bis dorthin für eine harmlose Spielerei gehalten. Auch die Illuminaten, zuvörderst in Baiern unter dem Stifter derselben, Weishaupt, thätig, hatten in Oesterreich einen Boden ihrer Wirksamkeit gefunden. Die meisten Mitglieder, sagt Jäger, waren in Baiern und Oesterreich. Alle Klassen und Stände, Gelehrte und Studenten, Vornehme und Lakeien, Künstler und Handwerker, Minister, Beamte, Offiziere, Theologen und Prediger, selbst bischöfliche Domkapitel lieferten ihre Contingente, wie auch Carl von Dalberg, Coadjutor von Mainz, den Illuminaten beitrat; der Reichsfürstenstand war durch einen protestantischen Fürsten vertreten, der die Berichte seiner innersten Gedanken an den Ordensgeneral oder baierischen Provinzial, wie Weishaupt in der Ordenssprache genannt wurde, in aller Unterwürfigkeit nach Ingolstadt einsandte. Sie diktirten von den Lehrstühlen der Universitäten bis hinab zu den Elementarschulen, von den Kanzleien der Bischöfe bis zum untersten Pfarrbenefizium, und von der Justiz und anderen Beamten-Collegien bis zum Tagschreiber den Ton des Zeitgeistes.

8. **Die Herrschaft des Zeitgeistes in Ländern romanischer Zunge.** In Portugal wirkte der bekannte Minister Pombal von 1750—1777 mit Hilfe eines wahrhaft blutigen Schreckenssystems, um die Grundsätze der Voltairianer, mit denen er im intimsten Verkehre stand, in diesem Lande durchzusetzen. Selbst Schlosser, sicher der unparteiischste Schriftsteller in dieser Frage, sagt über die Regierung dieses Ministers: „Kerker und Todesstrafe ward über jeden verhängt, der sich mit der Verwaltung des Pre-

mierministers unzufrieden zeigte. Gleich die ersten Jahre von Pombals Regierung gleichen daher der Schreckenszeit der französischen Revolution, alle unterirdischen Kerker, alle Thürme waren voll von Staatsgefangenen." Zunächst fielen Adel, Klerus und Jesuiten als Opfer des aufklärungswüthigen Ministers.

In Spanien fand Pombal unter Karl III. an den Ministern Squillaci und Aranda zwei fürchterliche Genossen. Um die Jesuiten austreiben zu können, machte man gegen dieselben eine erdichtete Anklage und schiffte 5000 derselben zwangsweise ein, um sie nach Rom zu führen. Das geschah gleich einige Tage nach Verkündigung des Urtheils (1767). Man behandelte diese Ordensleute derartig grausam, daß auch selbst Schlosser sagt: „Es könnte dieses Schicksal auch ein steinernes Herz rühren." Und das nannte man die Regierung mit den Pariserphilosophen in Verbindung bringen, den bürgerlichen Wohlstand der Nation steigern und den monarchischen Glanz durch fortschreitende Civilisation versöhnen, womit das Fortbestehen des Jesuitenordens unverträglich sei.

Im selben Jahre (1767) suchte sich in Neapel der frühere Advokat und damalige Minister Tanucci an den Jesuiten die gleichen Lorbeeren zu gewinnen, wie sein College Pombal in Spanien.

Am 5. November ließ dieser Vertreter der gerechten Themis sämmtliche Jesuiten verhaften und nach Terracina an die Grenze des Kirchenstaates spediren. Er beging dabei die Schamlosigkeit, nicht einmal irgend einen Rechtstitel für seine Gewaltthat zu fingiren, sondern erklärte seinen Befehl im Namen des Monarchen, der seine Macht unmittelbar von Gott überkommen und über den Gebrauch dieser seiner Macht nur Gott allein Rechenschaft schuldig sei.

In Parma suchte der französische Regent und Vormund während der Minderjährigkeit Herzog Ferdinands, Wilhelm du Tillot, durch verschiedene Verordnungen die Macht des päpstlichen Stuhles zu beschränken. In Folge dessen verlangten die bourbonischen Höfe die Unterdrückung der Bulle In coena Domini, in welcher die Excommunication über die Räuber des päpstlichen Länderbesitzes ausgesprochen war. Als der Papst dieser Zumuthung nicht folgte, zog Frankreich die Grafschaften Avignon und Venaissin, Neapel die Fürstenthümer Benevent und Pontecorvo ein.

In Frankreich suchte man im Parlament von 1761 bis 1764 Streitigkeiten mit dem Clerus anzufachen. Der Minister Choiseul und die Maitresse Ludwigs XV. Pompadour arbeiteten an der Verminderung der päpstlichen Macht in Frankreich und betrieben die Aufhebung des Jesuitenordens. Es zeigt sich somit an sämmtlichen bourbonischen Höfen ein wohlorganisirtes System, überall wurden Gewaltmittel zu demselben Zwecke angewendet.

9. Die Herrschaft des Zeitgeistes in den nordischen Reichen. Katharina II. bestieg nach der Ermordung Peters III. den russischen Thron. Die Mörder Peters zählten zu ihren intimen Vertrauten. Dieser Umstand, wie das sonstige sehr bedenkliche Leben dieser Dame, befähigte dieselbe schon im Voraus für die größte Empfänglichkeit zur Annahme der französischen liederlichen philosophischen Theorien. Voltaire und der ganze Anhang der französischen Sophisten benebelten die Kaiserin mit Weihrauch, hoben ihre Weisheit hervor und die Monarchin zu den Sternen hinan; hingegen beschützte Katharina diese liederliche Philosophenschule und erwies derselben alle möglichen Ehrenbezeugungen. Der russische Adel nahm so wie der Hof den französischen Lack an

und überfärbte mit demselben die innere moralische Fäulniß. Die Sophisten nannten Katharina „die große Semiramis des Nordens", dafür lud sie d'Alembert zur Erziehung des Großfürsten Paul und Diderot zu einem Besuch an ihrem Hofe ein und kaufte Voltaire's Bibliothek für ihren Palast.

Wie Friedrich II. in Preußen um die Gunst der Voltairschule gebuhlt und wie er den Grundsätzen dieser Schule in Deutschland Bahn gebrochen, haben wir schon früher erwähnt.

Auch im kleinen Dänemark bereitete die Liederlichkeit des Hofes den französischen Theorien ein fruchtbares Erdreich. Christian VIII., physisch und moralisch zu Grunde gerichtet, war ein Werkzeug in den Händen seines Leibarztes Struensee, der sich zum Grafen und Minister emporschwang, ein vertrauter Freund von Voltaire, Rousseau und Helvetius war und der, wie man ihm nachsagte, „mit der Bibel seines Vaters — eines angesehenen Pastors in Dänemark — weniger bekannt war als mit der Pariserphilosophie." Er machte aus seinem Unglauben und seiner Moral so wenig Hehl, daß der russische Gesandte Filosofov, um demselben seine vollste Verachtung zu bezeugen, diesen Minister im Theater einmal förmlich anspukte. Alle ehrlichen Leute im Lande Dänemark meinten, der russische Gesandte sei zu dieser Demonstration vollkommen berechtigt gewesen.

Wir haben geflissentlich einen Kreis um die österreichischen Lande gezogen und eine Musterung der Höfe und Regierungsarten ringsum angestellt, um die ganze Umgebung des Kaisers Joseph kennen zu lernen. Das ist zur Beurtheilung des Kaisers um so nothwendiger, als auch schon bei der Beurtheilung jedes gewöhnlichen Menschenkindes der Einfluß seiner Erziehung, seiner Gesellschaft, seiner Umgebung, seiner Standesgenossen in die Wagschale

gelegt werden muß. Faßt man bei Joseph nun alle diese Umstände in's Auge, so wird man zum Resultat kommen, wie er bei all' seinen Fehlern, Mißgriffen und Irrungen doch unermüdlich am Wohl des Volkes zu arbeiten sich vorgenommen, wie er der thätigste und fleißigste Regent seiner Zeit gewesen ist und wie das bedauerliche in seinem Regentenleben nur darin bestand, daß er nicht Meister des Zeitgeistes geworden, daß er diesen nicht in seinen Irrthümern überwinden konnte, sondern daß er in mancher Richtung von diesem Zeitgeist überwunden worden ist. Er war eben durch und durch absoluter Herrscher, da konnten seine Tugenden einen größeren Erfolg, aber auch seine Fehler mußten eine gefährliche Tragweite haben. Wenn moderne Constitutionsliebhaber Joseph II. unbedingtes Lob spenden, so denken diese Herren sicher nicht daran, daß Joseph II. diesen ihren Beirath, so lang er mächtig genug dazu war, nie geduldet, daß er dem Gedanken an ein Parlament außerordentlich abhold gewesen und Deputirte, wie selbe heute dastehen, sicher entweder mit dem Kehrbesen des Spottes oder mit Bajonetten auseinander gejagt hätte, je nachdem für Durchführung seines absoluten Willens das erstere genügt hätte oder das zweitere nothwendig gewesen wäre.

10. **Josephs Erziehung.** Nachdem wir den weiten politischen Lebenskreis, wie er sich inmitten des 18. Jahrhunderts um die österreichischen Lande gezogen, in etwas betrachtet haben, müssen wir den engen Kreis in Augenschein nehmen, der in den Jugendjahren Josephs ihn als erziehendes Moment umgeben hat.

Als Knabe war Joseph gesund, lebhaft, rasch, kein Freund vom Sitzen, er besaß ein gefühlvolles Herz, das Mitleid

regte ihn zu edlen Entschlüssen und schönen Thaten an. Sein rascher Gang, seine lebhaften Geberden, seine Ungeduld, wenn er Hindernisse fand, sein Eigensinn und Trotz manifestirten sich schon in seinem Knabenalter. Die Erzieher beklagten sich über ihn öfters bei der Kaiserin. Diese sagte betrübt: Mein Joseph kann nicht gehorchen. Mit 4 Jahren war Joseph schon ein so ausgebildeter Starrkopf, daß er 8 Tage lang nichts genoß, außer das, was er wünschte. Die Kaiserin wußte seinen Eigensinn nicht zu brechen und kam auf das unglückliche Mittel, durch einen Bauchredner hinter der Tapete den Knaben mit einer Stimme aus der Geisterwelt bedrohen zu lassen. Man soll bei der Erziehung mit dem Hineinragen aus der jenseitigen Welt in die diesseitige nie eine Komödie spielen; erwachsen die Kinder und kommen sie zur Einsicht, mit welchen Mitteln man sie behandelt, so verschütten sie das Kind mit dem Bade und meinen, es mit Religion und Gottesfurcht auch nicht so ganz ernst nehmen zu müssen.

Aus Dankbarkeit gegen die getreuen Ungarn übertrug die Kaiserin Josephs Erziehung dem Grafen, nachmaligen Fürsten Batthyany. So edel und gut die Dankbarkeit gewesen, so schlecht fiel die Wahl der Persönlichkeit aus. Batthyany war, was man zu sagen pflegt, ein harter Soldatenkopf, der des Prinzen Eigensinn durch die starrste Militärdisciplin brechen wollte und von Pädagogie und Psychologie so viel wie nichts verstand. Joseph konnte seinen Erzieher auch in der Folge nie leiden und äußerte sich über denselben in ungünstiger Weise.

Bis zu seinem 10. Lebensjahre mußte den Prinzen der Jesuit Bitterman in Religion, Latein, Geschichte, Geographie, Feldmeß- und Kriegsbaukunst unterrichten. Es läßt sich denken, wie sich der Knabe trotz allen Bemühungen von

Seite seines Lehrers, demselben die trockensten Kriegskünste unterhaltlich beizubringen, oft entsetzlich gelangweilt haben mag. Nach dem 10. Jahre Josephs wurde die Erziehung nach Bartensteins (Staatssekretär) Plan betrieben. Bartenstein, damals 64 Jahre alt, stoppelte aus archivalischen Quellen ein historisches Unterrichtswerk von 15 Folianten zusammen. Beispielsweise sei nur erwähnt, daß dieser Pedant über die Hunen und Avaren weitaus mehr Papier verdarb, als über die Zustände Ungarns unter dem Haus Oesterreich. Man wird kaum irren, wenn man die Ansicht ausspricht: durch den langweiligen Bitterman wurden dem Prinzen die Jesuiten, und durch den langweiligen Bartenstein wurde ihm nicht nur die Geschichte, sondern der ganze historische Boden auf Lebenslang zuwider. Batthyany selber war ein erklärter Feind der Wissenschaft. Die Hälfte der Schulstunden für Joseph wurden gar nicht gehalten. Einmal unter zehnmal wurde den Lehrern, wenn selbe kamen, ihre Lehrstunden zu halten, von Batthyany zugerufen: „Der Herr kann nur weiter gehen," dann zum Prinzen: „Wollen Ihre Hoheit nicht in's Ballhaus, wollen Sie nicht spazieren reiten?" Wo ist in der Welt der Knabe zu finden, der nicht lieber in einem prächtigen, großen, lichten Ballhause Bälle schlagend herumtanzt und der nicht lieber auf prächtigen Pferden, mit goldglänzenden Lakeien im Gefolge, herumreitet, als mit alten Pedanten langweilige Lehrstunden am Tische sitzend herabhaspelt.

Nur gerade der Lehrer mit dem revolutionären Rechtssystem damaliger Zeit, Martini, hatte den größten Einfluß auf den Prinzen. Dieser leitete die Begriffe des Rechts aus dem sogenannten Naturzustande des Menschen ab, und so brachte er die Ideen des jungen Fürsten mit allen historischen Rechtszuständen in den grellsten Wider-

spruch. Im pedantischen, unlebendigen, unphilosophischen, mit trockenen Thatsachen sich fortschleppenden Geschichtsunterricht fand der Prinz weder Abwehr noch Gegengewicht, seine Rechtstheorie war durch diesen seinen Lehrer, der ihm alles wiedergab, wie er es aus der französischen Garküche bekommen, eine völlige Rechtsverachtung geworden. Dr. Jäger resumirt diese Erziehungsmethode und die Folgen derselben mit den Worten: „Dem mangelhaften Unterrichte, den Joseph in der Jugend erhielt, muß es daher wohl zugeschrieben werden, daß er später einerseits, was nicht geläugnet werden kann, weder je gründliches Wissen, noch Achtung und Liebe für die Gelehrten und Wissenschaften, noch Sinn für Kunst bewiesen hat, und andererseits alles historische Recht in seinen Augen weder Anerkennung noch Gnade fand.“

Somit kann man, gestützt auf die vorgeführten Thatsachen, entschieden behaupten: Joseph war ein Kind seiner Zeit, seiner Umgebung, seiner Erziehung. Als er im 24. Lebensjahre (1765, nach seines Vaters Tod) zum Corregenten für die österreichischen Staaten berufen wurde, war ihm auch schon seine Lebensrichtung und Regierungsmethode gegeben, er erstarrte in dieser um so mehr, als er in der Regierungsart seiner Mutter den vollsten Widerspruch fand und diese während ihrer Lebenszeit das von ihr eingenommene Terrain nur Schritt für Schritt seinem Andringen gegenüber aufzugeben gesonnen war. Sie, die Mutter, war eine der größten und edelsten Frauen, die je ein Thron besessen, aber in ihren alten Tagen wollte sie selbst die Formen, welche sich überlebt hatten, noch aufrecht erhalten wissen; er, der Sohn, hatte Lust mit allem, mit Wesen und Form aufzuräumen und nach den neuen Theorien ein neues Regime zu schaffen — darin lag das

unversöhnliche Zerwürfniß, in dem Beide nebeneinander gelebt haben.

11. **Joseph und seine Mutter.** Gegen das Ende der Lebens- und Regierungsjahre Maria Theresia's war das Verhältniß Josephs zu seiner Mutter in ein so trauriges Stadium eingetreten, daß wir nicht umhin können, desselben hier flüchtig zu erwähnen, denn es ist ein nothwendiger Faktor in der Charakterschilderung des Kaisers. Erst die jüngsten Schriften von zwei Historikern haben durch aufgefundene Archivstücke dieses Verhältniß unzweifelhaft darzustellen vermocht. Karajan (Maria Theresia und Joseph II.) berichtet von einer eigenhändigen Entschließung der Kaiserin, über einen Vortrag des Fürsten Kaunitz und über ein Schreiben des Kaisers, in welchem dieser im Drang der Geschäfte sowohl wie in krankhaft gereizter Stimmung statt eines Falles, den die Kaiserin eben erlitten, theilnehmend zu erwähnen, nur über Staatsangelegenheiten sich äußerte, zudem in gewohnter, die Ansichten seiner Mutter schonungslos besprechender Schärfe, was die damals schon kränkelnde und überhaupt empfindliche Mutter nur um so mehr verletzen mußte. Dieses Schreiben der Kaiserin an Kaunitz lautet: „Ich sende ihnen den Vortrag des Kaisers mit der Antwort zurück und zwar zu ihrem alleinigen Gebrauch und ihrer Kenntniß. Sie werden mir die Entschließung, die er erfordert, anmerken. Ich hätte über meinen Fall doch irgend ein zärtlich theilnehmendes Wort erwartet, statt dem sehe ich mich herabgekanzelt und durchgegeißelt. Der Inhalt dieses grausamen Briefes schmerzt mich mehr als mein Fall. Ich sage dieß nur ihnen, als meinem Freunde, und sie werden mir den Brief noch diesen Abend zurücksenden."

Die Kaiserin war, wie wir auch später sehen werden,

stets sorgfältig bemüht, daß die Klagen über Joseph nicht in die Oeffentlichkeit kamen oder der Nachwelt überliefert blieben, sie wollte ihrem bedrängten Herzen nur in der Mittheilung an vertraute Personen Luft machen. Josephs Brief liegt leider nicht bei den Akten (es scheint, die Kaiserin habe selben vernichtet), wohl aber das Schreiben des Fürsten Kaunitz an die Kaiserin; dieses lautet: „Ich habe aus tiefster Seele mit Euer Majestät geseufzt über Alles, was dieß von Anfang bis zu Ende darthut und ankündigt. Züge, die so betrübende Ansichten erkennen lassen, daß man die ärgsten Folgen befürchten muß, eine überall hervorbrechende Richtung der Denkungsart, die ebenso verfehlt, als ungerecht zu nennen ist. Die Mutter, und welche Mutter, der Bruder, die Diener jeder Art, alle Welt ist in gleichem Geschmacke behandelt. Man wird eines Tages das haben, was man verdient hat, keinen einzigen Freund, und zu Dienern Schurken und gesinnungslose Leute. Welche Aussicht! Ich werde die Ehre haben, die Entschließung vorzuschlagen, die Sie nach meiner Meinung fassen können. Ich halte mich zurück, über diese Dinge noch mehr zu sagen, denn nur mein grenzenloses Vertrauen zu Euer Majestät konnte mich bis zu dieser Ergießung meines gedrückten Herzens anleiten, selbst auf die Gefahr hin, daß dieser Brief seinen Weg verfehle. Ich muß aber Euer Majestät deßhalb bitten, ihn mir gnädigst zurückzusenden, um ihn verbrennen zu können. Euer Majestät zeichnen mich allerdings aus, indem Sie mich als Ihren Freund betrachten. Sie lassen mir aber zu gleicher Zeit doch nur Gerechtigkeit widerfahren, denn auf Erden ist Niemand, der Euer Majestät durch seine Gesinnungen für's ganze Leben anhänglicher sein könnte, als ich es bin."

Auf die Bitte des Fürsten sandte die Kaiserin auch

wirklich dessen Brief, welcher Kaunitz von einer seiner schönsten und edelsten Seiten zeigt, aber auch ein trauriger Beweis von dem ist, was Kaunitz mitunter selber von Joseph auszustehen gehabt haben mag, und zwar mit folgenden herzlichen Worten ihrer eigenen Hand zurück: „Ich sende ihnen hiermit ihre Zeilen zurück, die mich dadurch doch ein weniges wieder aufgerichtet haben, daß ich meine Seufzer mit den ihrigen vereinigen konnte." Karajan fügt bei: „So hatte sich bis zum Herbste des letzten Jahres, das die Kaiserin überleben sollte, ihr Verhältniß zu ihrem Mitregenten gestaltet. Es ist nicht wahrscheinlich, daß ihr Todesjahr hierin etwas Wesentliches verändert habe. Solche Dinge schlichtet nur die kalte Hand des Todes. Wir werden daher fortan die 15 Jahre Mitregentschaft sowohl für Maria Theresia wie für Joseph als keine glücklichen bezeichnen dürfen, wie segensreich auch ihr gemeinsames Wirken für ihre Reiche genannt werden muß." Auch Caroline Pichler spricht über dasselbe Verhältniß: „Es war eben die alte und neue Zeit, die sich hier grell und stark von einander trennten und so wie sie einander nicht begreifen konnten, konnte auch keine Vereinigung zwischen ihnen stattfinden."

Dieser Unfriede ist aber in neuester Zeit durch von Baron Kervyn in Brüssel aufgefundene und herausgegebene Briefe (1868) Maria Theresia's als weitaus schärfer und bitterer dargestellt worden. Diese eigenhändigen Briefe Maria Theresia's sind an eine intime Freundin der Kaiserin, die verwittwete Marquise d'Herzelle, geborne de Trazegnies, gerichtet und die Blätter derselben scheinen, wie Kervyn in dem Vorworte sagt, von Thränen begossen und im aufgewühlten Schmerz abgefaßt zu sein. Diese Briefe geben den deutlichsten Beweis, wie das Zerwürfniß durch Grundsätze und Handlungsweisen entstanden und genährt wurde.

Der größte Theil dieses Briefwechsels ist wohl vernichtet worden. Aengstlich schreibt die Kaiserin am Schlusse ihrer Briefe, die Freundin solle dieselben verbrennen. Die schmerzerfüllte kaiserliche Mutter wollte ihr tiefes Weh nicht der Welt preisgeben, sie wollte es für immer in Vergessenheit begraben wissen. Aber das geschriebene Wort bleibt, und über ein aus der Hand gegebenes Schriftstück hat der Mensch ebenso wenig mehr eine Gewalt, wie über einen aus der Hand geworfenen Stein. Einmal sagt die Kaiserin in der angeführten Briefsammlung: „Ich nehme jetzt ganz und gar die Stelle dieser heiligen Kaiserin Josephine ein.“ (Die Erklärung dieser Worte bringt das folgende Kapitel.)

Daß ein Belgier diese Briefe, welche die Mutter in ihrem Schmerze erhaben und ehrwürdig zeigen, auf Kosten des Sohnes publicirte, mag auch in der großen und unvergeßlichen Liebe und Verehrung, welche der Name der Kaiserin noch heute in Belgien genießt, seinen Grund haben; ein Andenken, das durch die versuchte Zertrümmerung und völlige Vernichtung von Seite Josephs nur noch mehr an zauberischem Glanze gewonnen hat. Wir sehen dieselbe Zwietracht, die zwischen Mutter und Sohn geherrscht, auch im Urtheil der belgischen Nation noch heute bestätigt. Conscience berichtet in seiner Geschichte Belgiens, „daß die Trauer beim Tode Maria Theresia's so allgemein war, daß der Fußboden der St. Gudulakirche gegen den Schein des Tageslichtes von den Thränen der Dankbarkeit und des Schmerzens schimmerte, die um die Mutter des Landes vergossen wurden.“ Wo ist über die Trauer beim Tode einer Herrscherin je ähnliches berichtet worden? Welch' ein Umschwung zehn Jahre später, als die Oesterreicher schmachvoll aus Belgien vertrieben waren und der Kaiser in Wien auf seinem Todbette lag! Die historische Gerechtigkeit fordert,

daß wir dieses Kapitel mit einer lichten und freundlichen Thatsache abschließen. Der Kaiser hat beim Tode seiner Mutter die bittersten Thränen vergossen. Man muß den edlen Eigenschaften Josephs, seiner Liebe zum Volke, seinem Streben, es glücklich zu machen, seinem tiefen Mitleid alle Anerkennung zollen, ohne daß man deßwegen die auffallenden Widersprüche in seinem Charakter ignoriren darf.

Im österreichischen Archiv (1833, S. 232) erschien ein eigener Artikel, der den Kaiser gegen den Vorwurf der Härte in Schutz nahm; es wird darin in Kurzem Folgendes gesagt: „Joseph II. wurde gar oft der Härte beschuldigt, da er nicht selten den auf das Gesetz gegründeten Ausspruch der Richter noch verschärfte; Corruption, Kassaveruntreuungen verleiteten ihn dazu; daß er aber ein höchst wohlwollendes, mildes Herz erprobt, wo es nur immer Hilfe und Rettung leidender Brüder galt, zeigt eine Reihe der edelsten Handlungen, sein Feuereifer, seine schnelle und kräftige Hilfe bei Feuersbrünsten und verheerenden Ueberschwemmungen, ja er bewies ein zartes Gefühl für das Leben einzelner Menschen in Fällen, wo er im Namen des Vaterlandes berechtiget war, das Leben der Landessöhne in Anspruch zu nehmen."

12. **Josephs Briefwechsel mit seiner Mutter.** Von hohem Interesse ist der französische Briefwechsel Josephs mit Maria Theresia (herausgegeben in 3 Bänden von Arneth). Aus demselben wird ersichtlich, wie das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn in früheren Jahren das zärtlichste gewesen. Im April 1764 schrieb er an sie: „Wie beneidenswerth ist mein Loos, eine solche Fürstin und eine solche Mutter zu haben! Meine größte Freude ist, wenn Sie mit meinem Benehmen zufrieden sind; es ist das einzige Ziel

all' meiner Handlungen, und sie mögen nun beurtheilen, welche Freude ich habe, wenn mir dieß gelingt. Ihre Sorgfalt für mich ist das Glück meines Lebens, theilen Sie mir Alles mit, ich werde um so glücklicher sein, je mehr ich Ihre geheimsten Wünsche kennen lerne" u. s. w. Am 15. Oktober 1766 schreibt Joseph an Maria Theresia einen Brief voll der Versicherungen innigster Liebe und Verehrung. Er sagt dann, es wäre eine Verkehrtheit des Verstandes und eine Entehrung seines Geistes, nur zu denken, daß seine Gefühle für seine Mutter je schwächer werden und abnehmen könnten. Er sagt: um ein honetter Mensch zu sein, muß man jener anhangen, die uns das Leben geschenkt, die uns erzogen und gebildet hat. Das Höchste auf der Welt ist ihm Gott, seiner Mutter und seinem Vaterland zu leben, alles andere am Ende gleichgiltig. Im Jahre 1769 entsteht zwischen Mutter und Sohn ein Streit wegen der Art, wie sich Joseph als Mitregent unterschreiben will. Er wird beigelegt. Nach acht beiderseitigen Briefen unterwirft sich Joseph seiner Mutter.

Am 24. Mai 1769 schreibt Joseph einen langen Brief aus Florenz an seine Mutter, worin er berichtet, daß der neue Papst ihn mündlich durch den Nuntius Archinto zu Florenz nach Rom zur Krönung eingeladen. Joseph antwortet sehr höflich in einem französischen Brief und lehnt die Einladung ab. Er schließt eine Copie dieses Briefes dem seiner Mutter bei und hofft, daß *sie* und Kaunitz damit einverstanden sein werden. Joseph schreibt: „Er habe den Brief geflissentlich *familiär* gehalten, so daß er kaum in den vaticanischen Archiven als ein Dokument hinterlegt werden wird." *Daraus* ist zu ersehen, wie der Kaiser bei seinen andern offiziellen Briefen stets auf die **Aufbewahrung und mögliche Veröffentlichung derselben gedacht hat.**

Nun sagt Arneth in der Vorrede zur Correspondenz Josephs mit seiner Mutter, es könne diese Briefsammlung keineswegs eine vollkommene genannt werden, sondern selbe sei nur ein ziemlich geringer Theil des Briefwechsels, der zwischen Joseph und seiner Mutter überhaupt gepflogen wurde. „Insbesondere sind uns von den Schreiben der letzteren verhältnißmäßig nur wenige erhalten, und ihre Mehrzahl ist offenbar von Joseph bald nach ihrem Empfange vernichtet worden.“ Halten wir die frühere Aeußerung Josephs und den begründeten Ausspruch Arneths zusammen, so kann man wohl sagen: es mögen manche, wenn auch in mütterlicher Liebe und Sorge geschriebene Vorwürfe ihn unangenehm berührt haben und es genirte ihn, diese Mahnbriefe seiner Mutter der Nachwelt aufbewahrt zu wissen.

Am 9. Dezember 1773 will Joseph als Corregent abdanken und sich von den Regierungsgeschäften ganz zurückziehen. Die Mutter schreibt ihm persönlich, er solle sie in ihren Arbeiten ja nicht verlassen.

Nachdem wir Joseph gegenüber seiner Mutter und seinen Frauen sprechen lassen, dürfte es nicht ohne Interesse sein, ein nicht sehr gemüthliches und lobreiches Urtheil des Kaisers über die Frauen überhaupt zu vernehmen. Freilich muß dabei auch bedacht werden, daß Joseph dieß an seinen Bruder Leopold von Toskana geschrieben, der sich gerade als Werthschätzer der Frauentugend keinen besondern Ruf erworben. Joseph schreibt diesem am 13. März 1775: „Ich denke (über die Frauen) wie Ihr (Je pense comme vous là-dessus) und ich glaube auch, daß ihnen sich anzuhängen das größte Malheur ist; aber sie zu sehen, sie zu besuchen, ihre kleinen Kniffe zu beobachten, das ist amusant und ich mache mir oft diese Komödie.“ In dieser Weise geht es

ziemlich verächtlich fort, er lacht über die Sprünge auf einen andern Gegenstand, über das Nichtanhalten und listige Ausweichen, wenn man den Frauen mit Vernunftgründen herangerückt kommt.

Im Dezember 1775 wachsen die Mißhelligkeiten zwischen Mutter und Sohn. Maria Theresia schreibt (deutsch) an ihn: „Unter vielen Generalsätzen, die alle mir gar zu reell sind, sind doch die drei wichtigsten: freies Religionsexercitium, welches keinem katholischen Fürsten erlaubt ist ohne schwere Verantwortung, einzuführen, die Zernichtung der jetzigen Großen, unter dem speciosen Vorwand, den größeren Theil zu conserviren, wovon weder die Noth noch die Billigkeit einsehe, die so oft repetirende Freiheit in Allem, so auch mehr besorgen als hoffen macht. Ich bin zu alt, um mich zu solchen Principiis jemals zu fügen, wünsche aber und bitte zu Gott, daß mein Nachfolger selbe niemals nur probire. Weder er noch weniger seine Nachfolger würden glücklicher." Joseph erwiedert Maria Theresia am 24. Dezember 1775: „So wie die wahre Pflicht, die mich gegen Gott, mein Vaterland und Eure Majestät verpflichtet, allzeit das reinste und einzige Augenmerk meiner Handlungen und Rathschlüsse ausgemacht hat, so finde mich endlich verbunden, zu dero Füßen diese meine wohlüberlegten Gedanken zu bringen. Ich sehe in so vielen Gelegenheiten ohne mindestem Vorurtheil, Furcht noch anderer Leidenschaft, daß ich ein schier unüberwindliches Mißtrauen von Euer Majestät Seiten in denjenigen Meinungen, so ich hege, mir entweder durch meine Principien verdient oder durch meine Schreib- und Redart zugezogen habe. Da ich mir wahrhaft nichts vorzuwerfen habe, so sehe ich dieß Alles als ein Schicksal mit gelassener und stiller Unterwürfigkeit an, dessen Folgen aber sind diejenigen, so mich zur Rede und diesem Schritt

zwingen. Was ist Euer Majestät ein Mensch nütze, dessen Principien Euer Majestät nicht für echt, sowohl in der reinen Schuldigkeit gegen Gott, in der Gerechtigkeit und Billigkeit gegen den Nächsten, in dem wahren Staatsprincipiis hitzig, übereilt, eingenommen, unüberlegt, voll falscher Sätze, so er aus Büchern oder gefährlichen Gesellschaften gesammelt, voll Vorurtheile u. s. w.? Nichts als Euer Majestät Geduld auf die Probe zu setzen, als sich die Gelegenheit ereignet, daß es nach selben seine Meinung als ehrlich, aber vielleicht irrig denkender abgeben muß. Ich befinde mich wirklich in diesen Umständen. Euer Majestät haben mir sowohl mündlich als schriftlich darüber die unzweifelhaften Beweise gegeben, also was bleibt zu thun übrig?“

„Meine Principien ändern? Das thäte ich von Herzen gern, wenn man mich nur eines andern überführt. So fortarbeiten, so beschwersam, so sauer als es ist, so schreckte es mich dennoch nicht ab, wenn nur auch mir die Aussicht benommen würde, daß ich wirklich dem Vaterland schade und Euer Majestät Gemüth beleidige. Diese zwei Sachen übersteigen meine standhafte Gelassenheit. Wenn verdienter oder unverdienter Maßen Eure Majestät diese Meinung schon von mir hegen, so bin ich nicht allein platt unnütz, aber auch schädlich. Sehen Eure Majestät in allen meinen schriftlichen Meinungen so gefährliche Principien, so muß auch alles Gute, was ich vielleicht dennoch unter selbe untermischen könnte, erloschener verworfen werden. Oder könnten dennoch in einem unerwarteten Augenblicke solche angenommen und zum Theil alle diejenigen üblen Folgen, so Eure Majestät in selbem vorsehen, zum Theil sich offenbaren? Ueberdieß sind in meinem Amt so gegen einander gesetzte Principien nichtsnutz und machen, so sehr ich mich

in Obacht nehme, nur dennoch Unordnungen und Wankelmüthigkeit. Es können auch zur Vermeidung meiner Sätze von Eurer Majestät die ihnen entgegenstehenden Extremen ergriffen und mit nicht geringem Nachstand des allgemeinen Besten in Ausübung gebracht werden. Nächstdem setze ich mich beständig, und das wegen Geschäften, bei denen ich von rechtswegen nichts zu thun habe, einer schweren Verantwortung und dem Verlust oder wenigstens starker Verminderung Eurer Majestät mir durch 35 Jahre gegönnten, so außerordentlichen Gnade aus. Ist das nicht unsinnig gehandelt? Könnte ich länger verweilen, sobald als ich mich unnütz, hierauf gar gefährlich und schädlich für das allgemeine Beste überwiesen? Bei diesen Umständen sehe ich kein Mittel zur Abhilfe vorhanden. Ueberdieß je länger es so fortdauert, desto ärger, ja je gefährlicher es für mich, der um Euer Majestät gnädiges Wohlwollen buhle, beständig wird, also daß ich die Feder ansetze, hier Euer Majestät mein Herz ausschütte und das einzige Mittel vorhanden ist, welches ich von Anbeginn her vorgesehen und mehrere Jahre im Busen trage, ja bei mir zu einem solchen Grad der Ueberzeugung und des Verlangens geworden ist, daß ich von solchem nicht abzubringen sein werde."

„Kurz, entheben mich Eure Majestät, Ihren Sohn, einen jungen Menschen ohne Erfahrung, von der grausamen Last, so nirgends im Leben gebräuchlich, nicht einmal bei Particuliers, eines Corregenten. Eine Frau, wie Eure Majestät, die so viele Jahre glorreichst regiert hat, braucht und kann kein solches Ens brauchen. Alles geht schlechter seitdem und ich leide in allem Anbetracht dabei. Lassen mich Eure Majestät seyn ewig Ihren gewiß treuen Diener und Sohn; lösen Eure Majestät nur dieses Band auf, so mich von Amtswegen zur Vertheidigung meiner Principiorum

bindet, so werden selbe kein Wort mehr von mir hören, Alles wird besser und einfacher gehen und ich wieder glückseliger, ruhiger und vielleicht nutzbarer als jetzt leben. Von der Modalität brauchen sich Eure Majestät nicht zu bekümmern. Sobald ich dero Loslassung werde schriftlich haben, so stehe ich gut, daß es ohne Historie und besonderes Aufsehen werde bewerkstelligt werden. Dankbarkeit wird mein Herz erfüllen und ich werde hoffentlich dero Gnade mir doppelt verdienen."

„Eure Majestät verzeihen, daß ich nur noch eines zusetze. Ueberzeugt, wie ich bin, von allen diesen Wahrheiten, und welche mich diesen Schritt zu machen veranlassen, können wohl selbe glauben, daß ein Mensch, der so seinen Stand betrachtet und häßlichst verabscheut, in selbem, wenn er doch bleiben müßte, weiters nützliche, ersprießliche und angenehme Dienste leisten könnte? Ich finde mir zwar den Willen und die Kräfte zu gehorsamen, nicht aber die Möglichkeit, meine Principien und Ueberzeugungen abzuändern. Sollte Eure Majestät diese Zeilen mit den Augen betrachten, mit welchen ich dieselben empfinde, so bin ich so vergnügt als sicher der Erhaltung meines Begehrens."

Maria Theresia schrieb am selben Tage (24. Dezember) sogleich an Joseph in französischer Sprache: „Es sei ein großes Unglück, daß sie sich beim besten Willen gegenseitig nicht verstehen, sie fühle sich gekränkt, weil er ihr kein Vertrauen schenke und nicht freimüthig mit ihr rede; 26 Jahre lang fühlte sie sich glücklich, jetzt aber könne sie das nicht mehr sagen, seine Grundsätze in Religion und Moral seien ihr zu lax. Er habe zu viel Antipathie gegen die alten Sitten und gegen den ganzen Clerus und zu freie Principien in Moral und Betragen. Dieß wühle ihr Herz auf über seine heikle Situation und lasse sie für die Zukunft

zittern. Das komme unter die Leute, und man weiß es zu benützen. Diese Nacht und diese Tage seien ihr zu heilig, als daß sie sich mit dem verlangten Entschluß befassen könne" u. s. w.

Am 25. Dezember wiederholt Joseph seine Bitten um Befreiung von der Mitregierung, versichert die Mutter der zärtlichsten Zuneigung seines Herzens und sagt, er wünsche eben wieder die Zustände wie vor zehn Jahren hergestellt. Maria Theresia schreibt ihm (ihr Brief ist aber vernichtet) und nur aus seiner Antwort vom 26. Dezember theilweise erkennbar. Er wiederholt seine Bitten.

Maria Theresia sandte nun die vier Briefe an Kaunitz mit den Worten: „Sehen Sie hier die traurigen Erinnerungen von dem, was zwischen uns (ihr und Joseph) vorgegangen ist. Der heutige Ministerrath ist besser vorbeigegangen, als ich vermuthet habe; aber man sieht den Aerger und die Aufgeregtheit (bei Joseph) überall herausschauen. Ich bin ganz niedergeschlagen."

Dieser Streit spann sich fort. Am 20. Juli 1777 schreibt Joseph aus Freiburg im Breisgau über einen Brief Theresiens (vernichtet) und erklärt ihr, daß sie das, was er unter Toleranz verstehe, nicht recht aufgefaßt habe; er sagt unter Anderem: „Sie haben mich mißverstanden und Toleranz in einem anderen Sinn genommen. Gott bewahre mich zu denken, daß es gleichgiltig sei, ob die Unterthanen Protestanten werden oder Katholiken bleiben, oder daß sie die Religion (le culte) ihrer Väter nicht glauben oder beobachten. Ich würde alles hingeben, was ich besitze, wenn ich die Protestanten Ihrer Länder zu Katholiken machen könnte. Ich will Toleranz nur bezüglich des Verkehrs in zeitlichen Dingen ohne Rücksicht auf das Bekenntniß gewahrt wissen, man soll sie beschäftigen, ihnen Grundstücke erwerben, Hand-

werke ausüben, Bürger werden lassen, wenn sie dazu tauglich sind, um die Industrie zu heben. Jene, welche unglücklicher Weise im Irrthum leben, sind sicher weiter weg von ihrer Bekehrung, wenn sie in ihrem Lande bleiben, als wenn sie in eines kommen, wo sie die offenbaren Wahrheiten des katholischen Glaubens hören und sehen; die ungestörte Uebung ihres Cultus wird sie vorerst zu guten Unterthanen machen und von der für die Katholiken bezugs der Verführung noch gefährlichern Irrreligiösität fern halten. Wenn die Protestanten in ihren Ländern nicht die gleiche Methode (bezugs der Katholiken) beobachten, so geschieht dieß, weil die Minister (Prediger) derselben die Wahrheit und das Licht unserer Religion fliehen" u. s. w.

Die Kaiserin erwiedert (Juli 1777) einen langen Brief; sie sagt unter Anderem: „Ich will nicht von dem religiösen, nur von dem politischen Standpunkt sagen: Nichts ist so nützlich und heilsam als die Religion. Wollt Ihr, daß sich dieselbe jeder nach seiner Phantasie mache? Kein fixer Cult, keine Hingabe an die Kirche, was werden wir? Ruhe und Zufriedenheit weichen, das Faustrecht und unglückliche Zeiten kommen, wie man es schon gesehen hat. Aehnliche Reden von Eurer Seite können das größte Unglück veranlassen und Euch für das Heil tausender von Seelen verantwortlich machen. Denkt, was ich leiden muß, Euch in solchen Irrthümern zu wissen. Es handelt sich nicht allein um das Glück des Staates, um Euer Wohl, um einen Sohn, seit seiner Geburt das einzige Ziel meiner Handlungen, es handelt sich um Euer Heil u. s. w. Nicht wie unsere Gegner mit Gewalt und Grausamkeit, sondern mit Sorgen, Mühen und Auslagen haben wir unsere Religion eingeführt. Ich will keinen Geist der Verfolgung, aber noch weniger Indifferentismus, das werde ich beobachten so lang ich lebe,

und ich werde nicht mehr zu leben wünschen, als nur, wenn ich mit dem Trost in die Gruft meiner Vorfahren kommen kann, daß mein Sohn so groß und so religiös sein wird wie seine Ahnen, daß er zurückkomme von falschen Raisonnements und schlechten Büchern, wie von Jenen, die ihren Geist nur auf Kosten alles dessen glänzen lassen, was heilig und ehrwürdig ist, und die nur eingebildete, haltlose Freiheit herbeiführen wollen, die in Ausgelassenheit und gänzlichen Umsturz ausartet" u. s. w.

Wir haben uns hier nur die Aufgabe gestellt, Josephs Verhältniß zu seiner Mutter bezugs der schwebenden religiös-politischen Fragen in einigen drastischen Aeußerungen beider anzudeuten, es vollkommen darzustellen, mangelt es in dieser Skizze an Raum.

Wir sehen in diesem Briefwechsel Maria Theresia als große Fürstin und als liebende, tiefbesorgte Mutter. Joseph sucht sich, mit seinem heftigen Wesen kämpfend, zu mäßigen, wenn er schon seinen von ihm angenommenen Grundsätzen nach ihr widerspricht. Es läßt sich denken, daß der Kaiser in seinen letzten traurigen Lebenstagen, als die Monarchie zusammenzubrechen drohte, wiederholt der Worte eingedenk gewesen ist, die aus der Fülle eines liebenden Mutterherzens an ihn gerichtet waren. Sie mag mitunter zu wenig die Bewegung der Zeit und ihre auch berechtigten Forderungen berücksichtigt haben, während Joseph den historischen Boden und somit auch die freie Bestimmung von Corporationen und Persönlichkeiten total mißachtete, im Ausführen seiner Principien rücksichtslos fortschreitend und sich der Meinung hingebend, es sei genug rastlos und mühvoll einzureißen und neuzubauen, zu schaffen und zu arbeiten, um auch sicher für seine Mühen mit Erfolg gekrönt zu werden.

Ein Brief, das Verhältniß Josephs zu seiner Mutter im rührenden, versöhnlichen Lichte zeigend, ist jener, den er am 4. Dezember 1780 nach Maria Theresia's Beisetzung an seinen Bruder Leopold in Florenz geschrieben.

„Lieber Bruder! Ich bin von der gestrigen entsetzlichen Ceremonie so zu Boden gedrückt, daß ich dir kein Wort darüber sagen kann. Dieses Begräbniß ist die grausamste Begebenheit, die man sich zu denken vermag. Eine Anhänglichkeit von 40 Jahren, der Gegenstand meines Lebens und meiner Dankbarkeit für alle Wohlthaten. Das ist ein Verlust, der über alle Fassungskraft hinausgeht! Betrachte meine Lebensstellung, alles ist aus den Fugen, ich stehe fast allein in der Welt da. Die Vorsehung hat mir Frauen und Kinder, Vater und Mutter genommen. Möge deine Freundschaft mir bleiben, um das bitte ich dich innigst" u. s. w.

Wohl mag dem Sohne beim Verluste dieser großen Frau und unvergleichlichen Mutter ihr unersetzlicher Werth und die Größe und Innigkeit ihrer Liebe erst so recht klar und erkennbar geworden sein.

13. **Joseph und seine Frauen.** Am 6. Oktober 1760 vermählte sich Joseph in seinem 20. Lebensjahre zu Wien mit Isabella, Prinzessin von Parma. Alle, welche diese Fürstin gesehen und gekannt haben, schilderten sie als ein Ideal von Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit. Die Ehe Josephs war glücklich. Er selber freute und rühmte sich seines Glückes, er konnte des Lobes über seine Gemahlin und ihre vortrefflichen Eigenschaften nicht satt werden. Mehr noch als das Zeugniß Josephs, ihres Gemahls, mag das ihrer Schwiegermutter, der Kaiserin, gelten. Diese äußerte sich über Isabella: „Es gibt im Verlaufe des Tages keinen Augenblick, in welchem ich nicht Veranlassung fände,

sie zu bewundern.“ Einmal sagte die Kaiserin: „Ich liebe sie zu sehr, als daß ich sie behalten könnte, gewiß ist das ein Opfer, das der Himmel von mir fordern wird.“ Wenn Joseph mit seiner Gemahlin kleinere Reisen machte, reden die Briefe, welche er an seine Mutter schreibt, von der Liebe zu seiner Frau und von der außerordentlichen Sorgfalt, mit welcher er sie behandelt. Am 28. Mai 1761 schreibt Joseph Briefe an seine Mutter während einer Wallfahrtsreise nach Maria-Zell. In Lilienfeld bleibt er mit Isabella während eines Salve Regina drei Viertelstunden in der Kirche, dann ziehen sich beide in ihre Gemächer zurück, unter denen noch heutigen Tages der Forellenteich zu sehen. Vom ersten Stock aus fangen nun beide mit Angeln Fische. „Ich hatte das Glück, am meisten zu fangen.“ Beide freuen sich wie Kinder und Joseph berichtet seiner Mutter immer detaillirt, wie es ihnen ergangen, was sie erlebt. 28 Jahre später vermag den Kaiser selbst die Erinnerung an den glücklichen Aufenthalt mit seiner Frau in diesem Stifte nicht für Gnade zu stimmen. Er dekretirt die Aufhebung von Lilienfeld und die Güter des Stiftes kommen unter den Hammer. Erst nach Josephs Tode wird die Aufhebungsprocedur rückgängig gemacht.

Isabella beschenkt ihren Gatten am 26. März 1762 mit einer Tochter, Erzherzogin Therese, welche aber, 7 Jahre alt, mit Tod abging. Kurze Zeit nachdem Isabella ihres Wochenbettes genesen, wurde sie durch die Blatternepidemie dahingerafft. Joseph wußte sich Anfangs vor Schmerz über diesen herben Verlust nicht zu fassen; er konnte diese seine erste Gemahlin sein Leben lang nicht vergessen.

Nachdem Joseph 1764 in Frankfurt zum König von Rom gekrönt worden, dachte Maria Theresia auch wieder an seine Vermählung. Josepha, Tochter des Kurfürsten

Karl Albrecht von Baiern (der auch als Karl VII. drei Jahre lang die Kaiserwürde bekleidete und 1745 starb), war dießmal zur Königsbraut ausersehen. Schon vor der ersten Vermählung Josephs hatte ihre Mutter von München aus der Kaiserin Maria Theresia ihre Tochter Josepha als eine gute Parthie für den Erzherzog angerühmt. Am 20. Januar 1765 erfolgte zu Wien die Vermählung. Diese Heirath war durchaus nicht glücklich. Geschichtsschreiber für das Volk, die viel in Phrasen arbeiten, suchen Josephs Benehmen gegen Josepha zu vertuschen. So sagt Heyne (I. Band, S. 152): „Wenn Joseph seine Gemahlin (Josepha) nicht liebgewinnen konnte, so behandelte er sie doch ohne Ausnahme mit Achtung und Zuvorkommenheit." Das ist leider nicht wahr; wir haben früher urkundlich erwiesen, wie Maria Theresia ihre verstorbene Schwiegertochter wegen ihrer überirdischen Geduld, mit welcher sie Josephs Unbilden erduldete, eine Heilige nannte (S. 26), und daß Maria Christine einst über ihren Bruder Joseph schrieb: „Ich glaube, wenn ich seine Frau wäre und so behandelt würde, ich glaube, ich wäre entflohen und hätte mich an einem Baum in Schönbrunn aufgehängt." Das ist ein schwer wiegendes Wort von einer Schwester, die eine treffliche, nach der Aussage ihres ganzen Lebenskreises in hohem Grade liebenswürdige Frau voll der edelsten Gesinnungen gewesen.

Konnte Joseph II. diese seine Frau nicht lieb gewinnen, weil ihr die Gaben, Anmuth und Liebenswürdigkeit, mangelten, so war er verpflichtet, sie schonend zu behandeln, ihr das traurige Loos, was sie ohnedieß schwer genug fühlen mußte, nicht noch zu verbittern. Er that aber das Gegentheil und verletzte so die Frauen des Hofes, von welchen die arme Fürstin allgemein bemitleidet wurde. Es war dieß Verhältniß ein Schatten im Leben Josephs ebenso wie das

Verhältniß zu seiner Mutter. Josephine wurde am 28. Mai 1767 von derselben unheimlichen Krankheit dahingerafft, wie ihre Vorgängerin Isabella.

14. **Joseph und sein Freund Graf Cobenzl.** Es ist zur Kenntniß des Gemüthes Josephs nicht ohne Interesse, in einer Skizze das Verhältniß desselben zu seinem intimsten Freund kennen zu lernen und zwar aus den eigenen Worten beider. Am 3. März 1779 beginnt ein Brief Josephs an Cobenzl: „Nicht als Mitregent und nicht als Kaiser, und noch weniger als Befehlshaber über 300,000 Mann schreibe ich Ihnen diese Zeilen, sondern als ein guter Freund (en bon camarade) mache ich Ihnen ein Compliment über Ihre Talente, welche Sie bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegt haben" u. s. w. Ebenso schreibt Cobenzl dem Kaiser im größten Vertrauen über die höchsten Staats- und Reichs-Angelegenheiten, wie über unbedeutende Begebenheiten in der kaiserlichen Haus- und Hofhaltung. Bald über den Subsidientraktat zwischen den Holländern und dem Kurfürsten von Köln, bald über das schwere Geld, welches die Wahl des Erzherzogs Maximilian (Bruder Josephs II.) zum Coadjutor von Köln gekostet hat; bald rieth er dem Kaiser ein Zebra, eines der schönsten vierfüßigen Thiere, für 800 Dukaten zu kaufen, worauf der Kaiser erwiedert: „Ich weiß zwar nicht, was ein Zebra für ein Thier ist; jedenfalls aber ist es mir zu theuer." Dann berichtet Cobenzl wieder dem Kaiser den Tod des Baron Binder (des langjährigen Freundes von Kaunitz und gewandten Arbeiters in der Staatskanzlei) und streicht die Verdienste des Verblichenen hervor, worauf Joseph mit der größten Seelenruhe als Nützlichkeitstheoretiker antwortet: „Mir thut es leid um den Tod dieses braven Mannes (de ce galant homme);

er diente als vortreffliches Werkzeug, wenn man ihn zu benützen verstand.“ Dann bittet Cobenzl für seinen Cousin (Gesandter in Petersburg) um's goldene Vließ, worauf der Kaiser ihm verspricht, diesen bei der nächsten Promotion nicht zu vergessen. Ferner macht Cobenzl den Kaiser aufmerksam, man solle bei der Auswahl der Beamten für das geheime Chifferncabinet sehr vorsichtig sein und nur Individuen wählen, welche in ihrer Familie leben oder nur mit ihren Amtskollegen Umgang haben, daß das Geheimniß um so sicherer gewahrt bleibe. Der Kaiser dankt für diese gute und weise Disposition und fügt bei: Principiis obsta. Dann berichtet Cobenzl weiter, daß der Hofrath aus der Staatskanzlei, Jenisch, innerhalb fünf Monaten nur zwei Besuche in der Nuntiatur machte, am Abend vor Neujahr und am 5. Februar. (Ein weltlicher Sekretär der Nuntiatur, Egidi, war durch Kaunitz mit Geld gewonnen; er copirte auch den Briefwechsel des Nuntius mit Rom und brachte denselben dem Staatskanzler dar.) Am 24. Oktober 1783 schreibt Joseph in rosiger Herrscherlaune an Cobenzl: „Mein lieber Cobenzl! Ich werde wahrscheinlich eine Promotion von St. Stephansrittern machen; sagen Sie mir frei heraus, was Sie lieber wollen, das Großkreuz vom St. Stephansorden oder das goldene Vließ. Das erste können Sie gleich haben, das zweite bei der nächsten Gelegenheit. Sie sehen, ich will Ihnen nur eine Freude machen und möchte wissen, was Ihnen lieber ist. Schicken Sie nur Ein Wort und die Geschichte ist in Ordnung. Joseph.“

Cobenzl ist fein und denkt sich, besser keinen wählen, dann kommen beide; er überläßt dem Kaiser die Wahl, lobt die Vorzüglichkeit beider Orden, welche in den Augen des Publikums gleich werthgeschätzt sind u. s. w., leitet auch den Brief mit dem Compliment ein: „Von den

Erweisungen der Güte Eurer Majestät gegen mich durchdrungen, die größer sind, als meine unbedeutenden Verdienste, ist mir Ihr kleines Billet, Sire, das theuerste und kostbarste Geschenk und gilt mir mehr als Toison und Großkreuz." Cobenzl bekam dann auch beide Orden nacheinander. Auf diesem Fuße stand Joseph mit seinem Freund, den er zu den wichtigsten Sendungen bis an das Ende der Tage als Kaiser gebrauchte. (Weiteres im von uns herausgegebenen Briefwechsel: Correspondances etc.)

15. **Franz I. Tod. Joseph römischer Kaiser.** Der Hofstaat ging 1765 von Wien nach Innsbruck, wo die Hochzeit des Erzherzogs Leopold mit der spanischen Infantin Maria Louise gefeiert werden sollte. Am 18. August befiel Franz I. in der Theaterloge ein Unwohlsein — er wollte sich in seine Gemächer begeben, fiel aber auf dem Wege dahin in einem Corridor des Schlosses vom Schlag getroffen seinem Sohn Joseph in die Arme. Der tiefe Eindruck, den dieser plötzliche Tod auf Maria Theresia machte, ist bekannt. Sie trug von nun an bis zu ihrem Tode Trauerkleider und besuchte alljährlich am 18. August die Kapuzinergruft zu Wien, um am Sarge ihres Gemahles lang im Gebet und Nachdenken zu verweilen. Auch auf den Kaiser wirkte dieser Todesfall eine Zeitlang erschütternd. Nach dem Tode Franz I. gelangte die deutsche Kaiserwürde an den gekrönten König Joseph II. Als Corregent hatte Joseph im Regiment der österreichischen Erblande nicht viel zu schaffen. Maria Theresia wollte im alten System fortregieren und gestattete ihm nicht, sich bedeutend einzumischen. Die Systeme beider gingen, wie schon früher bemerkt worden, zu diametral auseinander. Die Partei der Kaiserin, zu welcher auch Cardinal Migazzi gehörte, sah in den neuen aus Frankreich

und England importirten Regierungsgrundsätzen, besonders in den Principien der französischen Philosophen kein Heil für die österreichischen Lande erblühen. Der ganze alte erbliche Adel, Familien mit Oesterreichs-Geschicken seit Jahrhunderten verflochten, stand auch auf der Seite der Kaiserin. Die zweite Partei bildete Joseph, der Feldmarschall Lascy, dann der jüngere Adel, der sich seine Anschauungen aus der damaligen französischen Literatur gebildet. Die Devise der Partei des Kaisers wäre ganz gut gewesen: „Verbesserung der Legislatur, Förderung des Ackerbaues, des Handels, der Industrie, Beschützung des Volkes gegen Unterdrückung von Seite des mächtigen Adels.“ Es unterliegt keinem Zweifel, daß es in Oesterreich etwas aufzuräumen gab, daß auf die Zeitanforderungen auch Rücksicht zu nehmen war. Freilich, wie dann alle diese ursprünglich lobenswerthen Pläne in Wirksamkeit umgesetzt wurden, das ist ein anderes Kapitel.

Die dritte Partei war jene des Fürsten Kaunitz. Dieser als Diplomat suchte immer auszugleichen, zu versöhnen, beide Parteien vor offener Feindseligkeit zu warnen, beide hinzuhalten. Daß Kaunitz seiner französischen Erziehung nach dem Kaiser weitaus mehr als der Kaiserin angehörte, versteht sich von selbst.

Nur das Militärwesen war dem Kaiser überlassen. Hier konnte er schalten und walten nach Gutdünken. Das sagte seiner durchaus absolutistischen Natur vollkommen zu. Diese straffe Centralisirung, mittelst welcher Alles von Einem Haupte ausgeht und geleitet wird, wurde bei ihm zur Angewöhnung und er trug dieselbe in der Folge auch auf seine ganze Regierung über. Alle Fäden von ihm ausgehend, alle zu ihm zurücklaufend, er, Alles wissen, Alles leiten, Alles anordnen wollend, die Anderen nur folgen und gehorchen müssend, das war sein ganzes System.

16. Josephs Bemühungen als Oberhaupt des römisch-deutschen Reiches. In Wien tagte der Reichshofrath, in Wetzlar das Reichskammergericht. Die Klagen über diese Stellen waren schon seit Einem Jahrhundert und darüber laut geworden. Prozesse schleppten sich oft vom Großvater, der einen solchen begonnen, bis auf den Enkel fort. Entscheidungen waren nicht zu erwarten. Die Parteilichkeit, theils durch Spenden, theils durch die Machtstellung der Prozessirenden veranlaßt, gab zumeist den Ausschlag. Joseph sah die himmelschreienden Uebelstände. Er wollte auch hier reformiren. Er hatte aber den zur unüberwindlichen Mauer gewordenen Schlendrian übersehen. Tausend Interessen fochten für das alte Herkommen. Es befanden sich so viele Stände und Personen unendlich wohl dabei. Sie fochten wie eine Schlachtreihe gegen den ohnedieß fast machtlosen Kaiser, und er richtete nichts aus. Des Kaisers Macht im deutschen Reiche beschränkte sich fast nur mehr auf Standeserhöhungen, Adelsverleihungen und Gewährung unbedeutender Privilegien. Wichtige Angelegenheiten hatte der Reichstag zu entscheiden — Reichskriege sollte der Kaiser mit eigenen Mitteln führen. Wollte er Geld und Kriegsvolk von den kleineren Fürsten erlangen, so mußte er unterhandeln und förmlich schachern, es kostete ihm wieder Geld, oder Gewährung, oder mindestens Versprechungen verschiedener Vortheile. Was der Kaiser aus einigen Reichsstädten und dem Judenzoll bezog, belief sich kaum über 13,000 fl. Was der Kaiser an die kleinen Fürsten und deren Anhang bei den verschiedensten Gelegenheiten schenken mußte, ging jährlich in die Hunderttausende. Was bei Reichsbelehnungen an Taxen einlief, wurde zur Erhaltung der Reichskanzlei und des Reichshofrathes verwendet. Zudem wurde der Reichsvicekanzler wie die übrigen Beamten der Reichskanzlei

vom jeweiligen Kurfürsten von Mainz als dem Reichserzkanzler ernannt.

Als Beispiel, wie die Macht des deutschen Kaisers schon inmitte des 18. Jahrhunderts auf weniger als null reducirt gewesen, diene folgender Vorfall. Am 9. August 1747 schreibt der kaiserliche Gesandte Cobenzl an den Kaiser unter Anderem: „daß der Fürst von Nassau-Saarbrücken schon drei Regimenter für den Erbfeind Deutschlands, für Frankreich, geworben und seine Werbungen für diese Krone dermalen mit so ärgerlichem Eifer fortsetze, daß er in seinem drei Stunden von Mainz gelegenen Ort Ingenheim die Leute mit Gewalt abfangen läßt." Cobenzl erzählt nun dem Kaiser ganz treuherzig, wie er deßwegen dem Nassau-Saarbrückischen Gesandten, Ochsenstain, mit allem Glimpf zu erkennen gegeben, „wie ein solches Betragen allerdings reichsconstitutionswidrig wäre und Euer k. k. Majestät nicht anders als mißfallen könne, so er (Ochsenstain) auch bestens anerkannt und seinem Herrn erstatten zu wollen versprochen." Am 18. Oktober 1747 schreibt derselbe Cobenzl an den Kaiser aus Aschaffenburg: „Der Kurfürst von Mainz hat die zuverlässige Nachricht erhalten, wie daß der Fürst von Saarbrücken seit Anfangs gegenwärtigen Krieges in französischen Diensten stehe, und Anfangs das Regiment Royal-Allemand gehabt und der Campagne in Baiern beigewohnt habe. Anno 1745 ist er Brigadier geworden, hat gegen Ende selbigen Jahres ein Regiment berittener Grenadiere in seiner Grafschaft Saarbrücken angeworben und die Leute dazu mit Gewalt wegnehmen lassen." So fährt Cobenzl noch fort zu berichten, wie die gewaltsamen Anwerbungen für Frankreich fortdauern und die deutschen Truppen in Deutschland gegen die Deutschen mit den Franzosen gemeinsam kämpfen müssen.

Und gegenüber solchen Thatsachen hatte der Kaiser keine andere Waffe, als diesem Reichsverräther, Soldatenabfänger und Seelenverkäufer durch die dritte Hand sehr diplomatisch und glimpflich sein Mißfallen zu erkennen zu geben. Dieß einzige Factum*) beweist mehr als alle Deklamationen, wie das deutsche Reich ein Cadaver und der deutsche Kaiser zu der Zeit schon weniger als eine Nulle gewesen.

Am 21. Oktober 1767 richtete Joseph an den Reichshofrath in Wien ein bitteres Schreiben, in welchem er diese Reichsbehörde auf „sichere Erfahrungen" hin großartiger Bestechlichkeit, d. h. vielseitigen und vielartigen Geschenkemachens beschuldigte, und auf Abstellung dieses Mißbrauches drang. Am 2. Dezember 1767 überreichte der Reichshofrath dem Kaiser eine Schrift, in welcher die schimpflichen Beschuldigungen zurückgewiesen und der Kaiser gebeten wurde, die sicheren Erfahrungen in Thatsachen anzuführen, es solle die gekränkte Ehre und der gute Name dieses Gerichtes auf feierliche Weise gerettet werden. Joseph führte darauf keine Thatsachen an, blieb aber bei seiner Beschuldigung stehen. Sporschil sagt über diesen Fall (VI. Band, S. 367): Im Ganzen blieb die Sache beim Alten und Joseph hatte durch seine Schritte zwar bewiesen, daß er Reinheit und Schnelligkeit der Reichsgerechtigkeitspflege wolle, daß es ihm aber an Macht fehle, seinen Willen durchzusetzen. Der unbefangene Beobachter muß leider bekennen, daß Joseph in dieser ganzen Angelegenheit despotisch verfuhr, denn er schleuderte vom Throne herab die schimpflichsten Beschuldigungen gegen eines der ersten rechtsprechenden Gerichte der Welt, und als dasselbe verlangte, die Be-

*) Wir fanden es in den Gesandtschaftsberichten des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchives.

schuldigungen sollen rechtlich untersucht werden, versagte Joseph dem Reichshofrathe den Weg Rechtens, erneuerte vielmehr seine Anschuldigung.

Beim Reichskammergerichte in Wetzlar versuchte Joseph ebenfalls Reformen, Abschaffung der Mißbräuche, Beschleunigung des Geschäftsganges. Die Eifersucht der kleinen deutschen Fürsten hemmten alle seine hierin versuchten Schritte. Er hatte jedenfalls den besten Willen, wollte denselben kräftig, schnell und absolut, oft sogar despotisch durchführen; in den österreichischen Erblanden konnte er dieß zumeist thun, in Deutschland aber ging es nicht. Dieser Widerstand mag wohl die Hauptursache gewesen sein, weßhalb Joseph den Reichsangelegenheiten eine geringere Aufmerksamkeit geschenkt hat.

17. **Josephs Reise nach Frankreich.** Im Wiener Staatsarchiv fand Herausgeber dieses einen kleinen Zettel von des Kaisers Hand an seinen intimen Freund Graf Cobenzl, in welchem Zettel Cobenzl förmlich eingeladen wird, eine Reise incognito nach Frankreich mitzumachen. Diese Reise blieb nicht ohne großen Einfluß auf den Charakter des Kaisers. Er besuchte daselbst alle Sehenswürdigkeiten, die Institute, in welchen die Kunst gepflegt wurde, sprachen ihn weniger an. Der Handel, das Seewesen, Krankenhäuser, Taubstummen-Institute, überhaupt sogenannte Humanitäts-Anstalten erregten seine Aufmerksamkeit — denn eben in dieser Richtung wollte er als Regent etwas Vorzügliches leisten.

Die damalige Parisergelehrtenwelt aber, die er besonders cultivirte, gab seinem Leben darnach eine absonderliche Richtung. Er lernte den Finanzmann Necker, den Oekonomisten Turgot, dann Rousseau, d'Alembert, Marmontel und Buffon

näher kennen. Die Systeme dieser Männer bewunderte er; selbe in seinem Staate zu verwerthen, machte er sich zur Aufgabe. Turgot, das Haupt der Physiokraten, welche in der höchsten Blüthe des Landbaues die ergiebigste Quelle des Volksreichthums und des „Staatswohles" suchen; Rousseau, der Erfinder des „gesellschaftlichen Urvertrags" und der neuen Erziehungslehre auf der Basis der sogenannten „reinen Naturreligion"; Buffon, der Schüler Voltaire's; d'Alembert, das Haupt der Encyklopädisten; Marmontel, der gefeierte Romandichter; alle diese Notabilitäten kamen mit Joseph in Verkehr; man kann sagen: er brachte ihnen seine Huldigung dar. Er ging auch nach Ferney, um Voltaire zufällig begrüßen zu können.

Maria Theresia verlangte von Joseph vor der Abreise das Versprechen, er solle Voltaire nicht aufsuchen. Joseph ging in so weit ein, daß er den Patriarchen von Ferney wohl nicht aufsuchen wolle, ein zufälliges Zusammentreffen mit ihm aber nicht als Schuld angerechnet werden dürfe. Voltaire aber war im Hause, zeigte sich nicht in den Gartenanlagen und somit konnte Joseph ihn nicht sehen. Er begab sich zu seinem Gefolge zurück und setzte seine Reise wieder fort.

18. **Die Umgebung des Kaisers. Macht und Einfluß derselben.** Diese war gerade derselben Richtung zugethan, wie die Literaten, welche Joseph in Frankreich besuchte. Den größten Einfluß auf den Kaiser übte Freiherr von Kreßl aus — das Haupt der Freimaurer in Wien. Aus Briefen Kreßls an andere Freimaurer, welche Herausgeber dieses im k. k. Hofarchive zu Wien gefunden, ist zu ersehen, wie Kreßl, der neben seiner amtlichen Stellung auch die geistlichen Angelegenheiten der Monarchie leitete, den Kaiser auf

die feinste Art zu gängeln wußte. Martini, Pehem Eibel, Gottfried van Swieten, die Hofräthe Sonnenfels und Born, beide Logenhäupter der Maurer, und andere Männer, alle einig in derselben Tendenz, umgaben den Kaiser, und wußten ihn, unbeschadet der Form absoluter Selbstregierung, zur Lösung ihrer Aufgabe zu bringen und ihn ihren Zwecken dienstbar zu machen. Das sind erwiesene Thatsachen. Der Kaiser selbst aber war nicht Freimaurer, im Gegentheil, als er die letzten Jahre seiner Regierung zur Einsicht gelangte, daß er von den Fäden der Maurer rings umstellt sei, fing er an, gegen die Logen aufzutreten, worauf ihm aber die Maurer mit öffentlichen Drohbriefen entgegentraten.

Am 16. Dezember 1785 erschien das von Joseph eigenhändig abgefaßte Maurerpatent. Es beginnt:

„Se. k. k. Majestät haben in Ansehung der Freimaurergesellschaft mittelst allerhöchsten Handbillets vom 11. dieses Monats allergnädigst zu erkennen zu geben geruht: „Da nichts ohne gewisse Ordnung in einem wohlgeordneten Staate bestehen soll, so finde ich nöthig, folgende meine Willensmeinung zur genauen Befolgung anzugeben: Die sogenannten Freimaurergesellschaften, deren Geheimnisse mir eben so unbewußt sind, als ich deren Gaukeleien zu erfahren wenig vorwitzig jemals war, vermehren und erstrecken sich jetzt schon auf alle kleinsten Städte; diese Versammlungen, wenn sie sich selbst ganz überlassen und unter keiner Leitung sind, können in Ausschweifungen, die für Religion, Sitten und Ordnung allerdings verderblich seyn können, besonders aber bei Oberen, durch eine fanatische enge Verknüpfung in nicht ganz vollkommener Billigkeit gegen ihre Untergebenen, die nicht in der nämlichen gesellschaftlichen Verbin-

dung mit ihnen stehen, ganz wohl ausarten, oder doch wenigstens zu einer Geldschneiderei dienen" u. s. w. Folgen nun die Anordnungen zur Beschränkung des Ordens in seiner Ausbreitung über das Land, und der Kaiser, um die vielen Logenhäupter nicht total gegen sich aufzubringen, setzt bei, daß sich in dieser Weise „vielleicht diese Verbindung, welche aus so vielen mir bekannten, rechtschaffenen Männern besteht, wahrhaft nutzbar für den Nächsten ist und für die Gelehrsamkeit, auszeichne" u. s. w.

Auf dieses Patent ging der Lärm von Seite der Maurer los, trotz der versöhnlichen Sprache des Kaisers am Ende seines Befehles. Zehn Broschüren erschienen in einer Woche gegen den Kaiser. In einer derselben (Gräffer: Josephinische Curiosa. 3. Band. S. 100) heißt es: „Wie kann man das, mein Bruder, Gaukeleien nennen, was man nicht kennt, was man nicht zu kennen verlangt, was man am Ende nützlich, des allgemeinen Schutzes würdig findet? Fürsten, Minister, Könige und Kaiser, große Gelehrte, große Künstler, und was im Auge des Menschenfreundes noch mehr ist, edle Männer, Philosophen von der strengsten Ausübung ihrer Grundsätze, waren solche Gaukler. Durch diese Gaukler wurde die Armuth unterstützt, die Thränen des Elends abgetrocknet, Waisen erzogen, Talente gebildet, Künste und Wissenschaften emporgebracht, heilsame Pläne angelegt, nützliche Fortschritte gemacht, und wenige Gesetze von der edleren, gemeinnützigeren Art werden seit einer Zeit erschienen sein, die nicht wenigstens mittelbar durch besondere, den Profanen noch unbekannte Wege von diesen Gauklern veranlaßt wurden. Preßfreiheit, Toleranz, Reformirung der Religion u. s. w., was sind sie anders, als Werke dieser Gaukelei? Wo wäre das undankbare

Oesterreich noch sonst, als in den Händen unheiliger Pfaffen, wenn diese Gaukler nicht schon seit vielen Jahren ihre Entwaffnung mit einer klugen, bewunderungswürdigen Vorsicht vorbereitet hätten."

Am Schlusse wird dem Kaiser geradewegs folgende Drohung in's Gesicht gesagt: „Gesetzgebung (d. h. Kaiser), du mußt dich an eine andere Sprache gewöhnen, wenn du im Herzen der freien Menschen ehrwürdig bleiben willst!"

Solche und ähnliche Selbstgeständnisse von Seite der Maurer sind deßhalb nicht zu übersehen, weil die große Macht dieses Geheimbundes durch die eigenen Mitglieder desselben eingestanden wird. Der Kaiser klagte, daß selbst Beamte nicht mehr Beförderung finden können, wenn der Vorgesetzte derselben Maurer ist und sie in den Bund nicht einverleibt sind.

Die Dichterin Karoline Pichler, geborene von Greiner, Tochter des Hofraths Greiner, der selbst Maurer war, erzählt in ihren Memoiren über die Maurer in Wien unter Kaiser Josephs Regierung Folgendes: „Ein charakteristisches Merkmal jener Zeit unter Kaiser Joseph waren die Bewegungen, welche durch die sogenannten geheimen Gesellschaften in der geselligen Welt hervorgerufen wurden. Der Orden der Freimaurer trieb sein Wesen mit einer fast lächerlichen Oeffentlichkeit und Ostentation. Freimaurerlieder wurden gedruckt, komponirt und allgemein gesungen. Man trug Freimaurerzeichen als joujoux an den Uhren, die Damen empfingen weiße Handschuhe von Lehrlingen und Gesellen, und mehrere Modeartikel, wie die weißatlassenen Müffe mit dem blauumsäumten Ueberschlage, der den Maurerschurz vorstellte, hießen à la francmaçon. Viele Männer ließen sich aus Neugier einführen, traten dann, wenn der frère terrible

nicht gar zu arg mit ihnen umsprang, in den Orden und genossen wenigstens die Freude der Tafellogen. Andere hatten andere Absichten. Es war damals nicht unnützlich, zu dieser Bruderschaft zu gehören, welche in allen Collegien Mitglieder hatte und überall die Vorsteher, Präsidenten, Gouverneure in ihren Schooß zu ziehen verstanden hatte."

„Da half denn ein Bruder dem andern, und wie man von dem würdig geheimnißvollen Orden der Pythagoräer erzählt, ging es hier auf unwürdige und minder geheimnißvolle Weise. Die Bruderschaft unterstützte sich überall; wer nicht dazu gehörte, fand oft Hindernisse, und das lockte viele." Die Pichler schließt ihren Bericht: „Indessen wäre es undankbar, auch nicht das wenige Gute, das diesem an sich trüben Quell entfloß, zu erwähnen. Wohlthätig waren die Maurer gewiß. In ihren Versammlungen wurden sehr oft Collecten für Arme und Unglückliche gemacht und Prinz Leopold von Braunschweig, der bei einer Wassernoth, als er den Bedrängten mit Lebensgefahr Hilfe brachte, selbst den Tod fand, war ein glänzendes Beispiel, mit dem der Orden sich sehr brüstete."

Wir mußten Josephs Stellung zu seiner Umgebung, zunächst zu den Freimaurern, in Thatsachen darstellen. Als Resultat geht daraus hervor: Daß der Geheimbund sehr mächtig war, daß sich der Kaiser dieser Macht, als sie ihm lästig wurde, entledigen wollte, daß er sich aber fürchtete, energisch einzugreifen, und deßwegen nur mit Spott, Sarkasmen und einigen Beschränkungen diese unheimliche Macht etwas abzuschwächen versucht hat.

19. **Kaunitz.** Zum Verständniß des Lebens, des Charakters und der Regierung Josephs II. ist die Lebensskizze

seines ersten Rathgebers, des Fürsten Kaunitz, unumgänglich nothwendig. Kaunitz wurde von Joseph fast in allen wichtigen Angelegenheiten um Rath gefragt. Wenzel Anton Graf von Kaunitz-Rietberg wurde geboren den 2. Februar 1711 und starb zu Wien am 27. Juni 1794. Er war das sechste von 16 Geschwistern und war nach dem Familiengebrauch damaliger Zeit, wo die jüngeren Sprossen hochadeliger Häuser in kirchlichen Stellen ihr Unterkommen fanden, zum geistlichen Stande bestimmt. Wenzel wurde demnach schon in zarter Jugend Domicellar von Münster. Nachdem aber seine älteren Brüder starben, änderte Kaunitz seine nothgedrungene Bahn, studirte die Rechte zu Wien, Leipzig und Leyden, machte Reisen in England, den Niederlanden, Frankreich und Italien, wurde mit 26 Jahren Reichshofrath in Wien, 1739 Concommissarius bei der deutschen Reichsversammlung zu Regensburg, nach Karls VI. Tode wurde er von dort abberufen und privatisirte. Maria Theresia verwendete ihn zu einer Reise nach Italien, wo er den Papst für Oesterreich gewinnen und sich über die Intentionen des Turinerchefs informiren sollte. Kaunitz studirte Italien drei Jahre lang, dann ernannte ihn die Kaiserin zum bevollmächtigten Minister in den Niederlanden zu Brüssel. Kaunitz arbeitete mit Händen und Füßen, um von dieser unliebsamen Stelle loszukommen. Er bekam Urlaub und ging in die Bäder nach Aachen; 1747 verwendete ihn Maria Theresia zu einer Sendung nach London, von 1750—52 fungirte er als österreichischer Gesandter in Paris, 1753 wurde er Minister der auswärtigen Angelegenheiten, darauf Haus-, Hof- und Staatskanzler. Er vermählte sich 1736 mit Maria Christine Gräfin Stahremberg, geboren 1718, † 1749, welche ihm sechs Söhne und eine Tochter gebar.

Nun lassen wir einige Momente aus dem Leben dieses Staatskanzlers folgen, die uns einen Einblick in seinen Charakter gewähren und uns Aufschluß geben über seine Anschauung des Staats- und Kirchenlebens, welche Anschauung hinwieder auf den Kaiser Joseph den bedeutendsten Einfluß ausgeübt hat.

Während Kaunitz als österreichischer Gesandter in Paris war, bediente er sich eine Zeitlang des Jean Jacques Rousseau als eines Privatsekretärs. Mit Voltaire stand Kaunitz auf dem besten Fuße. Der Philosoph von Ferney wußte dem Mächtigen über die Maßen zu schmeicheln, und Kaunitz fühlte sich durch das Lob des Chors der „Philosophen“ von damals nicht wenig befriedigt. Hormayr erzählt von ihm: Tod und Pocken durften vor Kaunitz nie genannt werden. Als Kaunitzens 50jähriger Vertrauter und Freund, Staatsreferendär Binder, starb und der Vorleser Xaver Raidt dem Staatskanzler sagte: „Baron Binder sei nicht mehr anzutreffen gewesen“ (denn „er ist gestorben“ durfte man nicht sagen), schwieg Kaunitz eine gute Zeit ganz stille, dann sagte er kalt: „Ist er gestorben? Er war ja auch schon alt genug“. Binder zählte nur ein und ein halbes Jahr weniger als Kaunitz. Hormayr fällt über Kaunitz das Urtheil: „Kaunitz, der Mann seiner Zeit — fürwahr ein großes Lob — einfach und klar im Entwurf, verschlossen und schlau in der Einleitung, behutsam und fest in der Ausführung, leicht und ruhig im Staatsrathe, grimassirend und salbadernd im Salon — kein Genie, aber gewiß ein Talent.“

Wir haben einen Brief von Kaunitz an Voltaire im Hofarchiv gefunden, welcher die Stellung dieses Staatsmannes zu Voltaire kennzeichnet. Voltaire hatte Kaunitz ersucht, ihm ein Paket an den Grafen Schuwalof in Petersburg zu senden. Kaunitz schrieb an Voltaire (27. Jänner 1762)

einen Brief voll Schmeicheleien, in welchem er bedauert, daß das Paket gesiegelt ist, weil er das größte Interesse für Alles habe, was dem Genius Voltaire's seinen Ursprung verdankt. Der (französische) Brief schließt: „Verfügen Sie mit mir in der Folge, ich bitte Sie darum, und erweisen Sie mir die Ehre, überzeugt zu sein, daß ich durch Ihre Achtung und Freundschaft mich zu sehr geschmeichelt fühle, um nicht jede Gelegenheit zu ergreifen, Ihnen meine Erkenntlichkeit und zugeneigte Gesinnung zu bezeugen, mit welcher ich die Ehre habe" u. s. w.

Aus der ganzen Weltanschauung des Staatskanzlers ist auch seine Todesfurcht zu erklären. Schon zu Zeiten Maria Theresia's mußten selbst zur Sommerszeit, so oft er sich zur Kaiserin begab, die Fenster in allen Corridors und Zimmern geschlossen werden, welche Kaunitz zu durchschreiten hatte. Im Winter war Kaunitz nur in den seltensten Fällen und bei außerordentlichen Umständen aus seinem Palais in der Mariahilferstraße herauszubringen. Kaiser Joseph mußte, wenn er mit Kaunitz etwas zu verhandeln hatte, sich entweder zu diesem begeben oder schriftlich mit ihm verkehren, bisweilen empfing er den Kaiser auch, wenn dieser zu ihm kam, im Bette liegend. Die Todesfurcht des Fürsten steigerte sich mit seinem Aelterwerden. Graf Heinrich O'Donnell (gestorben 1873) ließ den Herausgeber dieses einen Brief lesen, den eine Kaunitz verwandte Dame zur Zeit seines Todes geschrieben; in selbem kam folgende Stelle vor: „Als der Fürst jede Hoffnung auf ein Wiederaufkommen verloren hatte, ließ er einen seiner Söhne, der sich eben nicht des besten Rufes erfreute, der aber gerade in Wien anwesend war, zu sich rufen und fragte ihn mit verzweifelter Miene: ob er denn für ihn gar kein Wort des Trostes wisse? Dieser (mit andern Dingen beschäftigt, als ein Tröster an

einem Todtenbette zu sein) zog die Achseln hinauf und antwortete: „Ich weiß keinen.“ Darnach hat der alte Kaunitz sein Angesicht der Wand zugewendet.“

Wenn wir nun hier über die Todesfurcht und die letzten Stunden des Fürsten sprechen, so wollen wir dadurch auf den Grund seiner Lebensanschauung und seines Charakters hinweisen, denn darin ist offenbar die Art und Weise zu suchen, in welcher Kaunitz religiöse und politische Fragen theils selbst entschieden hat, theils dem Kaiser als Rathgeber zur Seite stand.

20. **Die Reise Pius' VI. nach Wien und Kaunitz.** Ueber die Reise dieses Papstes nach Wien ist schon sehr viel geschrieben worden. Der Papst kam bekanntlich aus der Ursache, um dem Kaiser Vorstellungen über die Eingriffe desselben in's Kirchenregiment, über Klosteraufhebungen, Reformirung der theologischen Studien u. s. w. zu machen, und ihn zu ersuchen, er möge die bisher verfolgten Wege verlassen. Wir bringen hier nur einige Mittheilungen aus Aktenstücken, die wir zuerst aus dem Hofarchive publicirt haben und die wesentlich zur Charakteristik des Kaisers und zur Erhellung des Verhältnisses, in welchem dieser zu Kaunitz gestanden, beitragen mögen. (Siehe Humor II., S. 194 u. ff.)

Am 28. Dezember theilt Kaunitz dem Kaiser mit, daß ihm der Nuntius ein Schreiben des Papstes überreichen werde, welches mit dem wunderbarlichen Antrage endigte, daß der Papst selbst hieher (nach Wien) kommen wolle. Kaunitz rathet dem Kaiser diese Audienz (nachdem schon früher einige angesuchte Audienzen abgeschlagen wurden) nicht zu verweigern und instruirt den Kaiser, er solle in kein besonderes Detail dabei eingehen.

Der Kaiser schrieb eigenhändig am Rande die Antwort an Kaunitz: „Dem Nuntius kann morgen die Audienz ver=

willigt werden. Sie werden mir noch heute sagen, was Sie gedenken, daß ich ihm auf die wunderliche Anfrage wegen der Anheroreise des Papstes antworten solle, es scheint nur eine bloße Ausflucht zu seyn, um die anverlangte Antwort und alle anderen Geschäfte auf die lange Bank zu schieben. Joseph." Am 29. Dezember gibt Kaunitz dem Kaiser Instruktionen, wie er den Nuntius empfangen, was er ihm sagen soll. Joseph erwiedert am Rande des Briefes: „Ich habe dem Nuntius nichts anderes sagen können, als nach vieler Entschuldigung, daß ich bei meinen Principiis unabweichlich bleibe, dennoch den Papst zu empfangen mir für eine Ehre halten werde. Joseph." Am 9. Jänner 1782 schickt der Kaiser an Kaunitz den Entwurf einer Antwort für den Papst und bittet Kaunitz, denselben durchzulesen und nach ihm diese Antwort auszuarbeiten. Kaunitz schickt die fertige Antwort dem Kaiser und lobt sich selbst, daß ihm dieses offizielle Antwortschreiben an den Papst in so kurzer Zeit gegen Vermuthen gelungen ist. Joseph macht noch einige Aenderungen daran und schickt das Ganze dem Kaunitz, der es nun copiren lassen soll.

Als die Zeit der Ankunft des Papstes herannahte, fand ein lebhafter Verkehr zwischen Joseph und Kaunitz statt, und der Kaiser erließ viele diese Ankunft angehende Handbillete.

Kaunitz machte dem Kaiser einen Vortrag, in welchem dem Kaiser gerathen wird, wie er sich dem Papste gegenüber benehmen solle. (27. Februar 1782.) Dieser Vortrag sammt der Antwort des Kaisers zeigen, wie der Kaiser dem Papst gegenüber ehrenhafter und großmüthiger war, als der Minister es haben wollte, den die Reminiscenzen an den Verkehr mit Voltaire und Rousseau bis in seine alten Tage nicht verließen.

Die vorzüglichsten Stellen aus dem Briefe des Kaunitz an den Kaiser (Humor II., S. 201), zeigen die große Furcht, welche Kaunitz über diese Ankunft empfunden und die er dem Kaiser auch mitzutheilen suchte: „Sobald der Papst hier ankommt, so ist mit der größten Wahrscheinlichkeit vorzusehen, daß, wo nicht alle, doch gewiß die meisten Erbländischen Erz- und Bischöfe, Prälaten, Aebte, Provinziale und sonstige in geistlichen öffentlichen Würden stehenden Personen sich nach Wien verfügen werden. Einige wird die bloße Neugier hiezu antreiben, andere werden diese Hieherreise als eine dem Haupt der allgemeinen Kirche schuldige Ehrfurcht und Aufwartung ansehen. Endlich dürfte eine vielleicht nicht geringe Anzahl bloß zu dem Ende hieherkommen, um dem Papst ihr Mißvergnügen und ihre Beschwerden über die vorgegangenen und noch zu erwartenden, ihrer Meinung nach (!) bloß eigenmächtigen und gewaltthätigen Neuerungen in geistlichen Sachen zu erwähnen.“ Nachdem nun Kaunitz die vielen sehr unangenehmen Folgen, welche diese Zusammenkunft für das Reformgeschäft des Kaisers haben könnte, dem Kaiser vor Augen gestellt,. macht Kaunitz folgenden Antrag: „Zu diesem Ende stelle ich daher Euer kaiserl. Majestät erlauchtester Erwägung und Entscheidung allerunterthänigst anheim, ob nicht räthlich seyn dürfte, sobald man die eigentliche Zeit der Hieherkunft des Papstes wissen wird, die Kanzler der hiesigen betreffenden Hofstellen mit der Weisung zu versehen, daß sie per privatas an alle Länderchefs den Auftrag erlassen sollen, dessen wesentlicher Inhalt in Folgendem bestehen könnte: „Seine päpstliche Heiligkeit hätte den Wunsch und das Verlangen zu erkennen gegeben, Eurer kaiserlichen Majestät einen Besuch hier abzustatten und über die möglichste Beförderung aller zum Besten der Religion und der Kirche gereichen könnenden

Maßnahmen mit Allerhöchstdemselben sich mündlich zu besprechen."

„Eure kaiserl. Majestät hätten nach Dero für Seine päpstl. Heiligkeit tragenden wahren Verehrung sich diesem Verlangen mit Vergnügen willfährig erzeiget, und hierauf die Rückantwort erhalten, daß der heilige Vater ohne Verzug mit einem kleinen Gefolg die Reise angetreten, und wie sich derselbe in seinem dießfälligen Breve ausdrückt, ad ecclesiasticae personae modum hier erscheinen wird."

„Diesen letzten Umstand und zugleich die weitere Ueberzeugung, daß Seine Heiligkeit während Dero hiesiger Anwesenheit die sämmtlichen Erbländischen Erz- und Bischöfe, sowie alle übrigen in geistlichen Würden und Aemtern stehenden Personen in der ununterbrochenen Ausübung ihrer Berufspflichten an jedem Ort und Stelle vorzüglich gerne sehen werden, hätten demnach Seine k. k. Majestät bewogen, durch die Länderchefs an alle vorerwähnten geistlichen Vorsteher die Erinnerung zu ihrem Nachverhalt ergehen zu lassen, daß jeder während der Anwesenheit des heiligen Vaters allhier in seiner Residenz zu verbleiben, das aufhabende Amt ununterbrochen zu versehen, folglich ohne vorläufige Anfrage und hierauf erhaltene höchste Erlaubniß sich keineswegs hieher zu verfügen habe. Kaunitz."

Der Kaiser erwiederte eigenhändig am Rand des Briefes Folgendes: „Eine Besorgniß über die Anherkunft des Papstes und über deren Folgen auch nur im Geringsten zu zeigen, scheint mir allerdings nicht rathsam. Diese hier vorgeschlagene Veranlassung, obwohl sie unter einem ganz natürlichen Vorwand verkleidet ist, scheint mir nicht anpassend. Wenn der Papst die Wohnung bei Hof annimmt, so wird vielen Inconvenienzen vorgebogen werden. Den

Eindruck in der Geistlichkeit und die geistlichen Ehrenbezeugungen in den Kirchen aller Gattungen kann man dem Papst nicht verwehren, noch den Stiften und Ordensgeistlichen, so er besuchen wird, selbe ihm zu erweisen; daß ein Zulauf von Volk seyn wird, daß päpstliche Benediktionen auf viele Gemüther Vieles wirken werden, ist unvermeidlich. Wenn aber mit dem Papst auf eine oder andere Art ein gütliches Auskommen getroffen werden kann, so wird dieser nämliche Eindruck, den er bei den Leuten verursacht, zur Beförderung des Geschäftes selbst dienen, und wo nicht, wohl noch Mittel vorhanden seyn, die bösen Folgen davon vermeiden zu machen.“

In dieser Weise waren die Besprechungen und Correspondenzen zwischen Kaunitz und Joseph über des Papstes Ankunft und Anwesenheit in Wien. Der Kaiser suchte sich dem Papste, als ein Souverän dem andern gegenüber, immer noch weitaus nobler und am Ende auch klüger zu benehmen, als dieß in den Rathschlägen des Staatskanzlers angedeutet war.

Daß der Papst zu Wien in der Hofburg gewohnt, mit aller seiner Würde geziemenden Rücksicht behandelt worden, daß der Kaiser aber auf den Rath des Fürsten Kaunitz sich in mündliche Verhandlungen über kirchliche Fragen gar nicht einließ, sondern diese Berathungen ganz und gar auf den diplomatischen Verkehr hinüberschob, daß der Papst am Ende unverrichteter Sache wieder Wien verlassen hat — die Klosteraufhebungen und die neue Gesetzgebung in publico ecclesiasticis ihren Gang fortgingen, das Alles können wir, als den Lesern schon bekannt, voraussetzen. — Als Beispiel nur Folgendes: Drei Tage nach der Abreise des Papstes erschien ein Aufhebungsdekret, durch welches 160 Klöster in den Niederlanden unterdrückt werden sollten.

Zugleich wurden in Böhmen 64, im Erzherzogthum Oesterreich 31 Klöster aufgehoben. Im September darauf hob eine Verordnung sämmtliche Mendikantenklöster in den österreichischen Erblanden auf, die brauchbaren Geistlichen derselben sollten in der Seelsorge verwendet, die nicht brauchbaren anderen Klöstern, die Eigenthum besaßen und fortbestehen blieben, zur Versorgung übergeben werden. Daß eine theils halb offizielle, theils von der Censur freigewährte Broschürenliteratur den Katholiken in Wien die Freude über die Ankunft des Papstes durch nicht saubere Künste und Mittel abzuschwächen suchte, ist eine Thatsache, die wir anderorts (Mysterien) mit vielen Belegen nachgewiesen haben.

Die Reise des Papstes durch die österreichischen Länder konnte ein Triumphzug genannt werden. In Wien strömten so viele Menschen aus den Provinzen zusammen, daß angenommen wird, 200,000 Personen haben des Papstes Ankunft auf der Straße erwartet. Von der Gallerie der ehemaligen Jesuitenkirche (am Hofplatze) ertheilte er an 50- bis 60,000 Menschen den feierlichen Segen. Der Platz kann eine solche Menge fassen, und die Leute standen dichtgedrängt aneinander.

Ein Protestant berichtet über die Anwesenheit des Papstes Folgendes: „Die Wirkung der Anwesenheit des Papstes in Wien ist außerordentlich. Ich war oft zugegen, wenn Pius dem Volke in der Kaiserstadt seinen Segen gab. Ich gehöre nicht zur katholischen Religion, auch nicht zu den weinerlichen Leuten, aber ich versichere, ich wurde heftig erschüttert und bis zu Thränen gerührt. Sie können es nicht glauben, welchen Eindruck es macht, über 50,000 Menschen auf einem Platze versammelt, und die ganze große Menge in einem Momente zu überblicken, wo der Ausdruck der frömmsten Gefühle aus allen Mienen leuchtet, und wo die

Sehnsucht, den Segen für das dießseitige und jenseitige Leben in sich aufzunehmen, ihnen eine Andacht, ich möchte sagen, einen Enthusiasmus einflößt, der sie unempfindlich macht für die unbeschreiblichen Beschwerden, die sie in dem erstickenden Gedränge auszustehen hatten. Man denke sich nun das Erscheinen des Papstes mit dem ganzen Pomp, der diesen Vater der Christenheit umgibt, die dreifache Krone auf dem Haupte, in seinem heiligen Ornate, von den Cardinälen und hohen Würdenträgern umgeben, wie er sich gegen die Erde neigt, dann seine Arme gegen Himmel erhebt, in einer Stellung, welche die volle Inbrunst eines Mannes ausdrückt, der das Gebet eines ganzen Volkes der Gottheit darbringt und mit seinen Blicken die Erhörung herabfleht; man stelle sich vor, daß diese Handlung durch einen Greis geschieht, dessen einnehmende Gestalt und edlen Gesichtszüge unsere Herzen fesseln, und wie nun die Tausende in einem Augenblicke, wo er in der athemlosen, feierlichsten Stille die Worte des Segens ausspricht, auf ihre Kniee stürzen, und von derselben Andacht und Innigkeit ergriffen werden, von der sie den segnenden Vater der Christenheit ergriffen sehen — wahrlich, ein überwältigender, hinreißender Anblick!"

Noch existiren über die Anwesenheit des Papstes in Wien viele handgreifliche Lügen, welche zu jener Zeit von Wien aus an ausländische Blätter gesandt wurden, z. B. „der päpstliche Pantoffel, den besonders Frauen aus den bessern Ständen zu küssen sich herangedrängt hätten, sei zu diesem Zwecke im Vorzimmer gewöhnlich ausgestellt gewesen und zu noch größerer Bequemlichkeit der Andächtigen auch in die vornehmsten Häuser gesandt worden."

21. Joseph in Rom und Kaunitz. Da es sich hier zunächst

um eine Charakteristik des Kaisers handelt, so wollen wir den Kaiser selbst über seinen Aufenthalt in Rom (1783—84) in Briefen an Kaunitz (von uns herausgegeben in den „Correspondances intimes“) sprechen lassen, aus welchen hervorgeht, wie groß der Einfluß des Staatskanzlers auf den Kaiser in kirchlichen Angelegenheiten gewesen ist.

„Rom, 27. Dezember 1783. Lieber Fürst Kaunitz. Ich bin jetzt in Rom, wo ich wie eine Bombe eingefallen — unerkannt oder mehr für den König von Schweden gehalten.“ Nach einem längeren Bericht, in dem Joseph erzählt, wie er den Papst überrascht und dahin gebracht hat, in die Ernennung der Bischöfe, Domherrn und Pfarrer, welche in der Lombardei seit langer Zeit von den Päpsten vorgenommen war, durch den Kaiser einzuwilligen. Joseph rühmt sich Kaunitz gegenüber: er meine, daß er seine Sache in Rom gut gemacht und mehr Vorurtheile, die man gegen ihn gehegt, aufgehoben habe. Am 20. Jänner 1784 schreibt der Kaiser wieder einen Brief an Kaunitz, aus dem hervorgeht, wie beide früher in Wien das Vorgehen des Kaisers besprochen haben; Joseph rühmt sich, wie fein er die Verhandlung wegen der Lombardei gepflogen und schließt den Brief: „Zuletzt sehen Sie, mein lieber Fürst, aus dem ganzen Aktenstück, wie sorgfältig ich vermieden habe, das Recht, welches der Papst so lange bezugs der Verleihung der Benefizien in der Lombardei besessen hat, anzuerkennen.“ Die von jetzt an (vom Kaiser) Ernannten mögen immerhin ihre Taxen nach Rom zahlen. Das sei eine Nebensache, die er nicht habe in die Verhandlung mit hinein beziehen wollen. Auf die gegenwärtig in Rom angestellten Geistlichen aus dem Mailändischen habe er dem Papst versprochen, bei Ernennungen zu reflektiren.

Doch habe er deßhalb das Wort actuellement klug

hinzugesetzt, „daß diese Rücksicht nur allein auf diese und nicht auf künftig noch in Rom einen Dienst annehmende bezogen werden könne.“

22. Joseph II. gegenüber Rußland. Im eng zugemessenen Rahmen dieses Büchleins dürfen selbstverständlich auch die größten Staatsaktionen und Kriegsoperationen nur in aller Kürze geschildert werden. Das Bündniß Friedrichs II. mit Rußland war 1780 abgelaufen. Joseph reiste im selben Jahre nach Mohilew, traf am 28. Juni dort ein und blieb daselbst bei der Kaiserin Katharina II. bis 10. Juni.

Es lag ihm daran, die Fortsetzung des Bündnisses mit Preußen, welches Oesterreich schon so viel Schaden gebracht, zu hindern. Katharina kam der Besuch außerordentlich gelegen; der Kaiser erschien ihr wie gerufen, denn diese schlaue Herrscherin hat ihn in der Folge gehörig zu ihrem Interesse ausgenützt. Joseph versprach der Kaiserin, ihr nach dem Tode seiner Mutter in den russischen Absichten auf die Türkei nicht hinderlich sein zu wollen, hingegen sollte sie der Erwerbung Baierns durch Austausch nicht entgegentreten. Der Kaiserin lag auch daran, das System der bewaffneten Seeneutralität zum Durchbruch zu bringen. Oesterreich und Preußen traten diesem System 1781 bei und sicherten dadurch ihren eigenen, wenn auch nicht sehr bedeutenden Seehandel.

Die schlaue Katharina wußte das Bündniß mit Joseph in aller Eile und nach allen Richtungen hin bestens auszunützen. Die Tatarei war von dem türkischen Reiche abhängig, der Sultan konnte die Khane derselben einsetzen und auch absetzen nach Belieben. Nun war es ein sehr feiner Streich Rußlands, dieser Tatarei zur Unabhängigkeit zu verhelfen, selbige zu einem freien Staate zu machen. In dem Frieden

von Kainardsche wurde die Freiheit der Tatarei erklärt, Rußland und die Türkei versprachen feierlich, sich in die inneren Angelegenheiten dieses Staates nicht einzumengen. Rußland ließ nun in der Tatarei Unruhen arrangiren, Potemkin rückte in der Krim ein und setzte seinen Günstling Sahim Gherai auf den Thron.

Die Türkei war zu schwach, um gegen diesen Gewaltstreich etwas ausrichten zu können. Potemkin schickte überdieß zwei russische Generale an den Hof des von ihm eingesetzten Khan, und diese beiden entledigten sich ihrer Aufgabe dadurch, daß sie das Land regierten und den Khan nebstbei auf seinem Thron beließen.

Sahim Gherai legte die tatarische Tracht ab, nahm den Rang eines russischen Oberlieutenants an, ließ sich mit dem russischen St. Annen-Orden zieren und verschacherte, uneingedenk, daß seine Ahnen einst lange Zeit die Oberherren des Czaren von Moskau gewesen, das Land gegen einen bedeutenden Jahresgehalt an Rußland. Rußland war in der Folge so schlau, diesem Verräther und Verkäufer, der die Souveränetätsrechte an Rußland nicht einmal rechtsgiltig abtreten konnte, auch diesen Gehalt nicht auszuzahlen.

Katharina erklärte am 8. April 1783 durch ein Manifest, sie habe wegen der tatarischen Unruhen 12 Millionen Rubel ausgeben müssen, und habe daher, „um auf immer die unangenehmen Ursachen zu entfernen, welche den zwischen dem russischen und ottomanischen Reich abgeschlossenen Frieden stören", beschlossen, die krimische Halbinsel Kuban und die Insel Taman unter ihre Herrschaft zu nehmen. Des Scheingeschäftes mit Sahim Gherai wurde in diesem Aktenstücke gar keine Erwähnung mehr gethan; das hielt man überflüssig. Ein Oesterreich keineswegs feindlich gesinnter Historiker (Sporschil) sagt über diese Angelegenheit: „So

verschwand ein unabhängiger Staat, ja ein ganzes Volk von dem Erdboden, was vielleicht nicht geschehen sein möchte, wenn die Kaiserin Katharina nicht der Freundschaft Josephs II., der in völkerrechtlicher Beziehung ebenso wenig ein Gewissen hatte, wie sie selbst, sicher gewesen wäre, und Friedrich II. nicht Entwürfe auf Danzig gehabt hätte, zu deren Verwirklichung ihm Rußlands Zustimmung nothwendig war."

Ueberdieß verlangte Katharina von der Pforte auch noch Anerkennung der Herrschaft Rußlands über die Tataren und drohte im Nichtfalle mit einem Kriege. Joseph II. sekundirte sie, sammelte wie Rußland auch Truppen an der türkischen Grenze und der österreichische Internuntius in Constantinopel hatte vom Kaiser den Auftrag, im Sinne und zu Gunsten Rußlands zu operiren. In dieser Nothlage verzichtete die Türkei auf alle Verträge von 1774—1775 und 1779 und Oesterreich hatte vom ganzen Bündniß nichts, als einige Begünstigungen in Bezug auf österreichische Kaufleute in Handelsangelegenheiten mit den Türken. In dieser Weise wußte Katharina ihr Bündniß mit dem Kaiser zum ersten Male auszubeuten.

23. Josephs Bemühungen bezugs des Handels überhaupt. Der Handel in den österreichischen Erbstaaten lag darnieder. Die immerwährenden Kämpfe und Sorgen um das Zusammenhalten und den Fortbestand des österreichischen Länderkomplexes ließen den Regenten wenig Zeit übrig, um den Produkten- und Waarenverkehr zu heben, und dadurch den von der Natur reich gesegneten Ländern großartige Erwerbsquellen aufzuschließen.

Wie die Anschauungsweise von Handel und Industrie beschränkt war, so mußte nothwendiger Weise auch Handel und Industrie selber beschränkt werden. Man wollte die

Mauthgefälle erhalten, einen oder den andern Handelszweig mit Rohprodukten nicht verlieren, und begünstigte eben dadurch den Eingang fremder Waaren. Man war von Vorurtheilen ebenso gegen Neuerungen wie gegen alles Fremde erfüllt. Der Handel war mehr ein passiver. Der Adel und die reichen Leute bezogen ihre Luxusstoffe und Luxusgegenstände aus dem Ausland, größtentheils aus Frankreich. Für den aktiven Handel, Erzeugung und Versendung handelswürdiger Produkte und Waaren in's Ausland war fast nichts geschehen. Der österreichische Adel war kaufmännischer Thätigkeit abgeneigt. „Der reiche Adel," sagt ein feiner Beobachter damaliger Zustände, „vertauschte in Oesterreich nicht, wie in England den Glanz seines Standes mit den Vortheilen des Handels, sondern umgekehrt; sobald Handelsleute in Oesterreich ein Vermögen erworben hatten, welches sie und ihre Nachkommen zu großen Unternehmungen erst fähig gemacht hätte, geizten sie nach Adelsdiplomen und ruhigem Genusse ihres Reichthums; dadurch entzogen sie dem Handel Blut und Nahrung. Die öffentlichen Fonds waren unzugänglich, die Wienerbank hatte mit der englischen nichts als den Namen gemein, sie war im Grunde nur eine Staatsschuldenkasse, die durch ihre Geschäfte einige wenige Wechsler bereicherte." Zudem hatte Oesterreich auch nie einen hervorragenden Finanzmann, keine Flotte zum Schutz des Handels.

Wenn nun dem Kaiser sehr viele seiner Unternehmungen nicht gelungen sind, so wird dem ruhigen Beobachter jetzt nach fast hundert Jahren der Grund davon bald einleuchten.

Der Kaiser hatte offenbar den besten Willen, das, was im Innern darniederlag, zu heben, Handel und Industrie zu fördern, die Wirren der Rechtspflege zu lösen,

die Verwaltung zu vereinfachen, der Verschwendung der Staatsmittel zu steuern, das Militär zu organisiren, mit Einem Wort, die Zustände in Staat und Kirche zu reformiren.

Er hatte sich eine Riesenaufgabe gesetzt und diese Aufgabe sollte von ihm als dem Herrscher allein und noch dazu in der kurzen Spanne des ihm beschiedenen Menschenlebens gelöst werden. Da konnten freilich bei ihm Rechtszustände, die seinem Willen entgegen waren, weder Würdigung noch Gnade finden, die vollkommenste Rücksichtslosigkeit mußte ihm allerwegen Begleiterin und Bahnbrecherin sein.

Mit diesem System wurde er in endlose Kämpfe verwickelt, die seine Kräfte am Ende aufzehrten; Vieles mußte ihm ganz mißlingen, Anderes konnte er nur halb vollenden; die Hindernisse wuchsen an mit jedem Jahre seiner Regierung; Mißmuth und Gram über so viele mißglückte Pläne trugen am Ende bei, seine Auflösung zu beschleunigen. Es mußte dieser Umstände hier gedacht werden, denn auch bei den Versuchen, den Handel zu heben, finden wir die absolutistische Gewaltthätigkeit obenan.

24. Versuche, den Handel in den Niederlanden zu heben. Die zu Oesterreich gehörenden Niederlande waren durch den Barrieretraktat von 1715 durch Schließung der Schelde von dem Seehandel, für welchen die Niederlande so günstig lagen, ausgeschlossen worden.

Ohne sich um diesen Traktat im Mindesten zu kümmern, beschloß Joseph, die Schelde mit Antwerpen wieder dem Welthandel zu eröffnen. Nun kann aber ein rechtsgiltiger Vertrag einseitig nicht aufgelöst werden. Diesen Grundsatz wollte Joseph nicht anerkennen. Den Holländern war am

20. Dezember 1780 von England der Krieg erklärt worden. Diese sind dadurch ohnmächtig geworden, dachte sich Joseph, und können mir in meinem Vorhaben nicht hinderlich sein.

Der Kaiser hatte im Sommer 1781 eine Reise nach den Niederlanden unternommen. Er sah, wie die Holländer sich durch ihren Handel auf Kosten der Niederländer bereicherten. Ein Schriftsteller von 1781 schrieb hierüber: „Die herrliche Lage der österreichischen Niederlande an einem Meere und ihre Communicationen mit dem nördlichen Theile von Deutschland, die glückliche Lage der südlichen österreichischen Provinzen an dem andern Meere und die Verbindung der so verschiedenen, an so mannigfaltigen Produkten reichen Länder: wenn man das Alles in Erwägung zieht und dabei die Macht Oesterreichs, die Schätze Ungarns und den Reichthum an Schiffsbauholz betrachtet, so muß man überzeugt werden, daß Oesterreich eine der mächtigsten Handelsnationen und mit der Zeit eine der respektirlichsten Seemächte werden könnte.“

Bei der zuvor erwähnten Reise hatte nun der Kaiser mit eigenen Augen gesehen, wie die Holländer auf Kosten der Niederländer ihren Handel betrieben und ausdehnten. Das brachte Joseph zum Entschlusse, die Hindernisse, welche England und Holland dem Handel der Niederlande unter dem Vorwande des Schutzes gegen Frankreich in den Weg gestellt, mit einem Gewaltstreich zu beseitigen.

Am 7. November 1781 mußte der Generalgouverneur der Niederlande im Namen des Kaisers erklären: „Der Kaiser habe bei seiner neulichen Anwesenheit in den Niederlanden sich überzeugt, daß es aus vielen Gründen nicht zuträglich sei, alle Festungen in denselben beizubehalten, er habe deßhalb die Schleifung des größten Theiles beschlossen

und befohlen, den Generalstaaten davon Nachricht zu geben, damit sie den ihre Truppen in den Niederlanden befehligenden Generalen die deßhalb nöthigen Weisungen geben möchten."

Somit sollten die laut des Barrieretraktates (dessen Bestimmungen die Bedingung waren, unter welcher Oesterreich in den Besitz der Niederlande kam) in den Festungen der Niederlande liegenden Truppen sogleich nach Holland zurückgezogen werden.

Der Gesandte der Generalstaaten, Graf Wassenaar, machte gegen diesen Bruch der Verträge bei Kaunitz alle möglichen Vorstellungen, wurde aber von ihm mit jener Derbheit abgekanzelt, welche diesem Staatskanzler eigen war, wenn er sich durch die Umstände mächtig genug fühlte, derb auftreten zu können. Graf Wassenaar publicirte darauf die Unterredung, die ziemlich lange ist. Charakteristisch ist der Anfang der Antwort des Staatskanzlers Kaunitz. Er begann: „Ich will mit Ihnen ganz offen und freimüthig reden; der Kaiser will nichts mehr von der Barriere (feste Grenze) reden hören, sie existirt nicht mehr; jeder Traktat hört von selbst auf, sobald die Umstände, die ihn hervorgerufen haben, nicht mehr vorhanden sind. Der Barrieretraktat war gegen Frankreich gerichtet; unsere Verbindungen mit Frankreich haben denselben gänzlich unnütz gemacht und sind für die Generalstaaten eine viel bessere und ungleich mehr sichere als jene chimärische gewesen."

Graf Wassenaar konnte vorbringen was er wollte, er wurde von Kaunitz niedergeredet. Die Holländer mußte dieses Vorgehen erbittern. Die Schleifung der Barriereplätze begann von Seite Oesterreichs — die Holländer von aller Hilfe entblößt, mußten ihre schwachen und dünnen Besatzungen zurückziehen, thaten es aber mit einer diplo-

matischen Rechtsverwahrung. Man gelangte später zur Einsicht, daß es vom Kaiser viel klüger gewesen wäre, statt rechtswidrig die Traktate zu brechen, die Holländer aufzufordern, nach den Bestimmungen des Traktates die zerfallenen Festungen wieder herzustellen, ein Umstand, der darnach bei den Wirren der französischen Revolution für die Niederlande von unberechenbarem Vortheil gewesen wäre. Durch friedliche und freundliche Verhandlung hätte Joseph die Holländer zu mehr vermocht, als durch den besagten Gewaltstreich, der das Völkerrecht über den Haufen warf, ganz Europa gegen Oesterreich aufbrachte und eine sehr gefährliche Präcedenz für die nächste Zukunft gewesen ist, als man den Spieß umdrehte, um ihn gegen Oesterreich zu kehren.

Die dringenden Forderungen Oesterreichs und die ängstlichen Verwahrungen der Holländer dauerten im diplomatischen Verkehr bis 1784. Da ließ der Kaiser in Brüssel dem holländischen Bevollmächtigten wissen: „Der Wunsch der Republik seine Freundschaft zu beweisen und mit ihr in gutem Einvernehmen zu leben, lasse ein Auskunftsmittel zu, von dem der Kaiser hoffe, daß es mit Dankbarkeit angenommen werde. Er sei bereit, auf alle Forderungen zu verzichten, wenn die Generalstaaten dagegen erklärten, die Schelde zu öffnen und die Schifffahrt auf derselben freizugeben; auch den niederländischen Unterthanen nicht länger zu wehren, aus ihren Häfen nach fremden Welttheilen Schifffahrt und Handel zu treiben."

Jetzt nahmen sich die deutschen und englischen Publicisten der Holländer an. Allerdings wollte der Kaiser im Interesse seiner Unterthanen handeln, die Holländer aber erkannten in der Oeffnung der Schelde ihren Ruin, die europäischen Mächte wurden über das gewaltsame Vorgehen

Josephs stutzig, Alles fühlte sich durch das Auftreten des Kaisers als Diktator verletzt.

Auf die Rechtsverwahrungen der Holländer ließ der Kaiser durch seinen Minister Graf Belgiojoso erwiedern: „Der Kaiser stelle die verlangte Freiheit der Schelde nicht als einen Gegenstand neuer Verhandlungen auf, sondern er betrachte sie als bereits entschieden, und werde von diesem Tage an jedes Hinderniß, das man der Schifffahrt seiner Unterthanen auf diesem Strome entgegensetzen würde, als wirkliche Feindseligkeit, als förmliche Kriegserklärung ansehen und ahnden.“

Zwei österreichische Schiffe sollten nun die Probe machen. Eine Brigantine lief von Antwerpen die Schelde hinunter, ein anderes kaiserliches Schiff aus Ostende wollte in der Schelde einfahren. Beide wurden von den Holländern angehalten; die Holländer trieben beide zurück. Oesterreich und Holland rüsteten zum Kriege. Graf Mirabeau, der später sein Wühlergenie verewigte, gab eine Schrift zu Gunsten der Holländer in Paris heraus und stimmte die Franzosen gegen Oesterreich. Ludwig XVI., durch die Gründe seines Ministers Mirabeau umgestimmt, schrieb einen Brief an seinen Schwager Joseph, ihn zur Mäßigung mahnend. Kaunitz (der dem Grafen Wassenaar zwei Jahre früher versichert hatte, das Bündniß von Frankreich und Oesterreich sei unzertrennbar und werde zum wenigsten über ein Jahrhundert dauern) war blamirt. Kaunitz beredete nun den Kaiser, die Vermittlung Frankreichs in dieser Frage anzunehmen. Die hierauf bezüglichen Verhandlungen anzuführen, mangelt es hier an Raum. Das Resultat war: „Joseph II. gab darin, wie in den Präliminarien, Alles auf, was er mit so großem Aufwand von Forderungen und Lärm erstrebt hatte. Die Schelde blieb am wichtigsten

Punkte, bei ihrem Einfluß in das Meer, verschlossen wie sie früher war, ein unbedeutender Theil des Stromes kam unter österreichische Hoheit, die Holländer traten die an diesem Theile liegenden Forts geschleift an Oesterreich ab, die Holländer zahlten 10 Millionen (wozu Frankreich die Hälfte hergab) und kamen somit ganz gut weg. Der ganze Handel schwächte das Ansehen des Kaisers in den Augen der Diplomaten und der Völker, das Geheimniß war entdeckt: daß der Kaiser rasche, Europa verwirrende Entschlüsse faßte, den Anfang zu ihrer Ausführung zwar machte, aber sowie ernster Widerstand entgegengesetzt wurde, kleinmüthig nachgab. Die leitenden Staatsmänner kannten von nun an seine schwache Seite und handelten darnach.“ So schildert Sporschil treffend diese traurige Affäre, ähnliche, noch viel traurigere und folgenschwerere Erfahrungen blieben dem Kaiser für seine übrige Regierungszeit vorbehalten.

25. **Die Versuche, den Handel mit der Türkei und Rußland zu heben**, waren jedenfalls glücklicher, als jene, die eben vorher besprochen wurden. Schon als Kronprinz war Joseph in Ungarn und Siebenbürgen. Im Jahre 1783 besuchte er wieder Ungarn, dann das Küstenland, Slavonien, Siebenbürgen, die Bukowina und Galizien. Schon im 17. Jahrhundert wurde Ungarn als ein Land geschildert, dem keines in Europa an Fruchtbarkeit vorgezogen werden kann. Es gedeiht hier das üppigste Korn, der feurigste, edelste Wein, unzählbare Heerden von Rindern und Schafen liefern Fleisch, Leder und Wolle im Ueberfluß, die Flüsse wimmeln von Fischen. Die Bergwerke liefern Gold, Silber, Eisen, Kupfer und Salz. Heilquellen, kräftige Naturmittel für Krankheiten aller Art sprudeln in den Bergen. Die Sümpfe sind von Wildgeflügel voll, die Wälder von Hochwild, die

Gärten von Obst. Joseph sah diese Naturschätze ungehoben, er dachte daran, Handelswege hiefür zu eröffnen. Seine Absicht sprach der Kaiser 1784 in einem Schreiben an die Commune von Ofen aus, die ihm ein Denkmal errichten wollte. „Ich danke dem Magistrat für die Ehre, die mir zugedacht wurde, auf einem der Hauptplätze meine Bildsäule zu errichten. Was ich bisher für Ungarn gethan, verdient in der That eine solche Ehre nicht. Wenn ich es jedoch einmal werde dahin gebracht haben, daß die Ungarn die wahren Verhältnisse zwischen dem Könige und den Unterthanen anerkennen, wenn ich Thätigkeit und Industrie veredelt, den Handel in Flor gebracht, das Land von einem Ende zum andern mit Straßen und schiffbaren Kanälen werde versehen haben, wie ich es hoffe, wenn dann die Nation mir ein Monument errichten will, dann möchte ich es vielleicht verdient haben, und dann werde ich es auch mit Dank annehmen."

Auch in dieser kurzen Antwort System und Charakteristik des Kaisers. Er will allerwege seinen Völkern nützlich werden, selbe glücklich machen, er müht sich ab, seinen Willen durchzuführen, vor Allem aber will er die Ungarn über das wahre Verhältniß zu ihm, ihrem König, belehren, d. h. die Ungarn sollen ihn als absoluten, unumschränkten, durch keine verbriefte Constitution gebundenen Alleinherrscher anerkennen. Daß die Ungarn sich das wahre Verhältniß anders vorstellten als der Kaiser, das meinte er, sei eben Irrthum.

Seinem Vorhaben getreu, ließ nun Joseph Straßen anlegen, Seehäfen restauriren, suchte Handelsverbindungen anzuknüpfen, schloß Handelstraktate mit der Türkei und Rußland; Triester Häuser begannen ihren Verkehr mit Aegypten und Ostindien, eine österreichisch-belgische Handelscompagnie

trat in's Leben. 1784 überstieg der Seehandel im Verkehr 50 Millionen im Monate Februar. 2000 Nationalschiffe bewegten sich auf der See und in größeren Strömen. Es gab Handelsschiffe, die auf 24 bis 60 Kanonen aufzunehmen fähig waren, somit eine Kriegsflotte improvisiren konnten. Oesterreichische Faktoreien fanden sich an der östlichen Küste Afrika's und am bengalischen Meerbusen.

Freilich gab es mitten unter diesem echten Aufschwung auch Phantasiestücke. Durch verschiedene Präsente und Unterhandlungen wurden für Oesterreich die von Dänemark wegen des nordischen Klima's verlassenen Nicobarischen Inseln erworben, was zu verschiedenen Conflicten führte und gar keinen Vortheil abwarf. Die Donauhandelsgesellschaft ging zu Grunde und die belgisch=österreichisch=ostindische Compagnie machte Bankerott. Bei so vielen Unternehmungen mußten auch einige mißlingen.

26. Versuche, der Industrie im Inlande aufzuhelfen. Der Kaiser sah mit scharfem Blicke, wo es im Staatsorganismus fehlt, er war ein vortrefflicher Diagnostiker; minder glücklich war er in Auffindung der Heilmittel. Gewand und Luxuswaaren wurden aus dem Auslande bezogen. Joseph schrieb an den Kanzler Kolowrat: „Der Staat hat bisher mehr als 24 Millionen bei seinem Commerz verloren. Bisher war es beinahe eine besondere Absicht der österreichischen Regierung die Fabrikanten und Kaufleute der Franzosen, Engländer und Chinesen zu ernähren und sich aller der Vortheile selbst zu begeben, die ein Staat nothwendig haben würde, wenn er durch eigene Industrie für die Nationalbedürfnisse Sorge getragen hätte. Ich weiß, welche Sensation meine Verordnungen unter den Kaufleuten der Residenz hervorbrachten; aber sie verdienen keine größere Nachsicht, sie sind nichts

weiter als die Faktoren der übrigen europäischen Kaufleute."

In diesen Worten lag Ansicht und Grundgedanken des Kaisers ausgesprochen. Das Sperrsystem Colberts erhob er zu seinem Ideal. 1784 erließ er im Sinne dieses Systems sein Zollpatent und sperrte seine Staaten durch einen Zollcordon ab. Fremde Produkte wurden so hoch bezollt, daß die Einfuhr aufzuhören gezwungen war. Die bei Kaufleuten noch vorhandenen fremden Waaren mußten zwangsweise in Magazine abgeliefert und daselbst verkauft werden. Neue Waaren nachkommen zu lassen, war unter großen Strafen verboten. Jeder Privat, der Waaren, auch Eßwaaren, kaufen wollte, mußte eigens um diese Erlaubniß bitten, sich einen Paß hiefür erwerben und 60 Prozent des Werthes derselben als Zoll bezahlen; den Kaufleuten war es durchaus, auch unter Bezahlung der 60 Prozente, verboten, fremde Waaren zu halten. Wurden Waaren, ohne Paß und Erlaubniß eingeführt, vorgefunden, so mußten diese in der Regel geradewegs vernichtet werden. So wurde am 6. August 1785 ein Wagen mit fremden Kleiderstoffen aus Seide, Wolle und Linnen zwischen der Burg und dem Schottenthor öffentlich zum abschreckenden Beispiel verbrannt. Der Werth der Waaren soll sich auf 30,000 fl. belaufen haben. An geschmolzenem Gold und Silber fanden sich in der Asche noch ein Werth von 1000 fl., der an das Armeninstitut abgeliefert wurde. Der Kaiser selbst ließ den Vorrath ausländischer Weine aus den Hofkellern in's allgemeine Hospital bringen. Angst und Schrecken ergriff die Kaufmannswelt. Bei solchen Gelegenheiten ermangelte der Kaiser nicht, durch belehrende Patente seinen Unterthanen die Wohlthätigkeit seiner Maßregeln einleuchtend zu machen. Er sandte dem Absperrungssystem

folgendes Präambulum voraus: „Die Erweiterung der allgemeinen Nahrungswege, welche mit dem Wohle unserer Unterthanen so innig verbunden ist, wird hauptsächlich durch den Hang nach ausländischen Waaren gehemmt, denen nicht selten ein bloßes Vorurtheil vor inländischen Erzeugnissen den Vorzug einräumt. Dadurch wird der Absatz der Nationalfabriken beschränkt, der Emsigkeit der Lohn, welchen sie anzusprechen berechtigt ist, entzogen und der arbeitsamen, d. i. der nützlichsten Klasse des Volkes, der Unterhalt täglich schwerer, ja unmöglich gemacht. Diesem Uebel Einhalt zu thun, sind wir entschlossen, den entbehrlichen fremden Waaren einigermaßen den Eingang zu erschweren und dadurch den Consumenten in die Nothwendigkeit zu versetzen, die inländischen Erzeugnisse zu suchen und sich sowohl durch den Gebrauch von seinem Vorurtheile gegen dieselben zu überzeugen, als auch den Nationalgewerben Absatz und Verdienst zuzuwenden. Da den unentbehrlichen fremden Waaren der Eingang nicht verboten wird, so wird dadurch Niemand zum Gebrauch der inländischen Erzeugnisse gezwungen, noch in die Unmöglichkeit gesetzt, das, was er vielleicht sehnlichst wünscht, aus fremden Ländern kommen zu lassen; aber da wir das davon entfallende Erträgniß ganz als Commerzialfond zur Unterstützung der inländischen Industrie- und Manufakturen-Verbesserung die Absicht haben, so ist es billig, daß die Verzehrer ausländischer Waaren, was durch sie auf der einen Seite den Nationalgewerben entgeht, auf der andern durch einen verhältnißmäßig größeren Beitrag zum Commerzialfonde ersetzen. Demnach ist vom 1. November des gegenwärtigen Jahres 1784 angefangen, die Einfuhr der im angehängten Verzeichnisse genannten ausländischen Waaren in die deutschen und ungarischen Erbländer und Galizien zum Verkaufe und Handel im Allgemeinen verboten."

Diese beschwichtigen sollende Erklärung war sehr gut gemeint, aber es bäumten sich thatsächliche Fragen dagegen auf. Die Triestiner sagten: Wir haben einen Freihafen, dem Kaiser liegt das Gedeihen unserer Handelsstadt am Herzen. Was nützt es uns, wenn die Kauffahrer mit aller möglichen Waare zu uns kommen können, wir aber der enormen Zölle wegen in Triest und landeinwärts keinen Handel mehr haben. Wir sind ruinirt!

Das Lamento wurde allgemein ein furchtbares. Die untergeordneten Mauthbeamten regten einerseits das die Grenzen passirende Publikum durch kaum erzählbare Brutalitäten im Durchsuchen um verbotene Waaren auf und waren anderseits (ein Mauthaufseher bekam täglich 5 Kreuzer Löhnung) für die Bestechung geradewegs präparirt.

Die Schmuggelei nahm überhand. Engländer, Franzosen und Schweizer kamen nach Oesterreich, errichteten Fabriken, genossen den ungeheuren Vortheil des Monopols und bereicherten sich auf Kosten des kaufenden Publikums. Die Fabrikanten wurden reich — das Volk hatte keinen Vortheil, es mußte schlechtere Waare jetzt theurer bezahlen als unter dem früheren System. Das Ausland wurde gegen Oesterreich feindlich gestimmt. Die Oesterreicher wurden dem Kaiser abgeneigt, man sagte, es sei zu arg, sich vorschreiben zu lassen, was man essen und nicht essen dürfe. Die Unzufriedenheit wurde allgemein (finanzielle Vortheile erwuchsen für die Regierung keine) und das Zollpatent wurde nach dem Erkenntniß von Zollpolitikern eher zum Ruin als zum Aufblühen des österreichischen Handels. Also auch hier wieder anerkennenswerth der beste, edelste Wille, aber unglückliche, gewaltsam durchgeführte Mittel und ein trauriger Erfolg.

Der Herausgeber dieses hat in seinen archivalischen Schriften viele Details über die ausländischen Fabrikanten gebracht, denen um einen Spottpreis (kaum der flache Erdboden bezahlt) aufgehobene Klostergebäude zur Herrichtung für Fabriken übergeben wurden. Eine Menge von eingewanderten Ausländern, die damals die Gelegenheit ergriffen, sind zu Millionären geworden. Diese lobten das neue System ebenso sehr, als sich bei den Inländern Mißmuth darüber Luft zu machen suchte.

27. Josephs Pläne, Oesterreich zu vergrößern und zu arrondiren.

Die angebliche Verabredung der russischen Katharina mit Joseph, vermöge welcher Katharina Constantinopel und die europäische Türkei als Basis der Herstellung des byzantinischen Kaiserthums für sich erobern werde, während Joseph im Abendland mit Beseitigung des Papstes das abendländische Kaiserthum in seiner Macht wieder restauriren sollte, diese angebliche Verabredung erwähnen wir hier nur flüchtig; denn Gewährsmann hiefür ist der preußische Geheimrath und Archivar Dohm, der als ein Erzfeind Oesterreichs seine Nachricht doch noch mit der Reserve gibt: „Wie weit man sich über diese Absichten gegeneinander vertraulich eröffnet habe, ist natürlich nicht bekannt geworden, da diese Eröffnungen wohl meistens nur zwischen den Souveräns selbst, vielleicht nur zuweilen mit Beziehung Potemkins stattfanden." Trotzdem, daß nichts bekannt geworden und vielleicht nur zuweilen Potemkin dabei war, sagt Dohm doch, daß dieses Austauschsprojekt keinem Zweifel unterliege. Wir halten in unserem Compendium diese Angelegenheit für abgethan.

Wichtiger, weil durchaus wahr, ist das Projekt vom Austausche Belgiens mit Baiern. Herausgeber dieses

hat die Chiffernbriefe des österreichischen Gesandten am Hofe zu München hierüber veröffentlicht. Karl Theodor war mit seinem Kurfürstenhut durchaus nicht zufrieden und träumte bis an sein Ende von einer Königskrone. Joseph vertraute bei diesem Plane auf die Mithilfe Rußlands, dachte aber nicht auf die intriguante Macht Preußens, welches seine Pensionisten und Spione in ganz Deutschland auf die Wache gestellt hatte.

Wenn wir über Josephs Politik ein Urtheil bringen müssen, so führen wir geflissentlich sogenannte liberale Schriftsteller an, weil wir eben hiedurch am besten jeden Vorwurf der Parteilichkeit abwehren können.

Sporschil sagt über diesen Handel: „Es muß hier erwähnt werden, daß Joseph in seiner schroffen, aber nicht beharrlichen Manier gar Manches gethan als Reichsoberhaupt, was gegen ihn das gegründetste Mißtrauen erregte. Wir übergehen, was er rechtlos gegen das Fürstbisthum Passau vorgenommen und was ihn, wäre nicht ein österreichischer Cavalier, Auersperg, Fürstbischof von Passau gewesen, nothwendig in die ernstesten Zerwürfnisse mit dem Reiche und mit Preußen gebracht haben müßte. Kaiser Joseph II. legte es fürwahr recht eigentlich darauf an, die geistlichen Reichsstände, welche bisher die festeste Stütze Oesterreichs gewesen, zu kränken und zu beleidigen. Das geschah durch die Erneuerung des alten, sehr zweifelhaften Rechtes der Panisbriefe, das heißt des Rechtes, jedes deutsche Stift zu nöthigen, einem von dem Kaiser bezeichneten Laien standesmäßigen Unterhalt zu gewähren. Das möchte kaum hingegangen sein, wenn der Kaiser lediglich katholische Stifte mit solchen Panisbriefen belastet hätte, aber er beging die Unvorsichtigkeit, sie auch seit langer Zeit protestantischen Stiften zuzumuthen; z. B. dem einstigen

Erzbisthum Magdeburg und dem Bisthum Halberstadt, die seit mehr als einem Jahrhundert preußisch waren. Natürlich scheiterte der Kaiser, denn die einfachsten Verbote reichten hin, die mit Panisbriefen ausgestatteten dienstuntauglichen Offiziere und Beamten nicht anzunehmen; und was war das Ende? Daß der Kaiser, seine Macht überschätzend, ungehörige Forderungen gemacht, sie aber, sowie man ihm ernstlich gegenübertrat, wieder fallen ließ, sich also, wie man im gewöhnlichen Leben sagt, „blamirte". Der Eindruck aber der Ungebührniß und seines despotischen Benehmens gegen das Fürstbisthum Passau verschwand nicht, und man wurde in Deutschland wegen der weiteren Maßregeln eines so schonungslos um sich greifenden Kaisers besorgt."

So wenig sich nun der Kaiser bei seinem Vorgehen um die kleinen Fürsten, um die Domkapitel und ihre bisherigen Rechte und Privilegien kümmerte, so sehr machte er sich theils einzelne Persönlichkeiten, theils ganze Corporationen zu Feinden. Diese standen ihm nun auch entgegen, als er sich mit Erwerbung Baierns durch Tausch eine kompaktere Macht in Süddeutschland begründen wollte, wie Preußen eine solche Macht im Norden zum Theil schon errungen hatte, zum Theil noch anstrebte.

Karl Theodor, Kurfürst von Pfalz-Baiern, lebte mit den ererbten Baiern auf sehr gespanntem Fuße; die Baiern gegen eine Königskrone und ein anderes Land los zu werden, war seine Sehnsucht, die er im geheimen diplomatischen, jetzt veröffentlichten Verkehr oft genug ausgesprochen. Rußland war dafür und Frankreich nicht entgegen.

Wir übergehen die Verhandlungen hierüber, die allein einen starken Aktenstoß ausmachen, und führen nur das für Joseph ungünstige Resultat an. Friedrich II. baute als Bollwerk gegen diesen ihm sehr zuwideren Austausch einen

Vertrag mit Hannover und Sachsen; dieser Vertrag wurde am 23. Juli 1785 unterzeichnet und der „Fürstenbund“ genannt.

Dieser Fürstenbund war aber der eigentliche Ruin der Macht und der Bestrebungen des Kaisers in Deutschland. Die ganze Bitterkeit gegen Joseph lag in folgendem geheimen Artikel, dem eigentlichen Stern und Kern des Fürstenbundes. „Wie die bekanntermaßen intendirte Austauschung von Baiern gegen die österreichischen Niederlande nicht allein auf der einen Seite der ausdrücklichen Disposition des Barrieretraktates von 1715, Art. II., wie weltkundig ist, und auf der andern Seite den feierlichsten und ausdrücklichsten Verordnungen der pfalz-baierischen Hausverträge, dem von dem gesammten Reich und andern Mächten garantirten Teschenischen Frieden und der darin geschehenen Versicherung sothaner Hausverträge schlechterdings zuwiderläuft, sondern vornehmlich sowohl in Betracht der Art und Weise, wie selbige eingeleitet worden, als an sich und ihren Folgen für die ganze Verfassung des deutschen Reiches und für die Freiheit der angelegenen Kreise und der Sicherheit aller Stände nicht anders, als äußerst gefährlich und verderblich seyn kann; inmittelst dieses Vorhaben, wenn es gleich bisher nicht zur Erfüllung kommen mögen, keineswegs ganz bei Seite gesetzt oder aufgegeben zu seyn scheint, sondern über kurz oder lang wieder vorgenommen werden möchte; so verbinden sich Seine königliche Majestät zu Preußen als Kurfürst von Brandenburg, Seine königliche Majestät zu Großbritannien als Kurfürst zu Braunschweig-Lüneburg und seine kurfürstliche Durchlaucht zu Sachsen kraft dieses, daß sie in diese Austauschung keineswegs concediren, noch solche geschehen lassen, vielmehr auf das Nachdrücklichste und mit allen Kräften sich dagegen

setzen, zu dem Ende nebst den im Art. IX. der am heutigen Tage vollzogenen Convention angeführten Maßregeln, zuvörderst die vom Herrn Herzoge zu Zweibrücken oder anderen pfälzischen Prinzen zu garantirende Leistung der Garantie des Reichs über den Teschenischen Frieden auf das Kräftigste bei der Reichsversammlung oder sonst befördern helfen, wegen ferneren, den Reichssatzungen und der Reichsconstitution gemäß, dagegen zu ergreifenden Maßregeln und Mitteln sich weiter vereinbaren und zusammensetzen, und solche mit möglichster und vereinbarter Wirksamkeit ausführen wollen. Ebenso wenig wollen dieselben andere ähnliche Projekte von Ländertauschungen in Deutschland oder Säcularisationen, noch Zergliederungen unmittelbarer geistlicher Stifte, welche von Jemand, wer es auch sey, entworfen seyn, oder werden mögen, und nothwendig in Ansehung ihrer Beschaffenheit und Folgen auf eine Zerrüttung des Reichssystems hinausgehen, ihres Ortes gestatten oder geschehen lassen, vielmehr auf gleiche Art und Weise zu verhindern und zu hintertreiben suchen und nach Befinden wegen der erforderlichen Maßregeln sich näher einverstehen."

Es war sehr schlau, durch die wiederholten Garantien für den ungeschmälerten Fortbestand der kleinen weltlichen und geistlichen Fürstenthümer, auch den kleinen Dynastien in Süddeutschland mit dem Fürstenbunde eine Freude, d. h. eine gute Hoffnung auf ihren Fortbestand zu machen.

Den geheimen Plan Friedrichs, welchen dieser durch den Fürstenbund verfolgte, hat der zuvor erwähnte preußische Geheimrath und Archivar Dohm ebenso kaltblütig als diplomatisch feierlich kundgethan, indem er darüber schrieb: „Es ist für das Gleichgewicht Europa's von der äußersten Wichtigkeit, daß Frankreichs Macht gegen Oesterreich nicht allzusehr geschwächt werde. Allen Mächten muß daran gelegen

seyn, daß Oesterreich seine schwache Seite durch den Besitz der Niederlande nicht verliere und durch den Erwerb von Baiern nicht Frankreich für immer außer Stand setze, im deutschen Reiche Bundesgenossen zu haben, und wenn unter diesen, wie natürlich, der Regent Baierns sich befinde, durch den Besitz der Donau geführt bis in's Herz der österreichischen Staaten einzudringen — ein in der That schon mehr als einmal entworfener und sehr einfacher Plan."

So schrieb Dohm; er war selber der preußische Unterhändler bei der Abschließung des „Fürstenbundes" und somit über die geheimen Intentionen seines Königs am besten unterrichtet.

28. **Die Gerechtigkeitspflege.** In den verschiedenen Provinzen der österreichischen Erblande war auch die Gerechtigkeitspflege verschieden. Dieselbe war in jeder Provinz auf historischem Wege nach und nach aus den jeweiligen Bedürfnissen hervorgegangen. Waren viele Gesetzestheile auch mangelhaft, wie dieß bei allen menschlichen Institutionen der Fall ist, so war doch jeder Provinz ihr ererbtes Justizwesen ehrwürdig; man war daran gewohnt, man wußte sich darin zu recht. Mit Gewalt centralisiren, war die Devise des Kaisers. Ein Gesetz für alle Provinzen zu schaffen und zwar in kürzester Zeit, das machte er sich zur Aufgabe. Die alten Communalverfassungen in Städten und Märkten wurden vernichtet, jedes Selbstgouvernement weggenommen, Bürgermeister, Richter, Rathsherrn, Stadtschreiber, alle früher aus freier Wahl der Commune hervorgegangen, wurden durch von der Regierung angestellte Beamte ersetzt; die Constitution der Länder und der Städte somit mit Einem Schlag gewaltsam gebrochen.

Am 1. Mai 1787 erschien das bürgerliche Gesetzbuch, ein das Personenrecht behandelnder Codex. Der zweite Theil, das Sachenrecht umfassend, erschien erst nach Josephs Tode. Der erste, unter Joseph erschienene Theil, war kurz, zu flüchtig gearbeitet, zu theoretisch, hunderte von Nachträgen und Erklärungen mußten diesen Theil erst für die Praxis anwendbar machen. Ueber zwei Dezennien wurde daran nachgeholt und verbessert, bis er unter Franz I., dem Neffen Josephs, eine feste Form gewann.

In der Reform des Gesetzbuches über Verbrechen erwarb sich Joseph große, unverkennbare Verdienste. Die peinliche Gerichtsordnung unter Maria Theresia athmete noch eine Grausamkeit und Härte, die als ein trauriger Rest aus barbarischen Zeiten herüberragte.

Man muß die „Constitutio Criminalis Theresiana“ (Peinliche Gerichtsordnung) von 1769, Folio, 282 Seiten, durchlesen, um von Schauer ergriffen zu werden; freilich herrschte diese Grausamkeit allüberall in ganz Deutschland. Die obige Constitutio zeigt auf 29 Kupferstichen die Leitern, Folterwerkzeuge, Stricke, Daumen= und Fußpreßeisen, die Nägelquetsch=Maschinen, die Bündel aus acht Unschlittkerzen, um den Inquisiten bei der Folter unter den Achselhöhlen damit zu brennen u. s. w., das soll man anschauen, um Josephs unsterbliches Verdienst, daß er dieser Barbarei ein Ende gemacht, würdigen zu können.

In der Theresianischen Gerichtsordnung wurde vorsätzliche und wohlbedachte Gotteslästerung mit dem Ausreißen oder Abschneiden der Zunge, oder mit Abhauen der Hand, in beiden Fällen aber mit gleich darauffolgendem lebendig Verbrennen gestraft.

Im Josephinischen Gesetzbuch heißt es über Gotteslästerung: „Ein dieses Verbrechens Schuldiger ist als ein Wahn=

sinniger in einem Tollhause so lange festzuhalten, bis man seiner Besserung versichert ist."

Es muß Joseph auch nachgerühmt werden, daß er die Humanität nicht zu weit trieb. Jäger bezeichnet hier die rechte Mitte treffend: „Wie es das Rechtsgefühl empören muß, wenn die Verbrecher mit einer Sentimentalität und mit einem Comfort gepflegt werden sollen, um welchen hundert nothleidende ehrliche Familien sie beneiden mögen, so schaudert das menschliche Herz gewiß zurück, wenn ein Verbrecher, der doch immer Mensch bleibt, mit allen erdenklichen unmenschlichen Martyrien nur gequält werden soll."

Die Strafgerichtspflege wurde in allen Erbländern, Ungarn ausgenommen, 66 Criminalgerichten übergeben, die unter sechs Appellationsgerichten standen; von diesen konnte sich der Verurtheilte noch an die oberste Justizstelle berufen.

Die Todesstrafe wurde nur für den einzigen Fall des öffentlichen Aufruhrs und zwar mittelst des Stranges beibehalten. Der Kaiser stellte jeden Verbrecher, mochte er was immer für einem Stand angehören, mit der Strafe vor dem Gesetze gleich, weßhalb er mit Recht den Namen „des Gerechten" erhielt. Joseph war aber in seinen humanitären Bestrebungen nicht konsequent. Er führte neue Strafen ein. Stockschläge spielten in seiner Gesetzgebung eine bedeutende Rolle. Unter den neuen Strafen waren das Schiffziehen, das Anschmieden der Verbrecher (so daß ihnen nur zur unentbehrlichsten Bewegung Raum vergönnt war) und das Gassenkehren als nicht besonders human zu bezeichnen. Das Schiffziehen war für Vergehen, auf denen früher die Todesstrafe stand. Die Verurtheilten mußten Donauschiffe aufwärts ziehen, bekamen täglich eine kleine Portion Wein, zweimal die Woche Fleisch und konnten in hölzernen Hütten an dem Donauufer übernachten. Das

öffentliche Straßenkehren schnitt derartig tief in das Schamgefühl ein, daß 1788 30 in Wien zum Straßenkehren verurtheilte Männer es sich als eine Gnade ausbaten, lieber zum Schiffziehen in Ungarn verurtheilt zu werden. Die Straßenkehrer (beiderlei Geschlechtes) mußten, zwei und zwei in Ketten zusammengehalten, in groben Kleidern, mit kurzgeschnittenen Haaren die öffentlichen Straßen der Stadt säubern. Dadurch wurde manche ehrenwerthe, geachtete Familie durch einen einzigen aus ihr hervorgegangenen Verbrecher tagtäglich öffentlich der Schande preisgegeben. Joseph machte sich dadurch in den höhern Ständen und im Mittelstand erbitterte Feinde.

Es gilt als ein alter Grundsatz bei christlichen Regenten, daß diese das Strafausmaß des Richters im Weg der Gnade entweder aufheben oder doch herabmindern. Joseph machte sich eines nicht zu rechtfertigenden Mißgriffes schuldig, indem er die vom Gericht zuerkannten Strafen bisweilen noch verschärfte. Schon hatte er das Brandmarken dahin grausam geändert, daß dem Verbrecher die Galgengestalt nicht mehr auf dem Rücken, sondern auf den Wangen eingebrannt werden sollte. Wie er hier prinzipiell bei einem Paragraphe verfuhr, so verschärfte er auch öfter bei verschiedenen Personen das Urtheil des Gerichts durch eine höhere Strafe.

Trotzdem Joseph vom edelsten Willen beseelt gewesen, ohne Rücksicht auf Stände und Personen, Gesetz und Gerechtigkeit walten zu lassen, vermochte er doch nicht den neuen Richterstand zur erwünschten Höhe und Achtung zu bringen.

Noch wenige Tage vor dem Tode Josephs war bei demselben der Justizpräsident, Reichsgraf Christian August von Seilern, und wollte, wie schon früher dreimal, seine Stelle niederlegen. Derselbe Graf machte am 16. Juli 1781 ein

Memorandum über den traurigen Zustand der österreichischen Gerechtigkeitspflege *) an Kaiser Leopold II. und fügt bei: „Dieses große Unglück dürfte hauptsächlich der bisherigen üblen Erziehung zuzuschreiben seyn, bei welcher unter Anderem auch insbesondere es in dem Unterricht ächter Grundsätze der Religion sowohl im bürgerlichen als geistlichen Stande gebricht, wenn anderst die dermaligen Handlungen des einen und andern betrachtet werden. Wessen sich aber ohne Religion zu erwarten, ist viel zu auffallend, als daß sich dabei zu verweilen wäre."

Seilern trägt Leopold II. an, ihm eine ausführliche Schilderung der derzeit übel bestellten obersten Justizstelle vorzulegen, sammt einem Vortrag zur Umgestaltung derselben; dann fährt er fort: „Nun ist hiebei höchst bedauerlich, daß, wenigstens so viel mir wissend, dieser weitläufige Staat überhaupt und in allen Fächern zumalen, seit der unglücklichen Aufklärung, welche die dermalige größte Dunkelheit und Verwirrung verbreitet, mit sehr wenigen vollkommen tüchtigen Männern bestellt sey."

„Es sind zwar große Männer in allen Staaten selten anzutreffen, jedoch hat in Sonderheit das Haus Oesterreich von jeher das betrübte Schicksal gehabt, mehr denn alle anderen dieses Vortheils beraubt zu seyn. Es ist demnach meines Erachtens einzig und allein der bekannten Frömmigkeit dieses allerdurchlauchtigsten Hauses zuzuschreiben, daß sich dasselbe bei deren Ermangelung so lange habe erhalten können. Diese hat Eurer Majestät Vorfahrer außer Acht gesetzt und dadurch höchst Dero Monarchie in dem höchst betrübten Stande von innen und außen hinterlassen, dieses

*) Im k. k. Hof-Archive. Zuerst publizirt in „Theologische Dienerschaft" von S. Brunner. S. 46 ff.

Unglück aber erst am Ende seiner Tage, folglich viel zu spät anerkannt und bedauert."

Seilern erzählt nun weitläufig seine Audienz bei dem todtkranken Kaiser Joseph, dem Bruder Leopolds II., erwähnt darin, er wünschte, Kaiser Leopold hätte dabei zugegen sein und das Gespräch mitanhören können und schließt: „Diese freimüthige Sprache darf sich nur der Mann erlauben, der nicht zu schmeicheln weiß, aber auch dieser nur kann mit Grund anführen, daß er seinem Herrn wahrhaft zugethan sey."

Dieses höchst merkwürdige Memorandum, dem Bruder Josephs ein Jahr nach dessen Tode mitgetheilt, darf in Anbetracht der damaligen Zustände in Oesterreich von dem unparteiischen Geschichtsschreiber nicht ignorirt werden.

29. **Die Polizei und das Briefauffangen.** Das Auffangen von Briefen wurde im 18. Jahrhundert für ein ganz sich von selbst ergebendes und jedem Politiker einleuchtendes Privilegium der Staatsregierungen gehalten. Man gab diesem Auffangen den Namen „Intercepten machen".

Postbeamte, welche bei diesem Capergeschäfte in erster Linie sich thätig erwiesen, versäumten es nicht, in Bittschriften um Beförderung oder irgend eine Gnade für ihre Familien auf ihre Verdienste in diesem stillen, geheimen Wirkungskreis hinzudeuten. Wenn man in neuerer Zeit von der „Wahrung des Briefgeheimnisses" redet, so ist zu bemerken, daß die Liberalen des 18. Jahrhunderts, welche am Brett der Regierung saßen, über diese Zumuthung: „die Regierung habe kein Recht, ihre Nase in Privathändel hineinzustecken und jeder freie Mensch habe das Recht, auf den ungehemmten brieflichen Verkehr mit seinen Mitmenschen", geradewegs in ein Gelächter ausgebrochen wären.

Der Herausgeber dieses hat aus bisher unedirten Briefen Josephs gefunden, wie weit das Polizeinetz gesponnen war. Die Nuntiatur in Wien war derartig überwacht, daß dem Kaiser alle Leute von Bedeutung, die ein und ausgingen, mit genauer Angabe referirt werden mußten. Er vermerkte es übel, wenn den Aufpassern irgend ein Besuch entgangen war. Selbst der große Laudon mußte das allgemeine Geschick theilen; auch seine Briefe wurden aufgefangen (Humor II. Bd., S. 225) und die Personen, welche ihn besuchten, beobachtet und referirt. Joseph corrigirt die Beobachtungen seiner Polizei durch Intercepten; fast täglich mußte ihm ein Packet aufgefangener Briefe auf sein Arbeitspult gelegt werden. In der französischen Correspondenz Josephs, welche Herausgeber dieses publicirte, schreibt (p. 66) Joseph an Cobenzl über aufgefangene Briefe, welche eine Conversation mit dem Großherzog von Toscana enthalten. Daraus ist ersichtlich, wie Joseph seinen eigenen Bruder Leopold mittelst Intercepten auszuforschen suchte. In einem Handbillet an Cobenzl 4. Mai 1782 (Humor, II. Bd., S. 228) wird Cobenzl die genaueste Ausforschung des Papstes, der eben auf der Reise nach Wien begriffen war, sammt seinem Gefolge aufgetragen, in den Worten: „Diejenigen Herrn, die mit ihm reisen, werden Sie suchen, bestens auszunehmen, sowie auch seine Absichten, wie auch überhaupt unvermerkt beobachten, ob er mit Geistlichen überhaupt heimliche Gespräche oder vielleicht Anzettlungen zu machen gesinnt ist, und welche sich am mehrsten an ihn zubringen und mich darnach anhero zu präveniren.“ „Ueberhaupt werden Sie ihm begreiflich machen, daß er vielleicht sehr übertriebene Berichte empfangen, und von denen Maßnehmungen, die ich veranlaßt habe, anderst urtheilen wird, wenn er sie näher und auch den Grund einzusehen sich die

Mühe geben wird. Das Uebrige ist Ihnen ohnedieß bekannt und wird mir Ihre ohnehin bekannte Geschicklichkeit alles beobachten und ersehen. Joseph."

In der Nuntiatur war ein Sekretär Namens Egisti von Kaunitz für Geld gewonnen worden, der die geheime Correspondenz des Nuntius Garampi mit Pius VI. für die Staatskanzlei, d. h. für den Kaiser copirte.

Es ist nöthig, derlei Thatsachen hier nicht zu übergehen, denn dieselben liefern ja den hier nothwendigen Beweis, wie zwischen den Anschauungen, die man damals von einer freiheitlichen Regierung gehegt und zwischen der modernen Anschauung über denselbigen Gegenstand ein sehr bedeutender Unterschied stattfindet. Die Polizei war ein nach allen möglichen Richtungen ausgebreitetes und mit allen möglichen Hebeln in Bewegung gesetztes Institut der Aufklärungsperiode und des Absolutismus; Mißtrauen, Ueberwachung und Polizei sind Faktoren, die sich gegenseitig bedingen.

30. **Reformen bezugs der Standesprivilegien.** Es gab Gesellschaftsklassen, die von vielen Lasten befreit, andere, die dafür mit Lasten überbürdet waren. Der Umstand lag im alten Feudalsystem. Die Bauern besaßen nicht das volle Eigenthum ihrer Grundstücke; es hafteten darauf der Zehent und die Robot. Der Kaiser wollte die Bauern von den mitunter sehr drückenden Lasten befreien und studirte deßhalb mit Eifer das Verhältniß der verschiedenen Stände zu einander, wie dieses in anderen Ländern sich gestaltet. Die Vorrechte, welche der Adel in Oesterreich besaß, waren seinen Plänen entgegen; er schrieb an den Kanzler des Königreichs Ungarn darüber Folgendes: „Die Vorrechte und Freiheiten einer Adelschaft bestehen in allen Ländern und Republiken nicht darin, daß sie zu den öffentlichen Lasten

nichts beitragen, vielmehr ist ihre Belegung, wie z. B. in England und Holland, stärker als irgendwo; sondern sie bestehen einzig darin, sich selbst die für den Staat und das Allgemeine erforderlichen Lasten aufzulegen, und durch ihre Verwilligung mit Erhöhung und Vermehrung der Auflagen vorzugehen. Die Freiheit der Personen ist wohl zu unterscheiden von jener der Besitzungen; als Besitzer stellen die adeligen Eigenthümer nicht den Edelmann, sondern bloß den Feldbauer, den Hauer (d. h. den Weinbauer) oder den Viehmäster, und in Städten bloß den Bürger und Consumenten, auf der Straße und Ueberfuhr bloß den Reisenden und den Uebersetzer vor, in welchen Fällen sie zur Erhaltung der allein das System nutzbar machenden freien Concurrenz nach ihren Besitzungen mit allen anderen Bürgern und Einwohnern gleich seyn müssen."

Graf Kotek, Kanzler der österreichisch-böhmischen Hofkanzlei, machte dem Kaiser bezugs der Aufhebung der Adelsprivilegien Vorstellungen; er stellte vor, wie der Adel verliere, und wollte seinen Namen als Kanzler nicht unter jene, den Bauernstand auf Kosten des Adels begünstigende Verordnung setzen. Als der Kaiser einmal diesem Kanzler gegenüber die Befürchtung aussprach: es sei besser, den Bauern jetzt etwas nachzulassen, als daß diese in der Folge am Ende gar nichts mehr hergeben, meinte Kotek: man könne die Widerspänstigen mit Gewalt zur Entrichtung der Abgaben zwingen. Der Kaiser entgegnete: „Mit Gewalt? die physische Gewalt ist beim dritten Stande. Glauben Sie mir, wenn der Bauer nicht will, sind wir Alle pritsch." Man sieht, der Kaiser hatte die Stimmung und die herrschenden Ansichten in Frankreich studirt, und suchte durch freiwillige Concessionen den Stoß, der Frankreich damals schon bedrohte, in seinen Ländern abzuschwächen.

Am 1. September 1781 wurde für die österreichisch-böhmischen Provinzen das Unterthanspatent erlassen. Die Willkürherrschaft der adeligen Grundbesitzer über die Bauern war damit aufgehoben. Die Bauern konnten ihre Streithändel mit den Herrschaften bei den vom Kaiser errichteten Kreisämtern einbringen; die Beamten der Kreisämter säumten nicht, um sich in der Macht ihrer Stellung zu zeigen und zu behaupten, den Bauern wie nur immer möglich das Recht zuzuerkennen.

Durch das unter Einem Datum erschienene Strafpatent waren den Herrschaften die Zwangsmittel über ihre widerspänstigen Unterthanen aus den Händen genommen. Geldstrafen wurden den Herrschaften total verboten; andere Strafen und Strafausmaße konnten ohne Bewilligung der Kreisämter nicht verhängt werden.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß der Adel durch diese neuen Verordnungen in seiner Machtstellung und auch in seinem Einkommen beeinträchtigt wurde; das war aber eben nicht anders möglich, wenn der Bauer aus seiner bisherigen drückenden Lage erlöst werden sollte. Wenn es sich um Macht und Geld handelt, können zwei einander untergeordnete Parteien nicht zugleich gewinnen.

31. **Die Aufhebung der Leibeigenschaft** war das werthvollste Gut, welches Joseph seinen Unterthanen verliehen hat. Diese wahrhaft großartige That muß von allen Seiten her anerkannt und gewürdigt werden; es findet sich kein Standpunkt, um von demselben aus darüber zu kritisiren, an ihrem hohen Werth etwas herabzumindern. Oesterreichs Völker sind Joseph dafür lautern und ewigen Dank schuldig! Selbe bestand noch in Böhmen, Mähren, Krain, Galizien und Lodomerien, in Vorderösterreich wie auch im separat

verwalteten Königreich Ungarn. Am 15. Jänner 1782 wurde dieselbe in Böhmen und gleich darauf in den andern Provinzen, in Ungarn erst am 1. August 1785 aufgehoben. Die Leibeigenen waren gegenüber ihren Herrschaften rein zur Sklaverei verurtheilt. Sie durften ohne Bewilligung der Herrschaft nicht heirathen, nicht von dem Grund und Boden der Herrschaft anderswohin übersiedeln, sie durften nicht nach freier Wahl Handwerke oder Künste erlernen, sich nicht ihr Unterkommen suchen, wo ein solches zu finden war. Durch das kaiserliche Patent wurde nun den Bauern die persönliche Freiheit verliehen; die Herrschaften mußten ihren Grund und Boden gegen angemessene Kaufsummen als freies Eigenthum abtreten; die Bauern konnten als mit ihrem rechtmäßigen Gute darüber verfügen, nur war es nicht gestattet, die zu den Häusern gehörigen Grundstücke separat zu verkaufen; ein Umstand, der einerseits noch ein großer Vortheil gewesen, weil er gegen die Güterzertrümmerung einen mächtigen Schutz gewährte.

32. Wie die Wohlthat der Befreiung aufgenommen wurde. Der Jubel, welcher die Länder des Kaisers nach dieser Befreiung durchzog, ist schwer zu schildern. Vor den Altären wurden drei Tage lang Opfer und Dankgebete dargebracht. Die Galizianer wollten Anfangs die frohe Botschaft kaum glauben. Mit Staunen vernahmen sie die Ablesung des Patents — es war ihnen, als ob Satz um Satz, ein Kettenglied nach dem andern von ihren frühern Sklavenbanden zertrümmert worden wäre. Stumme Thränen des Dankes lohnten dem Kaiser die edle That. Eben die galizianischen Bauern hatten die Qual der Leibeigenschaft, Dank den damaligen Edelleuten und ihren Verwaltern, am einschneidigsten empfun-

den. — Daß man bei diesem großartigen Geschenk vergaß, die Eigenthümer, welche dabei viele Verluste erleiden mußten, zu entschädigen, war eine Schattenseite des Patents. Daß ferner den neuen Eigenthümern die Freiheit gegönnt war, ihre Gründe zu verkaufen, oder die Hausgründe mit Schulden zu belasten, zeigte sich bald in den Folgen als ein gefährliches Geschenk. Es war freilich nur eine Folge der damals von Frankreich importirten Maxime: die Volksvermehrung sei eine der Hauptaufgaben des Staates. Joseph und Sonnenfels, der wissenschaftliche Vertreter dieses Systems für Oesterreich, wußte in seinem Lehrbuche: Grundsätze der Polizei, Handlung und Staatswirthschaft, das Gemeinwohl nicht besser als durch höchste Steigerung der Volksmenge zu bestimmen, aus welcher alle übrigen Güter, äußere und innere Sicherheit, Wohlstand, Cultur u. s. w. von selbst hervorgehen werden. Wie man daher dieser Volksvermehrungs-Theorie zu Liebe die Ordensgeistlichkeit vermindert, die Folgen unehelicher Geburt zu verwischen gesucht, Gebär- und Findelhäuser errichtet, die Todesstrafe aufgehoben, die Ehen durch Privilegien für die Neuvermählten erleichtert, Eltern mit einem großen Kindersegen mit Prämien bedacht, den Mädchen sogar von Regierungswegen das Tragen der Schnürbrüste als schädlich für ihre künftige Mutterbestimmung verboten, Religionsduldung zur Beförderung der auch sonst durch die lockendsten Vortheile begünstigten Einwanderung zum Gesetze erhoben und dergleichen Maßregeln mehr getroffen hatte, so wurde auch derselben Theorie zu Liebe nach dem Grundsatze, daß Noth erfinderisch mache, die Zerstückelung und Einschuldung der Bauerngüter bewilligt; daß aber diese Bewilligung auch die Quelle brodlosen Proletariats und der Verarmung des Bauernstandes sein würde, daran dachte man nicht.

Trotz all' dieser Erscheinungen bleibt der Edelmuth des Kaisers, sein lauterer Wille, dem Volke zu helfen, unangetastet; nur die Raschheit, mit welcher er seine Pläne durchgeführt wissen wollte, die Rücksichtslosigkeit in Anbetracht jener, deren Rechte oder Interessen bei Durchführung dieser Pläne zu Schaden kommen mußten, das Durchführen von Theorien, über deren allseitige Folgen nachzudenken man sich gar keine Mühe nahm — das alles zusammen war zu beklagen und machte dem Kaiser viele Feinde, seinen Reformen viele Gegner.

33. **Der grundbesitzende Adel und die neue Besteuerung.** Man würde dem Kaiser Unrecht thun, wenn man seine Maßregeln und Gesetze bezugs der Güter des Adels als einen Ausfluß der Feindseligkeit gegen dieses Institut hinstellen wollte. Waren doch immer Herren und Damen aus dem höchsten Adel seine liebsten Gesellschafter; Graf Cobenzl sein intimster Freund. Es handelte sich bei Joseph einfach darum, die damals herrschenden Principien der Gleichstellung aller Stände, die Gleichheit vor dem Gesetz so geschwind als möglich — durchzuführen.

Daß bei einer solchen Durchführung der Adel, welcher viele Privilegien besaß, nicht gut wegkommen konnte, ist selbstverständlich. Das Erben der Deszendenten zu gleichen Theilen wurde auch beim Adel eingeführt; die Aufhebung der Fideicommisse zerstörte den Reichthum oder doch die Wohlhabenheit und das Ansehen vieler Familien. Am 11. Mai 1785 erschien das Gesetz über die Intestat-Erbfolge, in Folge dessen allen Geschwistern ein gleiches Erbrecht verliehen wurde, wenn der Erblasser entweder ohne Testament starb, oder ein (der Form nach) ungiltiges hinterlassen hatte. Die hierauf folgende Theilung der Geld-

werthe zerstörte den Urstock des Familienvermögens. Bis zu Josephs Zeiten war jeder adelige Gutsbesitzer berechtigt, selber auf seinem Besitzthum Recht zu sprechen, ob er juridische Studien gemacht, hierüber eine Prüfung bestanden hatte oder nicht. — Nach dem neuen Gesetze durften nur geprüfte Richter Recht sprechen. Der adelige Besitzer mußte nun entweder selber studiren, oder einen geprüften Justiziär sich halten; dieser aber war von nun an mit seinen Urtheilssprüchen dem kaiserlichen Appellationsgerichte, nicht mehr dem Gutsherrn verantwortlich. Allerdings gewannen dadurch die Justizpflege und die streitenden Parteien, der Adel aber verlor dabei. Bei allen Kosten, welche die Reformen veranlaßten, bei Verpflegung der Gefangenen, Straßenbauten, Errichtung von Volksschulen mußten die adeligen Besitzer wesentliche Beiträge leisten. Auch bei der Grundsteuer wurden sie in's Mitleid gezogen. Die Steuer-Regulirung beschäftigte den Kaiser besonders; er las und hörte viel darüber, unterrichtete sich durch Gespräche mit Sachkundigen und arbeitete selber viele Aufsätze hierüber aus.

Grund und Boden, ob nun dem Adel, dem Klerus oder dem Bauernstande gehörig, sollte gleich besteuert werden. Er selber setzte sein neues Steuersystem als ein Völkerbeglückendes weitläufig auseinander; daß die Prinzipien gut und voll edlen Willens gewesen, daran kann Niemand zweifeln.

„Kaiser Joseph war ein edelmüthiger Idealist, dem die prosaische Welt selbst von jener Seite, auf welcher sonst alle Gemüthlichkeit aufzuhören pflegt, im rosigsten Lichte erschien. Wie leicht kam ihm die radikalste Umgestaltung seiner Länder und Völker in einer alle Lebensverhältnisse so nahe und tief berührenden und bedingenden Frage, in der Geld- und Steuerfrage vor! Es war dem Kaiser zunächst um

eine milde Form und um eine gerechte Behandlung der Unterthanen in der Steuerangelegenheit zu thun. Der Geist des vielfach umgeänderten, am Ende 1789 erschienenen Steuerpatents kann eine Mischung philanthropischer Grundsätze, wohlmeinender Rechtschaffenheit und jenes fanatischen Irrthums genannt werden, mit welchem man damals die Welt nicht etwa bloß verbessern, sondern neu aufbauen wollte. Die Grundanschauung, von der Joseph ausging, war unstreitig die, daß in Oesterreich die natürliche Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft gestört sei; die historischen und Erbrechte hätten über die Naturrechte ein solches Uebergewicht erlangt, daß diese letzteren hie und da gänzlich unterdrückt seien; er sei berufen, die natürliche Ordnung wieder herzustellen. Das that aber Joseph nicht dadurch, daß er die historischen und Erbrechte mit den Naturrechten in Einklang brachte, sondern daß er das historische Recht als etwas gänzlich Unberechtigtes geradewegs umstieß. Der alte Steuerfuß in Oesterreich war in der That miserabel und bedurfte einer Umgestaltung; aber die Art und Weise, wie diese geschah, erregte allgemeine Unzufriedenheit. Die Steuer-, Ober- und Untercommissäre fuhren in den Provinzen herum; die Länder wurden mit einem Heere von Schreibern, Copisten, Tabellenmachern, Praktikanten, Geschworenen, Stümpern und Handlangern in der Feldmesserei überschwemmt. Millionen und Millionen Bogen Papier wurden verschrieben; fünf Jahre lang wurde geschrieben, gemessen, gearbeitet, und die Folgen davon allgemeine Unzufriedenheit auch der Bauern, die jetzt mehr zahlen mußten als früher. Gegenseitige Angeberei und Verhetzung; ganze Landschaften waren ruinirt."

„Eine zweite irrige Grundanschauung Josephs war die, daß der Monarch nur bestellt sei, um als erster Richter, als erster General, als erster Rechnungsrevident, als erster

Minister die Geschäfte dieser Aemter zu führen. Daher kam es, daß Joseph selbst die Ausübung der unbedingtesten Willkürherrschaft nur als einen zum Wohle seines Volkes übernommenen Dienst ansah, daß er sich in der Wahl der hiezu erforderlichen Mittel für völlig untrüglich hielt und daß er sogar das Gefährliche, welches in den bei Gelegenheit der für Führung seines neuen Steuerfußes öffentlich ausgesprochenen Grundsätze für seine eigene Erbmonarchie lag, nicht fühlte. Daher kam es ferner, daß Joseph den Vorwurf sich gefallen lassen mußte, gerade im Jahr 1789 in Oesterreich vom Throne herab Grundsätze sanktionirt und eingeführt zu haben, die zur selben Zeit in Frankreich zum Umsturz von Altar und Thron führten."

Freilich muß hier wie auch bei andern entweder ganz mißlungenen oder minder gelungenen Einrichtungen Josephs wohl im Auge behalten werden, daß es jetzt nach 100 Jahren leichter ist, darüber zu urtheilen als damals, denn jetzt haben wir viele der damaligen, sehr plausibel aussehenden, Grundsätze und Theorien in ihren bittern und üblen Folgen deutlich vor Augen zu sehen, hinreichende Gelegenheit gehabt. War ja doch der Kaiser selbst an seinem Lebensende nach einer 10jährigen angestrengten und gewiß immer wohlgemeinten Thätigkeit zur Einsicht gekommen, daß er sich geirrt, und war er eben an diesem seinem Ende in eine Sackgasse von Unglück hineingerathen, daß er wahrscheinlich selbst den Tod als eine Erlösung vom Uebel begrüßt haben mochte.

34. Josephs Stellung zur Wissenschaft und Kunst. Um gerade bei diesem Kapitel jeden Vorwurf ultramontaner Anschauung von vornherein abzuwehren, wurde der vorliegende Bericht theilweise dem 2. Bande der „Neueren Geschichte

der Deutschen" von Karl Adolph Menzel, königl. preuß. Konsistorial- und Schulrath, einem Protestanten entnommen.

Der Kaiser hatte als Reichsoberhaupt vielen Autoren für ihre Bücher Schutzbriefe gegen den Nachdruck verliehen. Nun erlaubte aber der Kaiser in seinen österreichischen Erblanden den Nachdruck ohne Ausnahme. Die mit kaiserlichen Privilegien versehenen Autoren beklagten sich hierüber und erhielten zur Antwort, daß sich diese Privilegien nur auf die nicht österreichischen Länder erstrecken. „Diese Denkungsart, die nach und nach das edle Gemüth des Kaisers durchdrang und all' seinem Thun eine Beimischung von Eigennutz gab, wobei im Bewußtsein, für das Wohl des Staates zu handeln, auch fiskalische Härte und Knickerei nicht gescheut wurde, war nicht geeignet, bei den Deutschen ein besonderes Verlangen nach dem Kaiserthum zu erwecken, und ebenso wenig machte sie ihn selbst geneigt, dem Geistesleben seiner Nation, welches gerade in seinem Jahrzehnt immer bedeutsamer sich entfaltete, Theilnahme zu widmen und Förderung angedeihen zu lassen. Was Klopstock im Jahre 1769 in der an Joseph gerichteten Zuneigung des Bardiets: „Hermanns Schlacht" nach bedeutungsvoller Verkündigung von einer That, welche schon beschlossen sei und bald geschehen werde, an dem Kaiser der Deutschen gerühmt hatte, daß er seine Vaterlandsliebe und dieß auch durch Unterstützung der Wissenschaften zeigen werde, ging so wenig in Erfüllung, als die verkündigte Großthat selbst je gethan worden ist. Joseph hatte mehr deutsche Bücher gelesen als Friedrich, schrieb und sprach richtiger deutsch und erließ eine Menge Verordnungen zur Reform des Studienwesens, berief auch einige protestantische Gelehrte nach Prag, Freiburg und Pest.

Zur Würdigung des deutschen Schriftthums aber gebrach

es ihm an allem Sinn für Poesie und Kunst, der Buchhandel stand in seiner Schätzung unter dem Käsehandel, wenn dieser mehr Geld in's Land zog, und was für die Emporbringung der Universitäten unternommen wurde, geschah in der Absicht, daß die Landeskinder keinen Anlaß oder Vorwand haben sollten, auswärts zu studiren und Geld aus dem Lande zu schleppen. Die Einrichtungen, welche den höhern Lehranstalten gegeben wurden, trugen den Stempel des rechnenden Geistes, der, wie überall, so auch im Gebiete der Bildung für wenig Geld möglichst viel Waare oder Arbeit zu erlangen begehrt. Die Lehrer wurden wie die Lernenden durch strenge Controlle zum Studiren angehalten, Ferien fast gar nicht gestattet und vermittelst immer wiederkehrender Prüfungen die Ergebnisse des ertheilten Unterrichts zu Buch gebracht. Die wunderlichste Mischung widersprechender Grundsätze zeigten sich aber in seinen Verordnungen über die Freiheit des Bücherwesens. Die großen Beschränkungen, denen das Einbringen auswärtiger und das Drucken einheimischer Bücher noch immer unterlag, auch nachdem unter Maria Theresia's Regierung der Einfluß ihres Leibarztes van Swieten dieselben etwas ermäßigt hatte, erschienen ihm vornehmlich deßhalb verwerflich, weil dadurch ein bedeutender Zweig des Verkehrs beeinträchtigt wurde. Dabei sollte dem von den Wortführern des neuen Zeitgeistes geltend gemachten Verlangen nach Lese- und Druckfreiheit Genüge geschehen. Um aber durch den Ankauf auswärtiger Bücher nicht allzu viel baares Geld aus dem Lande gehen zu lassen, wurde der Nachdruck derselben erlaubt, und um durch die verkündigte Lese- und Druckfreiheit nicht Schaden gestiftet zu sehen, wurden in desfallsige Verordnungen Bestimmungen aufgenommen, welche wenigstens ebenso viel Erschwernisse als Beförderniss des

angeblichen Zweckes in sich schlossen. Die Censurcommissionen in den Provinzen wurden aufgehoben und eine Bücher-Censur-Haupt-Commission in Wien errichtet, deren Instruction dahin lautete: „Man soll gegen Alles, was ungereimte Zoten enthält, aus welchen keine Gelehrsamkeit, keine Aufklärung jemals entstehen kann, streng, gegen alles Uebrige aber, wo Gelehrsamkeit, Kenntniß und ordentliche Sätze sich vorfinden, um so mehr nachsichtig sein, als erstere nur vom großen Haufen und von schwachen Seelen gelesen werden, letzteres aber nur schon bereiteten Gemüthern und in ihren Grundsätzen standhaften Seelen unter die Hände kommt. Wenn ganze Werke oder periodische Schriften auch nur in einzelnen Stücken die Religion, die guten Sitten oder den Staat und Landesfürsten auf eine gar zu anstößige Art behandeln, so ist die Ausfolgung derselben zu verweigern. Ueber ärgerliche Sätze und Schriften, die fremde Höfe angehen, soll die Entscheidung der Staatskanzlei nachgesucht werden.“ Alle Werke von einiger Bedeutung für Gelehrsamkeit, Studien und Religion sollten zur Censur an diese Commission eingeschickt, dabei aber mit einem Attestat von einem der Materie gewachsenen Gelehrten, Professoren oder geistlichem und weltlichem Oberhaupte versehen sein, daß nichts wider die Religion, die guten Sitten und die Landesgesetze darin enthalten, und das darin Enthaltene demnach der gesunden Vernunft angemessen sei. Minder wichtige Sachen, die nicht ganze Werke austrügen, sollten auf ein solches Attest bei der Landesstelle entweder gestattet oder verworfen werden. Anschlagzettel, Zeitungen, Gebete und dergleichen sollte der in Censursachen bei der Landesstelle referirende Rath kurz untersuchen und in Betreff der letzteren dafür sorgen, sie dem echten Geiste der Kirche angemessen zu machen.“

Die Erlaubniß zum Nachdruck der von auswärts in die Erbländer kommenden Bücher wurde jeder Landesstelle überlassen; um aber mißlichen Folgerungen, die aus dem Nachdruck anstößiger Bücher gezogen werden könnten, vorzubeugen und alle Schwierigkeiten für die Beurtheilung zu entfernen, sollte Alles, was in Wien zum Lesen zugelassen wurde, unter der dreifachen Bezeichnung: Admittitur, Permittitur, Toleratur unterschrieben werden, so daß Werke mit der ersten ohne alles Bedenken, Werke mit der zweiten nur unter Angabe ihres wirklichen Druckorts: zu finden in Wien, Prag, Linz u. s. f., Werke der dritten Art aber entweder gar nicht oder mit Milderung oder Auslassung der anstößigen Stellen nachgedruckt werden durften. Bücher, welche die katholische oder christliche Religion überhaupt angriffen, sollten ebenso wenig als jene geduldet werden, welche die Religion verspotteten oder lächerlich machten, oder durch abergläubische Verdrehung der Eigenschaften Gottes, oder durch unechte, schwärmerische Andächteleien verächtlich darstellten."

Hierdurch wurde Büchern der entgegengesetzten Richtung gleichzeitig der Weg versperrt. Das Seltsamste war, daß Kritiken, wenn es nur keine Schmähschriften wären, sie möchten treffen wen sie wollten, vom Landesfürsten an bis zum untersten, besonders wenn der Verfasser seinen Namen dazu drucken lasse, und sich also für die Wahrheit der Sache als Bürgen darstelle, nicht verboten werden sollten, da es Jedem, der die Wahrheit liebe, eine Freude sein müsse, wenn ihm Wahrheit auch auf diesem Wege zukomme. Im schneidenden Gegensatze zu dem Zwange, welchem wissenschaftliche Werke unterworfen waren, wurde der Frechheit durch diese Bestimmung Thor und Thür geöffnet. Josephs Absicht hierbei war, über seine Beamten aller Klassen eine Controlle, die er nicht zu bezahlen brauchte, einzuführen;

um kein Geschrei hierüber aufkommen zu lassen, gab er sich selber den Bücherschreibern Preis, in der Meinung, daß diese an ihn sich nicht wagen, oder an ihm Nichts zu tadeln finden würden.

Es kehrte sich aber die Wiener Presse gegen den Kaiser selbst. Ein Buchhändler in Wien speculirte im Herausgeben von Flugschriften gegen den Kaiser. Im Jahr 1783 gab es in Wien schon 415 Autoren, die sich sämmtlich auf Kritik (Schimpfen) verlegten; selbige wurden vom Kaiser und vom Publikum darnach verächtlicher Weise „Büchelschreiber" genannt. Eine gründliche Würdigung der Verfahrungsweise des Kaisers wäre allerdings ein großer Gewinn gewesen. Dieß aber waren die Wiener Büchelschreiber nicht im Stande. Herausgeber dieses hat die Zustände von Literatur und Poesie zur Josephinischen Zeit (in Mysterien u. s. w.) eingängig und mit zahlreichen Musterproben dargestellt. Es war eine echte Misere. Bildungslosigkeit, Unwissenheit, Frechheit, Cynismus, Plumpheit, kurz alle schlechten Eigenschaften waren bei der größten Mehrzahl der Büchelschreiber anzutreffen, so daß der Kaiser über diese Schundliteratur am Ende selbst im wahren Sinne die Hände über dem Kopfe zusammenschlug.

Im Archive des Staatsministeriums zu Wien finden sich noch viele bittere Urtheile über das damalige Wiener Literaturvolk von dem Kaiser diktirt oder von seiner eigenen Hand unterschrieben. Ein Befehl mit einem komischen Auskunfts- und Hilfsmittel, vom 25. April 1784, lautet wörtlich: „Da durch diese Jahre der Beweis klar vorhanden liegt, daß unendlich viel Broschüren *geschmieret* worden und schier *noch keine einzige an das Tageslicht gekommen ist*, die der hiesigen Gelehrsamkeit Ehre gemacht oder dem Publico einige Belehrung verschafft hätte,

so ist künftig jeder Autor, der eine Broschüre drucken lassen will, zu verhalten, zugleich bei der Einreichung derselben bei der Censur sechs Dukaten bei dem Revisionsamt zu erlegen. Wird sein Werk durch die Censur zum Druck approbirt; so sind ihm die sechs erlegten Dukaten zurückzustellen; wird dasselbe aber verworfen, so sind die sechs Dukaten zu behalten und dem Armeninstitut zuzuwenden, wodurch hoffentlich die unnützen Broschürenschmierer eingehalten und die Leute bewogen werden, sich auf was Nützliches zu verwenden. Dieß ist durch die Zeitung allgemein zu aller Wissenschaft bekannt zu machen und wird die Censur hinfür überhaupt mit mehrerem Ernst darauf sehen, damit unnütze, mit Unsinn angefüllte Broschüren, die auch oft gegen die Sitten sind, oder Schmähungen gegen die Geistlichkeit, dann nur Recocta enthalten, verworfen und zum Druck nicht zugelassen werden, und der Ertrag von sechs Dukaten dem Armeninstitut zu Gute kämen."

Auch diese wohlgemeinte Maßregel war ohne Erfolg. Die kaiserliche Kritik genirte die „Büchelschmierer" nicht im mindesten. Im Gegentheil, es wurde immer ärger bis zu des Kaisers Tode. Er sann noch im letzten Jahre seiner Regierung auf ein neues Mittel, den ebenso unwissenden als frechen Schriftstellern Wiens einen Zaun anzulegen. Am 16. Januar 1789 resolvirte der Kaiser eigenhändig Folgendes: „Die Stempelung und die daraus entstehende Belegung der verschiedenen Zeitungen, öffentlichen Tags- und Wochenblätter und sämmtlicher Broschüren, dann Komödien ist allerdings als das wirksamste Mittel einzuführen, die Sudler, die schon seit der bestehenden Preßfreiheit so viel Unsinn und wenigstens so viel abgeschmacktes Zeug zur Schande der sogenannten aufkeimenden Na-

tionalliteratur und Aufklärung hervorgebracht haben, künftig zu mäßigen und auch künftig derlei Schrifteinführung hintanzuhalten." (Folgen nun nähere Bestimmungen des Stempelungs-Gesetzes; der dafür eingegangene Fond soll zur Unterstützung für Lehrer verwendet werden.) Der Kaiser schließt seinen Erlaß: „Dieses wird gewiß weit ersprießlicher und wirksamer als Alles, was von diesen Schriften schon herausgekommen ist und vermuthlich noch herauskommen wird, zur Aufklärung und Bildung der Nation, sowie zu deren Ehre in der Fremde sein." Diese Urtheile des Kaisers über die von ihm selbst geschaffenen Preßzustände sind so schlagend und beweiskräftig, daß es schwer ist, dagegen Etwas vorzubringen.

Während der zehnjährigen Regierung Josephs wurden 6206 Hofdekrete und Verordnungen erlassen. Die riesigen Folianten im Archiv des Staatsministeriums enthalten nur die Nummern und den Inhalt davon. Ein großer Theil dieser Dekrete betrifft das Schulwesen. Daß der Kaiser Fleiß, Mühe und Nachdenken auf diesen Gegenstand verwendet hat, kann ihm Niemand abstreiten. Wie aber Sinn für Kunst und Wissenschaft überhaupt nicht im Zuge jener Zeitperiode gelegen war, so mangelte es auch Joseph an Sinn und Geschmack dafür. Wir werden bei Gelegenheit der „Klosteraufhebungen" traurige Belege hiefür bringen. Hier nur vorläufig Ein Beispiel, welches Graf Mailath berichtet: „Das Kunstkabinet, welches Kaiser Rudolph II. in Prag angelegt hatte und welches man das Rudolphinische Kabinet nannte, war seit seines Gründers Tode in der königlichen Burg zu Prag. Plötzlich faßte Kaiser Joseph den Entschluß, die Hofburg in eine Kaserne zu verwandeln. Der Tag war bestimmt, an welchem die Burg geräumt sein mußte; man fing mit dem Rudolphinischen

Kabinete an. Es mußte ein Inventar aufgenommen werden. In diesem Inventare haben sich die mit diesem Geschäfte beauftragten Personen ein Denkmal sowohl ihrer Dummheit als ihres vandalischen Verfahrens gesetzt. Eine Leda von Titian ist z. B. darin mit folgenden Worten bezeichnet: „Ein nacktes Weibsbild von einer bösen Gans gebissen.“ Ein Torso wurde, weil er keinen Käufer fand, zum Fenster hinaus in den Schloßgarten geworfen; dort blieb er geraume Zeit liegen, bis ihn der Wiener Augenarzt Barth um ein Spottgeld an sich brachte. Dieser Torso ist aber der Ilioneus in der Glyptothek zu München. Barth kaufte ihn um sechs Siebzehner; während des Congresses in Wien 1814 erwarb ihn König Ludwig von Bayern, damals Kronprinz, um 6000 Dukaten. Der allgemeine Schrei des Unwillens, der aus Böhmen erscholl, als es hieß, die Burg werde in eine Kaserne verwandelt werden, vermochte den Kaiser, den Befehl zurückzunehmen; aber das Rudolphinische Kabinet war schon vernichtet. Mit ähnlicher Dummheit, Rohheit, man möchte sagen Zerstörungswuth, handelten die Commissäre bei Aufhebung der Klöster, in denen sich eine ungeahnte Masse von Urkunden, Handschriften, seltenen Büchern und Kunstschätzen befand. Kostbare Manuscripte wanderten zum Kässtecher, Bibliotheken wurden um ein Spottgeld verschleudert, die goldenen und silbernen Kunstschätze wurden häufig von Juden erstanden.“ In diesen Zeilen ist durchaus keine Uebertreibung, sagt Mailath, sie sind buchstäblich wahr. Es sind Klosterbibliotheken verkauft worden der Wagen voll Bücher um einen oder zwei Gulden, dieß ist mir von Männern erzählt worden, die selber solche Wagen voll Bücher gekauft haben. Bela IV. hatte auf der Margaretheninsel bei Ofen für seine Tochter, die heilige Margaretha, ein Kloster gestiftet. Nach

der Schlacht bei Mohacs flüchteten die Nonnen zu den Clarissinnen nach Preßburg. Sie brachten ihre Kunstschätze und Alles, was die heilige Aebtissin Margaretha gebraucht hatte, dahin. Bei der Aufhebung (unter Joseph) wurden sie versteigert, und was ist davon noch übrig? Ein silberner Hausaltar von wunderschöner byzantinischer Arbeit, im Besitze der Familie Batthyany, und ein Gemälde, welches die Preßburger Clarissin, Gräfin Karoly, in die Kapelle von Nagy-Karoly brachte.

Den Hausaltar hatte ein Batthyany von einem Juden gekauft. Niklas Jankovics, der größte Sammler ungarischer Alterthümer, der seine große Sammlung dem Nationalmuseum in Pest um 300,000 fl. verkaufte, erzählte dem Grafen Mailath, daß er die kostbarsten Stücke dieser Sammlung zur Zeit der Josephinischen Klosteraufhebung mit seinem Taschengelde von Juden erkauft hatte. Viele außerordentliche Kunstschätze, die er damals in den Händen der Schacherer sah, habe er aus Mangel an Mitteln nicht kaufen können; er forschte denselben später nach, aber sie waren spurlos verschwunden.

35. **Gottfried van Swieten als Rath des Kaisers in Beziehung auf Wissenschaft und Kunst.** Obwohl uns über diesen Mann aktenmäßiges Material genug zu Gebote steht, von welchem wir Vieles auch schon publicirt haben, ziehen wir es doch vor, die Schilderung desselben größtentheils einem Historiker (Jäger) zu entnehmen, dessen Ruhe und Parteilosigkeit anerkannt ist.

Freiherr van Swieten hatte geradezu keinen Begriff von Wissenschaft, er hat der vandalischen Zerstörung wissenschaftlicher Schätze durch Wort und That Vorschub geleistet. Auf einen Vorschlag der Studienhofcommission, deren

Präsident van Swieten war, hatte der Kaiser verordnet, daß aus den Bibliotheken der aufgehobenen Klöster die für die Universitätsbibliotheken unbrauchbaren Bücher, namentlich Gebetbücher, Legenden u. dgl., verkauft werden sollten. Was verstand nun van Swieten, der den kaiserlichen Befehl zu vollziehen hatte, unter den für Universitätsbibliotheken unbrauchbaren Büchern?

In der von ihm am 3. April 1786 hinausgegebenen Vorschrift über die Büchervertilgung erklärte er: „Alles solle entfernt werden, was bloß Phantasie und Gelehrtenluxus zur Schau trägt, Bücher, die kein anderes Verdienst haben, als daß sie von gewissen Bibliographen auf eine unbestimmte Weise als Seltenheit ausgegeben werden, alte Ausgaben aus dem 15. Jahrhundert und was dergleichen ist, sind für eine Universitätsbibliothek von sehr zweifelhaftem Werth."

Dem obersten Kanzler mochte das Einstampfen von „Phantasiestücken" und „Gelehrtenluxus" (d. h. der Stoffwechsel für die Papiermühle, um das neue Papier für Rubriken, Tabellen und andere Drucksorten zum beamtlichen Behufe zu verwenden) doch zu arg erschienen sein; er bemerkte dem Herrn van Swieten, es sei der Wille des Kaisers hier doch zu breit ausgelegt. Van Swieten, der Vertilger, war aber nicht gesonnen, in seiner Vernichtungswuth inne zu halten; er erwiederte wörtlich: „Die Vertilgung durch die Stampfe oder der Verkauf als Maculatur betrifft bloß den theologischen Wust, und da läßt sich selbst von Unvorsichtigkeit kein Schaden besorgen, oder doch kein solcher, der die Mühe und Zeit, welche die Verfertigung eigener Verzeichnisse fordern müßte, lohnen würde." Im Jahre 1784 wurden nach diesem Vernichtungssystem je 300 Ballen theologische Bücher zu einem Gulden als Maculatur

verkauft. Hier zeigte sich aber nun deutlich der Pferdefuß beim obersten Heilkünstler des Reichs, van Swieten. Er wollte die katholische Literatur geradewegs zerstören; es war ihm unangenehm zu denken und vorherzusehen, daß diese Bücher doch wieder von Geistlichen aufgekauft und benützt werden; daß diese Bücher also in Wahrheit zu unbrauchbaren Maculaturen wurden, was befahl dieser Herr? Es mußte auf seinen Befehl von jedem der Tausend und Tausend verkauften Bücher der Titel und auch sonst noch mehrere Blätter in der Mitte herausgerissen werden. Hier kam die Heuchelei dieses Mannes eclatant zum Vorschein. Die Anfertigung von Katalogen dieser Bücher, schrieb er früher, brauche zu viel Zeit und lohne nicht die Mühe; aber das Herausreißen der Titel und einzelner Blätter in der Mitte des Buches — dazu war Zeit genug und das lohnte sich der Mühe — das Buch war somit literarisch nicht mehr zu verwerthen und zu verwenden und darum war es van Swieten zu thun.

„Die großartige Beschränktheit (abgesehen von der Böswilligkeit) dieses Mannes zeichnet besonders folgendes Faktum. Joseph hatte bei Gelegenheit seiner ersten Reise nach Rußland die russische Akademie der Wissenschaften kennen gelernt. Die Beobachtung, daß selbst das moskowitische Reich sich einer solchen Anstalt erfreute, nachdem in Deutschland auch schon die kleinen Staaten ähnliche Institute in's Leben gerufen hatten, während Joseph in seinen Ländern nichts dergleichen aufweisen konnte, regten im Kaiser den Gedanken an, auch in Wien eine solche Akademie zu stiften. An wissenschaftlichen Celebritäten mangelte es keineswegs. Dr. Haen, Stoll, Quarin, Stark waren Mediziner; die Naturwissenschaften wurden gehoben durch Born, Jaquin, Jordan, Herbert, Hell, Süßman (Born war Freimaurer,

Hell früher Jesuit); Eckhel, der größte Numismatiker Oesterreichs, einer der ersten im 18. Jahrhundert überhaupt, er war Jesuit; Rauch, österreichischer Historiker; Denis (früher Jesuit) glänzte als Dichter und Bibliograph. Kaiser Joseph theilte den Gedanken gleich nach seiner Zurückkunft dem Präsidenten der Studienhofkommission van Swieten mit. Allein dieser erwiederte: „Euer Majestät dürfen an die Gründung einer Akademie so lange nicht denken, als die Organisation einer guten Normalschule und die Verfassung einer geeigneten Sprachlehre noch nicht vollendet ist.“ In der That eine ebenso beschränkte als unwissenschaftliche Anschauung! Konnte es in Deutschland keine Akademie geben, weil Grimm seine deutsche Sprachlehre noch nicht geschrieben hatte? 'Was sollte für Schule und Wissenschaft in Oesterreich erwartet werden, wenn die oberste Leitung den Händen eines so unwissenschaftlichen Mannes anvertraut war?“ Wir meinen dieser vollkommen gerechten Indignation Jägers noch folgende Erklärung beifügen zu sollen. Es handelte sich bei van Swieten in diesem Falle offenbar um seine Stellung als Präsident der Studienhofkommission; eine Akademie hätte als eine kompakte wissenschaftliche Macht in Kurzem Männer auf die einflußreichen, Wissenschaft erfordernden Stellen emporzuheben getrachtet, mit denen zu existiren es van Swieten nicht möglich gewesen wäre. Das fürchtete van Swieten; was er von Sprachlehre und Normalschule vorschob, war nur gemalte Coulisse, spanische Wand und Theater, keineswegs aber seine eigene Ueberzeugung; er wußte den Mangel an Wissenschaft durch Schlauheit und Intriguen zu ersetzen.

Wir haben schon erwähnt, daß die Erziehung Josephs ihn den Wissenschaften nicht absonderlich geneigt machte, daß er auch keinen besondern Sinn in der Folge dafür gezeigt

hat. Er verglich den Buchhandel mit dem Käsehandel, er nahm den Nachdruck in Schutz. Thomas Trattnern wurde durch den Nachdruck ein reicher Mann und bekam den Adel. Vom Ausland kamen Klagen der Autoren über verletztes Eigenthumsrecht; Joseph nahm den Nachdruck in Schutz „weil der wissenschaftliche Gewinn seinen Unterthanen zu Gute kommt, ohne daß Geld aus dem Lande geht." Als die Klagen vom Ausland zu arg wurden, machte selbst die Studienhofcommission an Joseph Vorstellungen dagegen.

Er schrieb an den Rand des Aktenstückes: „Um von Journalisten gepriesen und von Dichtern besungen zu werden, will ich mein Volk dem Eigennutz gewinnsüchtiger Buchhändler nicht preisgeben."

Der Kaiser hatte eben immer nur praktische, sogleich sichtbar in die Augen fallende Folgen vor Augen. Daher die Erscheinung, daß unter ihm nur Chirurgie, Mechanik, Mathematik, insoferne selbe für das Kriegswesen nothwendig war, Technologie und Naturgeschichte wegen ihres handgreiflichen Nutzens für das praktische Leben Pflege fanden, während speculative und schöne Wissenschaften leer ausgingen, daher wurde auch das Volksschulwesen besonders bedacht. Joseph versprach sich dadurch Hebung von Ackerbau und Gewerbe, wodurch der höchste Staatszweck, Vermehrung der Produktion, Vermehrung der Volkszahl, Erhöhung der Steuer- und Staatskraft und in letzter Instanz Vermehrung des materiellen Volkswohles erreicht werden sollte. Der Besuch ausländischer Universitäten wurde verboten; der Kaiser wollte die Studirenden nur in jenen Zweigen unterrichtet wissen, die man im österreichischen Staatsdienste brauchte. Schule und Wissenschaft waren nur da, um dem Staate die brauchbaren Subjekte zu liefern. Die Prinzipien des Kaisers sprach derselbe in einer Instruktion an van

Swieten aus, wie folgt: „Die großen Universitäten in den österreichisch-böhmischen Ländern sollen auf drei eingeschränkt werden, auf die zu Wien, Prag und eine in Galizien. Die zu Innsbruck, Grätz und Freiburg haben aufzuhören. In diesen Provinzen und in noch einigen andern werden künftig nur Gymnasien bestehen, an denen jedoch auch die Jura tradirt werden sollen, aber mit viel weniger Professoren und mit keinem medizinischen Fache, wohl aber mit Chirurgie und Hebammenschulen. An der hiesigen (Wiener) Universität sind alle unnützen Lehrer, als jene der ausländischen Sprachen u. dgl. zu entfernen. Bei Besetzung der Lehrämter muß mit größter Sorgfalt und mit bester Auswahl vorgegangen werden, jedoch ohne Rücksicht auf Nation und Religion und Alles auf dem Wege des Concurses, was nicht weltberühmte Männer sind. An die bestehenden theologischen, philosophischen und juridischen Vorlesebücher hat man sich in Allem zu halten, bis man nicht vollkommen sicher ist, etwas Besseres zu finden. Die Verbindung der Normalschulen mit den Humanioribus (Gymnasien) und der Unterricht in der Grammatik der Landessprache, sowie die Verminderung der lateinischen Schulen wird Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit seyn; damit die Leute in der Landessprache desto stärker werden, weil sie in dieser Sprache am meisten zu schreiben und dem Staate zu dienen haben."

Die vom Kaiser gegebenen Instruktionen wurden gewöhnlich nach Vorlagen, die der betreffende Präsident dem Kaiser überreichen mußte, vom Kaiser ausgearbeitet. „Die Ernennung van Swietens zum Präsidenten der Studienhofcommission muß als eine große Calamität betrachtet werden. Denn dieser Mann legte es durch seine ganze Wirksamkeit darauf an, die Wissenschaft in Oesterreich geradezu zu unterdrücken und die Studien in die Fesseln jenes

Utilitäts-Systems zu schlagen, das über den Dienstesbedarf hinaus weder etwas bieten noch fordern sollte. Er muß als der Erfinder jener Einrichtung angesehen werden, vermöge welcher man auf Oesterreichs Universitäten lange Zeit nichts Anderes kannte, als die sogenannten Brodstudien. Das unbefangen beobachtende Ausland erkannte sogleich das Verfehlte dieser Einrichtung. Eine Stimme sagte damals: Die Universität behandelt man zu schulmäßig. Man bedient sich eines pedantischen Zwanges, um Lehrer und Lernende zum Lehren und Lernen anzuhalten; man liest und examinirt darauf los und zieht mit alledem doch keine tüchtigen Subjekte. Die Lehrer haben ihre bestimmten fixen Gehalte, wofür sie so und so viele Stunden in der Woche lesen müssen, allein, wie sie dieß thun, ist völlig gleichgiltig. Die Vorlesungen selbst hängen nicht einmal von ihnen ab, sind vom Staate vorgezeichnet und an vorgeschriebene Lehrbücher gebunden. Hiezu kommt noch, daß wissenschaftliche Thätigkeit, größerer oder geringerer Beifall der Zuhörer den Lehrern weder Ehre noch Vortheil bringt."

Das von Joseph eingeführte System blieb so ziemlich unverändert durch ein halbes Jahrhundert. Es muß bemerkt werden, daß Joseph der Wiener Universität noch einen Theil ihrer corporativen Rechte belassen hat, daß er noch manchen ansehnlichen Rest der katholischen Stiftung bestehen ließ, daß er das Recht der vier Nationen, deren vier Procuratoren die ersten Universitätswürden bekleideten, und die den Rektor Magnifikus zu wählen hatten, fortbestehen ließ: Zustände die bis zur Hälfte des 19. Jahrhunderts dauerten.

Nach dem Jahre 1848 begann der ministerielle Sturm gegen die Stiftung und ihre korporative Freiheit und das Recht der damals bestehenden vier Korporationen

(österreichische, ungarische, slavische und italienische) wurde ministeriell aufgehoben; Ereignisse, die hier nur angedeutet werden können und auf ein anderes Blatt gehören. Wir bringen hier ein eigenes Kapitel über Josephs

36. **Schulreformen.** Für die Hebung des Volksunterrichtes hat Joseph durch Vermehrung der Volksschulen sich große, anerkennenswerthe Verdienste erworben. In Böhmen gab es 1775 auf dem flachen Lande nur 14,000 schulbesuchende Kinder; zehn Jahre später (1785) wurde dort in 2200 größtentheils neu errichteten Schulen 117,000 Kindern der Elementar-Unterricht ertheilt. Am Gymnasial-Lehrplan wurde nicht viel geändert, nur wurden Konvikte und Korporationen, als zu viel an das Mittelalter erinnernd, aufgehoben und aus den Stiftungsgeldern Stipendien gemacht, welche den einzelnen Schülern ausbezahlt wurden, und mit denen sie oder ihre Eltern nach Belieben schalten konnten. Während man im protestantischen England noch heutzutage auf den ersten Universitäten zu Oxford und Cambridge die aus der katholischen Zeit stammenden Collegien in ihrem korporativen Bestand aufrecht erhält, wollte man sich im katholischen Oesterreich von den guten Früchten des neben der Schule wirkenden erziehenden Elementes nicht überzeugen.

Bei Reform der Universitäten wurde die Wissenschaft um ihrer selbst willen nicht beachtet. Als es sich um eine Reform der Universitäten nach dem Muster renommirter Universitäten in Deutschland handelte, erklärte van Swieten in einem langen Gutachten dem Kaiser, daß die wissenschaftliche Erziehung nicht ohne einen bestimmten Plan geschehen könne, daß man unablässig die Befolgung dieses Planes überwachen müsse; man muß die Kinder (d. h. die Studenten) für den Staat erziehen und sie dürfen nicht nach

einem Privaturtheile, sondern nach Anleitung der öffentlichen Weisheit erzogen werden. Was sich van Swieten unter der öffentlichen Weisheit gedacht haben mag, ist aus seinen Schriftstücken nicht herauszufinden.

An den Universitäten wurde das Glaubensbekenntniß und der Eid des Gehorsams gegenüber dem apostolischen Stuhle abgeschafft. Sonnenfels sagt in seinem Berichte hierüber an den Kaiser: „Ueber den Eid des Gehorsams, welcher dem römischen Stuhle abgelegt wird, ist überflüssig, etwas beizusetzen. Dieses Ueberbleibsel aus der Zeit der Finsterniß und der römischen Usurpation beleidigt nicht nur den Verstand, sondern auch den bürgerlichen Gehorsam.“ Sonnenfels war eines Rabbiners Sohn aus Nikolsburg, getauft, Freimaurer, Nationalökonom und Schöngeist.

Daß die meisten Universitäten geradewegs kirchliche Stiftungen waren, dürfte Sonnenfels ebenso wenig gewußt haben, als er es im Falle des Wissens zu beachten oder zu erwähnen für gut befand. Die Universitäten konnten gegenüber der centralisirten Bureaukratie, der Staatsherrschaft über Alles, natürlich keine Gnade finden. Sie ergänzten sich selber in ihren Lehrkräften, sie verwalteten ihr Vermögen, der Staat nahm nun die Besetzung der Lehrstellen in die Hand und confiscirte die Stiftungskapitalien für den Cameralfond; die eigene Gerichtsbarkeit, welche die Universitäten über ihre Angehörigen besaßen, wurde ihnen abgenommen, selbst die Doktormäntel aus Hermelin abgeschafft. Der „Staat“ nach den damaligen und auch neuen Aufklärungsprinzipien kann keine Freiheit einer Korporation dulden, selbst nicht einmal die mindeste Marke einer Anstellung, oder eines Titels, oder eines Ehrenzeichens darf von wo anders her kommen, als vom omnipotenten und Alles machenden, Alles bewachenden „Staat.“ Die Kirche

mußte als die größte selbstständige Korporation gegenüber jenen Staatskünstlern am übelsten wegkommen. Van Swieten wollte daher selbst das Kirchenrecht geradewegs abgeschafft wissen; er äußerte sich: „Ein Kirchenrecht in einem Staat sei ihm etwas Unbegreifliches.“

So weit brachte man es zwar nicht, aber es wurden im Kirchenrecht wie auch in allen andern Zweigen des Wissens Vorlesebücher mit Patenten versehen. Nach diesen Vorlesebüchern mußte der Professor lesen, der Schüler studiren. Jäger bemerkt über diese Zustände: Die Vorschrift, an den Vorlesebüchern kein Jota zu ändern, würdigte den Professor zum maschinenmäßigen Vorleser herab, erstickte in ihm das Bedürfniß wissenschaftlichen Vorwärtsstrebens und führte die Studirenden zum gedankenlosen Auswendiglernen, und so kam es bald zu einer eigenen Ironie des Schicksals! Was man den Jesuiten so sehr zum Vorwurf gemacht, daß sie in ihren Schulen nur das Gedächtniß ohne alle Verstandesbildung cultivirt hätten, dabei stand man selbst wieder, und zwar von Staatswegen, durch alle Abstufungen der Studien hinauf. In moralisch-religiöser Beziehung stand es um nichts besser. Durch die Abschaffung aller Eide und kirchlichen Beziehungen waren alle Schranken beseitigt worden, durch welche die Universität selbst in Sitte und Lehre Ausschreitungen ihre Angehörigen hintangehalten hatte. Die neue Sponsions-Formel der Theologen, welche die Stelle des früheren Eides vertrat, lautete wie eine Aufforderung zu Neuerungen auf dem Gebiete der Theologie, indem Oberflächliche und Leichtfertige, die dem Zeitgeiste huldigten, unter „scholastischen Meinungen“, zu deren Beseitigung das neue Gelöbniß sie verpflichtete, leicht die Dogmen und den Glauben selbst verstehen und über Bord werfen konnten. Auch war es nicht zu verhüten, daß in Verbindung

mit den Ereignissen, die sich damals in Frankreich vorbereiteten, nicht auch bald staatsgefährliche Doktrinen aus den von Joseph begünstigten Theorien über das Verhältniß des Staates zur Kirche zum Vorscheine kamen; denn daraus, daß man den Staat über Alles erhob und ihm Alles unterordnete, floß bald, daß das, was man Staatsoberhaupt nannte, ebenso gut wie alles Andere sich dem Staate und dessen Zwecken unterordnen müsse, und wie Frankreich diese Unterordnung verstand, zeigten nur zu bald die königsmörderischen Ereignisse."

37. **Joseph von Sonnenfels.** Eine Persönlichkeit vom größten Einfluß auf die Studienreform, besonders in der ersten Hälfte der Josephinischen Regierung, und schon zuvor unter Maria Theresia, war Joseph von Sonnenfels, geboren 1733 zu Nikolsburg. Sein Großvater war Stadt- und Land-Rabbiner zu Berlin; sein Vater übersiedelte nach Oesterreich und ließ sich mit seinen beiden Söhnen in Nikolsburg taufen. Joseph studirte zu Nikolsburg das Gymnasium, in Wien Philosophie, wurde dann Soldat, avancirte zum Korporal, wußte sich vom Militärdienst wieder los zu machen, studirte in Wien die Rechte und wurde als hebräischer Dolmetsch bei der niederösterreichischen Regierung angestellt. Nebenbei arbeitete er bei einem Wiener Advokaten, wurde auch Rechnungsführer bei der deutschen Garde, erwarb sich die Gunst des einflußreichen Generallieutenants Petrasch und erlangte durch diesen nach vielen Bemühungen und Anempfehlungen beim Staatsrath Borie eine Professur der Staatswissenschaft an der Wiener Hochschule. Als solcher verbreitete er die modernen, aus Frankreich importirten Staatstheorien ohne alle Rücksicht auf historische Grundlagen und Volksleben. Der Staat war ihm nichts anders als eine

freiwillige Vereinigung mehrerer Menschen zur Sicherheit und Bequemlichkeit des Lebens. Erzielung höchster Bevölkerung führt zur höchsten Macht. Die Kirche muß man nur als einen Leitriemen der Polizei betrachten; sie ist ihm eine untergeordnete Magd des Staates, so lange sich dieser ohne Religion noch nicht behelfen kann. „Der Regent muß diesen Leitriemen (Kirche oder Religion) in seinen Händen nicht vernachlässigen und seine Sorgfalt muß darauf gerichtet seyn, daß jeder Bürger Religion habe," (Worte des Sonnenfels) „besonders, weil bei dem Landvolk die Religion die Stelle der Erziehung vertreten muß." Sonst war Sonnenfels Anhänger des Merkantilsystems und empfahl, dem großen Grundbesitz Grenzen zu stecken, die Bauerngüter sollen in kleinen Parzellen verkauft, d. h. zertrümmert werden. Um so viel als möglich Ackerland zu bekommen, sollen Lustgärten, Lustwälder, Thiergärten, Teiche, Alleen vor den Schlössern und Häusern verboten, aller Boden nur als Ackerland verwendet werden. Das Alles kochte Sonnenfels, wie er es in einer Bittschrift an Maria Theresia selbst gesteht, aus Büchern französischer und englischer Staatskünstler zusammen, und sein Lehrbuch war zwangsweise von Staatswegen durch mehr als ein halbes Jahrhundert an allen österreichischen Universitäten eingeführt. Es war das Orakel der Staatsdiener und sämmtlicher Beamtenwelt, und daher der große, nicht zu unterschätzende Einfluß des Sonnenfels, der in einer Schilderung der Josephinischen Regierung besonders hervorgehoben werden muß.

Schon 1769 hatten die Anhänger der modernen Richtung in Wien der Kaiserin Maria Theresia die großartige Nützlichkeit der Sonnenfels'schen Theorie derartig einzuschwätzen gewußt, daß diese ein Handbillet erließ, in wel-

chem auch den Theologiestudirenden befohlen wurde, die Vorlesungen des Sonnenfels zu besuchen.

Volks- und Tendenz-Geschichtsschreiber schreiben dem Sonnenfels das ausschließliche Verdienst zu, durch einen Fußfall bei Maria Theresia die Abschaffung der Folter erwirkt zu haben. Dieses Verdienst wurde in jüngster Zeit durch aktenmäßige Belege auf das rechte und bescheidene Maß zurückgeführt, wie auch aufgefunden wurde (Brunner, Mysterien, S. 54—87), warum Sonnenfels in den letzten Regierungsjahren bei Kaiser Joseph tief gesunken war, trotz daß Sonnenfels den Kaiser mit den auffallendsten Schmeicheleien wieder für sich günstig stimmen wollte. Der Professor hatte sich in eine schmutzige Oellieferungsgeschichte eingelassen. Dem Kaiser wurde die Sache denuncirt; er ordnete eine strenge Untersuchung an, und Sonnenfels in seiner Todesangst hielt kurz darauf an der Universität eine Vorlesung zum Lobe Josephs, in welcher Alles überboten wurde, was türkische und persische Dichter je zum Lobe ihrer Sultane und Schah's producirt haben. Das half nichts mehr. Hormayr, ein sehr liberaler Historiker, erzählt einige, auch dem Kaiser nicht zur Ehre gereichende bittere Scherze, die dieser dem Sonnenfels angethan, und bemerkt hierüber: „Joseph erblickte in ihm einen naseweisen Bekritler seines liberalen Despotismus. Es wurde Joseph ein Bedürfniß, Sonnenfels en bagatelle wo nicht en canaille zu traktiren.“ Trotzdem also, daß Sonnenfels bei Maria Theresia schon, mehr noch bei Joseph, im Loben das Unglaublichste geleistet, war er persönlich bei letzterem in große Ungnade gefallen. Unbeschadet dieser Ungnade aber wirkte das System und die Lehre des Sonnenfels noch fast durch vier Dezenien in's 19. Jahrhundert hinein. Er war ein begabter, ästhetisch gebildeter Mann; ernste Studien und selbstständi-

ges Denken war seine Sache nicht; er hat die in seiner Zeit modernen Staatsideen ausgenützt und durch seine Stellung als Professor, mehr noch durch sein Lehrbuch, in den weitesten Kreisen der Monarchie nachhaltig verbreitet. Darum mußte eine Skizze seines Lebens und Wirkens hier auch ein kleines Kapitel finden. Prinzipielles Denken war seine Sache nicht und prinzipielles Handeln auch nicht; allerdings aber war er vielseitig begabt; er verstand es, in verschiedenen Gebieten schimmernde Oberflächen zu schaffen, es mangelte ihm aber Schwungkraft des Geistes und Charakters, um in die Tiefe einzudringen. In ihm fanden die Bestrebungen, aber auch die Phrasen der Zeit, beredten Ausdruck und tönenden Wiederhall. Die französische Revolution riß aber in seine halb maurerischen und halb monarchischen Theorien ein derartiges Loch, daß er es mit dem Aufwand seines ganzen Phrasenzwirnes nicht mehr zunähen konnte. Er starb 1817 zu Wien.

38. **Humanitätsanstalten durch Joseph begründet.** In Paris hatte Joseph das Hôtel Dieu besucht. Das regte in seinem edlen Herzen den Gedanken an, auch in Wien ein großartiges Hospital zu erbauen. Er legte rasch Hand an's Werk und in kurzer Zeit stand das „Allgemeine Krankenhaus" vollendet da. Es war für 2000 Kranke hergerichtet und wurde in der Folge noch bedeutend vergrößert. Große Krankenhäuser unter bureaukratischer Centralleitung haben ihr Gutes, aber auch ihre Uebelstände. Können einerseits ausgezeichnete renommirte Aerzte dabei angestellt werden, so erscheinen anderseits die großen überfüllten Krankensäle, in denen so viel gestorben wird, das stundenlange Wimmern des Leichenglöckleins an Nachmittagen, die studirenden Mediziner, die das Krankenbett umstehen und den armen Kran-

ken als einen Studirapparat betrachten, wie noch andere Um- und Zustände, dem armen Leidenden nicht sehr erquicklich. Die Wohlthat des allgemeinen Krankenhauses bestand aber darin, daß Jeder Kranke, der herankam, hier aufgenommen werden mußte. Konnte er nichts bezahlen, so war die Verpflegung natürlich frei. Außerdem erbaute er einen Thurm für Geisteskranke (Narrenthurm), ein Gebär-, Findel- und Siechenhaus. Deßhalb darf man aber nicht meinen, es habe Wien früher kein Spital besessen. Es gab verschiedene fromme Stiftungen dieser Art. Dieselben, von eigenen Korporationen, nach mit im christlichen Sinne ausgearbeiteten Statuten geleitet, wurden nun aufgehoben, ihr Stammvermögen dem Fonde des Allgemeinen Krankenhauses einverleibt.

Durch Gründung des Josephinums — einer medizinischen Hochschule für Militärärzte — hat sich der Kaiser ein unsterbliches Verdienst erworben. Der arme, im Kriege verwundete oder sonst erkrankte Soldat war früher den sogenannten „Feldscherern" überlassen, Leute, die zur Nothdurft im Vorbeigehen sich einige chirurgische Kenntnisse angeeignet hatten. Joseph dotirte diese Stiftung reich. Aus Florenz wurde eine zu jener Zeit berühmte Wachspräparatensammlung zum Studium der Anatomie mit großen Kosten herbeigeschafft. Professoren für alle Fächer der Heilkunde wurden berufen, das Recht, Doktoren zu creiren, der Anstalt ertheilt, ein großartiger Palast gleich neben einem großen Militärspitale gebaut. Seither werden in dieser Anstalt die Militärärzte Doktoren der Medizin und Chirurgie, wie auch gewöhnliche Chirurgen als Unterärzte gebildet, und zwar mit spezieller Rücksicht für die durch Geschosse aller Art erlittenen Verwundungen, Beinbrüche und sonstige Schäden.

In Paris hatte Joseph 1777 auch den Erfinder des Taubstummenunterrichts, Abbé de L'Epée, besucht und ihn gefragt, ob er die Art seines Unterrichtes nicht auch Andern mittheilen wollte. Der Abbé antwortete: daß es längst sein Wunsch gewesen wäre, eine Schule für Taubstummenunterricht zu begründen, aber die Regierung in Frankreich habe sich um ihn und sein Institut gar nicht gekümmert. Sogleich schickte Joseph zwei fähige Männer nach Paris. Im Jahre 1784 errichtete Joseph ein solches Institut im Bürgerspitale und übergab es der Leitung des bei de L'Epée instruirten Weltpriesters Johann Stork; später übersiedelte das Taubstummeninstitut in das Stiftungshaus Pazmans in der Stadt, und als dieses wieder den ungarischen Theologiestudirenden übergeben wurde, auf die Wieden zu Wien, wo es jetzt noch existirt. Seither sind Tausende armer Taubstummer, die durch dieses Institut mittelst der erlernten Sprache in Verkehr mit der Gesellschaft gekommen und sich nützlich und verwendbar machen konnten, dem Kaiser zu Dank verpflichtet worden.

Minder glücklich war der Kaiser bei Creirung des Armeninstituts, obwohl auch hier sein edler Wille anerkannt werden muß.

Klöster und andere auf den Grund der Religion basirte Institute (Bruderschaften), in denen die Armen liebreiche Aufnahme, Hilfe in der Noth, im mindesten Fall aber immer Speise für den hungrigen Magen bekommen, waren größtentheils aufgehoben, die Blitzableiter für die Armuth am flachen Lande und auch in Städten größtentheils zerstört. Man wußte sich vor den Armen jetzt gar nicht zu retten; diese pochten ungestüm an die Thüren der Weltleute, Klagen wurden allgemein, und der Kaiser gründete nun die Bruderschaft der thätigen Liebe des Nächsten, aus welcher

1783 das „Armen-Institut" herausorganisirt wurde. Polizei, Gemeinde und Ortsseelsorger sollten nun im Vereine für die Armen Sorge tragen. Das ging nun sehr schlecht von Statten. Die Polizei kann nie ein Surrogat der christlichen Liebe sein, und die aufgezwungene Armensteuer kann nie das freiwillig im christlichen Geiste gereichte Almosen ersetzen. Nur dem christlichen Element hat das Armeninstitut seine Fortdauer zu verdanken gehabt, das polizeiliche war durchwegs eher ein Hemmniß als eine Förderung dieser Anstalt gewesen. Ueber die Aufhebung der Bruderschaften und die Einziehung des Vermögens derselben werden wir bei Besprechung der kirchlichen Reform zurückkommen.

39. **Der Türkenkrieg.** Wir kommen jetzt, nachdem wir den Arbeiten und Mühen des Kaisers im Innern seines Reiches nach Verhältniß des engbemessenen Raumes gerecht zu werden getrachtet, zu seiner großen Aktion nach Außen, zum Türkenkrieg. Wir sehen hier den Kaiser als Diplomaten und als Feldherrn in einer unglücklichen Lage. Die schlaue Katharina hatte ihn (in Folge der früher besprochenen Zusammenkunft) zu bewegen gewußt, einen für Rußland vortheilhaften, für Oesterreich aber verderblichen Krieg zu unternehmen. Die Pforte hatte nichts unternommen, um die nach dem Tode ihres Vaters rings bedrohte Maria Theresia im Antritte ihrer Erbschaft zu stören. Wären die Türken in Ungarn damals eingerückt, die Monarchie wäre in Trümmer gegangen. Auch beim siebenjährigen Kriege hatte sich die Pforte neutral gehalten. Ein Lobredner Josephs sagt über diesen Krieg: „Es gab nicht nur keine politische Nothwendigkeit, daß Joseph II. im Vereine mit Rußland die Türkei bekriegte, sondern dieser Krieg war

sogar unpolitisch im äußersten Grade, weil sich mit mathematischer Gewißheit voraussehen ließ, daß wenn derselbe einen glücklichen Gang nahm, die übrigen Mächte Europa's sich verbinden würden, um den Sturz der Türkei oder das Abreißen großer Provinzen von derselben zu hindern."

Als im Jahre 1778 der König von Preußen in Böhmen einbrach, hatte die Kaiserin Katharina, dem Wortlaute des Vertrags mit Oesterreich von 1746 gegenüber, Oesterreich nicht nur keinen Beistand geleistet, sondern im Gegentheile noch eine feindselige Haltung angenommen und ein großes Corps an der galizischen Grenze aufgestellt. Somit hatte Joseph auch in Anbetracht des Vertrages von 1746 (den ja Rußland schon faktisch 1778 aufgehoben) keinen irgendwie zwingenden Grund, für Rußland die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Es kann nicht geläugnet werden, daß Joseph der Pforte gegenüber nicht redlich handelte. Er ließ dieselbe durch seinen Gesandten in Constantinopel aufstacheln, um in der Feindseligkeit gegen Rußland zu beharren, während er selber zum Krieg gegen die Türkei rüstete. Der Großtürke gab dem Gesandten des Kaisers eine grobe, aber nicht unverdiente Antwort. Nun gab sich Joseph den Anschein, als ob er den Vermittler spielte. Auch das war wieder nicht ehrlich; denn er ließ im Dezember 1787 den Versuch machen, Belgrad zu stürmen, welcher aber, Dank der Ungeschicklichkeit seiner Generäle, eklatant mißlang. Jetzt ließ die Pforte den Kaiser erinnern, wie sie nach dem Tode Karls VI. ganz anders an Oesterreich gehandelt habe.

Am 9. Februar 1788 wurde der Pforte förmlich der Krieg erklärt. Der Kaiser genehmigte den abenteuerlichen Plan des minder begabten Lascy, mit seiner Armee von den Bergen der Adria bis jenseits der Karpathen an den

Dniester einen Cordon zu ziehen; eine Maßregel, der man nachsagte, sie wäre sehr gut gewesen, um den Handel mit Schmugglerwaaren zu verhindern, aber sehr übel, um in dieser Manier einen Krieg zu führen. Fünf große Corps bewachten diesen Cordon. Die Hauptarmee, 125,000 Mann, stand bei Futak; im Ganzen bestand die Armee aus 245,026 Mann Fußvolk, 36,725 Mann Kavallerie mit 898 Geschützen. Die österreichische Armee errang anfangs einige glückliche Erfolge, welche zu guten Hoffnungen für den Feldzug Veranlassung gaben. Der Kaiser selbst ging zur Armee und übernahm im Verein mit Lascy die Leitung derselben.

Nun erklärte aber Gustav III. von Schweden Rußland den Krieg und bedrohte Petersburg. Die Russen mußten ihre Armee demnach zersplittern. Der Kaiser, dessen Sache das Kriegführen eben nicht war, fing jetzt nach und nach an, die großen schon gemachten strategischen Fehler einzusehen, während die Türken dieselben auszubeuten anfingen. Furchtbare Seuchen verheerten die Armee des Kaisers, Eventualitäten, an die er nicht gedacht, kamen heran. Die Krankheiten rafften weitaus mehr Soldaten hin, als der blutigste Sturm auf Belgrad gekostet hätte. Der Mißmuth in der Armee wuchs, ebenso in Ungarn und den andern Erblanden. Laut schrie man gegen den Kaiser und den unfähigen Lascy, laut begehrte man den alten Helden Laudon, der auf seinem Landgute bei Wien in gezwungener Unthätigkeit lebte, als Heerführer. Der Kaiser vereinigte nun die Armeecorps in Kroatien und Slavonien, um selbe als abgesondertes Heer dem Abgott des Volkes und der Soldaten, dem alten Helden Gideon Laudon, anzuvertrauen. Hätte Joseph gleich Anfangs so viel Muth gegen sich selbst gehabt, dem alten Laudon einen Triumph zu

vergönnen, dieser Türkenkrieg wäre von vornher sicher glorreich ausgefallen. „Die Erfolge, welche nun Laudon erfocht, obwohl das Kommando der Hauptarmee noch dem Feldmarschall Haddik anvertraut war, bildeten einen schneidenden Gegensatz zu der traurigen Rolle, welche die Hauptarmee unter der Anführung Lascy's und des Kaisers spielte."

Laudon führte nun den Feldzug in einer für Oesterreich ehrenhaften Weise fort. „Aber wie weit war man entfernt, erreicht zu haben, was man hatte erreichen wollen! Dazu kam der Schmerz über den außerordentlichen Verlust, den die Armee durch Krankheiten erlitten. Dieselbe hatte von Anfang des Juni 1788 bis Mai 1789 nicht weniger als 172,000 Kranke, von denen 33,000 starben; ungerechnet die, welche dienstuntauglich und siech für ihr ganzes Leben wurden."

Sporschil, der Joseph in der Regel alle Anerkennung zollt, sagt bezüglich dieses Krieges: „Wenn man dem Kaiser Joseph ganz gewiß nicht nachrühmen kann, daß er in dem Feldzuge von 1788 auch nur eine Spur von Feldherrntalent habe blicken lassen, so muß man anderseits bekennen, daß sein persönliches Benehmen Hochachtung, ja Bewunderung verdient. Er trug schlichte Kleider, theilte mit den Soldaten alle Strapazen und gab Beweise der größten persönlichen Unerschrockenheit. Insbesondere löblich war seine Sorge, um den Gesundheitszustand der Armee so viel als möglich aufrecht zu erhalten. Leider zerrütteten die Beschwerlichkeiten des Feldzugs die Gesundheit des Kaisers, die nie eine sehr feste gewesen, gänzlich, und er kam nach Wien als ein siecher Mann zurück. Sein Uebelbefinden nahm dergestalt zu, daß er im Frühling des nächsten Jahres nicht daran denken konnte, zur Armee zu reisen, sondern in der Hauptstadt blieb, was auch Lascy that."

Im folgenden Jahre ging es mit den Kriegsoperationen besser. Das Centrum der Armee war theils durch einen noch fortwährenden Waffenstillstand, theils aber auch durch die Krankheit und Schwäche des 78 Jahre alten Marschalls Haddik gelähmt. Joseph sah sich genöthigt, ihn des Kommandos zu entheben, und vertraute es im August dem Feldmarschall Laudon an.

Inzwischen hatten Coburg und Suwaroff am 31. Juli mit 17,000 Oesterreichern und 5000 Russen gegen 30,000 Türken die Schlacht bei Fokschan gewonnen. Laudon schloß am 14. September Belgrad ein, begann am 25. das Bombardement, erstürmte am 30. die Vorstädte und nöthigte die Festung am 8. Oktober zur Uebergabe.

Die Siegesbotschaft kam am 12. Oktober in Wien an. Dreitägiger Jubel; es erschien in kurzer Zeit eine Belgradliteratur in Gedichten und Liedern, welche den Helden Laudon und den Sieg der österreichischen Waffen feierten. Der Kaiser sandte Laudon den mit Brillanten besäten Stern des Maria Theresienordens, der nur vom regierenden Monarchen bei Ordensfesten als Großmeister des Ordens getragen und der im Hausschatz aufbewahrt wurde, als Anerkennung. Nun folgten noch weitere Siegesnachrichten. Coburg mit Suwaroff, Fürst Hohenlohe, General Fabris errangen bedeutende Erfolge. Die Freude des Kaisers hätte aber auch hier eine Störung erlitten, wenn er länger am Leben geblieben wäre. Preußen verbündete sich mit England, um jede Vergrößerung Oesterreichs auf Kosten der Türkei zu verhindern. Preußen verpflichtete sich den Türken, Oesterreich im nächsten Frühjahr den Krieg zu erklären, und die Waffen nicht eher niederzulegen, bis die Pforte einen festen und ehrenvollen Frieden mit ihren Feinden geschlossen hätte. Inzwischen war aber Joseph gestor-

ben, und der Verlauf dieser Angelegenheit fällt in die Geschichte seiner Nachfolger.

40. **Der Kaiser und die Niederlande.** Wenn eine Partie in der Geschichte Josephs, besonders entstellt, und mit Rücksichtslosigkeit auf bestehende historische Thatsachen, mit blinder Parteileidenschaft, mit völliger Verachtung und Unkenntniß alles verfassungsmäßigen, auf beschworene Verträge basirten Staatenlebens, von dem Gros der Volkshistoriker in Deutschland geschildert wurde, so ist das der traurige Konflikt Josephs mit den Niederlanden.

Nur ein Beispiel von Phrasendrechselei in dieser Richtung aus P. Ph. Wolf, der den Belgiern folgende Vorwürfe macht: „Es war wohl nichts weniger als Uebermaß von Aufklärung, was diese Aristokraten vermocht hat, einen Monarchen seiner Souveränetätsrechte zu berauben, es war ebenso wenig Aufklärung daran Schuld, daß Mönche sich in's Schlachtgetümmel wagten, um für Freiheit zu fechten. Es war hingegen offenbar Mangel von Aufklärung, daß die Nation, von fanatischer Wuth begeistert, Josephs II. Joch abschüttelte, um sich statt desselben in die weit schwereren Fesseln übermüthiger Prälaten schmieden zu lassen. Ein aufgeklärtes Volk würde in den Reformationen seines Souveräns weit etwas anderes als Angriffe auf seine Landesverfassung gesehen haben, und überhaupt nie in den Fall gekommen seyn, mit einem Landesfürsten, der so edelmüthig dachte und handelte, in Streit zu gerathen.“

Mit ähnlichen unsinnigen Tiraden ist die belgische Revolution zumeist behandelt worden; denn diese war, wie aus den Thatsachen zu ersehen ist, nur die erste reif gewordene Frucht einer rücksichtslosen Centralisation, die sich

um die Geschichte und Rechte der Kirche in sämmtlichen belgischen Provinzen nicht nur nicht kümmerte, sondern geradewegs herausfordernd das Rechtsgefühl der Nation durch absolutistische, verfassungswidrige Verordnungen Schlag auf Schlag im innersten Kern verletzte. Ottokar Lorenz, ein sicher nicht als ultramontan verschrieener Historiker, den wir gerade deßhalb öfter hier citiren werden, sagt: „Die meisten deutschen Werke, besonders Schlosser, beschränkten sich (bezüglich dieser Geschichte) darauf, den unverständigen Panegyriker Großhoffinger auszuschreiben.“ Ferner: „Was die Auffassung der Josephinischen Regierung betrifft, so ist es mir leid, daß das historische Urtheil von dem populären der Sage und des Romans sich so erheblich unterscheiden muß, und ich zweifle nicht, daß ich bei manchen Josephinern auch unserer Tage Mißfallen erregen werde.“

Ein neuer belgischer Historiker (Mathot von Rukelingen) berichtet, daß die Vorarbeiten zu Josephs Plänen in Belgien schon unter Maria Theresia von Kaunitz in's Werk gesetzt wurden. Er führt eine Menge von Vexationen des Klerus in Belgien unter Maria Theresia Seitens der österreichischen Regierung an. So wurde z. B. am 19. Mai 1771 allen Klöstern auf das Strengste verboten, bei Aufnahme von Novizen eine Mitgift zu bedingen. Selbst der Protestant Shaw spricht sich gegen diese und ähnliche Maßnahmen einer Regierung aus, welche, wie er sagt, den wahren Ursprung der ausgedehnten geistlichen Güter mißkannt habe. Er fährt fort: „Erinnern wir uns, daß die Mönche die erste Unterweisung im Landbau gaben, und daß die öden Gründe Brabants von heiligen Männern in fruchtbare Aecker verwandelt wurden. Wenn auch die Klöster mit einer zu großen Menge liegender Güter ausgestattet wur-

den, so muß man doch andererseits bedenken, daß der Reichthum der geistlichen Häuser vornehmlich für die Zwecke der Gastfreundschaft und der schönen Künste bestimmt war. Viele Gebäude, heutzutage eine Zierde des Landes, wurden von ihnen errichtet, und die Pächter fanden an den Klöstern immer menschenfreundliche Oberherren. Die Ruhe des Klosterlebens bestand nicht zu allen Zeiten in träger Unthätigkeit. Unter den niederländischen Mönchen findet man Männer, die ebensowohl in den schönen Künsten, wie in den Wissenschaften hervorragten. Die Aebte waren meistentheils die eifrigsten Verfechter der Volksrechte, und ihr Lebenswandel war gemeiniglich nicht nur ein untadelhafter, sondern häufig das Vorbild der ehrbarsten Tugenden."

Wenn nun der Klerus in Belgien auch sich an Vorstellungen und Demonstrationen betheiligte, die gegen das gewaltsame Vorgehen des Kaisers gerichtet waren, so kann man ihn deßhalb noch nicht aufrührerisch nennen, er machte nur vom Rechte Gebrauch. Hören wir den Schluß einer hieher bezüglichen Eingabe an den Kaiser: „Ein solches Recht, eine solche Gerichtsbarkeit ist den Brabantern nicht nur durch die Joyeuse Entrée, durch die unumstößlichen Konkordate, sondern auch durch den Eid versichert worden, der in Höchstdero Namen am Tage der Huldigung Eurer Majestät geleistet wurde."

So war es durchwegs mit der Renitenz der Belgier der Fall; selbe bestand in Rechtsverwahrungen, erst dann, nachdem alle diese Verwahrungen kein Gehör fanden und als die Nation durch absolutistisches Vorgehen wiederholt in ihrem tiefsten Gefühle gekränkt worden war, brach die Revolution los. Wir sind weit entfernt, die Revolution gut zu heißen, wir müssen selbe aber nach historischem Urtheil auch auf die Schuldentafel derjenigen schreiben, die

durch rechtloses Vorgehen die Ursachen und Veranlasser derselben geworden sind.

Man hat sehr häufig dem Klerus die Revolution in den Niederlanden in die Schuhe geschoben. Es gab daselbst Ein Erzbisthum, 7 Bisthümer und 108 Abteien, darunter allerdings reiche Stiftungen. Dieser Klerus war verfassungsmäßig bei der Landesvertretung betheiligt. Diese Verfassung war aber wesentlich von jener der deutschen Erbstaaten (Ungarn ausgenommen) verschieden. Die Macht der Stände in diesen Erbstaaten war auf Null herabgesunken, „indem diese Stände nur einmal des Jahres einen Tag zu dem sogenannten Postulatenlandtag sich versammelten und nichts Anderes zu thun hatten, als die Geldforderungen der Regierung in Ruhe anzuhören und in Ergebenheit ein einstimmiges Ja darauf zu antworten. An der Verwaltung hatten diese Stände keinen andern Antheil, als den sehr odiosen: der Repartition der Steuern; in Bezug auf Gesetzgebung, Besteuerung, Kontrolle der Staatsverwaltung und auswärtige Politik hatten sie auch nicht ein Wort mitzureden.“ In den Niederlanden war es anders. Jede der Landschaften hatte ihre eigene Verfassung, mitunter auch die Stände ihre separaten Municipalrechte. Herzog Philipp der Gute von Burgund hatte den Herzogthümern Brabant und Limburg den berühmten Freiheitsbrief gegeben, der nach seinen Anfangsworten „Joyeuse Entrée“ genannt wurde. Aber auch die andern Provinzen hatten Rechte und Privilegien aus grauer Vorzeit her. Jeder Regent der Niederlande mußte die Aufrechthaltung dieser Freiheiten feierlich beschwören, entweder persönlich oder durch einen von ihm gewählten Stellvertreter. Dem Herzoge war es untersagt, Ausländern Aemter zu verleihen; Niemand durfte außer Landes vor Gericht gezogen werden, also einheimische Justiz;

den Mitgliedern der Stände war vollkommen freie Meinungsäußerung zugesichert. Die Unterthanen hatten das verbriefte Recht, jedem Fürsten, der die beschworenen Freiheiten verletzte, den Gehorsam in so lange aufzusagen, bis er wieder innerhalb die Grenzen seiner beschworenen Pflichten zurückgekehrt war."

Es hatten ferner diese Stände das Recht der Theilnahme an der Gesetzgebung, an der Ausschreibung der Steuern, sie konnten einen Ausschuß wählen, der für die Zeit, in welcher sie nicht selbst in pleno versammelt waren, förmlich an der Regierung theilnehmen konnte. Mitglieder der Regierung konnten bloß Eingeborne sein, nur zum Minister konnte der Landesfürst einen Ausländer wählen. Erzherzogin Christine und ihr Gemahl Albert von Sachsen-Teschen waren unter Joseph Statthalter, Belgiojoso Minister in den Niederlanden. Bei dem Statthalter waren, wie an souveränen Höfen, auswärtige Gesandte beglaubigt. In Brabant hatten die Befehle der Fürsten nur dann bindende Gewalt, wenn der große Rath selbe mit seinem Siegel ausstattete.

Das Alles muß man wissen, um die grenzenlose Parteisucht vieler Geschichtsschreiber zu verstehen, welche von all' diesen Privilegien gar keine Erwähnung machen und immer über die „dummen fanatischen Niederländer" schreien, die Revolutionäre waren, keine „Aufklärung" besaßen und den so „wohlgemeinten Absichten" des Kaisers „Widerstand entgegensetzten."

(Sporschil:) „Bei dieser Verfassung befanden sich die Niederländer außerordentlich wohl; Ackerbau und Gewerbe blühten und es herrschte ein fröhlicher, heiterer Geist selbstbewußter Freiheit. Eben diese Verfassung war aber dem Kaiser Joseph äußerst unbequem, denn sie hinderte ihn, in

den Niederlanden Selbstherrscher zu sein, und Alles nach einem Modell einzurichten, wie in den deutschen Erblanden. Aber Karl VI. hatte die Niederlande gar nicht anders erlangt, als unter der Bedingung, daß sie durchaus bei ihren altherkömmlichen Rechten und Freiheiten erhalten würden. Maria Theresia hatte dieselben gewissenhaft geachtet, geringe Aenderungen betreffs der Steuernrepartition waren nur mit Beistimmung der Stände gemacht worden. Kaiser Joseph II. selbst hatte nicht nur bei seinem Regierungsantritte alle Rechte, Freiheiten, Gesetze, Privilegien der Herzogthümer, Grafschaften, Städte und Korporationen der Niederlande bestätigt, sondern auch den Freiheitsbrief: Joyeuse Entrée öffentlich beschworen."

Trotz allebem griff Joseph mit dem rücksichtslosesten Absolutismus die kirchliche und politische Verfassung der Niederlande noch dazu in der verletzendsten Weise derartig an, daß er die wohlberechtigte Nothwehr dieser Nation förmlich herausforderte. Das hatten großentheils seine Rathgeber auf dem Gewissen, die den Kaiser wie ein Werkzeug behandelten, ihn lenkten und leiteten und auf die abschüssige Bahn stellten, und mit der Versicherung, es werde Alles ganz gut gehen, vorwärts schoben. Herausgeber dieses hat die geheime Correspondenz des Freimaurergroßmeisters und Präsidenten der geistlichen Hofcommission in Wien, Baron Kreßl, mit dem königlichen Rath Dufour in Belgien aufgefunden und herausgegeben (Der Humor in der Diplomatie u. s. w. II. Bd. S. 250), wodurch die Geheimnisse der angestrebten Reform in den Niederlanden zur Genüge erhellt worden sind.

41. Anfänge der Kirchenreform in den Niederlanden. Im Jahre 1783 hob der Kaiser mehrere Klöster auf und setzte in an-

deren, die er bestehen ließ, eigenmächtig Kommandatär-Aebte ein. Dadurch war die beschworene Freiheit und der Fortbestand der Korporationen aufgehoben. Er verbot durch ein eigenes Edikt jede Berufung an den Papst, nahm den Bischöfen die Entscheidung in Eheangelegenheiten, beschränkte die Prozessionen, verkümmerte den Schmuck der Kirchen, hob die bischöflichen Seminarien auf und errichtete 1786 ein Generalseminarium, in welchem, unabhängig von den Bischöfen, für alle angehenden Kleriker des Landes durch vom Kaiser bestellte Professoren Theologie gelehrt werden sollte. Diese Anstalten wurden mit beleidigenden Aeußerungen gegen die Bischöfe in's Werk gesetzt. Die Belgier sahen sogleich, daß dem Schlag gegen die kirchliche Freiheit jener gegen die politische nachfolgen werde. Fremde Professoren der Theologie zweideutigen Rufes wurden von Wien nach Belgien gesandt; die Theologen aus den bischöflichen Seminarien gezwungen, das Generalseminarium zu besuchen. Die Bischöfe protestirten gegen diesen Eingriff in ihre Gerechtsame. Hören wir nur den Protest des Bischofs von Antwerpen an den Kaiser. Er erklärte: „Was ihn betreffe, sei es ihm unmöglich, seine jungen Theologen nach Löwen zu senden oder je zu erlauben, daß sein Seminar aufgehoben werde. Was aber die Zöglinge betreffe, so hätten sie eine so große Abneigung gegen dieses Institut, daß sie es vorziehen würden, die Diözese, ja das Land zu verlassen, als in dasselbe einzutreten. Die Unmöglichkeit der Aufhebung seines Seminars leuchte von selbst ein, da seine Diözese sich auf einen großen Theil von Holland erstrecke und alle Missionäre dieses Landes in demselben ihre Bildung erhielten. Auch die Geistlichkeit der Markgrafschaft von Berg-op-Zoom, die zur Pfalz gehöre, vollende in demselben ihre Studien. Er könne nicht, noch werde er je die ausgebrei-

teten Missionen jener Provinz aufgeben, und so die katholische Religion in ihnen der Gefahr aussetzen, unterzugehen, was sich sicherlich leicht ereignen dürfte, wenn er die Geistlichkeit zu Missionen nicht mehr in seinem Seminar erziehen könnte."

Waren die sämmtlichen Proteste der Bischöfe, wie dieser des Bischofs von Antwerpen von jener Mäßigung getragen, welche dem Stand und Amte derselben zukommt, so waren hingegen die Proteste der Stände wie das Grollen des Donners zu vernehmen. So z. B. machte der Rath von Flandern in einer Eingabe an den Kaiser (13. Juni 1786) diesen auf die unseligen Folgen seiner Schritte aufmerksam; dieser Rath erklärte ihm: daß alle Neuerungen, welche derselbe in Betreff des Säkular- und Regular-Klerus einzuführen beabsichtige und theilweise schon ausgeführt habe, durchaus nicht geeignet seien, um ihm (dem Kaiser) für längere Zeit das Zutrauen der Nation zu erhalten, demnach es ihn ja nicht befremden soll, wenn die Gemüther, durch solche eigenmächtige Eingriffe schon hinlänglich gereizt, endlich zur Verzweiflung gebracht würden. Eine abscheuliche Anstalt sei aber die Religionskasse (oder Religionsfond), deren Namen schon allein die Belgier empöre, da noch nie auf eine so anstößige Weise die Verletzung des heiligsten Rechtes des Eigenthums, nämlich der Kirche oder Klöster und frommen Stiftungen von einem Despoten sanktionirt worden wäre."

Man kann diese Sprache, welche von einer fernen Provinz her an den Kaiser adressirt war, eine ebenso kühne als bedenkliche nennen; sie war aber verfassungsgemäß und gegründet auf den Freiheitsbrief der Niederländer, während man die Handlungsweise Josephs nur als verfassungswidrig bezeichnen muß.

42. Die Katastrophe in den Niederlanden. Trotz dieses und ähnlicher Proteste wurde am 16. Oktober 1786 das Edikt über die Generalseminarien proklamirt und am 1. November diese Institute in Löwen und Luxemburg eröffnet. Die gefeierte Universität Löwen mit ihren reichen Dotationen, wie alle bischöflichen Seminarien, wurden unterdrückt, sämmtliche Stiftungsfonde eingezogen. Außer diesem Eingriff in das Stiftungsvermögen der Nation verletzte auch der Anfang des Ediktes, welcher lautet: „Das Sittenverderbniß und die Unwissenheit wären in Belgien beim Volke ebenso wie beim Klerus so groß und machten so schreckliche Fortschritte, daß der Kaiser sich zum Wohle seiner Unterthanen genöthigt sehe, diesen Uebeln zu steuern."

Waren die Belgier schon durch diesen ebenso unklugen als ungerechtfertigten Vorwurf aufgebracht, so mußten die Gestalten der neuen von Wien gesendeten Professoren sie vollends empören. Ihrer kirchlichen Richtung nach wurden sie selbst von protestantischen Autoren schonungsvoll als Jansenisten bezeichnet, sie waren aber, wie es jetzt urkundlich erwiesen ist, Sendlinge und Gesinnungsgenossen der Wiener Studiencommission; ihr sittliches Betragen war an allen Ecken und Enden schadhaft, dazu noch der Vorwurf (welchen der Kaiser den Belgiern gemacht) erwogen, so mag man sich die Stimmung der Belgier über Neuerungen und Neuerer sehr leicht zurechtlegen können.

Theiner sagt von diesen Sendboten: Ihnen verdankt es Joseph II., daß er u. s. w., „sie verleiteten ihn zu jedem, auch dem unerhörtesten Gewaltstreiche, bis sie es endlich durch ihre Schmeicheleien dahin zu bringen wußten, daß er ihnen in Allem freie Hand ließ und ihnen sozusagen seine Gewalt abtrat." Diesen Herren muß es Oesterreich zuvörderst zuschreiben, daß es diese schönen und glücklichen

und in der Wagschale der europäischen Politik so wichtigen und entscheidenden Provinzen verlor.

In Löwen protestirten die Studirenden der Theologie kurz nach Eröffnung des Generalseminars gegen die Frivolität und Unkirchlichkeit der neuen, aus allen Provinzen der österreichischen Erblande zusammengesuchten und hergeschickten Leute, und erklärten, die Vorlesungen derselben nicht mehr besuchen zu wollen. Die Professoren beschimpften nun die Zöglinge. Es kam zu Thätlichkeiten, Fenster wurden eingeschlagen, Bänke zertrümmert. Der aus Wien gesandte Direktor des großen Seminars ging nach Brüssel, kam in Begleitung von 32 Dragonern, bezog den Gasthof zur Stadt Köln in Löwen, wo er mit seinen Genossen Tafel hielt. Der Universitätsrektor Lamprecht suchte eine Versöhnung herbeizuführen, nannte sich einen Freund der Studenten und gab ihnen gute Worte; diese erwiederten ihm: „Nun denn, wenn Sie wirklich unser Freund sind, so tragen Sie dafür Sorge, daß Herr Stöger und die übrigen Schänder der Kirche, die Herren Le Plat, Marant und Mazières abgesetzt und entfernt werden."

Der Kardinal v. Frankenberg, Erzbischof von Mecheln, ermahnte durch ein Schreiben die Studirenden zur Ruhe. Die Einwohner von Löwen nahmen Partei für die Studenten. Nun versuchte es die Regierung mit Gewalt. Jäger und Dragoner kamen aus Brüssel und Namur, vor dem Generalseminar wurden 6 Kanonen aufgeführt, Soldaten drangen mit gezogenen Säbeln in das Seminar und holten 17 Zöglinge, die man für die Anführer der übrigen hielt, heraus; selbe wurden bei Wasser und Brod eingesperrt und mehrere Tage bewacht. Im Generalseminar begann Rektor Stöger über die Päpste loszuziehen, selbe für überflüssig zu erklären und die Grundsätze des Kirchenrechts anzurühmen,

welche von den Staatskirchenrechtslehrern damaliger Zeit aufgestellt wurden. Dabei ließ Stöger auch noch die Worte fallen: „Ihr dummen und abergläubischen Belgier.“ Die Zöglinge sollten sich durch Unterschrift zur Haltung der Statuten verpflichten. Sie thaten es nicht und verlangten ihre Entlassung. Von Brüssel kamen neue Soldaten, neue Commissäre. Alles half nichts. Am 25. Januar 1787 waren von 300 Zöglingen nur noch 20 geblieben, 280 hatten die Flucht ergriffen. Diese 20 wurden vom Volk in Löwen verachtet. Es kamen Leute in die Hörsäle, welche über die Professoren wegen der geringen Anzahl ihrer Schüler sich lustig machten.

Der Kaiser, welchem man beibrachte, am Erzbischof von Mecheln liege die ganze Schuld, berief den Grafen Frankenberg nach Wien und äußerte sich zu Kaunitz: „Ich bin fest entschlossen, ihn nicht eher fortzulassen, als bis er nachgegeben, oder sein Amt niedergelegt hat.“ Der Kaiser hatte vor, den Erzbischof zu belehren.

Sporschil faßt diesen Vorgang in folgender kurzer Schilderung zusammen: „Die gewöhnlichste Menschenkenntniß hätte dem großen Kaiser Joseph II. sagen sollen, daß er den Kardinal nur tiefer durch folgende Anrede verletzen konnte: „Ich sehe aus Ihrem Betragen, daß Sie von dem jetzigen System der Theologie und von der Einrichtung der Generalseminarien keinen rechten Begriff haben, deßhalb habe ich Sie hieher berufen, Sie eines Bessern zu belehren. Ich habe die Hofräthe und geistlichen Commissionsbeisitzer Zippe und Haan erkoren, um Ihnen die hiesigen Einrichtungen zu zeigen und Sie darüber auf alle mögliche Weise zu belehren. Lassen Sie sich Alles weisen und was Ihnen zweifelhaft erscheint, erläutern. Dann kehren Sie nach den Niederlanden zurück und predigen Sie dort das Evangelium.“

„Einen Kardinal mag man staatsgefangen setzen oder enthaupten, aber man darf ihn nicht zum Schüler degradiren. Frankenberg kehrte entschlossener als je, den Zusammenhang der belgischen Priesterherrschaft mit Rom zu bewahren, nach den Niederlanden zurück.“

Betreffs des Generalseminars wollte der Kaiser nicht nachgeben. Wiederholt kamen Deputirte aus Belgien nach Wien, sie wurden mit Versprechungen beschwichtigt; kamen selbe zurück, so blieb es wieder beim Alten.

In Brüssel hatten sich 50,000 bewaffnete Niederländer versammelt und verlangten Aufrechthaltung ihrer Constitution. Der Generalgouverneur, Graf Murray, lenkte nun ein und verhieß im Namen des Kaisers: „Die Constitutionen, Grundsätze, Privilegien, Freiheiten, sowie endlich die Joyeuse Entrée sind und werden gemäß der Akten der Inauguration Sr. Majestät in kirchlichen und bürgerlichen Sachen aufrecht erhalten werden und unangetastet bleiben. Rücksichtlich der Verletzungen der Joyeuse Entrée und der Eingriffe in dieselbe, wird man mit den Ständen, wie sie es verlangt haben, unterhandeln.“ Die Gemüther wurden versöhnt, die Belgier faßten neues Vertrauen zum Kaiser und sandten eine Adresse des rührendsten Dankes nach Wien ab.

Das Versprechen, wie verschiedene andere, wurde leider nicht gehalten. Die Professoren von Löwen verlangten ihr verbrieftes Recht zurück, die theologischen Lehrstühle wie früher selber besetzen zu dürfen. Statt Murray kam nun Trautmansdorf; man hoffte in Wien, er werde energischer verfahren. Er annullirte gleich Anfangs alle gemachten Versprechungen. Das Generalseminar sollte durchaus in Scene gesetzt werden. Die Stände von Brabant richteten eine energische Eingabe im Namen der ganzen Nation an

Trautmansdorf; Bischöfe und Domkapitel thaten ein Gleiches. Die Eröffnung des Generalseminars wurde trotz aller Proteste angekündigt. In einem Erlaß heißt es dießbezüglich: „Der Kaiser werde es nie zugeben, daß diese Anstalt durch erlogenen und mit Bosheit vom Klerus geschmiedeten und verbreiteten Argwohn verdächtigt und geschändet werde, zumal diese Verläumdungen leicht auch auf den theologischen Unterricht in seinen übrigen Königreichen und Provinzen ausgedehnt werden könnten. Hierdurch würde es den Anschein gewinnen, gleich als befänden sich die Niederlande allein in dem Besitz des wahren Glaubens und müßten denselben für das ganze Kaiserreich, wo er in Gefahr sey, vertheidigen. Es sei somit Zeit, die Welt hierüber zu enttäuschen und diese schmachvolle Priesterintrigue, in die man das unwissende Volk hineingezogen, zu vernichten. Um dieses durch den Kanal der Bischöfe selbst zu erzwecken und ihre Widersetzlichkeit zu demüthigen, werden der Erzbischof und die übrigen Bischöfe des Landes, welche sich dem Generalseminarium widersetzen, nach Löwen beschieden" u. s. w. Das Aktenstück besagt des Längeren, dem Geschrei der Bischöfe sei ein beständiges Stillschweigen aufzulegen, sie sollen sich in Löwen selber „von der Rechtgläubigkeit des Unterrichts" überzeugen und es dürfe außer den Generalseminarien kein theologisches Studium mehr geben. — Die wiederholten Verwahrungen der Bischöfe hatten keinen Erfolg; es kam zur Eröffnung des Generalseminariums.

Am 1. August begaben sich kaiserliche Commissäre, begleitet von einer bedeutenden Anzahl Soldaten zu Fuß und zu Pferd, ja selbst mit Kanonen, in die verschiedenen bischöflichen Seminarien und nöthigten im Namen der Regierung die Zöglinge, diese Anstalten zu verlassen und in

das Generalseminar nach Löwen zurückzukehren. Es kam überall zu blutigen Auftritten. Die Seminaristen wollten ihre Seminarien nicht verlassen; die Bürgerschaft nahm Partei für die Seminaristen. Als die Soldaten mit Gewalt in die Seminarien hinein wollten, um die Zöglinge gewaltsam mit sich fortzuschleppen, wurde von dem Volke auf's Militär mit Steinen geworfen. Das Militär gab Feuer, viele von dem Volke fielen schwer verwundet oder getödtet; jetzt waren die letzten entscheidenden Würfel für Belgien gerollt. Auch in Mecheln wäre es zu einem Blutbad gekommen, wenn der Kardinal v. Frankenberg seinen Seminaristen nicht gerathen hätte, sich in Privathäuser zurückzuziehen.

Staffart, der Vollzieher der Regierungsbefehle, hätte fast sein Leben verloren; er rettete sich zur Nachtszeit durch die Flucht.

In Antwerpen hatte der Bischof durch einen Notar mit zwei Zeugen gegen die Mißhandlung der Seminaristen Protest einlegen wollen; der Notar und die Zeugen wurden ohne Umstände als Gefangene in die Festung abgeführt. Auch mehrere hundert Bürger wurden eingezogen, doch nach einigen Tagen entließ man sie, als man sah, wie die Stimmung des Volkes täglich drohender wurde. Ende August protestirte in einem für die Herrschaft Oesterreichs in Belgien verhängnißvollen Aktenstücke die ganze Nation in einem Manifest gegen die Regierung.

Der Protest war entschieden und setzte die ganze Nation in Flammen. Am Schlusse erinnern die Verfasser den Kaiser an den feierlichen Schwur, welchen er den 17. Juli 1781 für die Aufrechthaltung der bürgerlichen und religiösen Freiheiten Belgiens geleistet, wenden sich dann an alle Mächte, katholische und protestantische, die so oftmals, namentlich aber in den Friedensschlüssen von Baden und Utrecht,

die Gewährleistung dieser Rechte im Vereine mit Oesterreich garantirt haben, und schließen: „Möge der Himmel so großmüthige Herzen zu unsern Gunsten rühren! Mögen die großen Seelen bei diesem letzten Schrei der National-Existenz, bei diesem letzten Seufzer der Freiheit, sich erweichen."

Auch dieß Aktenstück wurde ad acta gelegt. Zum vierten Male wurden mit Waffengewalt Seminaristen überall zusammengeholt, man fand nur 40. Die Novizen wurden aus den Klöstern wie Staatsgefangene in Wagen eingeschlossen nach Löwen gebracht. Sämmtliche Bischöfe erhielten Depeschen vom Kaiser voll energischer Drohungen. Der Minister Trautmansdorf richtete an den Kardinal zu Mecheln ein Schreiben, das ihn verpflichten sollte, in Löwen sich bei der Eröffnung des Generalseminars einzufinden; es schließt: „Im Falle Sie nicht gutwillig am bezeichneten Tage sich nach Löwen begeben, verpflichten Sie mich, die strengsten Befehle Sr. Majestät an Ihnen zu vollstrecken, die vielleicht ohne Beispiele sind, wie dieß gleichfalls der Ungehorsam ist, durch den Euere Eminenz sich selbst zu einem Opfer hinstellen, das endlich der gerechten Rache des Kaisers geopfert werden muß."

Der Kardinal erwiederte, er habe in seinem Schreiben die wirksamsten Mittel angegeben, um der gewünschten Prüfung der Orthodoxie des Unterrichts in den Generalseminarien zu entsprechen, sich hiermit aber keineswegs geweigert, sich nach Löwen zu begeben; er werde demnach am bestimmten Tag dort eintreffen.

Frankenberg kam und legte am 10. März den von der Regierung bestellten Professoren der Theologie nur zwei Fragen vor. 1. „Besitzen die Bischöfe kraft göttlichen Rechts das Recht, zu lehren und zu unterrichten durch sich selbst, oder durch Andere, nicht allein durch Vortragung des

Katechismus und durch Predigen, sondern auch durch Ertheilung des Unterrichts für Jene, die sich dem geistlichen Stande widmen? 2. Kann dieses Recht durch die weltliche Macht behindert oder beschränkt werden?" Diese Fragen kamen unerwartet: Trautmansdorf schrieb: „Zu meiner größten Verwunderung habe ich diese zwei Fragen vernommen", und verbot den Professoren, auf diese Fragen zu antworten. Theiner bemerkt darüber: „Man weiß nicht, worüber man mehr untröstlich sein soll, über die Unwissenheit des kaiserlichen Ministers (der sagt: diese Fragen gehören nicht zum Dogma), oder über die Unwissenheit dieser Professoren, die ihm eine solche Antwort, welche sich gegen den gesunden Menschenverstand versündigte, eingaben." Trautmansdorf drängte den Kardinal auf's Neue um eine Erklärung über die Professoren, und überhäufte ihn am 28. August zu Brüssel, wohin er ihn beschieden, mit den bittersten Schmähungen, weil er seine Antwort veröffentlicht habe. Der Kardinal erwiederte: „Wer es ihm denn wehren könne, eine seiner Antworten zu veröffentlichen, nachdem er in den Organen, welche im Solde der Regierung stehen, auf das Gräulichste in den Augen der Nation und von Europa angegriffen, gelästert und mißhandelt worden sei?"

Betroffen über die anwachsende Aufregung in Belgien, ersuchte nun Trautmansdorf den Kardinal, einen Hirtenbrief zu erlassen, um die Gemüther zu beruhigen. Frankenberg willfahrte dem Minister, mahnte in seinem Hirtenschreiben zum Gehorsam gegenüber der weltlichen Gewalt, berichtete aber auch über die Schritte, die er zur Erhaltung der kirchlichen Freiheit gethan hat. Der Hirtenbrief wurde Trautmansdorf vor der Veröffentlichung hingesandt. Dieser aber wollte nur die Mahnung zum Gehorsam stehen lassen,

und den Bericht über die Bemühungen des Kardinals gestrichen wissen, oder doch wenigstens durchsetzen: der Hirtenbrief solle früher dem Kaiser zur Genehmigung zugesendet werden.

Inzwischen erschienen Schriften, welche das Regiment des Kaisers in Belgien der schärfsten und bittersten Kritik unterzogen.

Währenddem folgte von Wien aus eine traurige, unkluge Maßregel nach der andern. Die Unzufriedenheit wurde rein täglich vermehrt, wo sie schon war, heraufbeschworen, wo sie noch nicht war. Den höchsten Gipfel aber erreichte die Erbitterung, als der Kaiser durch ein Dekret vom 16. Juni den Senat von Brabant und die Constitution Joyeuse Entrée aufhob, die alle Herrscher von Belgien beschwören mußten und die auch Joseph selbst förmlich beschworen hatte. Hierüber bemerkt ein protestantischer Schriftsteller (van Kampen): „Diese freilich unangenehmen, aber nicht ganz unconstitutionellen Schritte (die Subsidienverweigerung) verführten Joseph im Zorne zu einer jener Maßregeln, die über das Schicksal der Staaten entscheiden und die auch in neuerer Zeit Karl X., im Streite mit ganz andern Feinden als Joseph, seine Krone kostete. Der Kaiser vernichtete die Staaten von Hennegau und alle Vorrechte der Provinz, die er hinfort als ein erobertes Land betrachtete und deren Pensionäre er als Staatsgefangene nach der Citadelle von Antwerpen führen ließ (18. Juni 1789); auch die Constitutionen und alle Vorrechte von Brabant wurden vernichtet und alle Ermunterung zu bewaffneter Auswanderung mit dem Tode und Einziehung der Güter bedroht, die Auswanderer selbst mit Verlust der Güter und Verbannung. Man schien ganz durch Waffengewalt regieren zu wollen.“

Diese Maßregel entzündete den Aufruhr im ganzen Lande. Graf Alton erließ den 26. Oktober 1789 einen Aufruf an das Volk, in welchem er drohte, alle Dörfer und Ortschaften einzuäschern, wenn man die Freiheitsfahne aufstecken oder sich den kaiserlichen Truppen widersetzen würde. Drohungen von Seite Trautmansdorfs an den Kardinal Frankenberg, ihn nach Steiermark in die Gefangenschaft abzuführen, hatten diesen veranlaßt, zur Sicherung seiner Freiheit sich von Mecheln zu entfernen und an einen verborgenen Ort sich zurückzuziehen. Trautmansdorf schrieb nun Steckbriefe in den Zeitungen aus nach Art jener, durch welche man Verbrecher einzufangen trachtet. In einem offenen Brief an den Kardinal wird dieser von Trautmansdorf mit Beleidigungen überschüttet und der „Häuptling der Verschwörer" gegen den Kaiser genannt. Zugleich zeigt Trautmansdorf ihm an, daß er in die volle Ungnade des Kaisers gefallen, aller seiner weltlichen Würden von nun an verlustig sei und daher ohne Verzug das Großkreuz vom Stephansorden und sein Dekret zum Staatsrath zurückzusenden habe.

Der Kardinal wies in einem Schreiben voll Würde diese Beschuldigung zurück. Es heißt darin unter Anderm: „Haben Sie (Trautmansdorf) die freche Beleidigung reiflich erwogen, die Sie mir durch eine solche alles Grundes entbehrende Zumuthung anthun? Ich rufe den Himmel und die Erde zum Zeugen an, daß ich nie irgend einen Antheil oder einen Einfluß, welcher Art er auch immer sei, an diesem Aufruhr gehabt habe. Die gesammten Niederlande werden diese Wahrheit bezeugen und mir hierüber Gerechtigkeit geben, und ich fordere Jeden auf, er sei wer er wolle, hiefür nur den geringsten Beweis beizubringen" u. s. w.

Trautmansdorf hatte durch seinen unüberlegten, im Zorne geschriebenen offenen Brief voll der ungerechtesten Beschuldigungen an den Kardinal und die darauf gekommene provocirte Antwort die österreichische Regierung erst recht um den Rest aller Achtung gebracht. Die Unbesonnenheit der österreichischen Diplomaten und Regierungsmänner (zu jener Zeit in Belgien) wird in neuerer Zeit auch schon von den meisten Historikern constatirt.

Auch sämmtliche andere Bischöfe des Landes hatten sich von ihren Bischofssitzen entfernt; sie zogen sich nach Holland zurück, um jeden Anschein einer Theilnahme an der allgemeinen Erhebung zu vermeiden.

43. Das „Zu spät" in den Niederlanden. Nachdem der Aufstand ausgebrochen, die Gemüther auf's Aeußerste erregt waren, zeigte Trautmansdorf in einem Erlasse vom 25. November den Belgiern an, daß der Kaiser alle von ihm, sowohl in Religions= als in politischen Angelegenheiten, getroffenen Neuerungen widerrufe. Dieß wurde darnach durch kaiserliche Proklamation am 26. November bestätigt und zugleich Allen, die an den jüngsten Aufständen theilgenommen, allgemeine Amnestie verheißen. Nun war es leider zu spät; auch die kaiserliche Proklamation fand in Anbetracht früherer ähnlicher Verheißungen keinen Glauben mehr. Zu spät mußten dem Kaiser über seine unglücklichen Rathgeber die Augen aufgehen. Die Brabanter siegten unter Anführung des van der Mersch und van der Noot in allen Theilen des Landes, eine Stadt nach der andern kündigte den Oesterreichern die Herrschaft auf.

„Wie aus einem Traum gerüttelt und enttäuscht am Abend seines Lebens wandte sich der unglückliche Fürst an das Oberhaupt der Kirche und suchte dessen Vermittlung

nach zwischen ihm und seinen belgischen Unterthanen." Joseph machte Pius' VI. alle Versprechungen. Der Papst, uneingedenk der erlittenen Kränkungen, schrieb am 13. Januar 1796 an den Primas und die übrigen Bischöfe Belgiens, theilte diesen die Verheißungen des Kaisers mit und gab ihnen den Auftrag, das Volk zum Gehorsam gegen den Kaiser neuerdings zu ermahnen. Aber es hatten schon am 11. Januar 1790 die Bewohner sämmtlicher Provinzen Belgiens einen Bund geschlossen, durch den Oesterreichs Herrschaft über dieses schöne Land zu Ende ging. Die Nachricht davon war der Todesstoß für den kranken Kaiser. Er starb, an seinem Todestage, zu dem Fürsten von Ligne, seinem vertrauten Freund, noch früher die Worte sprechend: „Ihr Land hat mich getödtet, die Einnahme von Gent (durch die Brabanter-Patrioten) war meine Agonie, die Räumung Brüssels (durch die österreichischen Truppen) mein Tod. Welch' herber Schlag für mich (diese Worte wiederholte er mehrmals stammelnd und schon mit dem Todesschweiß auf der Stirne), ich sterbe. Gehen Sie in die Niederlande und führen Sie dieselben zu ihrem Herrscher zurück; können Sie es nicht, so bleiben Sie hier. Opfern Sie nur nicht Ihre Interessen, Sie haben Kinder."

Wir wollen hier über diese traurige Katastrophe einen neueren Historiker anführen, dem gewiß Niemand den Vorwurf des Ultramontanismus machen wird. Ottokar Lorenz sagt: „Der Kaiser war auf der Bahn des bevormundenden Geistes bereits so weit vorgeschritten, daß er die leisesten Winke w o h l m e i n e n d e r K ö r p e r s c h a f t e n nicht mehr zu verstehen im Stande war. So erschienen denn die Neujahrspatente im direktesten Widerspruch mit der Ueberzeugung der ganzen Nation. Kein Wunder, daß man in Flandern von der Verletzung der Freiheiten und Privilegien und

in Brabant vom Verrath an jener für heilig gehaltenen Joyeuse Entrée gesprochen hat, welche Joseph II. selbst noch beschwor."

Wenn neuere Historiker über die belgische Verfassung sagen, daß selbe eine unbrauchbare Reliquie aus dem Mittelalter gewesen sei, welche für das moderne auftauchende System nicht taugte, so sagten dasselbe den Belgiern zu jener Zeit auch schon Organe der österreichischen Regierung. Die Belgier erwiederten damals: „War die Verfassung veraltet, warum wurde sie bei der Uebernahme des Landes feierlich beschworen? Hat man sie aber beschworen, warum wird sie jetzt nicht gehalten?" Zur Abänderung der Verfassung hätte der nothwendigste Faktor, die Vertretung der belgischen Provinzen, Rath und Einwilligung geben müssen; der Grund des Uebels lag im einseitigen, gewaltsamen, absolutistischen Vorgehen der Regierung in Wien, die rücksichtslos über den andern gesetzlichen Faktor hinausschreiten wollte, aber bei ihrem unbekümmerten Fortschritt strauchelte und zu Falle kam.

Hören wir noch zuletzt die weitern Urtheile hierüber von Ottokar Lorenz:

„Man könnte sich vielleicht noch mit dem Systeme Josephs versöhnen, wenn in Belgien unter den Ständen und Staatsräthen der verschiedenen Provinzen eine unverbesserliche Abneigung gegen jede neue Einrichtung schlechtweg vorhanden gewesen wäre. Aber bei der Lektüre der Aktenstücke, welche von den Ständen jener Provinz ausgegangen sind, macht man bald eine Beobachtung, welche unter allen Anklagen, die man gegen das System Josephs erheben kann, am Lautesten und Heftigsten spricht. Denn es zeigt sich, daß die Stände von Brabant Reformen keineswegs von der Hand wiesen, daß sie in ihrer Majorität für Verbesserung des Staats-

wesens jeder Art redlich eingenommen waren, aber ihre Beschwerden richteten sich gegen die Verletzung ihrer verfassungsmäßigen Rechte, welche ihnen unzweifelhaft einräumten, daß sie bei den Reformen des Staates mitzureden, zu rathen und zu begutachten hatten."

Dasselbe war aber auch bei den Kirchenreformen der Fall. Auch hier wurde aus Liebe zum Absolutismus einseitig und mit Vergewaltigung vorgegangen, nachdem Papst und Bischöfe bis zum Aeußersten geneigt gewesen wären, die Kirchenangelegenheiten auf gesetzlichem Wege in Frieden auszutragen. Lorenz fährt fort: „Weit entfernt, auch nur den mindesten Grund der Unruhen in den Dekreten, die er erlassen, zu erblicken, bleibt der Kaiser nach wie vor von der unfehlbaren Vortrefflichkeit seiner Verordnungen überzeugt, beharrt auf seinem System der rücksichtslosesten Energie, und nach wenigen Jahren war Belgien für ewige Zeiten der österreichischen Monarchie und dem habsburgischen Hause verloren. Die Dekrete, von denen Joseph einen Umschwung des staatlichen und kirchlichen Lebens hoffte, waren nach wie vor papierene Beweise seines *wohlwollenden Herzens und eines falschen politischen Systems geblieben.*"

„Kaiser Joseph II. hat sich in der Tradition der Völker nun aber nicht bloß als edler Mensch und wohlwollender Herrscher festgestellt, sondern man hat auch nicht unterlassen, seine Regierung als eine besonders weise zu bezeichnen. Daß sie das nicht gewesen, hoffen wir nachgewiesen zu haben, denn eine bevormundende Regierung ist niemals eine weise."

„Man sagt nun aber, daß Josephs System, besonders in Bezug der geistlichen Verhältnisse und der Stellung der Kirche zum Staate, *außerordentlich liberal und auf-*

geklärt gewesen sei. Aber auch hier scheinen die Thatsachen gegen dasselbe zu sprechen. Vergleicht man die Zustände Belgiens mit jenen der österreichischen Länder heutzutage, so wird man nicht läugnen, daß Belgien auch in dieser Beziehung heute eine weit aufgeklärtere Gesetzgebung hat, als Oesterreich, während die dortigen Bischöfe die Opposition gegen Josephs (kirchliche) Einrichtungen mit mehr Glück durchgesetzt haben, als die österreichischen. Der Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß der Kaiser den Priester zum Beamten und den Beamten zum Richter über kirchliche Dinge machen wollte, um so die Bevormundung der Regierung besser organisiren und handhaben zu können. Durch dieses System wird aber die Aufklärung und Intelligenz so wenig befördert, daß die freie Forschung des Geistes nirgends mehr unterdrückt war, als dort, wo sich Staat und Kirche im Josephinischen Geiste identificirt haben."

Nachdem wir im vorliegenden Büchlein das traurige Ende der kirchlichen und politischen Reform in den Niederlanden als einen Uebergangspunkt zur Geschichte der kirchlichen Reformen Josephs in seinen übrigen Erbstaaten betrachten, wollen wir die hierher passende Schlußbetrachtung von Lorenz als eine Art Einleitung folgen lassen: „Den Anhängern des Josephinismus haben wir nur Eine Frage vorzulegen, und das ist die, warum der Kaiser nicht lieber seine Reformbestrebungen auf die Verfassung in Belgien gelenkt hat und warum er nicht lieber im Geiste eines Montesquieu vorging, als sich durch endlose und nutzlose Ordonnanzen zu erschöpfen. Aber es war freilich leichter zu dekretiren, als wahrhaft zu verbessern. Und wenn wir das System Josephs als einen Irrthum und eine Täuschung bezeichnen konnten, durch welche wir seinem Charakter nicht nahe treten,

so ist doch auch nicht zu läugnen, daß der Kaiser mit großem Selbstbewußtsein in sein bevormundendes System verrannt war. Der politische Sinn der Niederlande war aber geweckt genug, um mit ebenso großem Bewußtsein auf seiner Bahn zu beharren, und der Erfolg hat ihn leider zum Nachtheile Oesterreichs gerechtfertigt."

Es gibt auch unter den sogenannten liberalen Historikern Autoren, die ehrenhaft genug sind, um der Wahrheit das Zeugniß zu geben. Diese und andere scheiden sich wesentlich von dem Chor der liberalen Schwätzer und ihrer gedankenlosen Nachbeter, welche die Revolution in Belgien immer und immer den „fanatischen Mönchen" und den „dummen Feinden der Aufklärung" in Belgien auf die Schuldentafel schreiben. Wem nun das Wandeln im historischen Phrasennebel zum Bedürfniß geworden, dem ist jedes Licht historischer Thatsachen zuwider. Bringt nun Jemand über die in Rede stehende Periode Thatsachen, die sich nicht widerlegen lassen, so schreien die Phrasenmacher insgesammt über Verunglimpfung und Schmähung des großen Monarchen, über Haß gegen Aufklärung und Licht; das ist die letzte und einzige Waffe jener Dutzendgelehrten, und dieses Zetergeschrei ist jedenfalls viel billiger und leichter, als Thatsachen entweder zu widerlegen oder selbige anzuerkennen.

Zur Entschuldigung des Kaisers bezugs des letzten wahrhaft unsinnigen Gebahrens seiner Militär- und Civilbehörden in Belgien deuten wir hier auf ein Schreiben Josephs (in Chiffern, französisch, an Cobenzl aus Wien vom 24. Dezember 1789) hin, in welchem Schreiben der todkranke Kaiser zwei Monate vor seiner Auflösung seinem intimen Freund den tiefen Schmerz mittheilt, welchen ihm die Ereignisse in Belgien bereitet haben, und in dem

er von den „ebenso unglaublichen als conträren Dispositionen im Civil- und Militärregiment" in Belgien spricht, denen er es zu danken hat, daß er die belgischen Provinzen, außer Luxemburg, verloren und eine Armee von 18,000 Mann eingebüßt hat. Dieser Brief wurde vom Autor in: Correspondances intimes etc. zuerst herausgegeben. Es geht aus demselben Schreiben hervor, daß der Kaiser an den letzten Mißgriffen in Belgien nicht Schuld gewesen.

44. **Das Toleranzedikt und seine Wirkungen.** Es muß betreffs des Toleranzediktes der edle und gute Wille des Kaisers anerkannt werden. Das darf aber nicht hindern, auch jener Thatsachen zu gedenken, die sich nach dem Erlasse jenes Ediktes herausgestellt haben, und die Mißverständnisse zu erwähnen, mit welchen das Edikt von vielen Seiten aufgefaßt worden ist. Die vorliegenden Thatsachen nun liefern aber folgendes Resultat. Die Apostel der Aufklärung wollten nur eine einseitige, nicht aber eine gegenseitige Toleranz beobachtet wissen; die katholische Kirche sollte von nun an alle Bekenntnisse toleriren, sie selber aber sollte nicht mehr tolerirt werden; sie sollte sich allen Insulten, allen Injurien, auch der Beraubung gegenüber passiv verhalten und es nie und nimmer wagen, die Aggression und Aktivität ihrer Gegner zu hindern. Die Aufklärer drangen, mit dem Banner der Toleranz bewaffnet, in die Klöster ein, verjagten ihre Bewohner, warfen ihr Eigenthum in das große Sieb des Staatsschatzes und pflegten meist bei dieser Manipulation den eigenen Sack nicht zu vergessen. Schon 1784 heißt es hierüber in einer Broschüre (die neue Philosophensekte): „Es streitet offenbar gegen die Regeln einer unparteiischen Toleranz, wenn man die Ausübung katholi-

scher Kirchengebräuche immer verstümmelt, die Protestanten und Juden aber durchaus bei ihren Mißbräuchen läßt. Wenn man die katholischen Kirchen sperrt, entweiht und zu profanem Gebrauch anwendet, den andern Glaubensbekennern aber neue Kirchen und Bethäuser gibt, wo zuvor keine gewesen, ist keine gleichförmige Toleranz. Bei einer unbefangenen Toleranz muß man katholischen Mitbürgern des Staates, worunter die katholische Geistlichkeit mit Recht zu zählen ist, nicht ihre Güter und Vermögen nehmen, sie aus ihrem Besitzstande heraustreiben, auswärtigen Protestanten aber in katholischen Ländern, Städten und Dörfern Güter zu kaufen und sich ansässig zu machen erlauben" u. s. w.

Allerdings waren gegen die Protestanten in Oesterreich noch drückende Gesetze in Wirksamkeit. Selbe fanden ihre Begründung unter Ferdinand II., wo die Protestanten mit Oesterreichs Todfeinden sich verbunden hatten; die früheren Regenten erließen diese Gesetze mehr als einen politischen Schutzapparat gegenüber ihren mächtigen verbündeten Feinden. Vom Standpunkt, daß man die Protestanten des 18. Jahrhunderts nicht büßen lassen dürfe, was die des 16. und 17. verschuldet, war von Seite Josephs das Toleranzpatent ein Akt der Gerechtigkeit.

Kaum war aber die Gewissensfreiheit proklamirt, als auch schon viele Akatholiken meinten, selbe bestehe darin, daß die Katholiken nun alle mögliche Schmach zu toleriren haben und sich darüber nicht aufhalten durften. Der Protestant Geisler sagt in seiner „Skizze" selbst: „Die von dem Kaiser ertheilte Gewissensfreiheit hatte bei dem gemeinen Mann sonderbare Begriffe hervorgebracht: der Pöbel unter den Protestanten beredete sich dadurch, mehr Freiheit zu haben, als ihm in dem Toleranzpatent wirklich zugestanden war; es entstanden hin und wieder Unruhen,

Aufläufe und allerlei Auftritte." Was hier Geisler nur mit Rückhalt und Schonung andeutet, geht viel deutlicher aus den Zäunen hervor, mit denen der Kaiser selbst sein Toleranzpatent in der Folge zu umringen sich genöthigt sah. Wir bringen hiervon nur drei Punkte:

„1. Sowie den Akatholiken ihr Gewissen und ihr Glaube freigestellt wird, so sollen sie sich im Gegentheil nicht unterfangen, ihre katholischen Mitbürger, Eheweiber, Männer, Kinder, oder Gesinde durch Drohung oder Verachtung zu ihren Religionen zu zwingen."

„2. Sie sollen sich hüten, Schmähungen oder Thätlichkeiten auszuüben, den Gottesdienst einer andern Religion zu verachten, oder sich gar an Kirchen, Bildern, Statuen oder andern zur Religion gehörigen äußeren Sachen zu vergreifen." So z. B.:

„3. Sollen sie sich auch in Wirthshäusern und bei allen Zusammenkünften von allen Religionsgesprächen oder gar Schmähungen enthalten" u. s. w. Auch Ramshorn (Protestant) gesteht ein, daß „auch der akatholische Theil der Bevölkerung solche Lebenszeichen (!) von sich gab, die den offenbarsten Beweis lieferten, daß auch er noch lange nicht geistig frei genug war, um das Schöne und Große, was Josephs Toleranzgesetze bezweckten, richtig aufzufassen und im eigenen Leben in Anwendung zu bringen. Denn leider nur zu bald mischte sich zu der hohen Freude, welche mit Recht die Akatholiken über die ihnen zugestandene Freiheit an den Tag legten, Anmaßung und Uebermuth, der sogar in die unanständigsten Beleidigungen gegen die Bekenner der dominanten Religion (der Katholiken) ausartete und eine Menge höchst ärgerlicher Auftritte hervorrief. Als nun aber der Kaiser auch hiergegen eiferte und alsbald auch mehrere,

sein erstes Toleranzpatent ergänzende Verordnungen erließ, wodurch scheinbar den Akatholiken erst gewährte Freiheiten und Vorzüge theilweise wieder genommen wurden, so schrieen auch sie wieder über Unduldsamkeit und Ungerechtigkeit. Und so wurden merkwürdig genug die Toleranzgesetze Josephs erst recht Veranlassung zu gegenseitigem Haß und Intoleranz." Dasselbe gesteht der absolute Lobredner Josephs, Großhoffinger: „Die Toleranzgesetze Josephs erregten bei den Akatholiken einen übermäßigen Freudentaumel, der sie zu den größten Unbesonnenheiten und unbescheidensten Handlungen gegen die Katholiken verleitete. Die Staatsreligion oder die der Mehrzahl wurde von ihnen auf's Unanständigste beleidigt, ihre Priester verspottet und so Thätlichkeiten und ärgerliche Auftritte beiderseitiger Intoleranz hervorgerufen." Aus dem letzten Satz dieses „Historikers für's Volk" ist zu ersehen, daß die Katholiken deßwegen intolerant genannt wurden, weil sie nicht die ihnen angethanen Insulten mit Schafsgeduld hingenommen haben.

Wir bringen hier nur einige Beispiele von Früchten des Toleranzpatents aus dem Resolutionsbuch 1782 des Staatsministerial-Archivs:

Unterm 1. Januar 1782 findet sich ein Vortrag über die in Böhmen ausgebrochenen Ausschweifungen der akatholischen Unterthanen. Die Resolution des Kaisers gegen die vielen Revolten und Insulten, welche sich die Akatholiken, durch das Toleranzpatent ermuthigt, erlaubten, ist zehn Folioseiten lang und bespricht viele Fälle von Brutalitäten und Fanatismus.

Ein neuer Vortrag vom 12. Januar 1782 in gleicher Richtung lautet: „Daß auch im Bidschowerkreis auf der

Grafschaft Stakenbach die akatholischen Unterthanen ihre katholischen Mitunterthanen in das Verzeichniß der Protestanten wider ihr Wissen und Willen eingeschaltet."

Schon am 15. Januar 1782 waren die Ausschweifungen akatholischer Unterthanen gegen die Katholiken so arg, daß der Kaiser den Gouverneur von Böhmen nach Wien beorderte laut Resolutionsbuch, während nun bisher derlei massenhafte Thatsachen standhaft in den Akten nicht berücksichtigt worden und vergessen liegen geblieben sind, hat man allerhand Märchen von fanatischen Handlungen erzählt, die beginnen: „In einem Orte Böhmens verübte ein Geistlicher" u. s. w. Man nannte aber weder den Ort, noch den Geistlichen. Es ist unglaublich, wie Leute, die Historiker sein wollen, sich mit Vorschiebung von derlei schlecht gemachten Theaterkoulissen abgeben können.

45. **Die Consequenzlosigkeit bezugs des Toleranzediktes.** Der Kaiser huldigte überhaupt Prinzipien, deren Consequenzen er nicht kannte; kamen die Consequenzen, so schrack er vor diesen zusammen.

Am 14. Dezember 1785 resolvirt er gegen die Deisten in Böhmen; selbe „haben sich um so gewisser von ihren Zusammenkünften zu enthalten, als sie sonst unnachsichtlich mit den wider die sich erklärenden Deisten bestimmten 24 Stockstreichen sogleich abzustrafen seyn werden, welches bei dem Gubernio aufzutragen seyn wird. Joseph."

Es gab auch zu jener Zeit Confessionslose; auch diese konnte der Kaiser nicht leiden und ließ mit aller Schärfe gegen dieselben vorgehen. Nach den Prinzipien der Toleranz hätte er offenbar auch diese dulden sollen.

„Vortrag, 19. August 1786. Die von dem Brünner Kreisamt vorgenommene Untersuchung wegen einiger in dem

Ansiedlungsorte Zaisendorf sich befindenden Familien, die sich zu keiner der tolerirten Religionen bekennen, betreffend. Resolution: „Diese sind lediglich wie die Deisten zu behandeln; denn ob man einen Gott ohne Religion oder eine Religion ohne Gott behauptet, so ist eines so absurd als das andere. Indessen sind die Männer mit 24 Stockstreichen und die Weiber mit 24 Ruthenstreichen sogleich zu belegen, weil sie sich unterstanden haben, sich so zu nennen, und sie sind dann nach Hause zu schicken."

„Sollten sie dennoch in ihrem Irrthum hartnäckig beharren und sich zu keiner Frequentirung eines oder andern Gottesdienstes der geduldeten Religionen herbeilassen, so sind sie ohne weiteres nach dem Beispiel der Deisten an das Militär nach Ungarn zur Vertheilung abzugeben, ihre Häuser und Grundstücke müssen aber während der Minderjährigkeit ihrer sämmtlicher zurückbleibenden Kinder durch eigens bestimmte Vormünder besorgt werden, sowie auch die Herrschaft auf den Unterricht und die Verpflegung dieser Kinder zu sehen haben würde."

Mit welcher Beschränktheit des Geistes bisweilen die Organe des Kaisers verfuhren, ist aus folgendem Passus derselben Resolution zu ersehen, freilich auch wie unbarmherzig der Kaiser mit diesen Organen verfuhr:

„Der Kreisamtsverweser Stephan aber, der vom Nasen- und Ohrenabschneiden redet, und aus dessen Untersuchung nichts als Unsinn und Dummheit hervorleuchtet, ist von seinem Verwesersamte zu entlassen, auch ist dem Gubernio gemessenst zu verweisen, daß es diesen Menschen zum Kreisamtsverweser ausgewählt, ihn zu einer solchen Untersuchung ausgeschickt, und anstatt die ausgefallene Relation zu recht

zu weisen und die Berichtigung derselben aufzutragen, er vielmehr seine Meinung darauf gefußt habe. Joseph."

Während die katholische Kirche und besonders die Klöster dem Hohn der Schmutzliteratur tagtäglich preisgegeben waren, vermerkte es doch der Kaiser sehr übel und schritt, wenn ihm die Gesetze keinen Anhalt gaben, auch sogleich mit tyrannischer Kabinetsjustiz ein, wenn ein Klostergeistlicher apostasiren und protestantisch werden wollte. So z. B.: „Vortrag, die Anzeige des innerösterreichischen Guberniums: die Bitte des Franziskaner-Priesters in Krain, Franz Xaver Paradeiser, von den Ordensgelübden dispensirt zu werden. 16. April 1785. Referent Greiner (Vater der Dichterin Karoline Pichler). Resolution: „Die Alternative, die dieser unruhige und boshafte Mönch angibt, zeigt schon genug, daß er keinen wahren Trieb eines auf falschen Gewissens und auf Irrwahn geführten Gemüths zur Annahme der protestantischen Religion habe. Ich kann also nicht begreifen, wie die Kanzlei dahin hat einrathen können, daß die Bosheit noch gesteift und belohnt werde; er ist vielmehr ohne weiteres mit Beisetzung des Motivs wegen der von mir angeführten Alternative in das Grazer Arbeitshaus auf eine unbestimmte Zeit zu übersetzen, allwo er allen andern Züchtlingen in der Arbeit und Strafe gleich zu halten ist; es versteht sich, daß ihn der Bischof während dieser Strafzeit a sacris zu interdiciren hat, und hat er seine Kutte, die ihm so sehr zuwider zu sein scheint, allerdings fort zu tragen. Joseph."

Dem Hofrath Greiner, obwohl er Freimaurer war, dünkte diese Strafe für den Franziskaner, der sich durch seine Bittschrift nur eines kirchlichen, aber keines Staatsvergehens schuldig gemacht, zu arg; er suchte durch einen neuen Vortrag den Kaiser milder zu stimmen. Das bekam dem

Hofrath aber übel; Widerspruch duldete der Kaiser in den seltensten Fällen.

„Vortrag. Womit sich die allerhöchste Bestimmung und gebeten wird, ob der in das Grazerhaus abzugehende und allen andern Züchtlingen in der Arbeit gleich zu haltende Franziskaner F. X. P. auch zu öffentlichen Arbeiten wie die übrigen Züchtlinge verwendet werden solle. 1. Mai 1785. Referent Greiner. Resolution: Ein unüberlegtes und nicht zweckmäßiges Einrathen läßt sich durch kein Gewäsch, wie dieser Vortrag enthält, zu Wege bringen. Das beständige unruhige Benehmen des Paradeiser, sowie seine boshafte Alternative machen ihn zur wohlverdienten Strafe und zum Beispiel Anderer allerdings zum Zuchthause geeignet. Das Wort Zuchthausarbeiten begreift schon in sich, daß es Arbeiten im Hause, als Spinnen, Wollkämmen und sonst andere Hausdienste, nicht aber öffentliche Arbeiten sind. Die Gleichhaltung der Züchtlinge konnte ebenfalls leicht dahin errathen werden, daß sich solche auf Kost, Lagerstatt und Arbeitsstunden bezieht. In dieser Gemäßheit ist das innerösterreichische Gubernium an den Nachverhalt und Befolgung anzuweisen mit dem Beisatze, daß es nach Jahr und Tag den Bericht von der Direktion des Grazer Zuchthauses über das Betragen des Paradeiser abzufordern habe."

Eine helvetische Gemeinde verlangte (21. Oktober 1786), der Kaiser solle den Katholiken desselben Orts *gebieten*, daß diese den Simultangebrauch ihrer Glocken ihnen (den Helveten) gestatten müsse. Der Kaiser resolvirt: Kann den gegenwärtigen Supplikanten der ansinnende Gebrauch der Glocken gestattet werden, eine gleiche Befugniß ist auch den anderweitigen akatholischen Gemeinden, wenn sie darum sich erbieten, einzugestehen; um jedoch die mehreren Unköften

zu ersparen, so haben sie sich da, wo bereits ein Geläute für die katholische Gemeinde vorhanden ist, mit dieser einzuverstehen, daß sie ihnen gutwillig auch dessen Gebrauch überlassen. Wollen aber die katholischen Gemeinden sich hiezu nicht bequemen, so kann sodann die akatholische Gemeinde zum Ruf ihrer Angehörigen in den Gottesdienst oder andere Religionsverrichtungen sich entweder einer eigens dazu anzuschaffender Glocke, oder aber einer Trommel, oder eines andern öffentlichen Zeichens bedienen. Joseph."

Was man überhaupt damals unter Toleranz verstand, das ist viel besser in einzelnen Thatsachen (aus den hunderten, die vorgefallen) zu ersehen, als aus im allgemeinen hingestellten Sätzen. Hören wir noch einen Bericht vom Protestanten Geisler (IV. 191). Geisler erzählt also: „1783. Joseph II. will Toleranz und schlägt Intoleranz zu Boden; will es nicht durch Güte gehen — mit Gewalt. Folgende Begebenheit mag davon einen Beweis geben. In Lobkowitz, unweit Melnik, verstarb ein Hussit, welchen die katholischen Bauern nicht wollten auf ihrem Friedhof begraben lassen. Sie zwangen den Bruder des Verstorbenen unter Bedrohung des Todtschlags, den Körper auf seinem Acker einzuscharren. Nach geschehener Einberichtigung wurden zwei Commissäre von Prag dahin abgeschickt, um der Beerdigung auf dem katholischen Friedhof anzuwohnen, welches die Bauern aber nicht gestatten wollten. Darauf wurden 30 Mann Grenadiere dorthin beordert und als die Commissäre unter dieser Bedeckung mit dem Todten nach dem Kirchhof kamen, verwehrten die durch die gezogenen Sturmglocken bis 60 zusammengerotteten Bauern den Eingang. Die Grenadiere wollten durchbrechen, die Bauern wehrten sich; man feuerte blind, endlich scharf, und es gab auf beiden Seiten Verwundete. Unterdessen nahmen die Weiber den Leichnam und warfen ihn in die

Elbe, und er schwamm einige Dörfer hinab, wo er sodann bei dem letzten aufgefangen und ohne Verweigerung beerdigt wurde. Hierauf erging der allerhöchste Befehl: „Der Körper des Verstorbenen sollte auf dem katholischen Gottesacker begraben werden", und deßhalb wurden auch in der Prager Garnison von jeder Compagnie 20 Mann, zusammen 600 Mann Infanterie, nebst 30 Dragonern, ausgehoben, welche des Nachts von Prag marschirten und mit dem anbrechenden Tage zu Lobkowitz und den naheliegenden Dörfern ankamen. Der Todte wurde ausgegraben, nach seinem Dorfe gebracht und ohne Widerstand begraben. Von den Bauern wurden viele geschlossen und arretirt nach Prag gebracht, um ihre Strafe für ihre Widerspenstigkeit zu erhalten. In den Dörfern blieben kleine Commando's zurück, die übrigen gingen wieder zu ihren Regimentern. — Dieses mag wohl der erste Bauer sein, der unter Paradirung von 600 Mann begraben worden ist." So schließt Geisler diese Affäre, der ein unbedingter Lobredner Josephs gewesen.

Es war eben eine traurige Schwäche des Kaisers, in derlei Kleinigkeiten, die zudem das Gefühl des Volkes als ein Unrecht tief verletzen mußten, bisweilen seine Größe zu suchen. Bei der Anerkennung, daß es der Kaiser vielleicht auch bei diesen Vorgängen nicht so übel gemeint habe, könnte hier doch der Satz Friedrichs II.: „In meinem Lande kann Jeder nach seiner Façon selig werden", auf Joseph dahin geändert werden: „In meinem Lande muß Jeder nach meiner Façon aufgeklärt werden." Diese Gewaltmaßregeln des Kaisers, die selbstverständlich nicht vereinzelt blieben, nahmen in der Folge eine bedenkliche Wendung an. Joseph wurde auch hier wieder durch förmliche Aufstände gezwungen, seine Verordnungen zurückzunehmen.

46. **Die Unzufriedenheit mit der Regierung überhaupt.** Der rücksichtslose Absolutismus, mit welchem in Kirchenangelegenheiten gewirthschaftet wurde, fand großen Beifall bei den damaligen „Aufgeklärten“; als aber derselbige Absolutismus folgerichtig auch ihnen an den Kragen ging, da fingen sie in allen Tonarten fürchterlich zu heulen an, und zwar in vielen Broschüren und Flugschriften (in „Mysterien“ hat der Verfasser dieses Stellen aus denselben, S. 390 bis 417, citirt) und zwar oft in einer Sprache, die nach jetzigen Rechtsanschauungen das Gepräge des Hochverraths und der Aufwiegelung deutlich un sich tragen. In einer dieser Schriften: „Eine Vertheidigung des Volkes, an Kaiser Joseph II.,“ die einen der wüthendsten Aufklärer zum Verfasser hat, wird der Kaiser wiederholt ein Tyrann genannt, der, weil er gegen die Auswanderung eine Verordnung erlassen, von den philosophischen Grundsätzen abgewichen, seinen Thron erniedrigt, eine Verordnung der Sklaverei gegeben. „Du mußt dem Volke seine Rechte zurückgeben, Deine unnützen Verordnungen schänden dein Volk, Du bist beinahe überall unglücklich, verachtet.“

Im Jahre 1787 war es schon so weit gekommen, daß in Wien eine Broschüre erschien, welche die Frage beantwortet: „Warum wird Kaiser Joseph von seinem Volke nicht geliebt?“

Man kann dem Verfasser, der ein Preuße und ein Aufklärer reinsten Wassers, ein wüthender Feind aller klösterlichen Institute war, in manchen seiner Fragen nicht unrecht geben. Er fragt z. B. auch: „So sehr die Edlen im Volke Kaiser Josephs menschenfreundliche Anstalten, das allgemeine Krankenhaus, das Militärspital, das Geburts- und Findelhaus u. dgl. verehren und segnen, so wünschen sie doch abermal, daß er viele andere löbliche Stiftungen, z. B. das

Kaiser- und Johannesspital u. s. w. nicht hätte aufheben mögen, weil dadurch so viele Tausende tief gekränkt und Alles wider den Sinn der Stifter unternommen worden, denn diese richteten ihr Augenmerk nicht nur auf den bloßen Lebensunterhalt, sondern auch auf die Bequemlichkeit, auf die Ruhe und Zufriedenheit der Gestifteten. Hat nicht endlich Kaiser Joseph durch diese Aufhebung den ferneren Mildthätigkeiten seiner Unterthanen zum Nachtheil der Menschen selbst Schranken gesetzt? Wer wird mehr solche milde Stiftungen machen, wenn er sieht, daß man dem Sinn der frommen Stifter so unbesorgt entgegenhandle und den Fond zu ganz andern Absichten verwende?"

Der Aufklärer hatte hier ganz recht; er vergaß aber, daß es bei der Aufhebung der geistlichen Genossenschaften derselbe Fall gewesen. Die Tyrannei der Aufklärung warf nämlich das Papiergeld, welches von den verschleuderten liegenden kirchlichen und Wohlthätigkeitsstiftungen übrig blieb, in große Kessel zusammen, die dann Religions-Studien- und Armen-Fond genannt wurden.

Das Vertrauen der Erblasser ist seither so gewaltig erschüttert worden, daß Stiftungen im Vergleich mit früher sehr selten geworden sind. Die unerbittliche, Alles nivellirende Centralisation, der erbarmungslose Staatsabsolutismus nivellirte Alles und verschlang Alles; ihm allein war alles Recht beschieden, für die Korporationen und Persönlichkeiten blieb fast nichts übrig, als pflichtgehorsame Staatsdiener zu bleiben, und bei alledem kann doch nicht geläugnet werden: Joseph wollte sein Volk glücklich machen; der traurige Umstand war dabei nur der, er wollte es nach seinem Plan und Wunsch, ohne dabei auf den Wunsch des Volkes zu reflektiren.

Aber auch im Interesse der armen Beamten redete der Fragesteller den Kaiser an. Der Kaiser war oft zu sparsam; ausgediente Staatsdiener wurden wenig berücksichtigt, viele Pensionen von früher herabgemindert. Hören wir ein Faktum aus Prag, wie es ein Lobredner der damaligen Regierung erzählt: „Am 9. August 1784 hatte in Prag die neue Regierungsform ihren Anfang genommen; alle Räthe der Prager Städte waren nun in Einen zusammengeschmolzen worden, und es wurden daher Viele außer Brod gesetzt, die jedoch froh gewesen sein würden, wenn sie auch wieder Bedienstungen hätten erhalten können; aber es blieben demungeachtet noch 300 Personen ohne Versorgung. Auch den Paulanern wurde schon am 9. August durch eine k. k. Commission anbefohlen, daß sie ihr auf dem Ring der Altstadt gelegenes Kloster räumen sollten, als in welches das Rathhaus verlegt werden soll.“

In dieser Richtung redet der Verfasser der Frage: Warum der Kaiser nicht geliebt wird, denselben auch an: „Die Edlen im Volke wünschen, Kaiser Joseph möge allen im Dienste grau, oder zur Arbeit gänzlich unfähig gewordenen Beamten eine bessere Versorgung anweisen, damit sie nicht gerade im unbehülflichsten Alter am elendesten leben müssen. Nicht minder wünschen sie, daß Diener des Staates nicht wie Livreebedienten abgedankt werden. Sparsamkeit ist eine schöne Tugend der Fürsten und sie ist für einen Staat um so nöthiger, wo vormals so wenig gespart wurde; allein auch diese Tugend hat ihre Grenzen und die Edlen im Volke wünschen, daß Josephs Sparsamkeit nie auf die Linie kommen möge, wo sie aufhört, Tugend zu seyn. Der menschliche Körper findet sich nur dann gesund, wenn das Herz das zuströmende Blut wieder zurück gibt, und ist es nicht auch so mit dem Staatskörper?“

Auch hier verleitete den Kaiser sein Prinzip: „National-reichthum durch Sparsamkeit“ zu unangenehmen Extremen. Es muß hier aber bemerkt werden, daß er auch überaus sparsam gegen seine eigene Person gewesen. Durch die Zerstörung der christlichen Wohlthätigkeitsanstalten und ihrer Autonomie, durch die nicht zu rechtfertigende Wegnahme ihres Bodenbesitzes und ihrer Kapitalien und der Zusammenhäufung derselben unter ein bureaukratisches Netz wurde der Armuth nicht nur nicht abgeholfen, der Pauperismus machte im Gegentheil in sechs Jahren derartige Fortschritte, daß der obige aufgeklärte Autor dem Kaiser darüber sagte: „Die Edlen im Volke wünschen, Kaiser Joseph möge doch untersuchen, woher es komme, daß sich die Anzahl der Armen täglich vermehre, und ob am Ende bei all’ seinen guten Absichten nicht gewisse Verordnungen und Aufhebungen daran schuld seyn könnten.“

War der hohe Adel mit den Vorgängen Josephs überhaupt nicht sehr einverstanden, so entfremdete sich der Kaiser denselben oft noch mehr durch seinen Spott; er liebte es bisweilen, satirisch zu sein, und hatte dann die Gewohnheit, seine Satiren nicht für sich zu behalten, unbekümmert darum, wen er verletze. So entschied er über einen Vortrag, betreffs Berichtigung der galizischen Ritterstandswappen am 3. Juli 1781. Resolution: „Da wenig daran gelegen ist, wie die Wappen aussehen, so ist der Censor mit seiner ganzen Censur und die Anschaffung der gelehrten heraldischen Bücher hintanzulassen, und jedem gemalte und gestochene Geisen, Hörner und was immer für Thiere und Vieher, wenn sie ihm Vergnügen verschaffen, zu führen gestatten.“ Ein Fürst hatte bei Ausstellung eines Stiftsbriefes sich des Anfangs: „Wir von Gottes Gnaden, Fürst“ u. s. w. bedient. Joseph bemerkte zu dem ihm am 24. August 1788

erstatteten Vortrag: „Da der Bauer seine Hütte und jeder so hinauf bis zu dem Landesfürsten durch die Gnade Gottes und dessen Vorsicht und Willen das hat und auf dem Fleck ist, wo selber ihn hinbestimmt, so kann Jedem die Beisetzung mit der Beanmaßung von Gottes Gnaden nicht verboten werden, da sie vollkommen wahr ist, also ist auch dem Fürsten N. N., sowie jedem Andern in dergleichen Fällen keine Ausstellung mehr zu machen."

Selbstverständlich machten derlei Aeußerungen in hohen Adelskreisen bald die Runde, und selbe waren sicher nicht geeignet, ihm die Herzen dieses einflußreichen ersten Standes zuzuwenden. Hier führte der Kaiser wieder das Prinzip der Ständegleichheit zur völligen Rücksichtslosigkeit gegenüber den vorhandenen Verhältnissen.

So halfen nun nicht nur Neuerungen, sondern auch Quälereien zusammen, die Unzufriedenheit, besonders in den Provinzen von Jahr zu Jahr zu steigern. Das Volk wollte sich nicht durch absolutistische Gewaltakte aus allen seinen Lebenswurzeln herausreißen und sich nicht aufzwingen lassen, was von nun an gut oder schlimm, recht oder unrecht, seinem zeitlichen Glück und seiner ewigen Bestimmung förderlich oder hinderlich sein sollte; es murrte, weil es weder in Religion und Sitte sich plötzlich einer ihm fremden Autorität fügen, noch einem absolut zwingenden Urtheile sich hingeben wollte.

Die Provinzen liebten ihre Verfassungen, oder doch ihre Rechtstraditionen, mitunter auch ihren Verwaltungsmodus, jedes aus mehrhundertjähriger Geschichte nach Zeit, Ort und Bedürfniß herausgewachsen, und trugen mit Widerwillen die ihnen aufgetragene Centralisation, welche ihre ihnen lieb gewordenen Privilegien und Freiheiten und nach Umständen ihre Selbstregierung vernichtete. Die Mißstimmung

hierüber wurde so arg, daß auch die größten und anerkennenswerthesten Wohlthaten, welche vom Kaiser verliehen worden, wie z. B. die Aufhebung der Leibeigenschaft in Böhmen, hierüber in Vergessenheit kamen, oder doch im Ganzen nicht nach ihrem Werthe mehr beachtet wurden.

47. **Das Beerdigungsgesetz und seine Folgen.** Eine allgemeine und durchgreifende Unzufriedenheit erregten gewisse Paragraphen des Beerdigungsgesetzes, welche durch ihre Rücksichtslosigkeit gegen christliche Pietät und Verehrung der sterblichen Ueberreste Hingeschiedener in allen Provinzen die größte und erbittertste Mißstimmung hervorriefen. Der Kaiser wollte trotz dem allgemeinen Murren von seinem Vorhaben nicht abgehen. Am 21. März 1782 erließ er neuerdings folgende Resolution: „Es hat bei meiner Anordnung, daß die Begräbnisse in den Kirchen und Grüften in der Stadt nicht mehr gestattet werden, sein unabänderliches Verbleiben. Damit man jedoch nicht gar zu großer und vieler Friedhöfe bedürfe, so ist zugleich anzuordnen, auf daß man künftig die todten Körper, um sie desto geschwinder der Verwesung zuzuführen, mit Kalk gleich in den Todtentruhen genugsam bestreue und von den Beamten darüber genaue Obsicht gehalten werde.“

Es kamen nun Berichte an den Kaiser von allen Seiten, welche die Unzufriedenheit meldeten, mit welcher das Gesetz aufgenommen wurde; auch erschienen Bittgesuche um Abänderung desselben. Der Kaiser ließ sich nun von seinem Unwillen so weit hinreißen, daß er das Gesetz noch verschärfte, statt es aufzuheben oder mindestens zu mildern. Somit erschien am 26. Juli 1784 auf den ihm gemachten Vortrag folgende Resolution:

„1. Daß die todten Körper sämmtlich, die Verstorbenen

mögen höhern Standes oder vom Volk gewesen seyn, eingenäht (d. h. in Leinwandsäcke) und sämmtlich in sechs Schuh tiefe Gruben ohne Truhe geleget und mit Kalk allda in der Erde beworfen werden."

„2. Daß allgemeine Truhen in allen Pfarren von verschiedener Größe angeschafft werden, jedoch Jedem freistehe, dem seine Erben eine eigene anschaffen wollen, nur müssen sie wissen, daß der Körper hierin nicht dürfe in die Erde gebracht werden, sondern die Truhen nachher dem Todtengräber verbleiben."

„3. Die anbefohlene Art, die Gruben zu machen, wie ich befohlen habe, allgemein vorzuschreiben" u. s. w.

Nach Befehl vom 20. August 1784 mußte dieser Erlaß mit aller Strenge publicirt werden. „Nach den von mir getroffenen Abänderungen hat die Publikation zu geschehen und wird sich die Kanzlei ein für allemal zum Augenmerk zu nehmen haben, daß bei allen derlei Kundgebungen kein Fürgang, der nur einer Entschuldigung gleichsieht, vorausgesetzt, sondern dem Publico lediglich gesagt werde, was und wie die Sache ist und was es zu thun habe."

Dießmal kehrte sich die ganze öffentliche Meinung gegen Joseph; es brach in allen Provinzen ein förmlicher Sturm los. Der Autor der Schrift: „Warum wird Kaiser Joseph von seinem Volk nicht geliebt?", selbst Aufklärer, redete den Kaiser folgendermaßen an: „Die Edlen im Volke wünschen, Kaiser Joseph möge überhaupt mit minder schädlichen Fehlern und Schwachheiten der Menschen etwas mehr Nachsicht haben. Unter diese Schwachheiten (?) gehört die Abneigung, sich in Säcke einnähen und dann durcheinander in eine Kalkgrube hinabschleudern zu lassen. Dem Philosophen gilt es frei-

lich gleichviel, ob er hier oder da verwese, aber alle Menschen sind nicht Philosophen. Und darin liegt wirklich für gefühlvolle Menschen etwas Seelenerhebendes und Tröstendes in dem Gedanken: Meine Beine werden eine Ruhestätte haben, meine Kinder, meine Enkel werden zu meinem Grabe wandeln, ich werde nicht ausgelöscht aus meinem Gedächtnisse seyn. Oder wenn die gerührte Mutter ihre Kinder zum Grabe ihres Mannes führt und ihnen sagt: Hier ruht euer Vater: erinnert euch seiner Liebe, seyd tugendhaft und werdet wackere Männer wie er. Was ich hier sage, ist nicht Schwärmerei! Würde die vortreffliche Therese wohl so innigst gerührt vor dem Grabe ihres vortrefflichen Gemahls gebetet haben, wenn nicht seine Gebeine da geruht hätten? Ist endlich wohl dem Volke die Abneigung vor der jetzigen Begräbnißart übel zu nehmen, da es sieht, daß die Großen ihre besondern Ruhestätten haben, und daß selbst der große Kaiser, der sich lebend so gern unter sein Volk mischt, einst nicht bei seinem Volke ruhen werde."

In Böhmen wollten viele Gemeinden dieses Gesetzes wegen sogar auswandern. Die ungünstigsten Nachrichten kamen von allen Seiten. Selbst der unbedingteste Lobredner Josephs (Geisler) gesteht (Bd. VI, S. 229): „Die neue Beerdigungsart ohne Särge ist noch zur rechten Zeit abgeschafft worden, sie hätte sonst zu allerlei Unfug Gelegenheit geben können. In einem böhmischen Dorfe waren die Bauern wirklich deßwegen aufrührerisch geworden; ihren Pfarrer und Todtengräber, welche beide den kaiserlichen Befehl strenge hielten, hätten sie tüchtig abgeprügelt und mußten durch ein Commando Soldaten wieder zur Ruhe gebracht werden."

Auch Meinert sagt darüber in einer den Kaiser ent-

schuldigenden Weise: „Das bewog den Kaiser endlich, die Maßregel fallen zu lassen. Er that dieß nicht ohne einen Anflug jener Empfindlichkeit, mit welcher eine wohlgemeinte aber mißdeutete Absicht das Feld zu räumen pflegt."

Das jedenfalls bittere Handbillet des Kaisers lautet: „Da ich sehe und täglich erfahre, daß die Begriffe der lebenden Leute noch so materialistisch sind, daß sie einen unendlichen Preis darauf setzen, daß ihr Körper langsamer faule und länger ein stinkendes Aas bleibe, so ist mir wenig daran gelegen, wie sich die Leute wollen begraben lassen, und werden sie also durchaus erklären, daß, nachdem ich die vernünftigen Ursachen, die Nutzbarkeit und Möglichkeit dieser Art Begräbniß gezeigt hatte, ich keinen Menschen, der nicht davon überzeugt ist, zwingen will, vernünftig zu seyn, und daß also ein Jeder, was die Truhe anbelangt, frey thun kann, was er für seinen todten Körper im Voraus für das Angenehmste hält." Unter den Skribenten damaliger Zeit suchte, was uns bekannt, nur Einer auch dieses Gesetz des Kaisers zu vertheidigen, indem er über das letzte Handbillet sagt: „Dieses Handbillet, welches wohl unendlich mehr Eindruck hätte machen müssen, wenn der große Haufe denken könnte, that weiter keine andere Wirkung, als daß die Oesterreicher eilig zum Tischler liefen und sich neue Särge bestellten."

Diese Absonderlichkeiten des Kaisers finden nur in dem Umstande eine genügende Erklärung, daß er die damals in Schwung gehenden Prinzipien der Nationalökonomie und des daraus folgenden Nationalreichthums ausgliedern wollte. Die von ihm zuerst befohlene Begräbnißart sollte dem Feldbau (durch das kleine Ausmaß der Friedhöfe) weniger

Boden entziehen, und durch die Holzersparniß (nachdem auf die Särge zu viel Holz aufgeht) der Devastation der Wälder Einhalt thun. Was die Unterthanen bei derlei Gesetzen dachten und sagten, das pflegte den Kaiser nicht viel zu kümmern, außer wenn es gar zu arg und laut wurde, wie es hier der Fall gewesen.

48. Josephs Stellung zu den Juden. Wir erklären hier gleich von vornherein, daß es sich hier weder um Lob noch Tadel der Juden, sondern um ebenso sicher als ruhig hingestellte Thatsachen handelt.

Mit dem besten Willen, alle Unterthanen zu nützlichen Staatsbürgern zu machen, mußte der Kaiser auch nothwendigerweise mit seinen Reformen an die Juden herankommen. Die Verfügungen, welche Maria Theresia bezugs der Juden in Böhmen getroffen, bezeugen *), daß ihre strengen Maßnahmen gegen dieselben keineswegs aus Religionshaß, sondern aus der socialen Stellung der Juden gegenüber den Christen hervorgegangen. Es existiren viele vom Kaiser Joseph eigenhändig gemachte Rescripte, welche nachweisen, daß sich Joseph mit der Judenfrage mannigfach beschäftigt hat. Freilich wurde die Geschichte und das Wesen dieses Volksstammes nach der damaligen Theorie- und Experimentirmethode fast gar nicht berücksichtigt. Auf den Patententwurf über das neue Judensystem für Galizien (vom 19. Mai 1788) entgegnet der Kaiser unter Anderm:

„Ich habe immer diese zahlreiche Judenschaft in meinen Erbländern nicht als die beste Art von Menschen, aber doch als eine Population angesehen, auch selbe nicht unter die

*) Mysterien der Aufklärung von Brunner. S. 388. Obiges Kapitel ist zum Theile aus dieser Schrift entnommen.

Klasse der Produzenten, noch unter jene der besten, noch als Consumenten gerechnet, so eben nicht als die für den Staat vortheilhaftesten Handelsleute, dennoch aber als solche betrachtet, die sich mit einem sehr kleinen Gewinn begnügen, die schlechtesten Waaren in Verkehr setzen und mehr Geld in Umlauf bringen. Aus allem diesem erachte ich also, daß alle für sie bestehenden eigene und nicht für Christen ebenfalls geltende Gesetze bis auf sehr wenige ohne weiteres aufgehoben, und daß sie an jene, die für alle meine Unterthanen bestimmt sind, gleichfalls verwiesen werden sollen."

Der Kaiser fand es aber trotz seiner Theorie nöthig, viele ihm nöthig erscheinende Dämme zu setzen. Den Juden war es nicht lieb, fixe Namen und fixe Domicilien zu haben. Daher sagt der Kaiser: „Jede Judenfamilie soll einen eigenen Zunamen annehmen, den sie nicht mehr verändern darf und zwar bei anzudrohender Strafe, weil es nothwendig ist, daß sie sich an einen bestimmten Namen gewöhnen, und mit demselben sich auch immer unterfertigen. Die Rabbiner sollen Geburts- und Todtenbücher genau führen." „So lange man jedoch nicht Wirksamkeit und Fleiß bei den Juden beobachten werde, müsse man sie von allen denjenigen Pachtungen, die sie nur im Müßiggange beförderten, weiter ausschließen" *).

Eine Menge von Vergünstigungen und eine die faktische Pflichtübernahme der Juden überragende Rechtsgewährung wurde den Juden in der edelsten Weise vom Kaiser gegeben.

Selbst die Behörden berichteten, wie das Volk in den Anordnungen des Kaisers „gleichsam ein Bestreben nach der zahllosen Vermehrung dieses Volkes erblicke." Dem Kaiser

---

*) Archiv des Staatsministeriums.

lag daran, sich gegen diese Auffassung zu verwahren. „Meine Absicht (so lautet ein Rescript vom 1. Oktober 1781) geht keineswegs dahin, die jüdische Nation in den Erbländern mehr auszubreiten, oder da, wo sie nicht tolerirt ist, neu einzuführen, sondern nur da, wo sie ist und in dem Maße, wie sie als tolerirt bestehet, dem Staate nützlich zu machen." Bald erklärte er sich in einer andern Resolution noch deutlicher: „Die Kanzlei und die Stellen würden überhaupt meiner Anordnung die unrichtigste Auslegung geben, wenn sie deren Absicht, dahin zu gehen vermeinten, durch die verwilligten Begünstigungen die Judenschaft, so wie sie jetzt in meinen Staaten, noch mehr zu vermehren, oder ihrer Bevölkerung, wenn sie nicht nutzbarer wird, einen weiteren Zuwachs zu verschaffen. Der Unterricht, die Aufklärung und bessere Bildung dieser Nation ist immer nur als der Hauptendzweck der Verordnungen anzusehen; die erweiterten Nahrungsmittel, die nutzbare Verwendung ihrer Arme und die Aufhebung der gehässigen Zwanggesetze und Verachtung bringenden Unterscheidungszeichen sollen eines und das andere verbunden mit dem benöthigten besseren Unterricht und der Aufhebung ihrer Sprache den Vorschub geben, mit Ausrottung der dieser Nation eigenen Vorurtheile sie aufklären, dadurch sie entweder zu Christen zu bilden oder doch ihren moralischen Charakter zu bessern und sie zu nützlichen Staatsbürgern auszubilden, und bei der folgenden Nachkommenschaft wird wenigstens ganz gewiß dieses erhalten werden." Mitten unter diesen wohl- und gutgemeinten Verordnungen resolvirt der Kaiser wieder eigenhändig, es dürfe ein Buch über die Schädlichkeit der Juden gedruckt werden und zwar am 20. Oktober 1781 (20 Tage nach obiger Resolution).

Dekret an die Bücher-Censur-Commission: „Das Manuskript über die Schädlichkeit der Juden im Königreich Böhmen mit Weglassung der roth gezeichneten Stellen kann in Druck gelegt werden" *).

Des Kaisers Lieblingsplan war, die Juden zum Ackerbaue heranzuziehen, ihnen denselben als vortheilhaft und angenehm erscheinen zu lassen. Schon im April 1787 wollte er ihnen den Ackerbau pachtweise übergeben, aber gepachtetes oder auch im eigenen Besitze befindliches Land sollte nur mit jüdischen Händen bebaut werden.

Die Resolution vom 15. Jänner 1787 **) über die Ackerbau treibenden Juden lautet: „Schließlich müssen sich die zum Ackerbaue verwendeten Juden allerdings verbindlich machen, solche mit eigenen und jüdischen Händen zu betreiben, jedoch kann ihnen von Anfang, bis sie in der Feldwirthschaft hinlänglich unterrichtet sind, noch gestattet werden, durch die ersten drei Jahre sich auch christlicher Knechte zur Ackerpflege mitbedienen zu dürfen."

Wenn irgend ein wohlgemeintes Vorhaben mit dem vollsten Eklat scheiterte, so war es dieses; der Kaiser lernte die Eigenthümlichkeiten der Juden erst nach und nach durch ihre Stellung zu seinen Verordnungen kennen, wie in einigen gemachten Bemerkungen vom Jahre 1788 zum Patent-Entwurf aus seinem Urtheile über die Juden zu ersehen ist.

Am 18. Juni 1784 spricht der Kaiser wieder seine sehr wohlgemeinte Gesinnung aus: „Meine Gesinnung geht dahin, daß sich die Juden, um sich zu nutzbaren Gliedern des Staates zu bilden, so viel möglich auf den Ackerbau

---

*) Resolutionsbuch Fol. 597 v. 1781. Archiv des Staatsministeriums.

**) Resolutionsbuch. Archiv des Staatsministeriums.

und andere nützliche Handwerke verlegen sollen, wie ich denn auch in dieser Rücksicht denselben in dem neuen auszuarbeitenden Systeme verschiedene Befugnisse und Begünstigungen eingeräumt habe.“ In demselben Rescript wurde verordnet, daß alle Betteljuden, die nicht arbeiten wollen, nach zwei Jahren außer Lande geschafft werden sollen. Im März 1787 wurde dem Kaiser vorgetragen, eine Hebamme zu Grojek in Galizien habe einige jüdische Kinder, die sie für schwach hielt, getauft, und was mit diesen Kindern zu geschehen habe.

Der Erlaß hierüber erscheint als ein sonderbares Eingehen in das ganze Hebammenwesen. Der Schluß aber lautet: „Die fünf Kinder seyen den Juden zurückzugeben und haben bei denselben gegen Reproducirung derselben alle halbe Jahre bei der Obrigkeit, daß sie noch vorhanden seyen, zu verbleiben. Wenn sie die Jahre erreicht haben, wo sie die Schulen besuchen können, so sind die Eltern anzuhalten, daß sie selbe in die katholische Schule schicken, allwo sie den katechetischen Unterricht empfangen, nach welchem, wenn sie die annos discretionis erreicht haben, sie erst im Stande seyn werden, sich selbst zu entscheiden, ob sie nach erhaltener Belehrung in der katholischen Religion dieselbe beibehalten, oder sich der jüdischen widmen wollen, weil man doch nicht ein Christ ist, bei gestandenem Alter, wenn man nur getauft ist, wohl wenn man es von Herzen seyn will und bereit wäre, es noch zu thun, wenn es nicht schon geschehen.“

Man muß bedenken, wie viele tausende und tausende von Christen in Oesterreich im siebenjährigen und in den Türkenkriegen theils auf dem Schlachtfelde und in Folge ihrer Wunden, theils durch Lagerkrankheiten zu Grunde gingen. Die Juden wurden zum Militärdienst nicht aus-

gehoben, sie saßen ruhig zu Hause und wanderten nach Lust herum, vermehrten sich und klagten unablässig über Vorenthaltung der Menschenrechte.

Dieser Umstand, daß die Christen sich todtschlagen lassen mußten und zwar zu Hunderttausenden, während die Juden bequem ihren Geschäften nachgingen, erregte auch Bedenken, als Joseph ihnen so viele Rechte einräumte — ohne daß dabei jener Pflichten gedacht wurde, welchen sich die Juden in großer Seelenruhe zu entziehen pflegen.

Es erschien eine Broschüre, die sich diese und ähnliche auf die Juden in Oesterreich bezüglichen Fragen zum Gegenstande wählte *).

Der Autor sagt S. 11: „Wenn die Rede war, der jüdischen Nation die Freiheit wie den Christen zu ertheilen, Handwerke und Künste zu erlernen, und ihnen alle gleichen Rechte und Freiheiten mit den übrigen Einwohnern des Staates zu gewähren, so stellte man sich für die Zukunft die übelsten Folgen vor."

„Man sagte: Wenn nun binnen 20 toleranten Jahren die in alle bürgerlichen Rechte eingesetzten Juden, die jüdischen Handwerker und Künstler in den Städten sich ansehnlich vermehren und ihre Kinder ruhig, ohne vom Kriege verzehrt zu werden, groß wachsen — in diesen 20 Jahren aber ein oder wohl gar zweimal ein Krieg, wie der von 1756 oder 1762 wüthet und die christliche, junge Mannschaft aufreibt, so müssen unumgänglich ganze Städte und Dörfer in jüdische Hände fallen. Die nach dem Krieg aufwachsenden Christen werden alsdann nicht so leicht ein Eta-

*) Beweis, daß heutzutage die Juden zu Kriegsdiensten ebenso wohl verpflichtet sind, als die Christen. Wien, bei Joseph Stahel. 1788.

blissement finden. Der aus dem Kriege übrig gebliebene und nun zurückkommende Bauer wird keinen Hof finden, sondern dienen müssen, vielleicht auch nicht einmal einen Dienst bei einem jüdischen Bauer bekommen, wegen der Menge der aufgewachsenen und im Kriege nicht todtgeschlagenen jüdischen Knechte. Dieß würde die Ehen der Christen und die Vermehrung ihres Geschlechtes hindern. Man fragte weiter: Wo würde man neue Rekruten zur Erhaltung der zur Beschützung eines militärischen Staates nothwendigen Armeen hernehmen? Nach 15 bis 20 Jahren hernehmen? Da die Juden vermöge ihrer Religionsgrundsätze nicht zu Kriegsdiensten verwendet werden können? Und nun fragte man endlich: Würde der militärische Staat weise handeln, welcher die Mittel zur Vermehrung eines Volkes verdoppelte, das zu Kriegsdiensten nicht fähig ist, und dessen Religion ihm zu gewissen Zeiten die oft unumgängliche Erfüllung seiner Pflichten und Leistung seiner Handarbeiten untersagt? Aus diesen und hundert ähnlichen Bedenklichkeiten entstand damals das Resultat: daß der Jude dem Landesherrn nie das wird seyn können, was ihm der Christ ist, und so blieb Alles beim Alten."

Nun berichtet der Autor im zweiten Abschnitt: „Von dem, was unter Josephs Regierung zum Besten der jüdischen Nation geschehen ist", und spricht im dritten Abschnitt: „Von der Nothwendigkeit, die Juden in den k. k. Ländern mit den nämlichen Pflichten für den Staat zu belegen, welchen die christlichen Unterthanen unterworfen sind."

Diesen schönen und harmlosen Theorien von den Pflichten der emancipirten Juden ist nicht mit Einem Wörtchen der Schmähung, sondern mit sehr trockenen, statistischen Thatsachen zu begegnen: d. h. mit der Praxis der Juden. Die Juden wehren sich immer standhaft, aus

ihren Gemeinden die verhältnißmäßige Anzahl Rekruten zu stellen, wie die Christen; darin liegt auch schon der Beweis, um was es den Juden zu thun ist. Als der italienische Krieg im Jahr 1859 neue Aushebungen benöthigte — rannten die rekrutirungspflichtigen Juden in Galizien davon und überließen es den Christen, als Helden zu fallen*).

Wie auch bei den Juden die Verachtung ihrer bisher gehaltenen Religionsgesetze und ihrer Rabbiner als Aufklärung bezeichnet wurde, sehen wir aus folgendem Bericht (Geisler, II. Bd. 105, Nr. 86): „daß die Aufklärung auch in die Schaaren der Israeliten, besonders in Prag, dringet, ist eben nichts Neues; daß man aber über einen Punkt, dessen Unterlassung ihren Rabbinern so sehr am Herzen liegt, daß sie nicht genug darüber eifern können, sich so schlechterdings hinaussetzt, dieß verdient Aufmerksamkeit. Dieser Punkt ist das Tanzen am Sabbath. Vor Zeiten wären sie sehr scharf darüber gestraft worden, jetzt aber tanzen sie ungescheut an allen Belustigungsörtern und Tanzsälen vor den Thoren der Stadt."

Auch das Glück der Wiener Familien wird von Geisler (II. Bd., S. 189), der doch selber ein Aufklärer war, ironisch gepriesen, daß sie die Geistlichen fort, und die Juden da haben. Es heißt 786: „Seit der Einführung der Toleranz sieht man die Juden auch immer mehr mit Leuten von Bon ton vermischt, und so wie man sonsten in allen Gesellschaften einen Geistlichen antraf, so findet man jetzo fast überall einen Juden, der so lange vorschießt, als

*) Die amtliche Wiener Zeitung vom 22. Juli 1859 bringt nur aus dem Zloczower Kreise allein die Namen von 100 jüdischen Rekrutirungsflüchtlingen.

es bei der Familie noch etwas zu verhypotheciren gibt." — Es muß wohl betont werden, daß diese Beobachtung von einem Aufklärer gemacht worden ist. Sie beweist auf's Neue, wie die Stimmung gegen die Juden, nicht in der Religion, sondern in der Handlungsweise der Juden sich begründet, wie es unter Andern in neuerer Zeit auch Riehl*) betont: „In manchen rheinischen Städten überwuchsen die arbeitsrührigen (Handelsarbeiter) Juden das lässige Christenvolk dergestalt, daß zu befürchten stand, sie würden alle Bürger zuletzt aus der Stadt hinausarbeiten."

„Gegen diese Concurrenz half man sich im Stile des 11. Jahrhunderts dadurch, daß man die Juden todtschlug. In manchen Staaten war es gewiß nicht bloß Glaubenshaß, sondern zugleich eine barbarische wirthschaftliche Nothwehr, welche zu den Judenmorden trieb. Selbst in unsern Tagen galt der gewaltthätige Judenhaß revolutionärer Bauern nicht dem Judenglauben und der Judensitte, sondern der Juden Arbeit, dem Schacher, der schon so manchen Kleinbauer aus dem Lande hinausgearbeitet hat."

In seinen Resolutionen**) spricht der Kaiser oft bedenklich von den Juden. So: Vortrag, 20. Juli 1787: „Der Jud Moises Hönig will das Haus Nro. 83 in der Wahringergasse kaufen. R. Von dieser Anzeige ist eingerathener Maßen kein Gebrauch zu machen. Joseph."

Auch Juden, die sich in die öffentlichen Geldgeschäfte hinein bohren wollten, wurden meist abschiedlich beschieden. So: „Vortrag: daß von dem Entwurf des Juden Salo-

*) Die deutsche Arbeit. Stuttgart, Cotta. 1861. S. 64.

**) Die folgenden Resolutionen sind aus den kaiserlichen Resolutionsbüchern im Archiv des Staatsministeriums.

mon wegen Errichtung einer Giro- und Escomptebank kein Gebrauch zu machen. 6. Dezember 1787. R. Ich genehmige das Einrathen der Kanzlei. Joseph."

„Vortrag vom 16. Jänner 1781. R. Ist keine Ursach vorhanden zum Nachtheil der christlichen Handelsleute, den Juden in Brünn eine mehrere Freiheit, als sie bishero auf den dortigen Märkten genießen, zu gestatten. Joseph." Im Vortrag 568 vom 14. August 1781 finden sich Beschwerden wegen Ueberhandnahme der Juden in Holleschau. 569. Beschwerden der Tuchhändler in Böhmen und Mähren gegen jüdische Kaufleute.

Nach dem 364. Vortrag des kaiserlichen Resolutionsbuches vom 23. März 1782 „wurden in Böhmen Zettel über die Unnutz- und Schädlichkeit der Juden ausgestreut."

Nach dem kaiserlichen Resolutionsbuche muß es den Juden gelungen sein, eine ganze Gemeinde in Böhmen dahin zu bringen, daß diese jüdisch werden wollte. Die wortgetreue Abschrift des Vortrages und der Resolution lautet:

„1233. Vortrag. Die Pardubitzer Unterthanen, welche sich als Israeliten erklärt haben. 5. August 1782. R. Ich beangnehme das Einrathen und wird um desto sicherer, den Endzweck zu erreichen, der Königgrätzer Bischof mit dem Kreishauptmann sich selbst ad locum zu verfügen und diese Leute wohl zu belehren haben. Sollten sie dessenungeachtet bei ihrer Erklärung, daß sie Israeliten sind, verbleiben, so müssen sie auch nach der Vorschrift des Gesetzes Mosis behandelt und ihnen die Verbindlichkeit, sich allsogleich förmlich beschneiden zu lassen, auferlegt werden, welches vielleicht weit schneller ihre Bekehrung, als alles weitere Zureden wirken wird. Sind sie aber schon wirklich beschnitten, so sind sie Juden, und können nicht anders als wie diese im Land behandelt werden, somit sind sie auch nicht mehr fähig,

Gründe eigenthümlich zu besitzen und müssen daher gänzlich abgestiftet werden. Joseph."

Machten sich die Juden gewöhnlicher Verbrechen des Wuchers und der Uebervortheilung schuldig und wurden dann auf dem Schube in ihre Heimath expedirt, so pflegten sie im Namen der Toleranz gegen dieses Verfahren Verwahrung einzulegen, wie z. B.: „Auskünften über Bittschriften vom 2. Dezember 1786. Samson Samuel und Isaak Juden bitten, nicht nach Kremsier abgeschoben zu werden, sondern in Brünn zu bleiben. Der Kaiser genehmigte das Einrathen der Commission."

Bisweilen schrieb der Kaiser irgend eines verdächtigen Bündeljuden wegen sogar ein eigenes Handbillet, wie z. B.: „Jänner 1782. Billet. Lieber Graf Blümegen! Ich vernehme, daß sich ein gewisser Jud Skobel aus dem Preußischen in der Vorstadt zu Troppau anzusiedeln gedenket; da nun selber wegen seines zu Brainz im Preußischen wohnenden Schwagers verdächtig zu sein scheint, so werden Sie die Ansiedlung dieses Juden zu verhindern trachten. Joseph."

In der Literatur und im Reformeifer betrachtete man die Juden vom aufgeklärten, rationalistischen Standpunkt und vermeinte, dieselbe durch „weise Maßregeln" in „nützliche Staatsbürger" verquicken und dieselbigen auch durch liebevolle Behandlung zur Handarbeit und zum Ackerbau bewegen zu können, wie dieß schon früher bemerkt worden.

Lessing hatte (im: „Nathan der Weise") einen deutschen Freimaurer in den Kaftan eines alten Juden gesteckt und Mendelssohn suchte seine Nation auf dem Wege allgemeiner Aufklärung den Christen acceptabler zu machen. Der Rumor: „Mendelssohn werde am Ende gar noch Christ" drang bis Wien. Das aufgeklärte Wien mußte selbstverständlich über jene, welche die Bekehrung dieses Juden zum Chri-

stenthume wünschten (wie Lavater und Andere) den wohlfeilsten Aufklärungsspott ausgießen.

So erschien in Wien eine Broschüre*): „Dienstfreundliches Pro memoria an die, welche den Herrn Moses Mendelssohn durchaus zum Christen machen wollen, oder sich doch wenigstens herzlich wundern, daß er es noch nicht geworden ist.“

Eines hat die sonst sehr fade und flache Schrift ziemlich gut gezeichnet, nämlich die Zerfahrenheit und Auflösung des Protestantenthums, welches die Juden eben nicht einladen konnte, christlich zu werden. So heißt es: „Ein Dr. Semler strengt alle seine Kräfte an, zu beweisen, daß die Offenbarung Johannes, die bisher alle Christen, alle Kirchen für ein göttliches Buch gehalten haben, gar nicht göttlich sey. Geht es mit dem einen Buch so, was kann noch mit den andern geschehen? Hamann will nach seinem Tode durch den Abfall von einer Lehre, die er, so lange sie ihm Brod gab, öffentlich vertheidigte, merkwürdig werden.“

Jene, welche damals meinten, Mendelssohn sei deßhalb dem Christenthum nahe, weil er von dem talmudischen Judenthum zurückwich und sich auf den Isolirschemel des jüdisch gefärbten Rationalismus setzte, hatten eben durchaus kein Verständniß von der Psychologie des Reform-Juden. Es soll eine hierher gehörige Bemerkung über dieses Thema gemacht und selbe durch Mendelssohns eigene Worte beleuchtet werden.

Man irrt sich sehr, wenn man meinen wollte, die sogenannten Reform- oder rationalistischen Juden wären gegenüber dem Christenthum indifferent geworden. Dem Ahn-

---

*) Bei Joseph Kulm, Himmelpfortgasse. Wien (ohne Jahreszahl).

herrn des deutschen Reformjudenthums, Moses Mendelssohn wurde von Lavater und vom Erbprinzen von Braunschweig-Wolfenbüttel einmal zugemuthet, er könne ja Christ werden, da er den Kern des Judenthums ohnedieß rationalistisch aufgelöst habe.

Interessant ist, was über diese Geschichte Dr. S. Stern*) berichtet:

„Von besonderem Interesse ist unter andern ein Briefwechsel, der sich zwischen Mendelssohn und dem Erbprinzen von Braunschweig-Wolfenbüttel bei dieser Gelegenheit entspann. Denn nirgends hat Mendelssohn sich offener und entschiedener über die Lehre des Christenthums ausgesprochen, als in einem Schreiben an den Herzog, das er in Folge einer ausdrücklichen Aufforderung im Januar 1770 an denselben richtete." — „Es heißt in diesem Schreiben unter Anderm: Zum Zeugniß, daß Mendelssohn die Pflicht eines Glaubens anerkannt, die mit der Vernunft im Widerspruche steht (!!): „Wenn ich (d. i. Mendelssohn) diese Lehre des neuen Testamentes im alten Testamente fände, so würde ich auch das alte Testament verwerfen müssen, und wenn ein Wunderthäter sie zu bewähren vor meinen Augen alle Todten erweckte, die seit Jahrhunderten begraben worden, so würde ich sagen: Der Wunderthäter hat Todte erweckt, aber seine Lehre kann ich nicht annehmen."

Wir schließen mit diesen denkwürdigen, charakteristischen Thatsachen unser Kapitel — welches einzig zum Zwecke hat, zu zeigen, wie der rationalistische Liberalismus die Judenfrage nicht lösen konnte.

---

*) Geschichte des Judenthums von Mendelssohn bis auf die Gegenwart. Frankfurt a. M., Richter. 1857. S. 82.

49. Die Kirchenreformen im Allgemeinen. In Oesterreich hatten schon ein paar Jahrhunderte Staat und Kirche miteinander und in einander derartig fortregiert, daß sich Vieles anhäufte, was in der That einer Reform bedurft hat. Die Zustände waren derartig, daß Etwas geschehen mußte. Es handelte sich nur um das was? und um das wie? Der Boden für das Einschreiten Josephs war insofern schon lange vorbereitet, als sich der Staat die letzten Jahrhunderte das Kirchenregiment in einer eigenthümlichen Weise zu sichern gewußt hat. Schon unter Maria Theresia regnete es eine Menge von kirchlichen Verordnungen, die eigentlich dem Staate nicht zugestanden sind. Das lag aber im fortschreitenden, absolutistischen System. Wie im politischen Leben das Selbstregiment in den Provinzen, die Stände-Versammlungen, die Municipal-Freiheiten, die Kommunal-Rechte vom Strome des Absolutismus verschlungen wurden, so geschah es auch, in so weit es ging, mit der Selbstständigkeit der Kirche. Synoden im tridentinischen Geist und Sinn — Synoden, in denen bei voller Wahrung des bischöflichen Ansehens und Regimentes doch der Bischof im Sinn der Kirche entweder alljährlich, oder doch in gewissen Jahresräumen, Rath, Bitte und Beschwerde des Klerus vernehmen sollte, in denen das kirchliche Leben und Weben in Erörterung wichtiger Fragen im kräftigenden Gefühle der Einheit und Zusammengehörigkeit des Klerus mit dem Bischof an der Spitze einen Ausdruck gefunden hätte, waren allerseits verpönt; es war überaus bequem, wenn Staat und Kirche Hand in Hand miteinander gingen, die Kirche bei jeder noch so unbedeutenden Lebensregung den Staat um Erlaubniß ansuchen mußte.

Für die Bedürfnisse der Seelsorge auf dem Lande war offenbar zu wenig geschehen. Es gab große Pfarreien mit

einer Menge sehr weit entlegener Filialen — Religionsunterricht und Schulunterricht war in Dörfern mitunter in einem traurigen Zustande. Landleute in größern Dörfern hatten oft Stunden weit in ihre Pfarrdörfer zum Gottesdienst zu gehen. Die Kapläne wanderten oft mit dem Bündel ihrer armseligen Habe von Pfarrer zu Pfarrer, um dort sich verwenden zu lassen, wo sie eine halbwegs anständige Existenz zu finden vermeinten. Bezugs der Diözesaneintheilung hätte so viel geschehen können und sollen — es finden sich auch Anträge und Vorarbeiten, um große Diözesen zu theilen, zerstreute Diözesenantheile auszutauschen und zu arrondiren — es blieb aber immer Alles beim Alten. Eine Menge weltlicher Interessen wären dadurch verletzt worden, und Jene, die sich fürchteten, beeinträchtigt zu werden, waren durch ihre Stellung, durch ihren Besitz, durch ihre Verbindungen mächtig genug, um jeden drohenden Schaden unter allerlei Vorwänden abzuwehren. Nur ein Beispiel von vielen:

Die Diözese Passau reichte von Baiern bis Ungarn; außer dem jetzigen Passauersprengel gehörte dazu die heutige Diözese Linz, St. Pölten und der größte Theil der heutigen Wiener Diözese. Den Diözesanbischof bekam unter vielen hunderten von Priestern der Diözese ihr Lebenlang oft nicht Einer zu sehen. Offiziale, zu Bischöfen in partibus geweiht, besorgten an verschiedenen Orten das Kirchenregiment in einziger Instanz. Schon unter Karl VI. und weiter herauf wurde die höchst nothwendige Theilung angeregt. Der Fürstbischof von Passau und mehrere seiner Kapitularen waren mit reichen Pfarren des österreichischen Antheils dotirt; diese Herren setzten durch ihre Agenten in Rom Alles daran, um die ganze Sachlage in statu quo fortzuerhalten. Es hieß immer: „man dürfe an diesem alten Besitz

und diesem alten geheiligten Herkommen nicht rütteln"; es hätte sehr häufig Einkommen statt Herkommen heißen sollen. In München und Wien liegen in den Archiven noch ganze Pakete von Verhandlungen über diese Theilung und Eintheilung; nichts führte zu einem Resultate. Das Alles wußte Kaiser Joseph wohl; allerdings ging er dann gewaltthätig und einseitig vor, er verletzte nach vielen Seiten hin; er legte sich aber die ganze Frage so zurecht: „Nachdem seit einem Jahrhundert in Güte und im gegenseitigen Verkehr der Mitinteressenten nichts geschehen ist, so will ich nun, ohne um irgend Jemand mich zu kümmern, allein vorgehen." Er errichtete die Diözese Linz und St. Pölten, übertrug das als Hofbisthum gegründete Wiener-Neustadt nach St. Pölten, vermehrte die sehr kleine Diözese Wien mit dem ganzen Viertel unter dem Manhartsberg bis an die Grenzen Mährens und Böhmens, und gab derselben Diözese das ganze Viertel unter dem Wiener Wald bis Steiermark und Ungarn. Auf ähnliche Weise verfuhr er in Böhmen, Polen und Steiermark. Nur betreffs der Bischofsernennungen in der Lombardei, welche dem Papste seit uralten Zeiten zustanden, verhandelte er in Rom selbst und erwarb sich diese Ernennungen für seine Krone. Wie mit den Diözeseneintheilungen und mit der Errichtung von Domkapiteln, machte er es auch mit der Pfarreintheilung und mit der Errichtung von neuen Pfarren, mit der Klosteraufhebung, mit der Dotirung des Religionsfonds aus eingezogenen Kirchengütern. Er verfuhr als oberster und unumschränkter Herr im Gebiete der Kirche, ihres Eigenthums, des Eigenthums der Korporationen und der Personen. In ihm verkörperte sich die vollkommenste Staatsomnipotenz. Mit Kirchen-Rechtslehrern, die sein Verfahren billigten, besetzte er die Lehrstühle der Universitäten. Die Theologie-

studirenden sowohl der Diözesanseminare als der Klöster zwang er, Unterricht und Erziehung in den großen von ihm errichteten Generalseminarien zu empfangen, wo selbstverständlich die von ihm gutgeheißenen Doktrinen gelehrt wurden.

50. **Der Kardinal Herzan.** Wenn wir bei dieser Lebensskizze des Kaisers *seine Kirchenreformen* besonders betont haben, so können wir nicht umhin, jenem Manne ein Kapitel zu widmen, der unter den willfährigen Werkzeugen Josephs eines der ersten und seiner Stellung nach mächtigsten gewesen ist. Der Herausgeber dieses hat aus den geheimen Berichten Herzans von Rom nach Wien (von 1770 bis 1796) die wichtigsten Momente in der „theologischen Dienerschaft" zuerst veröffentlicht; daraus geht hervor, daß der Kardinal Herzan als Gesandter des Kaisers in Rom mit Joseph in allen Reformangelegenheiten immer Hand in Hand gegangen ist, und dieselben, wie er nur konnte, gefördert hat, daß also auch Josephs Uebergriffe auf kirchlichem Gebiete *in gleichen Theilen* den Schultern seiner geistlichen und weltlichen Umgebung aufgeladen werden müssen.

Graf Herzan war geboren zu Prag 1735. Er studirte in Rom Theologie; im 24. Jahre ernannte ihn der Bischof von Breslau zum Domherrn und Generalvikar; bald darauf wurde er Dekan des Kapitels Allerheiligen zu Prag und Titularabt de Almad zu Ungarn. Maria Theresia benützte ihn zuerst als Gesandten in Parma, dann als Uditore della Rota in Rom. Später wurde er durch die Kaiserin bevollmächtigter Minister zu Rom und Kardinal. Joseph fand ihn beim Antritte seiner Regierung schon in dieser Stellung. Aus einem Briefe Josephs an seinen Bruder Leopold, den Großherzog von Toskana (den wir zuerst

publicirt), geht hervor, daß Joseph dem Grafen Herzan, obwohl er dem Kaiser durch dick und dünn nachfolgte und vollkommen ergeben war, keine Achtung zollte, sondern ihn nur als einen ebenso gefügigen als schlauen Vertreter seiner Interessen auszunützen verstand. Herzan erzählt es oft in den vertrautesten geheimen Berichten dem Fürsten Kaunitz, seinem Protektor und Freunde, wie dem Kaiser, wie schlau er es angefangen, um den Papst Pius VI. bei den heiklichen Fragen nachgiebig zu machen, oder offenbare Eingriffe des Kaisers in das Kirchenregiment vor dem Papst zu entschuldigen, oder mindestens den unangenehmen Eindruck, welchen der Papst darüber empfunden, abzuschwächen. Herzan hatte im Vatikan und allenthalben in Rom seine Spione; beim Kaiser und bei Kaunitz in Gunsten und Gnaden zu bleiben, das galt ihm über Alles; dafür that er auch Alles. Wenn man die geistliche Umgebung des Kaisers aus den eigenen Geständnissen derselben kennen gelernt hat, muß man auch das abschlägige Urtheil über Joseph bezugs seiner Gewaltmaßregeln bedeutend herabstimmen. Herzan war eben vollkommener Diplomat des 18. Jahrhunderts; die Verpflichtungen, die er mit seiner kirchlichen Würde übernommen, pflegte er ganz in den Hintergrund zu stellen. Sein Orakel war Kaunitz und der Kaiser, alles andere Nebensache. Aus diesem Vertreter des Kaisers zu Rom läßt sich somit Vieles, was der Kaiser gethan hat, erklären. Herzan wurde in Folge der Revolution aus Rom vertrieben, war beim Conclave zu Venedig (1799—1800) besonders thätig für die Wahl Chiaramonti's (Pius' VII.), wie es aus den Memoiren des Kardinals Consalvi hervorgeht. Pius' VII. weihte ihn am 18. Mai 1800 zum Bischof von Steinamanger in Ungarn. Er starb in Wien am 1. Juni 1804. Sonst war er ein klassisch gebildeter, feiner Mann. Als

Bischof in seiner Diözese war er leutselig und wohlthätig; er besuchte arme Kranke und erwies sich durchwegs würdig als Oberhirte, wie es die Aufschreibungen über ihn besagen. Weil er als Botschafter in Rom weitaus mehr Staatsmann und Diplomat als Kirchenmann, und in dieser Weise ein Hauptmitbeförderer an des Kaisers Reformen gewesen, haben wir dieß in besagter Schrift urkundlich nachgewiesen, und meinten auch hier diese einflußreiche Persönlichkeit nicht umgehen zu dürfen. Der Brief von Joseph II. an Herzan bezugs der Kirchenreform, welcher in den meisten Werken über Joseph erwähnt wird, ist, wie wir nachgewiesen haben, ein Falsifikat.

51. **Die Erziehung des Klerus.** Es hätte bezugs der wissenschaftlichen Bildung des Klerus Manches besser sein können und sollen. Das rege, wissenschaftliche Leben auf den Universitäten war theils durch den Staatsschutz, theils durch Ordensmonopole eingeschlummert; mancher Orden hatte eigene große Ordensschulen, wohin die Kleriker von Stiftern oder Klöstern des gleichen Ordens gesendet wurden und wo auch für vorzügliche Lehrer um so eher Sorge getragen werden konnte. Bei andern Klöstern war das Lehrfach wieder dürftiger bestellt. Josephs Wille war nun auch bezugs der Studienreform der beste, aber hier mangelte es ihm selbst gänzlich an allem Verständniß, und doch sollte auch hier wieder Alles von ihm aus- und nach seinem Kopfe gehen. Absolutes Centralisiren war auch hier wieder sein Ideal. In jeder größern Provinz für den Klerus mehrerer Diözesen Ein Generalseminar mit von ihm angestellten Professoren und Doktoren, welche die Doktrinen im Sinne seiner Rathgeber vortragen sollten; das war sein Plan und er suchte selben durchzuführen; welche traurige Folgen sich in

Belgien dabei herausgestellt, haben wir früher schon gezeigt. Van Swieten, der nach dem Ausspruch einiger damaliger, doch auch im Gebiete der Wissenschaft kundiger Aufklärer gar nichts verstand, und der Logenmeister Baron Kreßl waren bei der Wahl der Professoren und Erzieher des Klerus vorzügliche Rathgeber. Es wurde das Prinzip aufgestellt: „Alle, die in der Folge den geistlichen Stand in einem Kloster oder in der Welt antreten, sollen in ächten und gleichförmigen Grundsätzen zur Leitung der Seelsorge vorläufig unterrichtet werden.“ In den deutschen Erblanden wurden sieben Generalseminarien errichtet, und zwar: zu Wien, Prag, Olmütz, Lemberg, Graz, Innsbruck, Freiburg im Breisgau.

Aus dem ganzen Lehrplan und der ganzen Erziehungsmethode war es ersichtlich, daß diese Schulen und Seminare des katholischen Charakters entkleidet werden sollten. Vom Priesterthum wird in den Plänen nichts geredet, es heißt nur immer von der „Bildung der Volkslehrer und Volksführer und nützlicher Staatsbürger.“ Die Seminare sollten eine Abrichtungsanstalt für den Staatszweck sein, man träumte von einer Sittenlehre, welche die Basis des positiven Christenthums, resp. der Kirchenlehre gar nicht benöthige. In dem Reglement für die Generalseminarien heißt es: „Das heilige Abendmahl sollen sie wenigstens alle Monate zu genießen trachten, ein öfterer Genuß desselben wird Jedem freigelassen.“ „Die Erbauungsbücher sind mit größter Sorgfalt zu wählen.“ „Bei der Darstellung der stufenweise geschehenen Vervollkommnung des geselligen Lebens muß der lehrende Vicerektor besonders auf die k. k. Staaten die Anwendung machen und den Alumnen das Glück, in diesen Staaten zu leben, an's Herz legen. Hiedurch wird in ihnen der Patriotismus erweckt

und gestärkt, ihnen der Geist eines guten Bürgers eingeflößt und dem Staate werden in den dereinstigen Seelsorgern gute Bürger geschenkt.“ Selbst die Lehr- und Lesebücher wurden vom Staate vorgeschrieben, und zwar zumeist protestantische. Ueber die vom Staat ernannten Rektoren der Generalseminarien heißt es: „Sie sollen lehren die Religion Jesu Christi, erziehen und bilden. Wäre es wohl verantwortlich, wenn sie aber das Beispiel des Hauptlehrers und ersten Erziehers, des ersten Seelsorgers in dieser Religion, unseres Heilandes Jesus Christus je außer Acht lassen? Dieses herrliche Beispiel, welches die Apostel in ihrem Lehrer und Erzieher (und sonst nichts?) beständig vor Augen hatten“ u. s. w. „Sie sollen den Zöglingen keine andern Lehren und Pflichten aufbringen, als welche aus der heiligen Schrift, den Vätern und anderen landesherrlichen und kirchlichen Verordnungen hergeleitet werden.“ Im Entwurf werden über Tonsur und Cölibat Witze gemacht. Es wird viel über die „Religion der Liebe“, die „Religion des Jesus“, „Religion des Christus“ gesprochen. „Die Diener dieser Religion müssen vor Allem nach den wahren Grundsätzen des Sokrates erzogen werden.“

Theiner bemerkt über diese Erziehung des Klerus: „Kann es befremden oder zweifelhaft sein, daß eine Erziehung der katholischen Jugend nach solchen Grundsätzen zum Haß gegen die katholische Kirche, zur Vernichtung alles positiven Christenthums und zum Unglauben führte.“ Die Rathgeber des Kaisers machten wenig Hehl daraus, daß sie die Theologen nach den Grundsätzen von Rousseau's „Gesellschaftlichem Vertrag“ erziehen lassen wollten.

Es kann hier nicht weiter in die Einzelheiten eingegangen, sondern nur bemerkt werden, daß diese Generalsemina-

rien eine ebenso unhaltbare als beklagenswerthe Schöpfung der Josephinischen Regierung gewesen sind. Der Autor dieses hat (Theologische Dienerschaft, S. 353—393) das Institut der Generalseminarien aktenmäßig beleuchtet, und ein vom Kaiser im Jahre 1788 selbst geschriebenes Lamento über die mißlungenen Erziehungspläne des Klerus gebracht. Freilich suchte er die Schuld von sich abzuwälzen.

Es beschäftigten den Kaiser die Sorgen um seine Generalseminarien ohne Unterlaß. Die Erlasse und Handbillete darüber gehen in die Hunderte von ihm diktirter Folio- und Quartbogen, er ging in alle Kleinigkeiten ein, erließ selbst Bestimmungen über die Hausknechte der Generalseminarien u. s. w., so daß man auch in diesem Falle sagen kann, er quälte mit seinem Absolutismus, seinem Allesregieren wollen und seiner Kleinigkeitskrämerei sich selbst und Andere. So z. B. verordnete er: „Was das Barbieren anbelangt, sollen alle Seminaristen sich selbst barbieren und also dafür Nichts gezahlt werden; der ungeschickt ist, daß er es nicht erlernt, soll den Barbier aus seinem Säckel bezahlen."

Durch ein Handbillet vom 19. September 1784 verordnet er, daß die Zöglinge der Generalseminarien die zwei Monate Vakanzen nicht nach Hause gehen, sondern im Seminar zu bleiben und Vorlesungen über Normalschulunterricht anzuhören haben." Daß es geradewegs eine Tyrannei sei, wenn junge Leute zehn Monate hindurch sich plagen müssen, ihnen nicht einmal vergönnt wurde, einige Wochen im Hause ihrer Eltern oder Verwandten zuzubringen, das fiel dem Kaiser nicht ein, die Zeit sollte vollkommen ausgenutzt werden; die Zöglinge sollten nicht in der Ferne durch angehörte Kritiken über das Generalseminar aufgereizt und unzufrieden werden.

Wie in den Generalseminarien der blinde Gehorsam gegen die Staatsgewalt zur „Erzweckung guter Unterthanen" gelehrt wurde, so wurde auch in der Folge bei den vom Staate geleiteten Pfarrconcursarbeiten dasselbige Thema mit Vorliebe behandelt. Ein Autor (Renbier) stellte in einer Schrift über Concursfragen den Satz auf: „Ob aber das Gesetz gerecht oder ungerecht, billig oder unbillig sei, kommt bloß der Einsicht und dem Gewissen des Regenten, und denen er anvertraut zu prüfen (d. h. der Prüfungscommission), zu urtheilen zu. Er muß nach dem Plane des Ganzen schließen: er regiert. Unterthanen sehen die Thaten der großen Maschine nicht ein, und Füße müssen sich nicht wider das Haupt sträuben. Ihnen (den Füßen) liegt die Pflicht ob, ihrem Landesherrn mit willigem Herzen zu gehorchen, ihn wie einen Vater zu lieben, sich seiner Sorgfalt mit treuer Zuversicht zu überlassen. Es ist ein richtiger Glaubensartikel der christlichen Sittenlehre, daß alle Gesetze, sowohl geistlicher als weltlicher Fürsten, alle Unterthanen je nach ihrer Wichtigkeit strenge verbinden." Abgesehen von der Confusion, die in obigem Satze herrscht, ist in demselben doch die Lehre vom beschränkten „Unterthanenverstand", wie selber damals oben sehr gerne gehört wurde, zur Verherrlichung des Staatsabsolutismus ausgesprochen. Wir haben es schon früher bemerkt, daß es Prinzip gewesen, die Kirche als nichts anderes als eine Anstalt zur Erziehung gefügiger Unterthanen zu machen.

Schon 1776 hatte Sonnenfels an der Wiener Universität die These aufgestellt: „Die Religion ist das wirksamste Mittel, den sittlichen Zustand auszubilden. Die weltliche Gesetzgebung wird in manchen Stücken unzureichend seyn, wenn das Band der Religion in ihren Strafen ihr nicht die Hand böte, daher sie (die Religion) in der

Polizei nicht als Endzweck, sondern als ein Mittel nicht aus den Augen gelassen werden kann."

Joseph hatte diese Theorien schon fertig vorgefunden; er hat selbe nicht ausgeheckt, er hielt es nur für eine Pflicht, selbe in's Leben umzusetzen; nach diesen Theorien wollte er nun auch seine Generalseminarien eingerichtet wissen; diese Theorien erklären sonach auch alle die offenbaren Mißgriffe, welche aus der Befolgung derselben sich nothwendigerweise entwickeln mußten.

Auch hier bei der Errichtung der Generalseminarien mußte der Kaiser noch bei seinen Lebzeiten die Erfahrung machen, daß er sein Ziel nicht erreichte. Wir bringen seine eigenen Worte aus dem Resolutionsbuch des Staatsministeriums vom 22. Jänner 1788, in denen er selber den Mangel an Weltpriestern theils der Aufhebung der Klöster, theils seinen eigenen Institutionen zur Heranbildung des Klerus indirekt und direkt zuschreibt. Der Kaiser sagt daselbst:

„Der ärmste Theil der Staatseinwohner widmete sich vormals dem geistlichen Stand; die Eltern glaubten, daß es eine sichere, hinlängliche Versorgung wäre, wenn ihr Sohn, statt ein Handwerksbursche oder ein Bauernknecht zu werden, ein Ordensgeistlicher oder Petriner (Weltpriester) wurde. Die Studien, welche dazu führten, waren gratis, und sie dachten nicht mehr auf ihn, wenn er einmal darin eingetreten war; jetzo muß der Arme für sein Kind zahlen, wenn er die lateinischen Schulen und Philosophie hört, er muß um ein Stipendium sich bewerben oder im Seminarium zahlen mit einer sehr geringen Aussicht für sich und ohne Hoffnung, seiner Familie das ersetzen zu können, was sie für ihn ausgelegt;

dieser will es (Geistlicher) und kann es also auch nicht mehr werden."

Aus diesem Passus ist deutlich zu ersehen, daß der Kaiser bei seiner Zerstörung der Klosterschulen sowohl die Folgen für das arme Volk auf dem Lande, das seine Söhne nun nicht mehr studiren lassen konnte, wie auch die Folgen für den Seelsorgeklerus auf dem Lande nicht voraussah, ebensowenig als er an die Folgen seiner Generalseminarien dachte; also auch hier konnten ihm erst die Consequenzen und unläugbare Thatsachen die Augen über die von ihm befolgten Prinzipien öffnen.

52. Wie der Kaiser und Kaunitz theologische Professoren und Klostergeistliche behandelten. Es wird nicht ohne Interesse sein, aus ein paar konkreten, aktenmäßigen Fällen (Hofarchiv) Beispiele hierüber anzuführen, welche zugleich zeigen, was Kaunitz überhaupt von der Theologie gehalten, und für was er und der Kaiser Professoren und Ordensgeistliche angesehen wissen wollte.

Ein Robert Curalt, Cisterzienser von Sittich, 1781 im Lilienfelderhofe zu Wien wohnend, wendet sich an Kaunitz, er hat ein Buch über die Gewalt in Kirchenangelegenheiten geschrieben, deßhalb von seinen Obern harte Verfolgungen auszustehen gehabt. Kaunitz schreibt über diesen Curalt dem Kaiser, empfiehlt denselben und schließt: „Er ist mir als ein sehr wohlgesitteter Geistlicher von seltener Belesenheit und Gründlichkeit, und sein Werk als geerbtes Produkt angerühmt worden, welches über die geistliche Hierarchie und deren wahre Grenzen die richtigsten und auf die evidenteste Art erwiesenen Grundsätze enthält. Da nun dieser Mann nicht nur zu mehreren derlei Ausarbeitungen, sondern auch zu irgend einem Lehramt des Juris

canonici auf einer Universität oder sonst zu einer ähnlichen Bestimmung als ein sehr wohlfeiles meuble zu gebrauchen wäre, so scheint er mir einer besonderen Rücksicht und des allerhöchsten Schutzes allerdings würdig zu seyn." Kaunitz macht nun den Vorschlag, der Kaiser solle diesen Curalt bei der Censur unterdessen anstellen und dem Prälaten von Sittich, aus dessen Kloster Curalt nach Schlierbach relegirt worden, auftragen, er solle außer den 200 fl. Kostgeld noch 150 fl. jährlich daraufgeben, daß Curalt in Wien leben könne. Prälat von Sittich war damals ein Baron Tauferer. Curalt hatte in seinem Gesuch an Kaunitz angegeben, sein Hauptverfolger sei ein Bruder Tauferers, ein Exjesuit gewesen. Joseph erwiederte eigenhändig auf die lange Empfehlung des Kaunitz: „Mönche müssen in ihren Klöstern verbleiben und unter der Subordination wie die Soldaten gehalten werden, wenn sie je was nütze seyn sollen, da nun nebst diesen der Staat jeden vor ungerechten Verfolgungen beschützet, so kann dieses dem Supplicanten bedeutet werden, sonsten aber kann ich seine Anstellung für die Büchercensur nicht begnehmigen. Joseph."

Nun war aber Kaunitz für diesen Curalt sehr eingenommen, und wollte die Anstellung desselben beim Kaiser mit Gewalt durchsetzen. Kaunitz machte nun eine fünf Folioseiten lange Eingabe an den Kaiser und bittet ihn, er (der Kaiser) möge befehlen, daß Curalt bis zur Vollendung des Druckes seines Werkes und der Herausgabe der deutschen Uebersetzung desselben im Lilienfelderhofe zu Wien verbleiben und von seinem Prälaten nicht abberufen werden dürfe. „Ich kann," sagt Kaunitz, „Euere Majestät pflichtgemäß versichern, daß dieses Werk mit ebenso viel Gründlichkeit als Freymüthigkeit verfasset, auch vorzüglich dazu geeignet ist, um dem ganzen in- und ausländischen Publikum den

Grund, die Gerechtigkeit der bisherigen und noch weiters erfolgenden allerhöchsten Anordnungen in materia ecclesiastica überzeugend darzustellen, auch die dagegen nur allzusehr und allgemein eingewurzelten Vorurtheile auszurotten. Ich sehe also erwünschlich an, daß dieses Werk in einer guten deutschen Uebersetzung dem Publiko mehr bekannt und brauchbar gemacht werde." Dem „sehr geschickten Verfasser" soll demnach der Aufenthalt in Wien gesichert werden. Curalt sei schon verfolgt worden, „weil man ihn im Verdacht gehabt, daß er an so einem Werke arbeite und ganz andere Grundsätze vertheidige, als diejenigen sind, die unter den Mönchen fast allgemein herrschen." Kaunitz legt gleich ein vollkommen fertiges Handbillet zu diesem Zwecke bei, welches, an den Grafen Blümegen gerichtet, alles das in Bezug auf Curalt befiehlt, was Kaunitz vorschlägt und welches der Kaiser nur zu unterschreiben gebraucht hätte. Der Kaiser will sich aber nicht bevormunden und nicht die Sitte einreißen lassen, daß Kaunitz ihm fertige Handbillete vorlegt; er schreibt eigenhändig an den Rand der Vorstellung: „Von meiner schon erlassenen Resolution kann ich nicht abgehen; wird er gekränkt, so soll er sich beschweren, im Voraus aber ist dieses Billet unnütz. Joseph."

Ein ähnliches Schreiben, in welchem Kaunitz dem Kaiser einen Rath in Theologie ertheilt, wird von Joseph zurückgewiesen.

Am 2. November 1781 machte Kaunitz eine Eingabe an den Kaiser, in der er unter Anderm sagt, daß in den publiken kaiserlichen Erlässen jeder einer gegründeten Kritik fähige Ausdruck zu vermeiden sey. „In diesem Falle finden sich meines Erachtens die in dem Resolutionsaufsatze ad Circulandum Nro. 2462 enthaltenen Worte: in der wahren, allein seligmachenden Religion,

welche implicite so viel sagen wollen, daß alle acatholici und nicht-unirte Griechen nicht selig werden können, damit wird also ohne alle Nothwendigkeit in einer Verordnung, in welche die Entscheidung dieser heiklen Frage gar nicht gehört, ein Satz behauptet, welcher an sich höchst odios, am allerwenigsten aber bei Einführung eines allgemeinen Toleranzsystems wohl angebracht zu seyn scheint, und ich glaube daher, daß, da ferner noch eine Abänderung möglich wäre, man wohl thun würde, statt des Ausdruckes: in der wahren, allein seligmachenden Religion gesetzt werden wolle: in unserer heiligen christkatholischen Religion."

Der Kaiser schrieb eigenhändig an den Rand: „Da dieses zur Instruirung der Ordinarien nur an die Länderstellen ergangen und nicht gedruckt wird, so kann dieser Ausdruck, der der katholischen Religion Wesenheit ausmacht, nicht abgeändert werden. Joseph."

Während Joseph außer den geradewegs aufgehobenen Klöstern auch andere geistliche Genossenschaften, die scheinbar noch fortbestehen konnten, durch seine Verordnungen, bezugs Aufnahme und Studium der Novizen u. s. w., der Auflösung entgegen führte, wollte er doch in konkreten Fällen eine Auflehnung gegen die Obern eines Klosters oft nicht in Schutz nehmen. So im Jahre 1782, Vortragsnummer 816. „Vortrag: Die von dem Franziskanermönch, böhmischer Provinz, Markus Weiß, gebetene Milderung seines unerträglichen Schicksals; dann Nachsicht des ihm von dem Prager Erzbischof angesetzten Probir- und Marterjahrs. Resolution. 30. Mai 1782: „Aus diesem Ganzen erhellet sattsam, daß dieser ein sehr liederlicher Geistlicher ist, und da bei dem Mönchstand Ordnung und Zucht das einzige Erhaltungsmittel ist, womit sie für die Religion und den

Staat unschädlich seyn können, so ist dieser Geistliche, ohne sich weiter um denselben anzunehmen, seinem wohlverdienten Schicksale zu überlassen, da der Erzbischof, wirklich mehr als er nach diesen Akten verdient, gesorgt habe."

Somit scheint Joseph nicht gemerkt zu haben, daß eben sein willkürliches Eingreifen in's Regiment des Regularklerus gerade die schlechten Persönlichkeiten desselben ermuthigen mußte, wenn diese Disciplinarstrafen bekamen, zu ihm, dem Kaiser ihre Zuflucht zu nehmen; denn wenn ihn, wie in dem besagten Falle, ein wirklich straffälliger Ordensmann um Hülfe bat, war er nicht gesinnt, demselben durch sein Machtwort Hülfe zu leisten.

53. **Das Vermögen der Bruderschaften.** Diese Bruderschaften waren religiöse Korporationen, die sich zu Gebet und verschiedenen Werken christlicher Barmherzigkeit vereinigt hatten, sich selber ihr Vermögen begründeten, verwalteten, und sich selber ihre Statuten gaben.

Es wurde mit dem Vermögen dieser Bruderschaften gerade so verfahren, wie mit dem Vermögen von Stiftungen und geistlichen Genossenschaften. Meßstiftungen, Jahrestage, geistliche Genossenschaften zu bestimmten religiösen Zwecken vom Landesfürsten oder Adeligen vor Jahrhunderten gestiftet, wurden ebenfalls aufgehoben, das Vermögen eingezogen, Grund, Boden und Gebäude um ein Spottgeld verschleudert; das dafür eingezogene Geld zum Religionsfond geschlagen, und aus diesem neuerrichtete Pfarren und Schulen dotirt. Ein großer Unterschied zwischen Kaiser Joseph und den deutschen Fürsten im Anfange des 18. Jahrhunderts besteht darin, daß die Letzteren die eingezogenen Kirchengüter zumeist für sich behielten, Joseph aber wollte den Erlös dieser Güter nie für sich oder zu seinen Staatszwecken, sondern

für Kirche und Schule verwendet wissen, freilich Alles in seiner Weise, nach seinen Anordnungen und nach seinem Wohlgefallen. Auch in den vielen Mißgriffen und den vielerlei Ungerechtigkeiten und Rechtsverletzungen, welche Joseph begangen, muß immer seine persönliche, edle Gesinnung, seine persönliche Uneigennützigkeit anerkannt werden. Hätte er Pfarren und Schulen auf dem Rechtswege gegründet, hätte er auch die Vorsteher der Kirche, die Eigenthümer der Güter vernommen, so wäre es ihm möglich gewesen, vieles nützliche Gute, was er im Sinne hatte, in's Leben zu setzen, auch auf ganz legalem Wege zu Stande zu bringen; freilich wäre das dem starren Absolutismus der stürmischen Eile, der Sucht, ungehemmt von irgend einem Rechtsschranken oder einem Herkommen und Gewohnheitsrecht, zu schalten und zu walten, entgegen gewesen.

Ein Bericht an den Kaiser (28. Hornung 1783) besagt: „Die geistliche Hofcommission hat das Eigenthümliche der Bruderschaften und die unnöthige Existenz derselben vollkommen bewiesen, da es durch nahe an 2000 Jahre in der ganzen Christenheit in der katholischen Kirche keine Bruderschaften oder sogenannte abgesonderte Liebesversammlungen gegeben." In Wien existirten allein 116 Bruderschaften, welche 1779 an reinem Vermögen 688,248 fl. besaßen, in Einem Jahr 27,581 fl. Interessen und 17,806 fl. an Opfern (freiwilligen Beiträgen) einnahmen. Diese Bruderschaften waren in vier Zweige gegliedert. 1. Zur Verehrung einzelner Heiligen. 2. Zur Verehrung einzelner Religionsgeheimnisse. 3. Auf Fürbitte für die armen Seelen. 4. Christenlehr-Bruderschaften, welche sich der Belehrung der Jugend widmeten. Die Hofcommission fand das Alles höchst überflüssig und schlug vor, „die thätige Liebe des Nächsten in Beziehung auf hülflose Arme" einzuführen, und das Geld

der Bruderschaften hierauf anzuwenden. Der Kaiser ließ darnach das Bruderschaftsvermögen, welches eigentlich Privateigenthum war, und in der ganzen Monarchie Millionen betrug, für Arme und Volksschulen verwenden.

Die Hofkanzlei schlug dem Kaiser ferner vor: die Armen sollten für die Wohlthäter, von denen der Fond hergekommen, nicht mehr beten müssen, es solle aller Zwang entfernt werden. Das war dem Kaiser zu arg. Er erwiederte auf diesen Vorschlag: „Ein versorgter Armer, dem es zu schwer fällt, eben in dem Augenblick, als er das Almosen empfängt, einige Worte für seinen Wohlthäter zu beten, würde wohl nicht werth seyn, versorgt zu werden."

Als die Hofkanzlei aus Aufklärungssucht und Wohldienerei über die Mißbräuche bei den Bruderschaften gar zu schmählich loszog, erwiederte der Kaiser: „Die Mißbräuche und Unanständigkeiten bei den Bruderschaften seyen zu scharf beschrieben. Dieses Aktenstück könne man nicht veröffentlichen, weil es (offenbar seiner Unwahrheit wegen) bei dem Volke nur Mißfallen und einen widrigen Eindruck veranlassen würde."

Selbstverständlich ist im vorliegenden Büchlein kein Raum, um auch nur den hundertsten Theil der kaiserlichen Verordnungen während Josephs Regierung aufzunehmen; hier kann nicht Alles, was geschehen ist, sondern nur, wie Alles geschehen ist, in Kürze dargestellt werden.

54. Das Eingehen in die Details des Kirchenregiments von Seite des Kaisers und die Folgsamkeit vieler Bischöfe. Schon einer der allerersten Erlasse gleich nach dem Tode Maria Theresia's zeigte, wie von nun an das Kirchenregiment von Seite des Kaisers gehandhabt werden sollte. Die Hofkanzlei erstattete 13. Februar 1780 einen Vortrag über das

bei der Wiener Universität abzuhaltende feierliche Trauer-begängniß nach dem Tode der Kaiserin. Die Resolution lautet: „Die Universität kann die Exequien halten, wie sie es für gut findet; nur solle sich selbe nach ihren Kräften richten, da sie ab aerario dazu Nichts empfangen wird. Die Trauerrede muß, wenn sie gut und würdig verfaßt, gedruckt und vorher wohl censurirt werden. Drei Trauer-reden können nie mitsammen (Joseph wollte sagen, nach einander an drei Tagen) statthaben. Eine, aber diese so gut als nur möglich. Joseph."

Daß selbst die Anzahl der Kerzen, welche beim Altar angezündet werden durften, bestimmt war, ist bekannt. Der Kaiser gab aber auch eine Gottesdienstordnung für die Städte und Dörfer heraus, nach welcher sich sämmtliche Seelsorger in allen Erblanden bei Strafe halten mußten; darin waren Gebete, Litaneien und Lieder genau vorgeschrieben. Selig-sprechungsfeierlichkeiten wurden von der Hofcommission ver-boten. Lektionen im römischen Brevier theilweise mit Pa-pierstücken überkleistert, asketische Bücher wurden verbrannt, Altäre abgebrochen, Wallfahrtskirchen destruirt. In Tirol wurden die Vollzieher von Altarentfernungen geradewegs von den Bauern durchgeprügelt, Prozessionen wurden ver-boten. Vorbeter, die trotzdem Prozessionen veranstalteten, oder nur dabei vorbeteten und vorsangen, wurden in Eisen geschlagen. Selbst Fastendispensen ertheilte der Kaiser. So z. B. Vortrag der Hofkanzlei am 16. Februar 1781: „Das Verbot oder die Dispensation des Fleischessens in der heu-rigen Fastenzeit. Resolution. Placet: Jedoch solle sie (die Dispensation) bis auf die letzten Tage auch erstreckt werden, weil sie sonst nicht ausgiebig. Joseph."

Schon unter Maria Theresia wurden willfährige Bi-schöfe ernannt, die nicht nur willig alle diese Eingriffe in's

spezifische Kirchenregiment zu ertragen wußten, sondern die nicht selten in ihrem Eifer für die damals herrschende Aufklärung noch weiter gingen als der Kaiser selbst. Insofern kann Joseph also auch hier einigermaßen für sein Vorgehen entschuldigt werden, weil er bei demselben eine beträchtliche Anzahl von Kirchenhirten auf seiner Seite stehen hatte, die sich vor allen möglichen Verordnungen verbeugten, und es nie wagten, Vorstellungen dagegen zu erheben. So z. B. war der Fürstbischof von Gurk (geborener Fürst Auersperg) nicht damit zufrieden, das Toleranzpatent Josephs anzunehmen, sondern er deutete es in einer Weise für seinen Klerus, die bei einem katholischen Bischof im höchsten Grade befremden mußte. Dieser Bischof empfahl seinem Klerus, nicht nur mit den protestantischen Pfarrern Eintracht und Frieden zu halten (denn gegen die Haltung bürgerlicher Eintracht läßt sich nichts sagen, das ist ganz in der Ordnung, wo Katholiken und Protestanten zusammenleben), sondern er empfahl auch die anzustellenden Pastoren in ihren Häusern zu besuchen. Er befahl: Kontroverspredigten haben von nun an zu unterbleiben, Revers über Kindererziehung bei gemischten Ehen soll keiner mehr gefordert werden. Rosenkranz und Weihwasser sollen nur mit der größten Behutsamkeit angewendet werden; auch Lukaszettel, Pfennige zum Umhängen und derlei Mönchsgeschenke, die längst verboten, sind um so mehr hintanzuhalten, „als hiedurch der sinnliche Mensch nur gar zu sehr das Wahre beseitigt und in dem Aberglauben, so bei dem Pöbel im Schwunge geht, noch mehr gestärket wird.“

Es klingt außerordentlich unschön vornehm, wenn ein Bischof von den armen religiösen Leuten, die, um das religiöse Bewußtsein immer wach zu erhalten, sich eine Medaille um den Hals hängen, per „Pöbel“ redet.

Der eigentliche Pöbel kam zehn Jahre nach diesem Hirtenbrief in Paris zum Vorschein; dieser war mit Rosenkranz und Medaille längst fertig geworden. Die Perlen jenes Rosenkranzes, welchen dieser Pöbel zu Ehren der Vernunftgöttin herabbetete, waren die tausend Köpfe, vom Kopf des Königs an, die über das Schaffot hinabkollerten.

Auch Bischof Hay von Königgrätz pflegte bei kirchlichen Verordnungen des Kaisers immer noch viel weiter zu gehen, als der Kaiser selbst. Der 5. Punkt seines Hirtenschreibens vom 20. November 1781 lautet: „Weil es durchaus nicht erlaubt ist, dem Gewissen auf irgend eine Weise Fallstricke zu legen, so könnt ihr leicht schließen, daß, wenn ihr einem erklärten Protestanten Sakramente ausspendet, oder andere geistliche Werke für sie verrichtet, als da sind: die Taufe ihrer Kinder, die Trauung, die Hervorsegnung nach den Wochen (wenn sie solche verlangen sollten), die Leichenbegängnisse, ihr bei allen diesen Verrichtungen bloß das Wesentliche, was zur Gültigkeit des Sakraments nothwendig ist, beibehalten, von allen Formeln aber, welche bloß katholisch (!) und ihren Glaubenssätzen geradezu entgegen sind, euch völlig enthalten müsset; also würde es nicht gesetzmäßig seyn, bei der Taufhandlung die Taufzeugen, welche statt der Kinder antworten, zu fragen: „Glaubst du an die römisch katholische Kirche“ und die bei unsern Begräbnissen gewöhnlichen Gebete auch bei den ihrigen zu beten, da sie an kein Fegfeuer glauben, ihre Leichname, oder auch die Lebenden mit dem Weihwasser zu besprengen, dessen Gebrauch sie verwerfen, das Kruzifix darzureichen, um es zu küssen und dergleichen. Dieses wollen wir vorläufig zu eurer Darnachachtung erinnert haben, bis ihr das von uns hiezu besonders verfaßte Rituale erhaltet.“

Noch ausführlicher redet derselbe Bischof über die zu Gunsten der Toleranz geforderten Auslassungen aus dem Rituale in einer Unterweisung, in welcher es heißt: „Weil der Kirche Gottes an der Gültigkeit der Sakramente, dem Landesfürsten aber und dem Vaterlande an der öffentlichen, häuslichen Gewissensruhe aller Unterthanen gelegen ist, darum habe ich den Seelsorgern die Weisung gegeben, die Kinder der hierländigen helvetischen Religionsverwandten mit Auslassung aller allein katholischen Gebräuche zu taufen und auch zu kopuliren; ich glaube dieses den Umständen schuldig zu seyn, weil die Reformirten nach ihrem Katechismus die menschlichen und kirchlichen Zugaben in ihrem Gewissen nicht annehmen dürfen. Ich glaube damit viel Aergerniß gehoben und besonders jenen unerlaubten, zu tausend Unordnungen abzielenden Mißbrauch abgestellt zu haben, der sich in diesem Chrudimerkreis an mehreren Orten ereignet hat, wo Bauern ihre Kinder selbst getauft haben. Damit dieses ja auch in dem Chrudimergebiete nicht geschehe, wird der Magistrat vorzüglich darüber wachen. Die Wichtigkeit der heiligen Handlung ist hier mit dem allerhöchsten Conscriptionspatente verknüpft."

Abgesehen davon, daß diesem Bischof Sessio VII., Canon 13 des Tridentinums unbekannt gewesen zu sein scheint, mußten die Seelsorger, aus Rücksicht für die Bücher der Volksbeschreibung, den Tauf-Ritus verstümmeln, wie früher auch der Ritus bei anderen Sakramenten und Sakramentalien nach Willkür des Bischofs, um anderen Confessionen einen Gefallen zu erweisen, geändert wurde.

Aehnliche Hirtenbriefe und Erlasse von Bischöfen aus der Josephinischen Zeit gäbe es noch genug. Wir haben hier beispielsweise nur aus einigen Auszüge gebracht. Der oft

über die verlangte Folgsamkeit noch weit hinausgehende Eifer für die Darnachachtung der allerhöchsten Verordnungen brachte dem Kaiser ganz folgerichtig den Gedanken bei, daß sein Einmengen in Gottesdienstordnung und in Spendung der Sakramente, in Kirchendisciplin und Fastenmandate ganz in der Ordnung sei. Freilich wurden auch schon in der zweiten Hälfte der Theresianischen Regierungszeit durch den Einfluß der Minister Bischöfe ernannt, von denen man voraussehen konnte, daß sie nie und nirgends einen Widerstand zu leisten sich erkühnen werden. Es ist somit diese Folgsamkeit der Bischöfe bei Besprechung der Josephinischen Reformen besonders als ein sehr wichtiger Faktor zu erwähnen. Jene Bischöfe, die es mit ihrem Gewissen nicht vereinigen konnten, dem Kaiser in Allem nachzugeben, wurden als Rebellen und eigensinnige Widerspenstige behandelt.

Noch ist zu bemerken, daß die im Sinne und zur Förderung der Kirchen-Reformen erlassenen Hirtenschreiben besonders belobt und in Wien eigens nachgedruckt und allenthalben vertheilt wurden. Der Kaiser liebte es, sein Eingreifen in's Kirchenregiment mit der Willfährigkeit der ihm ergebenen Bischöfe zu decken und diese den andern „Widerspenstigen" als nachahmenswerthe Muster vorzuhalten.

55. **Wie die Bischöfe behandelt wurden.** Es soll auch hier der in der Kapitelaufschrift gegebene Satz durch Beispiele beleuchtet werden. Der Erzbischof Graf Edling war ein Cavalier und ein Bischof, noch aus der alten Schule. Er war nicht zu bewegen, Schritte zu thun, die mit seinen anerkannten Pflichten im Widerspruch standen. Er taugte nicht in's neue System und das war ein hinreichender Grund, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um ihn zu entfernen.

Er hatte die kaiserlichen Verordnungen in Kirchenangelegenheiten in seiner Diöcese nicht von der Kanzel verkünden lassen, selbe auch nicht dem Klerus mitgetheilt. Der Kaiser verfügte augenblicklich, nachdem er von diesem Falle gehört, Folgendes: „Resolution. 21. Februar 1782. In diesem höchst ärgerlichen, und um ein Beispiel zu geben, geeigneten Falle finde ich Folgendes zu veranlassen nöthig: Es wird von Seite der Görzer Landeshauptmannschaft dem Bischof auf meinen Befehl bedeutet, in Zeit von 24 Stunden alle ausgebliebenen Publicationen, wie sie sind, zu erlassen, hierauf sich allsogleich ohne Abwartung des Papstes (der eben nach Wien reiste) oder anderer Ursachen wegen auf die Reise hierher sammt seiner Correspondenz zur Verantwortung und weiteren Verfügung zu begeben; verweigert er das erste oder das zweite, so soll die Landeshauptmannschaft den Befehl haben, ihm seine Demission abzufordern und also aut, aut in 24 Stunden zu bestimmen. Wegen dem Bischof von Lavant, diesem ist ein angemessener Verweis wegen der Unterlassung der anbefohlenen Publicationen, welche sogleich nachzuholen wären, durch die Landesstelle zu geben. Joseph."

Wir übergehen mehrere Schreiben hin und her. — Der Erzbischof kam nach Wien und brachte den Ministern ganz bescheiden die Gründe vor, welche ihn zu seiner Handlungsweise bewogen. Am 21. März 1782 erließ der Kaiser wieder folgende Resolution: „Sie müssen heute den Erzbischof zu sich kommen lassen und in Gegenwart des ersten Kanzlers, Vicekanzlers, Referenten und Correferenten von ihm gegen Vorweisung dieses Berichts fordern, daß er nicht aus dem Zimmer treten solle, bis er an sein Consistorium in ihrer Gegenwart geschrieben, versiegelt und übergeben haben wird, wornach von demselben Alles, ohne mindeste

Ausnahme publicirt werden solle oder in Entstehung dessen soll er wieder nicht eher aus dem Zimmer gehen, bis er in ihrer Gegenwart schriftlich seine Demission eingereicht haben wird, welche sie von ihm übernehmen werden. Dann haben sie, da Dieses Nachmittags vor sich zu gehen hat, den Bericht über dessen Ausschlag auch heute noch zeitlich in meine geheime Kanzlei abzuschicken, da es nöthig ist, daß an dem heutigen Tage noch die Sache aut-aut entschieden werde und erwarte ich, daß sie diesen meinen Befehl auf das Pünktlichste und Genaueste befolgen werden. Befolgt der Bischof den Auftrag, so hat er doch immer morgen den vorgetragenen Verweis in pleno consilio zu erhalten; befolgt er ihn aber nicht, so ist ihm nach eingelegter Demission zu bedeuten, daß er alsogleich wegziehe und sich nicht mehr in seine quittirte Diözese begebe. Joseph."

Der Kaiser drang deßhalb so sehr auf das „Heute" (den 21. März), weil am 22. März Pius VI. nach Wien kam und Joseph somit in Furcht war, der Erzbischof könne durch den Papst zur Beharrlichkeit aufgefordert und ermuthigt werden, in keinen der aut-aut-Befehle einzugehen und passiven Widerstand zu leisten.

Aus den folgenden Resolutionen zu schließen, scheint der Erzbischof in die Verkündigung der Verordnungen bedingungsweise eingewilligt zu haben. Weitere Resolutionen des Kaisers beschließen, daß er sich morgen (23. März) sogleich auf den Weg mache, damit er sich in seiner Diözese in den letzten Tagen der Charwoche wieder einfinde. Dem Erzbischof sollte eben jede Möglichkeit abgeschnitten werden, mit dem Papst in Wien zu sprechen. Der Papst erließ später ein Breve an den Erzbischof und wollte es durch die Gesandtschaft demselben zumitteln lassen. Der Kaiser resolvirte: „Das Breve ist weder in Original noch in

Abschrift dem Erzbischof zuzustellen, sondern in der Kanzlei wohl aufzubewahren. Die übrigen Briefe können dem Erzbischof, nach früher von denselben genommenen Abschriften, zugestellt werden.“ Daraus ist ersichtlich, wie man den Artikel: „Briefgeheimniß“ von Seite der Regierung aufgefaßt hat.

Das Ende vom Liede war, daß der intriguante österreichische Gesandte zu Rom, Kardinal Herzan, durch verschiedene Vorspiegelungen den eben zu Rom weilenden Erzbischof Edling dahin brachte, daß dieser beim Papst selbst seine Resignation einreichte. Aus dem Erzbisthum Görz wurde damals das Bisthum Gradiska und ein neues Erzbisthum Laibach gemacht.

Uebrigens ist auch hier die Ueberwachung und das Mißtrauen gegenüber den Bischöfen dem Kaiser Joseph nicht geradewegs als seine Erfindung anzurechnen; er hat es schon aus den Zeiten Maria Theresia's vorgefunden. So z. B. schrieb sie am 7. Oktober 1773 an Graf Blumegen: „Lieber Graf. Denen sämmtlichen Ordinariis meiner Länder ist mitzugeben, daß ich mich gewisse zu ihnen versehe; sie werden, wenn etwa eine von dem päpstlichen Stuhle zur Erläuterung der Aufhebung des Jesuitenordens herausgegeben sein sollende Encyclica, worinnen wegen Studien und Besorgung der Lehrstühle verschiedene Beschreibungen enthalten sind, an sie gelangte, ohne Einholung des Placeti regii hierüber nichts veranlassen, in welchem Falle ich meine weitere Entschließung hierüber ertheilen werde. Maria Theresia.“

Im Jahre 1782 entwarf die Hofkanzlei eine Eidesformel für die Bischöfe. Die kaiserliche Resolution vom 27. August lautet: „Diese von der Hofkanzlei entworfene Eidesformel, nach jener, die in Frankreich üblich war, ist

für alle Bischöfe meiner Erblande bei künftiger Besetzung von nun an zur unverbrüchlichen Beobachtung vorzuschreiben. In Ansehung Ungarns ist sich lediglich an die von mir bereits dahin abgegebene Formel zu halten. Joseph."

Wie die ergebenen Bischöfe den anderen als Muster aufgestellt wurden, haben wir schon erwähnt. Hier noch ein Beispiel. Ueber den weit gehenden Toleranzhirtenbrief des Bischofs von Gurk sagt der Kaiser in seiner Resolution über den 82. Vortrag der Hofcommission 1782: „Der Bischof, welcher meine ausnehmende Zufriedenheit über seine in der Sache selbst so gründliche und richtige Belehrung des Cleri in meinem Namen zu erkennen zu geben, ist daher ad privatas des Landeshauptmanns anzuweisen, daß er hiernach die dießfälligen Abänderungen sobald als möglich veranstalten, und diesen anderen Bischöfen zum Muster dienenden Hirtenbrief in Druck auflegen lassen möge. Joseph."

Hieraus ist ersichtlich, daß der bischöfliche Hirtenbrief dem Kaiser zur Begutachtung und eventuellen Abänderung eingesandt worden ist.

Ueberhaupt wurde die Verheißung von Bischofstühlen an den schon im Voraus erprobten Gehorsam gegen die vorhandenen und noch zu erscheinenden Staatsgesetze in Kirchenangelegenheiten gebunden, und in diesem Sinne auch die Verleihung von Bisthümern als Belohnung von Seite des Kaisers bezeichnet. So z. B. der 306. Vortrag 1782 an den Kaiser, das Gesuch des Brünner Bischofs um Beigebung und Ernennung des Domkapitulars zu Olmütz, Grafen Schaffgotsche, als Coadjutor mit der Hoffnung (cum spe) der künftigen Nachfolge im Brünner Bisthum. 11. März 1782. Resolution: „Diese Coadjutorsertheilung cum spe successionis kann für dermalen nicht statthaben, weil ich

mir für künftige Eröffnungsfälle die Hände nicht binden will. Schaffgotsche soll sich nur bei diesen Umständen Meriten sammeln und sich als Domherr vom Bischof brauchen lassen, wo sich alsdann in der Folge zeigen wird, ob er dieser Gnade und dieses Amtes fähig ist. Joseph."

Der vom Probst Felbiger in Schlesien eingerathene Ritus für Trauungen und Begräbnisse für Akatholiken wurde allen Bischöfen als Norm vorgeschrieben. „309. Vortrag 1782. Ueber die Aeußerung des Probsten Felbiger, wie in Schlesien die katholischen Pfarrer in Ansehung der Akatholiken bei den Trauungen und Beerdigungen fürzugehen und was für ein Ritus hiebei beobachtet zu werden pflege. Resolution: Bei so bewandten Umständen und da dieser Ritus in Schlesien per usum eingeführt ist, so ist solcher den gesammten Bischöfen herauszugeben, damit sie sich darnach halten und ihnen untergebene Pfarrer darnach instruiren, da das nach und nach Einführen desselben nur zu mehreren Umständen, Mißvergnügen und Unterschied, weil ein jeder Diözesan (Bischof) was anderes thäte, Anlaß geben. Joseph."

Johann Ignaz Felbiger, geb. 1724 zu Großglogau, später Probst des regulirten Chorherrnstiftes zu Sagan, hatte sich für Hebung der Volksschulen in Oesterreich sehr anerkennenswerthe Verdienste erworben, so daß ihm 1774 die Leitung des Schulwesens in allen deutschen Provinzen übertragen wurde. 1782 ernannte ihn Joseph zum Probst von Preßburg, wo er 1788 starb. Der von ihm verfaßte Katechismus (Katechismus von Sagan) war eine Zeitlang in allen deutschen Schulen eingeführt. Er war den Regierungsmännern aber noch zu katholisch und es wurde ein anderer von Staatswegen gemacht. Nach den Bestimmungen des triden-

tinischen Concils stand Selbiger kein Recht zu, einen neuen Ritus zu machen.

Die Bischöfe, welche um Erlaubniß ansuchten, Pius VI. bei seiner Anwesenheit in Wien ihre Huldigung darbringen zu dürfen, erhielten eine Antwort, welche von der gereizten Stimmung des Kaisers Kunde gibt. „Vortrag, die (Bitte) von dem Prager Erzbischof und von dem Bischof zu Breslau, sich bei der Ankunft seiner Heiligkeit nach den Osterfeyertagen anhero begeben zu dürfen. 20. März 1782. Resolution: „Wien steht Jedermann frey, der sich nicht in den Fall gesetzt hat, selbes meiden zu müssen, also können, Ihrem Vorwitz Genüge zuleisten, Bischöfe herkommen oder ausbleiben wie sie wollen. Joseph.“

Als letzter Grund in mit den Bischöfen von Seite der Regierung gepflogenen kanonischen Erörterungen galt gewöhnlich die Sperre der Temporalien. 384. Vortrag, 1782. Wegen der Verweigerung der Ehedispense von dem zu Pola im Venetianischen wohnenden Bischof in Ansehung seiner Diözese in Krain. 30. März 1782. Resolution: „Es ist nach dem Einrathen der Kanzlei mit der Sperrung der Temporalien gegen den Bischof sogleich fürzugehen und selbe insolange, bis er den Verordnungen nachkommt, fortzusetzen. Die Kanzlei hat übrigens nach ihren hier beigebrachten Grundsätzen und Einrathen alsogleich auch gegen alle übrigen renitirenden sowohl auswärtige als inländische Bischöfe ohne Ausnahme im Bezuge auf ihre im dießseitigen Lande gelegenen Temporalien zu verfahren. Joseph.“

Einmal wurde die Temporaliensperre dem Kardinal Migazzi unter folgender Veranlassung angedroht: „301. Vortrag, 1782. Wegen Publication der landesfürstlichen Verordnungen, die Lesung der Bibel und die Bulle Unigenitus bei dem Consistorium in Niederösterreich betreffend.

30. März 1782. Resolution: Dem hiesigen Kardinal-Erzbischof ist die unterlassene Publication wegen des allgemeinen Gebrauchs der Bibel behörig zu ahnden, und Ihme zu deren Kundmachung ein Termin von drei Tagen anzuraumen, nach deren fruchtlosen Verlauf ist gegen Ihme mit Sperrung der Temporalien fürzugehen, welches Ihme zugleich im Voraus bedeutet werden kann. Im Uebrigen beangnehme ich das Einrathen der Kanzlei. Joseph."

56. **Die Bischöfe und das Kirchenvermögen.** Die Bischöfe wurden aus der Verwaltung des Kirchenvermögens gänzlich hinausgedrängt. 1084. Vortrag, 18. Juli 1782. Resolution: „Hat es von der, von der niederösterreichischen Regierung angetragenen Mittheilung des Inventarii über die Kirchenparamenten und vasa sacra an den Bischof gänzlich abzukommen, da die Vertheilung lediglich der Regierung und nicht dem Bischofe zusteht, und diesem nur obliegt, ihr (der Regierung) die der Kirchengeräthschaften dürftigen Kirchen namhaft zu machen."

Die Erlasse über die Macht des Staates in den kleinsten Kirchenangelegenheiten waren übrigens nur eine Consequenz der Anschauungen, welche über das Gesammtkirchengut aufgestellt wurden. So z. B. 1345. Vortrag der geistlichen Commission zur Erhebung des geistlichen Vermögensstandes am 4. September 1782. In der längern Resolution erklärt der Kaiser, „daß der Ueberschuß des geistlichen Einkommens, als ein für das Beste des Seelenheils bestimmtes Patrimonium sey, wobei die geistlichen Individuen und Gemeinden nur für ihre standesmäßige Nothdurft Nutznießer sind, und die sichere Verwendung des Ueberschusses für erst erwähnte Hauptbestimmung dem Landesfürsten als Tutori Supremo et Canonum Custodi ge-

bührt.“ Das war jedenfalls ein merkwürdiger Schluß und Ausspruch der Staatsomnipotenz, die sich in demselben Momente den Beschützer der Kirchengesetze nannte, als sie mit denselben nach Willkür aufzuräumen begann. In derselben Resolution wurden Prämien für Denunzianten ausgesetzt, welche der Regierung ein von einer geistlichen Person oder Korporation nicht angegebenes Dotationskapital, oder ein Reale, oder auch Pretiosen der Regierung heimlich anzeigten.

Diese Omnipotenz in Schaltung und Waltung mit dem Kirchenvermögen wurde auch bei Creirung neuer Bischofssitze mit aller Rücksichtslosigkeit gegen fremdes Eigenthum durchgeführt. Z. B. „Allerhöchstes Handbillet 1783. Lieber Graf Kollowrat! Da ich in Linz einen Bischof zu ernennen für gut befunden habe, so habe ich hiezu den hiesigen passauischen Offizial, Graf Herberstein, ausgewählt. Sie werden ihm also solches zu wissen machen, und da er ohnedieß schon zum Bischof geweiht ist, so wird er auch gleich ohne Anstand sein Amt zu Linz antreten, und werde ich wegen seines auszuwerfenden jährlichen Unterhaltes das Nöthige alsogleich bestimmen, sobald mir der Vermögensstand der in meinem Lande befindlichen Passauischen Güter wird bekannt seyn. Seine Diözese wird also aus dem ganzen Land ob der Enns nebst dem Innviertel bestehen, und wird auch seiner Zeit das Nöthige wegen Errichtung eines Domkapitels Mir vorzuschlagen und zu überlegen seyn, ob es nicht das Kürzeste und Räthlichste wäre, ihn als Abbé Commendataire des Stiftes Kremsmünster zu machen, der Prälat könnte immer gewählt werden und bliebe zur Verwaltung des geistlichen Hauses und der Wirthschaft vorbehalten, nur müßte er sich mit dem Abbé Commendataire wegen Ausmessung des Unterhalts für diesen Letzteren durch ein Pausch-

quantum einverstehen. Uebrigens machen die Geistlichen dieses Stiftes zugleich das Kapitel aus, ausgenommen, es entschließe sich der größte Theil des Passauischen Domkapitels, ihre Domicilien zu Linz zu errichten. Von allem diesem werden Sie die geistliche Commission benachrichtigen. 15. März 1783. Joseph."

„Vortrag. Die Wohnung für den neuen Bischof zu Linz, 29. Januar 1784. Resolution: „Die Linzer Pfarrkirche ist zur Domkirche zu bestimmen und das große und nicht nothwendige Haus vom Kremsmünster'schen Stift, so sich zu Linz befindet, ist dem Bischofe zu seiner Residenz und zur Unterbringung der Domherrn zu widmen und sind Mir Riß und Ueberschlag darüber vorzulegen. Joseph."

Auf eine Eingabe des neuernannten Bischofs von Linz, welche besagt, daß das Haus durchaus zu klein sei, um auch die Canonici in selbem unterzubringen, kommt ein neuer Erlaß: „Die Canonici sollen sich Wohnungen miethen und können sich somit einlogiren, wo es ihnen beliebig ist.".

Es herrschte über das Eigenthum und das Recht des Eigenthums eine eigenthümliche, von oben ausgehende Verwirrung. Man hätte meinen sollen, der Graf Herberstein werde dem Kaiser eine Vorstellung machen, daß es doch nicht ganz sauber sei, wenn das Stift Kremsmünster als Eigenthümer seines Hauses in Linz so mir nichts dir nichts aus demselben herausgejagt werde, und er sich so ohne weiteres in Besitz desselben setze. Der Bischof hätte sich denken sollen: heute mir, morgen dir! Wie heute die Regierung den ersten rechtmäßigen Eigenthümer hinausjagt und mich zum Eigenthümer macht, so kann sie morgen auch wieder, und zwar mit weit mehr Rechtsanschein, mich hinausjagen und das Haus wieder einem Andern schen-

ken. Es klang aber das Beati possidentes zu sirenenhaft lieblich; der Bischof zog ein und blieb darin ohne jeglichen Skrupel. Die Leute, welche im grauen Alterthum der Kirche mit einer Stiftung ein Geschenk machten, schenkten ihr wohlererbtes oder erworbenes Eigenthum hin; zur Zeit des Josephinismus war es üblich, das Leder zu stehlen und armen Leuten Schuhe davon zu machen, wie es die komische Sage von einem heiligen Crispinus berichtet.

Auf ähnliche Art wurden damals die neuerrichteten Domkirchen ausgestattet. Bleiben wir gleich bei der Gründung des Linzer Bisthums. Die berühmte Riesenorgel des Chorherrnstiftes St. Florian in der Nähe von Linz wurde wie ein herrenloses Gut behandelt; selbige sollte verschleppt werden wie eine Drehorgel. Der Bürgermeister von Linz schickte seine Büttel nach St. Florian, daß dieselbigen dort die Orgelkästen abmessen, ob sie für den Musikchor der Domkirche (ehemalige Jesuitenkirche) taugen. Paßt die Orgel für die Domkirche, meinte der Bürgermeister, so liegt in diesem Umstande schon die Berechtigung, den Pfeifenwald derselben in das von Merkwürdigkeiten ohnedieß entblößte Linz zu verpflanzen. Die bedenklichen Ansichten über das Eigenthum pflegen sich geschwind zu verbreiten. Die Orgel war zu kolossal, nur ihrer Größe dankte sie es, daß man sie am alten Platze stehen ließ.

Die neue Domkirche in Linz brauchte Chor- und Passionalbücher. Was war einfacher, als einen Leiterwagen nach St. Florian zu senden, wo es solche Bücher gab; dieselben wurden einfach eines schönen Morgens eingepackt und nach Linz überführt. Den Probst und das Kapitel von St. Florian, als die Eigenthümer darüber, früher zu befragen, das würde nur Zeugniß von einer unmännlichen Schwäche gegeben haben.

Selbstverständlich waren die neu zu ernennenden Bischöfe schon früher ausgeforscht, ob sie mit mittelalterlichen kasuistischen Zweifeln über das Vorgehen der Staatsgewalt behaftet seien, oder ob sie, mit der großartigen Weltanschauung der Regierung übereinstimmend, über kleinliche Bedenken bei der Besitzergreifung fremden Eigenthums erhaben, sich über sämmtliche unzeitgemäße Skrupeln hinauszusetzen fähig wären.

Es werden hier zur Orientirung immer nur einige Beispiele und Thatsachen über dasselbe Thema angeführt, wenn der reiche Schatz der Begebenheiten auch oft Hunderte von solchen Beispielen darbietet.

57. **Die Klosteraufhebungen.** Man hat sich während der Aufklärungsperiode bemüht, den Klöstern alles mögliche Ueble nachzusagen. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß es zu viele Klöster gab, und daß für die Seelsorge des Landvolkes zu wenig Bedacht genommen wurde. War nun hier eine Ausgleichung nothwendig, so hätte diese durch beide Faktoren, Kirche und Staat, und zwar in einer Weise geschehen sollen, daß auch der damaligen und rechtmäßigen Besitzer, wie nicht weniger der Stifter, welche diese Anstalten testamentarisch gegründet haben, und der Stiftbriefe, in welchen dieselben ihren Willen für die Nachwelt niederlegten, gedacht worden wäre. Von alle dem geschah Nichts; den Forderungen der Gerechtigkeit und Billigkeit wurde keine Rechnung getragen; das Vorgehen war einseitig, gewaltsam, rücksichtslos und mitunter sogar grausam. Das ist ungeschminkte Wahrheit, welche durch aktenmäßig konstatirte Thatsachen durchwegs erhärtet werden kann, und hier theilweise auch gezeigt werden wird.

Wir haben schon früher gesehen (Kapitel: Erziehung des

Klerus, S. 190), daß die Klöster eine wesentliche Unterstützung für die begabteren Söhne des Landvolkes gewesen sind. Auch außerdem waren diesen Klöstern die mannigfachsten Verpflichtungen bezugs Seelsorge und Schule auferlegt, und sie sind denselben bis zu ihrer gewaltsamen Unterdrückung in der Regel getreu und gewissenhaft nachgekommen. Es ist wahr, der Kaiser wollte das aus dem Verkauf der Klostergüter gewonnene Geld nicht für sich auf eigennützige Zwecke verwenden; dasselbe wurde in einen Fond concentrirt und dem größten Theile nach in Staats-Schulden-Papier-Geld umgewandelt.

In dieser traurigen Weise aber mußte der wirkliche, liegende, reale Besitz durch die Verschleuderung desselben schon fast zur Hälfte geschädigt werden, während das noch Uebrige in der Alles absorbirenden Sandwüste moderner Finanzwirthschaft verronnen und vertrocknet ist.

Staat und Volk haben aus diesem Gebahren keinen Gewinn gezogen, denn die früher aus dem liegenden Kirchengut bestrittenen Verbindlichkeiten in Seelsorge, Schule und Armenpflege wurden nun großentheils dem Volke als neue Steuerbürden auf die Schultern gelegt. So wuchsen auf der einen Seite die Abgaben, und verminderten sich auf der andern Seite die Klosterschulen, welche arme Knaben aus dem Volk, als Chor- und Kirchensänger, und einzelne dieser für die Fakultätsstudien vorbereiteten, und andern aus ihnen wieder in der je eigenen Communität, Lebensbestimmung und Lebensunterhalt verschafften; nun aber war der Hoffnungsstrahl für arme Väter und Mütter, welche ihre talentvollen Söhne den Studien zuwenden wollten, verschwunden. Die Frauenklöster hinwiederum waren Zufluchtsstätten für die Töchter des armen, ehrbaren Volkes; die Familien, von denen eine Tochter in's Kloster kam, fühlten

sich nicht nur geehrt, sondern auch befriedigt. Man hörte gewöhnlich die christlichen Eltern sagen: „Die (Tochter) ist im Kloster und mit Leib und Seele versorgt, was wird aber aus der und der werden; sie hat geheirathet, da muß man nun erst warten, was ihr noch Alles bevorsteht.“ Die Klöster waren aber auch Zufluchtsstätten für die Armen und Hungernden im Allgemeinen. An einer Klosterpforte ist Keiner ungesättigt davon geschickt worden. Das wird auch jetzt noch bei den besitzenden und auch bei den armen Klöstern auf dem Lande eingehalten. Jetzt gibt es in Oesterreich tageweit keine Klöster mehr, während die Anzahl der Bettler und Strolche trotz aller kostspieligen Landpolizei immer mehr im Zunehmen begriffen ist und der Unterhalt dieser Gesellen zu den widerwärtigsten Zwangsabgaben des Landmannes gehört, denn sie bitten jetzt weniger, als sie verlangen und drohen.

Wer sich mit der Geschichte der Klosteraufhebungen unter Joseph eingängiger beschäftigt, dem wird auffallen, wie die Stiftungen des 1246 ausgestorbenen Herrscherhauses der Babenberger bestehen blieben, während gerade die von den Habsburgern gegründeten Ordenshäuser der Vernichtung anheim fallen mußten. Wollte der Kaiser in eben diesem Umstande seine Unparteilichkeit offenbaren, oder folgte er den Andeutungen seiner geheimen Räthe, oder war er wirklich gegen die von seinen Vorfahren mütterlicherseits gegründeten Institute besonders eingenommen, das sind offene Fragen, auf welche es schwer ist, klare Antworten zu geben. So fielen im Erzherzogthum Oesterreich die Habsburgerstiftungen Tulln, Gamming, Mauerbach, in Steiermark Neuberg. Die Gebeine der Kaiserin Eleonora, Gemahlin Ferdinands II., wurden aus ihrem Sarge geworfen, der Sarg zertrümmert, ihre Stiftung in Wien vernichtet.

Wir wiederholen, daß es auch hier ungerecht wäre, die Schuld dem Kaiser allein aufzuladen. Es war damals eben die herrschende Mode. Wer zu jener Zeit das Zerstören ehrwürdiger historischer Monumente und das Alieniren frommer Stiftungen mit dem Namen: „Impietät" oder gar Frevel bezeichnete, den nannte man geradewegs für seinen dem „philosophischen Jahrhundert" angethanen Frevel einen Dummkopf, der es nicht verdiene, im Jahrhundert der „Denker" zu leben.

Für die größten Philosophen hielten sich zu jener Zeit ohne Zweifel Diejenigen, bei denen die vorgerücktesten Ansichten über das Eigenthum zum Durchbruch kamen; denn diese verstanden es, die Theorien zu ihrem pekuniären Vortheil in der Praxis zu verwirklichen. Es wäre sehr ungerecht, alle von den theils fanatischen, theils habsüchtigen Staatsdienern verübten Ungerechtigkeiten auf den Kaiser zu schieben, der, wir wiederholen es, für sich und seinen Schatz durchaus keinen Vortheil suchte. Anders ist es mit den Aufhebungs-Commissionen. Selbst die mündliche Tradition hat noch einen Reichthum von hierauf bezüglichen Geschichten aufbewahrt. — Die Art und Weise dieser Erzählungen gibt Zeugniß, daß das Volk mit dem Gebahren der Commissionen nicht einverstanden gewesen ist. Die Colliers aus Perlen und Edelsteinen, welche von Madonnenbildern auf den Hals von Mätressen der Aufklärungsapostel wanderten, sind geradewegs sprüchwörtlich geworden. Jäger berichtet: „Ein Marienbild in dem Wallfahrtsorte Waldrast in Tirol besaß eine Brillantenschnur von hohem Werthe, Opfergabe eines Fräuleins aus Innsbruck, welche daselbst Trost im Leiden gefunden hatte. Die Schnur wurde confiscirt. Nicht lange nachher erschien die Gattin eines Aufhebungscommissärs auf Bällen und in Gesellschaften mit einem Hals-

schmucke, deßgleichen in Innsbruck kein gleicher zu sehen war. Der Volkswitz nannte diese Dame: „Die Waldrastermuttergottes.“ So wird auch von einem oft genannten Großaufklärer erzählt (der auch als begeisterter Seher in die Zukunft von der Civilehe anticipando Gebrauch machte), daß ihm bei Empfangnahme der Pretiosen einer Klosterkirche ein kleiner silberner Engel von einem Tabernakel wunderbar in die Rocktasche flog, und darnach, weil ihm der Aufenthalt etwas zu klein und ängstlich wurde, mit dem vollen treuherzigen Gesicht aus seinem Verstecke heraussah, als der Commissarius in den Wagen stieg um fortzufahren. Der dankbare Volksmund in Oberösterreich hat den Namen dieses seligen Geistes, der im innigsten Verkehr mit den Engeln leben wollte, noch getreulich aufbewahrt.

Es wäre ungerecht, für die massenhaften Diebstähle seiner Beamten den Kaiser verantwortlich zu machen. Wenn eben einmal der Begriff des Eigenthumsrechtes durch die Aufstellung der Staatsomnipotenz und der Alles-dem Staat-Gehörigkeit einen Schaden erlitten hat, dann meinen gewöhnlich auch die Staatsorgane bei schicklicher Gelegenheit ein wenig zugreifen zu dürfen.

58. **Die ersten Aufhebungsdekrete von 1782.** Am 12. Jänner 1782 erschien an gesammte Länderstellen ein Befehl betreffs der Klosteraufhebung, aus welchem wir hier die wichtigsten Punkte bringen.

„Wir Joseph II. u. s. w. 1. Alle Ordenshäuser, Klöster, Hospizien der Karthäuser, Kamaldulenser, Eremiten oder Waldbrüder, dann Carmeliter, Clarissinnen, Franziskaner sind aufzuheben. 2. Der landesfürstliche Commissär hat, die Clausur nicht schonend, den zusammengerufenen Conventualen den kaiserlichen Befehl vorzulesen. 3. Die Com-

mission hat alle Schlüssel, Gelder, Werthsachen sogleich in Empfang zu nehmen oder zu versiegeln; dann hat jede Klosterperson feierlich folgenden Eid zu schwören:

Formula juramenti manifestationis: „Ich N. N. schwöre zu Gott dem Allmächtigen einen körperlichen Eid, daß ich alles dasjenige, was diesem Kloster oder dieser geistlichen Communität, dem Gotteshause N. an beweglichem und unbeweglichem Hab und Gut, an Stiftungen, Forderungen, baarem Gelde, Geldeswerth, pretiosis und andern Sachen quocunque titulo zugehört oder eigen ist, getreulich anzeigen, offenbaren, übergeben, folglich nichts davon zurückbehalten oder unterschlagen will und werde, und werde nichts davon ausgenommen. Ich schwöre zugleich, daß ich jetzt actualiter mich nicht der mindesten reservatio mentalis oder sonst einer Ausflucht gebrauche, noch jemals gebrauchen wolle, wodurch per indirectum im Geheimen oder stillschweigend etwas zurückgehalten und verborgen bleiben könnte, wie ich denn hiernächst jene ohne Vorschub anzeigen will, die meines Wissens zu was immer für einer Zeit etwas verborgen oder unterschlagen hatten. So wahr mir Gott helfe."

„Nach abgelegtem Eide hat alsogleich der beeidigte Theil dieses Formulare, welches ihm vor der Eidleistung wohlbegreiflich vorzulesen ist, eigenhändig de praestito zu unterschreiben, und von dem Commissario die Ermahnung zu erhalten, daß er seinem Schwur getreulich nachzukommen, im widrigen aber die strengste Strafe zu erwarten habe."

4. Haben sich diese landesfürstlichen Commissarii in diesem ihnen aufgetragenen Geschäfte durch keine Anstände, auch nicht durch die Clausur, als welche den landesfürstlichen Commissarien immer offen stehen muß, irre machen

zu lassen, sondern sie haben ihren Auftrag mit Anstand und Würde zu vollziehen, doch zur größten Vorsicht und Verhütung aller unanständigen Anstände ist von jedem Ordinario (Bischof) ein Befehl an das Kloster abzuverlangen, daß sich solches der Clausur und anderer Fälle wegen genau zu fügen hätte.

5. Ist ein genaues Inventarium abzufassen und der Landesstelle zu übergeben, dann wegen Kost und Pensionen Fürsorge zu treffen, jedoch ohne Ueberfluß und Hospitalität.

6. Was jeder in seiner Zelle hat an Mobilien, kann er behalten und mitnehmen.

a) Wer die Profeß noch nicht abgelegt, bekommt 150 fl. als Abfertigung und muß gehen. b) Priester können die österreichischen Staaten verlassen, haben aber dann keinen Anspruch auf Pension. c) Die in einen andern Orden treten bekommen 150 fl. Pension; die barmherzige Brüder oder Piaristen werden, bekommen 300 fl., und den Weibern, die Elisabethinerinnen werden, 200 fl. d) Die Weltpriester werden wollen, bekommen 300 fl. bis sie ein Benefizium erhalten. Wollte ein Karthäuserabt Weltpriester werden, so bekommt er 800 fl. bis zu seiner Versorgung mit einer Pfründe. e) Jene Ordenspriester, die nicht Weltpriester werden, sondern Ordensgeistliche bleiben wollen, haben einen andern Orden zu wählen, als ihren bisherigen. Die Alten, Transportablen sollen transportirt werden. Ist aber einer so alt oder krank, daß er nicht ohne Gefahr transportirt werden kann, so mag er in dem Kloster, wo er ist, verbleiben.

7. Die Eremiten haben ihre Kleider abzulegen und wegen ihrer Gelübde sich bei ihrem Pfarrer Raths zu erholen. Ihre Stiftungen sind ihnen ad dies vitae dann

zu belassen, wenn sie Meßner oder Schullehrer werden. Die Eremitagen sollen wie andere weltliche Behältnisse von dem Eigenthümer behandelt und zu anderem Gebrauche verwendet werden.

8. Enthält Befehle betreffs der Klosterkirchen.

Bei all' diesen Gewaltakten darf es doch nie vergessen werden: Der Kaiser wollte das Kirchengut nicht der Kirche entfremden, das geht auch aus folgendem Handbillet vom 27. Hornung 1782 bezugs des Vermögens der aufgehobenen Klöster hervor: „Lieber Graf Blumegen! Nachdem nun die vitam contemplativam geführten Klöster sind aufgehoben worden, so ist es an der Zeit, ihnen erst die Bestimmung in allen Ländern bekannt zu machen, so ich von ihrem gesammten Vermögen zu machen gesinnt bin, weit entfernt, das Mindeste davon zu fremdem, bloß weltlichem Gebrauch zu verwenden, will ich selbes ganz zur Errichtung einer Religions- und Pfarrkasse widmen, aus welcher für jetzo den individuis die ausgewiesenen Pensionen zu bezahlen kommen, der Ueberschuß aber, und nach Maß ihres Absterbens werden endlich die ganzen Einkünfte bloß und allein zur Beförderung der Religion und des damit so eng verknüpften und so schuldigen Besten des Nächsten verwendet werden nach denjenigen Vorschlägen, so mir durch die Behörden geschehen werden. Joseph."

Jäger sagt über diese und ähnliche Verordnungen des Kaisers Folgendes: „So aufrichtig gemeint dieß von Seite des Kaisers sein mochte, wurde doch nicht immer und überall darnach gehandelt, denn viele der aufgehobenen Klöster wurden in Kasernen umgewandelt; das Vermögen wurde auch zur Errichtung von Findelhäusern, Militär-Erziehungsanstalten und andern weltlichen Instituten verwendet, wie denn sogleich 200,000 Gulden zur Gründung von Schulen

für Soldatenkinder ausgeschieden wurden, aus denen, wie man berechnete, in 10 Jahren 4000 gutgebildete Subaltern-Offiziere für die Armee hervorgehen würden. Noch greller war der Widerspruch zwischen obiger Erklärung und der thatsächlichen Verwendung des eingezogenen Klostergutes in jenem Falle, wo der Kaiser, während er die Nonnen aus ihren Mauern vertrieb, für arme, adelige, unverheirathet gebliebene Fräulein sogenannte Kapitel errichten und aus dem Vermögen der aufgehobenen Klöster dotiren ließ; eine Verwendung, welche die an sich schon verhaßte Maßregel noch gehässiger machen mußte. Die Anbeter des Zeitgeistes frohlockten freilich über den Gewaltstreich, nannten ihn „eine Bombe, die in den Vatikan und unter die Ordensgenerale gefallen sei," und höhnten über den Schmerz der hart Betroffenen mit dem rohen Witze, „daß alle Kapuzen darüber in Aufruhr kamen, und ihr Anhang, die schwachen Männer und die andächtigen Weiber, ihnen getreulich klagen und murren halfen." Sie erschöpften sich im Lobe des Kaisers, der, nach ihrer Versicherung, „durch seinen Schritt das hierarchische Gebäude erschütterte und ein Joch abwarf, welches der mittelalterliche Despotismus des Aberglaubens den Nationen auferlegt hatte;" sie priesen Joseph als den „Ersten unter den katholischen Fürsten, der seinem Staate dieses Joch abgenommen und eine dem Staatswohle ersprießliche Freiheit mit längst unleugbarem Rechte sich wieder zugeeignet habe."

59. Wie es mit Kirchengefäßen, Pretiosen und Juwelen gehalten wurde. Der Kaiser hat oft mit großem Mißbehagen die Erfahrung gemacht, daß seine Beamtenwirthschaft ein sehr unverläßlicher Apparat sei und daß er weder auf die Verschwiegenheit noch sonstige Ehrlichkeit der Klosteraufhebungs-

Commission bauen könne. Schon 1782 hatte sich nach dem Resolutionsbuch ein Jude Eskeles um Ankauf der Pretiosen aus den aufgehobenen Kirchen und Klöstern beworben. Selbe wurden aber alle zusammengelegt und in Wien aufgehoben. Geisler erzählt im Allgemeinen Folgendes: „Eine gewisse Jüdin Dobruschka in Brünn legte 1788 dem Monarchen einen Plan vor, nach welchem eine auswärtige Gesellschaft (von Juden) die sämmtlichen Güter der aufgehobenen Klöster und milden Stiftungen in allen Erblanden um den schönen Kaufschilling (schön für die Käufer, versteht sich) von 20 Millionen Gulden käuflich an sich bringen wolle. Es wurden deßhalb auch wirklich verschiedene Zusammentretungen bei der böhmisch-österreichischen Hofkanzlei gehalten."

Auf diese Andeutung hin unternahm es der Herausgeber, in dem Archive des Staatsministeriums weiter nachzuforschen, und es fanden sich da Urkunden, welche mindestens den Ankauf sämmtlicher Pretiosen und Juwelen aus dem eingezogenen Klostergut von Seite obiger Gesellschaft vollkommen bestätigen. Nach einem Vortrag vom 14. Februar 1788 über die Veräußerung besagter Pretiosen an die Familien Dobruschka und Schönfeld erfolgt eine lange kaiserliche Resolution: „Die Pretiosen sind, um Verschleppungen und Veruntreuungen (von Seiten der Aufhebungs-Commission) vorzubeugen, an obige Familien zu verkaufen, welche selbe außer Land schaffen können, jedoch sind immer alle heiligen Gefäße so zu verunstalten, nämlich entzwei zu brechen oder zu biegen, um allen Mißbrauch zu vermeiden, ohne jedoch alle Steine einzelweis herauszubrechen."

Ein paar Monate später erschien folgender Vortrag: „Womit sich über einige Anstände, die sich bei den mit der Jüdin Dobruschka und ihrem Sohn Schönfeld wegen Ueber-

nahme der Kirchenpretiosen zu schließenden Contract begeben, zu äußern, die allerhöchste Entscheidung gebeten wird. 31. Mai 1788. Resolution: „1. Da die Contrahenten die abnehmenden Effekten Zug für Zug in Baarem gleich zu bezahlen haben, so kann auch ohne mindestes Bedenken der Contract gleich auf die Nachkommenschaft der Erben und Hauptcontrahenten extendirt werden. 2. Sind auch die Effekten der Bruderschaften einzuverleiben, die Pretiosen sind nach Wien zu bringen, und hat es von jener Verordnung, vermöge welcher den Bischöfen und Prälaten gestattet war, kostbare Ornate oder Kirchenparamente kauf- oder tauschweise an sich zu bringen, jetzt gänzlich abzukommen." Aus einem Aktenstück des Gestionsprotokolls vom 14. November 1789 ist ersichtlich, daß diese Compagnie nicht einmal die Zahlungstermine für die ohnedieß fast geschenkten Pretiosen einzuhalten für gut befand. — Im Januar 1781 hatte Dobruschka den Kaiser gebeten, in der Kärthnerstraße zu Wien Nro. 995 eine Wohnung nehmen zu dürfen, und in kaum zehn Jahren hatte sie es schon so weit gebracht, wie berichtet worden.

60. Gebahrung mit dem Kirchengut im Allgemeinen. Es gibt auch Geschichtsschreiber, welche geradewegs in Abrede stellen wollen, es seien bei den Verkäufen des Kirchengutes großartige Defraudationen vorgekommen, an denen die Commissäre sich betheiligt hätten. Wir haben (Theologische Dienerschaft von S. 480 an) viele Fälle aus den Archiven des Staatsministeriums gebracht. Hier nur beispielsweise einige. Das aufgehobene Königskloster war zunächst der Hofburg in Wien. Der Kaiser fragt an, wie es komme, daß die Commission sämmtliche Kirchenschätze dieses Klosters auf 36,000 fl. geschätzt habe, da nach seinem Inventar eine

einzige Monstranz 50,000 fl. werth ist? Man antwortete: es sei noch keine eigentliche Schätzung vorgenommen worden. Der Kaiser aber behauptet „Ja“ und verlangt weiteren Bericht! (Dieser fehlt in den Akten.)

Die Weine der Karthäuser zu Mauerbach und der Kamaldulenser vom Kahlenberg (beide Klöster lebten vom Erträgniß ihrer Weingärten) wurden in Wien verkauft. Ein Hofrath wollte diesen Wein insgesammt um ein Billiges einem guten Freunde überlassen. Der Kaiser kommt hinter die Geschichte und resolvirt: „Ich muß frei gestehen, daß ich keine Ursache sehe, warum diese Weine (wenn es nicht casus pro amico ist) nicht einzelnweis verkauft werden sollen. Es scheint, daß der Herr Hofrath Nefzern in seiner häuslichen Wirthschaft jene der geistlichen Commission zu leiten nicht gelernt hat. Joseph.“ Der Kaufmann Reich bekommt endlich die Weine um 40,000 fl.; der wollte aber nur 30,000 fl. geben, und die Commission befürwortete Reich, aber ohne Erfolg. Er bekam sie um 40,000 fl., während, wie der Kaiser selbst bemerkt, ein Anderer 60,000 fl. dafür hergegeben hätte.

Selbst im kaiserlichen Resolutionsbuche zeigt es sich, wie der Kaiser oft genöthigt war, die Unterschleife bei Veräußerung der Klostergüter zu rügen. Nach Vortrag vom 27. Oktober 1789 wird der Kreiscommissär Fugelowsky von Grünhof wegen Unterschlagung von Kirchenparamenten des Stiftes Saar kassirt.

Wie in den verschiedensten Formen gestohlen wurde, zeigt das Protokoll vom 27. September 1789, wo ein Beamter entsetzt, ein anderer zu 50 Dukaten Strafe wegen Bestechung beim Verkauf von Kirchenpretiosen verurtheilt wurde. Der Denunziant Schwarz hingegen bekam 50 Dukaten als Belohnung.

Der oftgenannte Präsident Baron Kreßl (Maurer-Großmeister) befürwortete häufig Käufer von Klostergebäuden und Klostergründen, wenn diese der Regierung ein Angebot machten. Die Akten weisen seinen Eifer für Verschleuderung des Kirchengutes zur Genüge nach. Er fand die Vorschläge der Anbieter zumeist sehr vortheilhaft „für das Publikum und das allgemeine Beste.“ So z. B. in einem Vortrag vom 18. November 1786 an den Kaiser: „Euere Majestät! Johann Oß, ein getaufter Jude, macht in der allerhöchst eigenhändig (!) mit Baron Kreßl gezeichneten Bittschrift den Vorschlag, auf dem Grunde des Karmelitergartens in der Leopoldstadt (Wien) dergestalt Häuser zu bauen, daß zwischen diesen ein neuer Weg nach dem Augarten eröffnet werden könnte.“ Die Landesregierung äußert sich hierüber, daß dieser Antrag ausführbar, erwünscht für das Publikum, vortheilhaft für den Religionsfond sei.“ Daß der Antrag für Johann Oß am allervortheilhaftesten war, ist selbstverständlich. Am 30. März 1787 beantragte Kreßl in seinem Eifer auch die Aufhebung der Minoriten in der Alsernstadt. Der Kaiser erwiederte: „Lieber Baron Kreßl! Nach selbst genommenem Augenschein des Minoritenklosters in der Alserngasse und des Mölkergartens werden Sie ehestens durch die Hofkanzlei eine andere Entschließung bekommen, welche dieser eingenommene Augenschein veranlaßt hat u. s. w. Ich will Ihnen nur zu wissen machen, daß von Aufhebung des Minoritenklosters jetzt keine Frage mehr ist“ u. s. w. Somit hatte der Kaiser durch den Augenschein andere Resultate gewonnen als jene, welche die Hofcommission ihm vorgemacht.

Baron Sonnenfels (Maurer) stellt den Antrag, die gesammten Gebäude des Klosters Imbach (wir kommen später auf dieses Kloster zurück) dem Grafen Kuefstein für 1420 fl.

ohne Licitation zu überlassen. Der Plan wurde genehmigt (über die Ausführung schweigen die Akten). Auch das Augustiner-Nonnenkloster zu Kirchberg am Wechsel wurde außer der nach dem Gesetze vorgeschriebenen Commission dem Hofrath von Mitis zuerst in Erbpacht überlassen und später brachte es derselbe ohne Licitation käuflich an sich.

1783 bekommt ein Thomas Knauer, Wund- und Geburtsarzt, durch Befürwortung des Barons Kreßl die Erlaubniß, das Jakoberinnenkloster nach Abzug der Nonnen zu kaufen, und daselbst ein Entbindungsinstitut zu etabliren.

Schon am 20. September 1782, wo dem Kaiser doch noch wenige Erfahrungen über das Gebahren seiner Klosteraufhebungscommissionen zu Gebote standen, fand er sich veranlaßt, dieselben des Raubes zu beschuldigen. Es heißt im Handbillet: „Lieber Baron Kreßl! Da mir bekannt ist, daß mit den Waldungen der aufgehobenen Karthäusern und andern Nonnenklöstern übel gebahrt wird, und es damit ziemlich räuberisch zugeht, so werden Sie darüber genaue Einsicht nehmen" u. s. w. Wir haben auch hier wieder aus den vielen in den Akten vorhandenen Thatsachen nur einige zur Orientirung des Lesers herausgezogen.

61. Das Gebahren mit Stiftungen für Messen und Werke christlicher Liebe. Auch hier nur einige Thatsachen. Im Köllnerhof zu Wien existirte eine große Kapelle. Stifter derselben und Vogt darüber war seit vier Jahrhunderten die Familie Albrechtsberg. Nach 1783 lebten zwei Sprossen derselben. Einige Priester des Hieronomitenordens besorgten den Gottesdienst. Der Kaiser ließ durch eine Verordnung sämmtliche Kapellen in Wien schließen; nur die Pfarr- und gebliebenen Klosterkirchen sollten bestehen bleiben. Die

Frauen Maria von Waldstetten und Ernestine von Kreß, beide geborene Albrechtsberg, bitten den Kaiser, „die Kapelle bestehen und die drei Priester, welche den Gottesdienst halten, da wegen der Wärme im Winter die Kapelle von den kränklichen und alten Leuten der ganzen Umgegend besucht wird, zu belassen.“ Sie wollen gerne alle von ihren Ahnen für diese Kapelle gemachten Stiftungen von 17,000 fl. opfern, daß diese für den Landklerus vertheilt werden. Der Beschluß wurde nicht abgeändert.

Im Jahre 1786 berechnete die Stiftungshofbuchhaltung, daß das Erträgniß sämmtlicher Stiftungen (Messen) in der Monarchie, welche dem Orte der Stiftung entfremdet waren und für den Landklerus vertheilt werden sollten, auf den jährlichen Betrag von 286,461 fl. komme. Am 2. März 1786 erschien ein Handbillet, welches Religionsfondserträgnisse und Stiftungen, den einen Provinzen zu nehmen und es andern, die Mangel hatten, zu geben befahl.

So wurden die Stiftungen nicht nur dem Dorf, der Stadt, sondern auch dem Lande, in welchem sie errichtet waren, entzogen. Es läßt sich denken, daß dieses gewaltsame Verfahren allenthalben eine schlechte Stimmung hervorrief. Die Familien, für deren abgeschiedene Vorfahren und oft auch für deren sich am Leben befindende Mitglieder Jahrestage gestiftet waren, sollten sich mit dem Gedanken trösten, daß diese nicht mehr in der Kirche und dem Lande, in welchem selbe abgehalten werden sollten, sondern in irgend einem Dorfe einer fremden fernen Provinz persolvirt werden. Die Beamteten hatten die Stipendien zu vertheilen, für die Persolvirung zu sorgen. Wie viele solcher Stiftungen rein verschwunden sind, so daß jetzt weder mehr ein Stiftungsbrief, noch ein Kapital davon sich vorfindet, hat der Herausgeber Dieses anderwärts nachgewiesen.

Im Jahr 1783 betrug der Religionsfond der außer-ungarischen Erbländer im Kapital 14,952,377 fl. Am 9. September 1782 erschien eine kaiserliche Verordnung, welche den Fond durch Einziehen von Benefizien ohne Seelsorge, dann durch Einziehung aller Fundationen auf Messen, Ministrirung, Rosenkränze oder andere Andachten und geistliche Verrichtungen, was sie immer sind, zu vermehren befahl.

Am 22. Juli 1783 wurden auch die Intercalareinkünfte aller Pfründen dazu genommen; am 30. April 1787 auch der Emeritenfond, der zur Pensionirung für Geistliche durch Vermächtnisse testamentarisch bestimmt war, in diese Fondmasse hineingeworfen. In Prag betrug dieser Emeritenfond 335,800 fl.

Die Einziehung der einfachen Benefizien und des Emeritenfondes stellte dem kranken, zur Seelsorge unfähig gewordenen Geistlichen die trübste Zukunft in Aussicht und regte die Bewohner aller Städte und Ortschaften, deren Bewohner diese Benefizien für den jeweiligen Ort gestiftet hatten, besonders auf.

Es ist aber zu bemerken, daß es auch Geistliche waren, die in ihrer Stellung als Räthe für die Alienirung der Stiftungen in einer gewissenlosen Weise arbeiteten. So z. B. der in Wien hochgehaltene, der Aufklärungspartei angehörende Abt von Braunau in Böhmen (er war kaiserlicher Hofrath). Von diesem wurde 29. August 1782 ein Vortrag an den Kaiser gemacht: „Ueber die wegen Fortsetzung der bei den aufgehobenen Klöstern vorhandenen Stiftungen zu bestimmenden Grundsätze.“ Der Kaiser resolvirt: „Ich beangnehmige die von der Kanzlei vorgeschlagenen Grundsätze, und werden alle Messen, Aemter, wie sie Namen haben, auf das Land zur bessern Subsistenz, deren unter

der Congrua stehenden Pfarreien und neu zu errichtenden Kaplaneien zu vertheilen seyn."

Die Wohldienerei bei derlei Rathgebern ging bisweilen am Ende dem Kaiser selbst zu weit. So z. B. „Vortrag: Daß der von dem Pfleger von Niederwalter, Joseph Bequerel gemachte Vorschlag, aus den Meßstipendien einen Fundum für verunglückte Gemeinden zu errichten, lediglich auf sich beruhen dürfe." 17. Jänner 1788. Resolution: „Von diesem Vorschlag ist kein Gebrauch zu machen. Joseph."

Es ist hier am Platze, zu erwähnen, wie es dem Kaiser auch öfters selbst ein Unrecht dünkte, daß Stiftungen total dem Willen des Stifters entgegen verwendet werden; dann traf er eigenthümliche Auskunftsmaßregeln, wie z. B. auf den Vortrag vom 20. November 1783 über die Trinitarianer und ihre Fonds zur Loskaufung von Christensklaven; da bestimmte der Kaiser, es solle die Staatskanzlei nur österreichische Unterthanen aus der Sklaverei loskaufen. Ein armenischer Kaufmann, der durch seine Verbindungen einen Theil des Trinitarierfonds seinem gestifteten Zwecke zuführte, wurde gestraft. „Vortrag: Die von dem armenischen Kaufmann Raphael Jacubowitsch aus der Extrinitarier-Redemptionskasse nach Constantinopel überschickten 1000 Dukaten betreffend. 8. Juni 1788. Resolution: Die beiden Kaufleute sind mit einer Strafe von 50 Dukaten jeder zu belegen, doch steht ihnen frei, im Wege Rechtens ihre dießfälligen vermeintlichen Behelfe weiters anzubringen. Joseph."

62. Die Autonomie der geistlichen Genossenschaften und die persönliche Freiheit ihrer Mitglieder gegenüber der Staatsregierung.

Jenen Stiften, denen es noch vergönnt war, fortzubestehen, war der Lebensnerv dadurch entzwei geschnitten und

der innere Organismus in seiner Lebensthätigkeit dadurch gehemmt worden, daß man ihnen Commendatär-Aebte vorsetzte. Solche Aebte, im anderen Sinne, als in jenem der Josephinischen Regierung, kamen unter Leo IV. auf; freilich sind auch schon jene dem inneren Aufblühen einer geistlichen Genossenschaft auch nicht förderlich gewesen. Der vom Kaiser für ein Stift ernannte Commendatär-Abt hatte die Oekonomie des Hauses zu führen, mußte in der Regel ein Weltpriester sein (der sich eben dazu hergeben wollte), das betreffende Stift mußte ihn bezahlen und er führte das von seiner Verwaltung erübrigte Einkommen an den allgemeinen Religionsfond ab. Nach einer Verordnung vom 28. März 1786 findet es der Kaiser nicht thunlich, daß diese Commendatär-Aebte aus den Klöstern gewählt werden, weil sie sonst unter dem Prior des Klosters in spiritualibus stünden. Dem Prior, der statt des mangelnden eigentlichen statutenmäßig gewählten Abtes das innere geistliche Regiment der Genossenschaft zu führen hatte, wurde jährlich dafür 200 fl. als Extrabelohnung ausgeworfen. Ein solcher Eingriff in die Freiheit und das Selbstregiment eines Klosters nach seinen Regeln mußte ein Ordenshaus geradewegs zu Grunde richten. Es soll auch dieses Gebahren durch Beispiele anschaulich gemacht werden. „Vortrag, daß Maximilian Mayala, Profeß des Cisterzienserstiftes Heiligenkreuz, als Abbé Commendataire mit jährlichem Gehalt von 1000 fl. daselbst anzustellen wäre. 26. Januar 1788. Resolution: „Unter dem angezeigten Heiligenkreuzerstifts-Profeßen M. Mayala zum Commendatär-Abt zu benennen. Joseph."

Am 4. Juli 1788 wird für das Chorherrnstift Neustift in Tirol der Stiftsdechant Unterpretinger als Commendatär-Abt vorgeschlagen. Der Kaiser verwirft den Vorschlag: es müsse

ein Weltpriester aus Tirol oder auch aus einer anderen Provinz sein, ein in Wirthschaftssachen kundiges Subjekt. Der Bischof von St. Pölten, Joh. von Kerens, zeigte sich (März 1786) außerordentlich gefügig, indem er selbst für vier Stifte seiner Diözese folgende Commendatär-Aebte vorschlug: Für Mölk den landesfürstlichen Pfarrer von Gars, Freiherrn von Rauber, für Lilienfeld den Piaristen aus Neustadt, Christian Fängler, für Znettl den Stadtpfarrer von St. Pölten, Eusebius Uhlich, und für Geras den Feldprediger bei der adeligen deutschen Garde, Joseph von Groller. Die geistliche Hofcommission (9. März 1786) nimmt statt dreien der vom Bischofe Vorgeschlagenen andere „tauglichere Subjekte" und bedeutet hiebei: daß der Bischof die Stiftspfarren (von denen manches 30 bis 40 Pfarrer habe) besetze, wodurch den Bischöfen eine Gewalt in die Hände gegeben würde, die einen nicht gleichgültigen Eindruck auf die Gemüther der Geistlichen machen mußte, und selbst in Absicht auf die nach der Erfahrung nicht immer gleich denkenden Bischöfe nicht räthlich scheint. Es soll darum den Stiftern der Vorschlag zugestanden sein u. s. w. Früher hatten die Stiftsvorstände allein das Recht, die Stiftspfarren zu besetzen, nun besetzen diese Pfarren durch einige Jahre die Bischöfe; weil aber den Bischöfen nach der Hofkanzlei dadurch zu große Gewalt gegeben wäre, so sollte den Stiftern der Vorschlag und der Regierung die Besetzung zuerkannt werden.

Aus den Aufschreibungen von Zeitgenossen (Humor II., S. 306) haben wir Berichte, wie sich dieses ganze Institut der Commendatär-Aebte bald in seiner Haltlosigkeit darstellte. 1786 machte der Commendatär-Abt von Melk dem Kaiser einen Vortrag: „daß Niemand den gehörigen Respekt vor ihm trage, weil er kein äußeres Zeichen seiner Vollmacht

und Würde habe. Darauf hat der Kaiser dem Bischof Kerens befohlen, ihm ein Kreuz zu geben, und dieser hängte dann dem Piaristen ein plattes melkerisches Pektoral um, mit dem er jetzt herumpranget, aber ohne Ring. Glaublich werden auch die übrigen diese Honneurs verlangen."

Am 5. Mai 1787 erzählt derselbe Zeitgenosse: „Berichte hiermit, wie es mit denen Abbés Commendataires ein Ende habe, indem bei Gelegenheit das Stift Garsten der Hofbuchhalterei solche Vorstellung wegen ihrer Unnütz- und Schädlichkeit gemacht habe, daß in jedem Stift der Prior die Direktion des Stifts und der gleichfalls erwählte Kammerer der Controleur desselben seyn sollte, welchen der Kaiser mit Placet und Exequatur bereits herabgegeben."

War es manchem Kloster noch vergönnt, fortzubestehen, so wurde doch ohne Weiteres über die Räume des Klosters zu der Regierung beliebigen Zwecken verfügt, und dafür die Anzahl der Ordensmitglieder beschränkt. Z. B. erfolgt auf den Vortrag der Kärnthen'schen Landeshauptmannschaft vom 6. März 1782 die Resolution: „Das Kloster der Benediktiner auf 10 zu reduciren, die leeren Räume zur Unterbringung von Kranken und Kostkindern zu verwenden; die Dominikanerinnen nächst St. Andrä aufzuheben, die Alten zu pensioniren, die jüngeren nach Klagenfurt zu den Elisabethinerinnen zu übersetzen und aus ihrem Vermögen eine Trivialschule in St. Andrä zu errichten. Joseph."

Den Paulanern in Wien wurde ihr Garten einfach weggenommen und als Erfrischungsplatz für die Generalseminaristen verwendet. Nach Josephs Tode bekamen die Paulaner ihren Garten wieder zurück, sollten aber 1000 fl. für Verbesserung des Gartens und Gartengebäudes zahlen. Sie berichteten: daß sie aus diesem Garten ihre Gemüse bezogen, daß sie ihn mehrere Jahre entbehren mußten, daß

die Verbesserung der Gartenhäuser für die Zwecke der Seminaristen, aber nicht der Paulaner war, daß sich ihr Schaden auf 1443 fl. belaufe. Darnach (1792) wurden ihnen 500 fl. von den verlangten 2000 fl. in Gnaden nachgelassen.

Die Privilegiums-Urkunden wurden als Stoff und Grund zu Anmaßungen den Klöstern weggenommen und in die Landesarchive gebracht. So z. B. Vortrag, 29. August 1782, fragt an: was mit den nach Wien geschickten Exemptionsbullen der mährischen Klöster zu geschehen habe? Resolution: „Alle Originalien, auch autorisirte Abschriften, von den Exemptionsbullen und anderen Instrumenten sollen abgefordert und selbe zur Wissenschaft und Vorbeugung für künftige Anmaßungen in die Länderarchive reponirt und aufbewahrt werden. Joseph."

Die Selbstbestimmung und Freiheit der Personen beim nothgedrungenen Wechsel eines Ordens wurde nicht berücksichtigt. Mitunter wurden Ordenspersonen nach Art Kriegsgefangener behandelt; z. B.: Vortrag. Wegen der Umstände, die sich bei der Aufhebung des Klosters der Clarissen in Troppau ergeben. 24. Juni 1782. Resolution: „Dieses Kloster ist nach dem Einrathen der Kanzlei beizubehalten, jedoch keineswegs zur Erziehung der Jugend, sondern zu einem Krankenhaus zu verwenden. Sollte der König von Preußen etwa wegen dieser Aenderung die jenseitigen Güter (in Preußen) einzuziehen Anlaß nehmen, so würde zu erklären seyn, daß man auch die Nonnen demselben zur Versorgung hinüber schicken würde. Joseph."

Ein ähnliches Beispiel finden wir im Loose der Dominikanerinnen zu Imbach bei Krems. Selbe wurden nach Aufhebung des Klosters in „vier Kobelwägen" in das Augustinerkloster zu Kirchberg am Wechsel (an der Grenze Steiermarks, am Fuß des Semering) transportirt, ein Weg

von 5 bis 7 Tagen. Die fortspedirten Nonnen hatten für Fuhrwerke und Verpflegung 399 fl. 9 kr. gebraucht. Die k. k. Buchhaltung in Wien führte hierauf den Beweis, daß mit Ermäßigung der Trinkgelder für die Fuhrleute diese Wanderfahrt um 350 fl. wäre zu bestreiten gewesen, und somit wurden die übrigen 49 fl. den Nonnen nicht ausgezahlt. Ihre Wäsche durften die Nonnen von Imbach nicht mitnehmen, „weil sie sonst mit vielen Beschwerden und Unkosten nach Kirchberg gebracht werden müßte," somit wurde diese Wäsche in Imbach durch die sehr besorgte Commission verkauft und die Nonnen auf die überflüssige Wäsche der Nonnen in Kirchberg angewiesen.

Wenn noch lebende Wohlthäter von Klöstern das, was sie noch vor Kurzem dem Kloster in der Meinung, dasselbe werde fortbestehen, geschenkt hatten, jetzt während der Aufhebungsperiode zurückhaben wollten, weil sie es dem Kloster, nicht aber der Regierung zum Geschenk gemacht, so wurde ihrer Bitte nur geringe Rücksicht, und zwar nur Bezugs der Interessenauszahlung während ihrer Lebenszeit, gewährt; das Kapital wurde als verfallen erklärt. So z. B. im geistlichen Commissionsprotokoll, 9. Dezember 1787. Die von einer gewissen Reswudewska angesuchte Rückerstattung eines dem in Lemberg aufgehobenen Carmeliterinnen-Klosters von ihr verschriebenen Kapitals von 7000 fl. betreffend. Resolution: Hat dieses Kapital allerdings bei dem Religionsfond zu verbleiben; da jedoch solches die Eigenschaft eines à fond perdu gelegten Geldes an sich hat, so ist der Reswudewska ein Interesse von 8 Prozent, oder wenn sie schon etwas betagt ist, von 10 Prozent anzutragen, und ihr solches auch, wenn sie sich damit begnügt, jährlich, so lange sie lebt, richtig abzuführen, im widrigen Falle aber der Weg Rechtens offen zu lassen. Joseph."

Dem Stift zu St. Jakob in Wien hatte eine Therese Pirzoll für eine Verwandte im Kloster 1000 fl. als Anleihe eingelegt, um dieser ihrer Verwandten die Interessen zuzuwenden. Diese Pirzoll verarmte durch die Crida eines Schuldners; unterdessen wurde das Kloster aufgehoben, die Pirzoll wollte ihr Geld zurück haben, mußte deßhalb einen Prozeß führen und — es wurden ihr 5 Prozent Zinsen jährlich angeboten, wolle sie nicht, so müsse sie einen Eid schwören und vor zwei Zeugen bestätigen, daß das Geld nur eine Anleihe war.

Im August 1783 wurde den englischen Fräulein von St. Pölten erlaubt, Candidatinnen nach „Nothdurft“ aufzunehmen gegen die ausdrückliche Bedingniß, daß sie nach ihrem alten Institute kein Gelübde der Keuschheit, sondern auch die übrigen Gelübde jederzeit nur auf ein Jahr ablegen sollten, solchergestalt, damit ihnen immerhin der Rücktritt in die Welt frei bleibe, sowie der Oberin ihre Entlassung.

Wurde schon bei den Ordenspriestern auf Selbstbestimmung, Berufswahl, persönliche Freiheit wenig Rücksicht genommen, so wurden selbstverständlich die Laienbrüder der Orden noch minder freundlich behandelt. Wir fanden im Cultarchiv zu Wien (Klosterakten, Fascikel 227) den Vorschlag des Hauptaufklärers Eybel (der sich durch seine Broschüren über Papst und Ohrenbeicht zuerst, und durch sein unsauberes Vorgehen als Klosteraufhebungs-Commissär darnach Aufmerksamkeit erworben) über die Laienbrüder, welcher von sämmtlichen Mitgliedern der Commission, zum Zeichen ihrer Uebereinstimmung damit, unterschrieben ist.

Diese Laienbrüder, die in's Kloster gekommen, hier feierliche Profeß gemacht hatten, um in Arbeit, Gebet und Betrachtung ihre Tage zu beschließen, paßten selbstverständ-

lich durchaus nicht in die Absichten der Aufklärer. Die ganze Welt ein großes „Arbeitshaus", alle Menschen „nützliche Staatsbürger", „Anwachsen des Nationalreichthums", „eine möglichst große Bevölkerung", das waren die Sterne, denen die Weisen damals nachgingen — vom nothwendigen Hineinplumpen in den Sumpf von Pauperismus, Proletariat und socialem Umsturz hatten sie auch keine blasse Idee. Deßhalb sollten auch auf Eybels Vorschlag die Laienbrüder der Mendikantenklöster gewaltsam aus ihren Ordenshäusern entfernt und zu Handwerksgesellen gemacht werden. „Denn Arbeit," schrieb Eybel, „ist immer ihre Bestimmung, und da Klostergeistliche auch Bürger sind, so kann es ihnen und der Religion immer gleichgiltig seyn, ob sie einem uneingesperrten oder einem zwischen vier Mauern eingesperrten Bürger ihre Dienste leisten; diese ihre Dienste werden in der Welt auch gemeinnütziger und sie werden in so gestaltiger Verwendung sich einen ungleich größeren Vortheil als von ihrer vorigen Dienstleistung versprechen."

Sowohl die Bureaukraten als die Pamphletisten von damals suchten die gewaltsamen Unterdrückungen geistlicher Genossenschaften und das Austreiben der Mitglieder derselben gewöhnlich mit dem Satze zu bemänteln: „daß diese Mönche und Nonnen ohnedieß alle froh sein werden, wenn sie wieder in die Welt hinauskommen können." Nun weisen aber die Aufhebungsakten gerade das Gegentheil nach. Die entschieden große Majorität wäre lieber im Ordensverband geblieben; die geöffnete Klosterpforte war ihnen keine Freude. Nehmen wir nur ein Beispiel aus jener Zeit, in welcher es den Nonnen noch frei stand, in die Welt oder in ein anderes Kloster zu gehen. Es liegen uns die eigenhändig geschriebenen Erklärungen und Wünsche der Carmeliterinnen aus Linz vom 20. Februar 1782 vor. Es waren 19

Nonnen im Kloster, jede davon schrieb ihren Wunsch eigenhändig nieder. Neun davon erklärten bei den Ursulinerinnen und neun bei den Elisabethinerinnen wohnen zu wollen. Nur Eine trat in ein weltliches Haus ein. So viel meinten wir in einem Beispiele vorführen zu sollen, um für die Aufschrift dieses Kapitels thatsächliche Belege zu bringen. Vieles Aehnliche wird sich in den kleinen Skizzen von Klosteraufschreibungen finden, die wir noch beispielsweise anführen werden.

63. **Das Befürworten und Mithelfen zu den Gewaltakten von Seite der Aufklärungsliteratur.** Es war Mode geworden, über „Dummheit und Unwissenheit“ der Mönche zu schmähen. Wir haben über die literarischen Zustände (Mysterien, S. 87—149) jener Periode, insbesondere über die wissenschaftliche Bildung der damaligen Literaten selbstredende Beweise in Fülle gebracht. Diese Schreiber waren in der Regel geradewegs Feinde aller gründlichen Wissenschaft. Selbst das Studium der klassischen Sprachen wollten sie als unnützes Zeug abgeschafft wissen; die Unwissenheit der Scribenten war notorisch. Sie kannten die Gelehrten aus den österreichischen Klöstern, welche in der damaligen Gelehrtenwelt geachtet wurden, nicht einmal dem Namen nach. Die Brüder Hieronymus und Bernhard Petz in Melk standen mit fast allen Historikern ersten Ranges in Europa in Correspondenz. Ihre Werke sind bleibende Denkmale österreichischer Gelehrsamkeit. Marquard Herrgotts große Folianten, schwer historischen Inhalts, sowie die vier Bände Monumenta dom. Austr. dürfen in keiner halbwegs einen Namen habenden Bibliothek fehlen. Er war Benediktiner in dem damals österreichischen St. Blasien im Schwarzwald. Die Werke Gerberts von Hornau

(Abt von St. Blasien) zeigen geradewegs ein polyhistorisches, auch musikalisches Wissen und einen tiefen Denkergeist. Cäsar, Chorherr von Vorau, gab Steiermarks Annalen heraus. Adrian Rauch, Schmid, Gruber, Eckel machten sich durch archivalisch-historische Studien und Numismatik in Deutschland einen Namen. Der Jesuit Frantz, ein tüchtiger Orientalist, übernahm die Leitung der orientalischen Akademie. Er war auch Physiker, wie die damals bekannten Ordensgenossen Scheeffer und Stepling. Der Astronom Max Hell, Jesuit, hatte sich einen europäischen Ruf erworben. Was gerade die Klöster im 18. Jahrhundert im Gebiete der Geschichte geleistet, davon geben heute noch die Schränke großer Bibliotheken hinlängliches Zeugniß. Hunderte von Namen könnten angeführt werden.

Da tauchten nun auf einmal, wie Gewürm nach einem Regen, Hunderte von erstickten Studenten, Commis, Copisten bei Advokaten, und Gelehrten ähnlichen Ranges empor, urtheilten und schmähten über Dinge und Zustände, wenn ihnen auch der ganze Gesichtskreis dazu fehlte.

Daß es bei so großen und ausgebreiteten Genossenschaften auch an Schattenseiten nicht fehlen konnte, ist selbstverständlich. Auf diese warf man sich, diese beutete man aus; an den Lichtseiten wurde mit scheuen Augen vorübergegangen.

Männer jener Periode, die als wirkliche Gelehrte galten, dabei aber doch dem Aufklärungsgeiste ihre Huldigung darbringen zu sollen vermeinten, waren in ihren Urtheilen über Klöster maßvoller; sie erkannten auch das Gute an, sie wußten die Leistungen gelehrter Klostergeistlicher zu würdigen und waren mit dem wegfegenden Sturm, der über die Klöster und kirchlichen Genossenschaften hinbrauste, nicht einverstanden.

So bemerkt van Espen (selbst Josephiner) in seinem Kir-

chenrecht, „daß man den Dienern der Kirche sowohl nach dem natürlichen und mosaischen, als nach dem evangelischen Gesetze die Erhaltung schuldig sey.“

So schreibt ein Anderer (siehe Mysterien): „Was hat denn das gemeine Wesen davon, ob diese Güter von Geistlichen oder von Weltlichen besessen werden? Denn, tragen die Geistlichen nicht ebenso die gemeinen Beschwerden und steuern sie nicht ebenso, wie die übrigen Bürger? Der Verfasser des allgemeinen Rechts in Frankreich hat berechnet, daß die französische Geistlichkeit vom Jahre 1690 bis 1760 379 Millionen mehr als der übrige sämmtliche weltliche Staat für die Bedürfnisse des Staates gesteuert habe. Und in unseren Ländern; wenn man Alles berechnete, was die Geistlichkeit durch ebenso viele Jahre in den gemeinsamen Schatzkasten hingegeben hatte, welch' eine ungeheure Summe würde nicht erfolgen müssen? Uebrigens hat uns die Erfahrung zur Genüge gelehrt, daß, so oft die Kirchen und Geistlichen ihrer Güter beraubt wurden, daraus weder das Aerarium reicher, noch die Auslagen der Bürger verringert worden seyen.“ Derselbe Verfasser spricht auch über die aus den Klostergütern gegründete Religionskasse (oder Fond) prophetisch das Schicksal dieses Fonds aus, welches denselben in der Folge ereilt hat. Er sagt: „Und dann, wenn, durch die Staatsanleihen in der Noth, diese Kasse erschöpft ist, wovon mögen die Religionsdiener leben? Wird nicht der Unterhalt derselben auf die Pfarrgemeinden doppelt und vielleicht noch schwerer zurückfallen, wenn man jetzt durch Errichtung einer Religionskasse ihre Auslagen merklich zu verringern so schön vorspiegelt? Wer mag für alle die Uebel und traurigen Folgen haften, die vielleicht in künftigen Zeiten daraus entstehen würden?“ Die Berechnung dieses Autors war, wie uns die Zeit gelehrt, ganz richtig

gestellt. Wer bezahlt jetzt die Interessen für die in Staatspapiere umgezauberten liegenden Kirchengüter und wer zaubert sich bei den immer mehr nöthigen neuen Anleihen einen schönen Theil in den Sack hinein? Das sind die sogenannten „Finanzgrößen" mit ihrem unersättlichen Heißhunger nach Geld und Gewinn, welche durch ihre Preßorgane unablässig ihr Verlangen nach den noch übrigen Kirchengütern verkündigen lassen. Die schweren Zauberkosten muß aber immer das arme Volk zahlen, dem man vorspiegelte, es werden durch diese Manipulation mit den Kirchengütern seine Steuern verringert werden.

Der Cynismus, mit welchem auch sogar klösterliche Institute, deren Aufgabe Werke der christlichen Liebe gewesen, behandelt wurden, ist fast unglaublich. Der Hofrath und Freimaurer Born verhöhnte in seiner Monachologia die Trinitarier, weil sie die gesammelten Lösegelder zum Rückkauf von Christen verwendeten, welche in die Sklaverei der Muhammedaner gerathen waren. Born nannte sie deßhalb „Menschenfleischhändler." Ein anderer Autor, in diesen Ton des Hofrathes einstimmend, schrieb: „Wozu nützen die Trinitarier dem Staate? Daß sie große Summen sammeln, solche dem Erbfeinde zuschleppen, und uns dafür Leute zurückbringen, die meistentheils alt, ohne Vermögen und Freunde, dem Staate zur Last fallen und von welchen öfter schon einige wieder zu den Türken übergetreten, weil sie bei uns keine Bekannten und Freunde mehr fanden. Dieser Orden könnte ganz aufgehoben und die Kirche und das Kloster den Jungfrauen, die unter dem Namen die Elisabethinerinnen die kranken Weibspersonen pflegen, übergeben werden. Gewiß sind diese dem Staate weit nützlicher, als Mönche, deren Beschäftigung ist, von dem Adel und den Bürgern Geld zusammenzubringen, für Nichts,

denn Leute, die dem Staate zu dienen unfähig sind, sind für den Staat ein Nichts zum Guten, aber wohl noch eine Ueberlast, folglich ein schädliches Nichts. Wenn die Türken wissen werden, daß unsere Sklaven nicht mehr für so große Summen Geldes ausgelöst werden, werden sie weniger auf Menschen- und mehr auf Waarenkapern beflissen seyn."

Daß erlöste Gefangene wieder in die Sklaverei zurückgekehrt sind, ist eine offenbare Unwahrheit. Der Vorwurf aber, daß sie dem Staate zur Ueberlast fallen, gibt eine traurige Kunde von einer unbegreiflichen Verirrung der Humanitätsapostel. Die Persönlichkeit soll Sklave bleiben, wenn nur der „Nationalreichthum", das „allgemeine Beste" dabei keinen Schaden leidet.

Ein anderer Klosterstürmer führte den Satz durch: „Beten, betrachten und tugendhaft leben bringt, eigentlich zu reden, der Religion keinen Nutzen." Darum hält er das „lateinische Geheule der Nonnen für Gott nicht so angenehm, als das deutsche Gebet einer andern tugendhaften Person;" am Ende fragt er: „Was ist nun mit den Klöstern zu thun? Was anderes, als solche aufzuheben, zu zerstreuen, zu zernichten und die Nonnen zu belehren, daß sie den Rath des heiligen Apostels Paulus ebenso gut, wo nicht besser, in der Welt befolgen können, als bisher in den Klöstern." Alles Mögliche, selbst die Theuerung der Lebensmittel und die Hungersnöthen wurden auf die Schuldentafel der Klöster geschrieben. Selbstverständlich gibt es keine Institution auf dieser Welt, wenn selbe auch noch so viel Gutes an sich hat, daß sie nicht auch das Siegel menschlicher Gebrechlichkeit an sich trüge. Mißbräuche gibt es überall. Nur von Mißbräuchen zu reden, das Gute, was die Klöster wirkten, zu ignoriren, zu

läugnen, oder es, wie bei den Trinitarier, auch noch zu entstellen und zu verhöhnen; das war die Aufgabe der klosterstürmenden Liberalen.

Wie die schmutzigen Wogen beim Austreten eines Stromes aus seinen Ufern viel fruchtbares Land mit sich fortschwemmen, so fluthete der Broschürenstrom über die alten Korporationen und räumte auf mit dem fruchtbaren Land historischer Grundlagen, mit allen edlen Blüthen des Volkslebens, um nur durch Verwüstung seine Bahn zu bezeichnen. Nichts hatte mehr Geltung als „die gemeine Nützlichkeit“, „der nützliche Staatsbürger“. Die höchsten, die geistigen Interessen der Menschheit fanden vor der brutal sich fortwälzenden Negation keine Gnade; sie war allen Verständnisses dafür baar geworden.

Joseph selbst huldigte der irrigen Ansicht, es werde der Weltpriesterstand sich vermehren und an Achtung gewinnen, wenn der Ordensklerus früher so lächerlich und verächtlich gemacht wird, daß Niemand mehr ein Verlangen trägt, Ordensgeistlicher zu werden. Er wollte aber nach seiner Ansicht die Kirche nicht zerstören, sondern dieselbe nach seinem Willen, nach seinen Grundsätzen neu organisiren und regieren. Wir haben ein Aktenstück von ihm (Dienerschaft, S. 377) publicirt, in welchem Joseph unter Anderem Folgendes schrieb: „Man hat wohlbedächtlich und nach Pflicht die Pfarreien und Lokalkaplaneien an allen Orten vermehrt, man hat ebenfalls die unbescheidliche Anlockung und Anreizung der Ordensgeistlichen, wodurch sie Jünglinge von 15 Jahren in ihre Garne zogen, die sie in ihrer Dummheit erhalten mußten, um ihnen ihr Unglück nicht fühlen zu lassen, aufgehoben, und ihre Gebräuche, Kleidung, Strenge lächerlich gemacht.“

Wie dem Kaiser bezüglich dieser seiner Ansicht wohl Gegenvorstellungen gemacht wurden, er aber sich von seinem einmal gefaßten Vorhaben durchaus nicht abbringen ließ, das sagt Mailath (Neuere Geschichte der Magyaren, Bd. V, S. 69) bezüglich Ungarns; es gilt aber vollkommen auch bezüglich aller andern österreichischen Erbstaaten.

„Gleich beim Beginn dieser kirchlichen Reformen waren von Geistlichen und Weltlichen dem Kaiser Vorstellungen unterbreitet worden, die zum Theil gegen die Reformen selbst, zum Theil gegen die Art der Einführung derselben gerichtet waren und Vorschläge enthielten, wie dieselben gemäßigter und daher auf solider Basis aufgeführt werden könnten; besonders wurde viel über die Aufhebung der Klöster geschrieben: wie nämlich ihre Aufhebung als Eingriff in die Religionsfreiheit zu betrachten komme, denn nach dem Sinne des Toleranzediktes müsse es Jedermann freistehen, in Gesellschaft von Mehreren ein contemplatives Leben zu führen. Die Aufhebung der Klöster sei aber auch ein Eingriff in das Vermögen der Privaten, denn die Stiftungen seien eben für die Klöster geschehen, keineswegs aber mit der Befugniß für den Regenten, diese Stiftungen nach seinem Gutdünken zu verwenden. Es wurde vorgestellt, daß es viel besser sei, die Mönchsorden in lehrende und barmherzige umzugestalten, und für den Staat zu benützen, als sie aufzuheben. Sie wären im Stande, größere Lasten zu tragen, als der Staat aus den aufgehobenen Klöstern würde bestreiten können. Diese und ähnliche Vorstellungen prallten wirkungslos ab, und als sowohl einige Bischöfe als auch Weltliche geradezu erklärten, daß die kaiserlichen Reformen ihrem Gewissen widerstreiten, erklärte der Kaiser ganz einfach: „Die Bischöfe sollen also auf ihre Bisthümer resigniren, und wer sich in seinem Gewissen

bedrückt fühle, solle auswandern.“ So Graf Mailath.

Nachdem das durch den Verkauf der Klostergüter unter dem Titel: Religionsfond begründete Kapital nach dem Plane Josephs als Gut der Kirche fortbestehen sollte, wollen wir über die Verwaltung dieses Fonds einen Ausspruch Schuselka's hören, welchen dieser Autor zu einer Zeit niederschrieb, in welcher er einer der größten Lobschriftsteller des Kaisers gewesen. Er sagt 1846: „Dieser Religionsfond besteht noch heutzutage. Allein da bei der gänzlichen Corruption des österreichischen Beamtenstandes die Religionsfondsgüter elend verwaltet und der größte Theil der Erträgnisse veruntreut worden, so ging man daran, diese Güter nach und nach zu verkaufen. Doch auch diese Summen wurden für ganz andere, den religiösen oft sehr entgegengesetzte Zwecke verwendet.“ Wenn hier Schuselka von einer gänzlichen Corruption spricht, so ist dieß Urtheil wohl zu scharf; daß aber gerade die Religionsfondgüter elend und mit einem erbärmlichen Erträgnißausweise verwaltet und darnach zu wahren Spottpreisen verkauft wurden, ist bekannt. So kaufte z. B. ein Bankier noch im 19. Jahrhundert eine ehemalige Klosterherrschaft mit Waldungen. Diese Waldungen waren so wohlwollend für den Käufer geschätzt worden, daß dieser in den ersten drei Jahren des Besitzes den ganzen Kaufschilling aus den Wäldern herausschlagen, und sonach die ganze bedeutende Herrschaft als ein Geschenk betrachten konnte.

Es ist noch zu bemerken, daß bei den Frauenklöstern das Vermögen zum größten Theile aus den Kapitalien bestand, welche Eintretende zu ihrem Unterhalte mitbrachten und dem betreffenden Kloster zum Geschenk machten. Auch gab es Stiftungen, welche adelige Familien des Landes für

ihre Descendenten errichteten. Durch die Aufhebung dieser Institute wurde nun diesen Familien ihr rechtmäßiges Eigenthum geradewegs entfremdet. Hunderte von klösterlichen Gebäuden wurden auch kurzweg, ohne eine Vergütung an den Religionsfond, für militärische oder andere Staatszwecke verwendet.

Die Zahl der Klöster in den österreichischen Ländern belief sich beim Regierungsantritt Josephs auf 2067. Ueber den Vermögensstand der aufgehobenen Klöster haben wir Details aus archivalischen Aufschreibungen gebracht (Mysterien, S. 369—379). Die gewöhnlichen Geschichtsschreiber geben den Reichthum fabelhaft übertrieben an, und schweigen hartnäckig über den Umstand, daß bei den Stiftern mit größerm Kapital eine entsprechende Menge von Pfarren, Lehranstalten und Schulen unterhalten wurden, so daß tausende von Schülern in den Gymnasialgegenständen unterrichtet wurden, und somit kostspielige Staatsgymnasien entbehrlich waren. Ebenso fabelhafte Summen werden angegeben, als ob diese für Dispenstaxen nach Rom gewandert wären. Einer schreibt dem Andern nach, es seien während der Regierungszeit Maria Theresia's 110,404,560 Scudi für Dispensen nach Rom bezahlt worden. Selbst Schlözer zeigt in seinen „Staatsanzeigen" diese Summe als falsch an. Man spiegelte dem Kaiser vor: es werde durch Aufhebung der Klöster und der Verbindung der Geistlichkeit mit Rom und dem Auslande jährlich 6—7 Millionen Gulden im Lande bleiben.

Wir haben urkundlich nachgewiesen, daß Joseph bei seinem Gesandten in Rom, Kardinal Herzan (Dienerschaft, S. 46), nachfragte, wie groß die nach Rom gesendeten Taxen seien — Herzan nahm eine dem Papste gegenüber sehr feindliche Stellung ein, und war mehr Josephiner als

Joseph selbst — und gab folgende Antwort: „Den Ausfluß des Geldes betreffend, so ist dieser nach Ausweisen der eingesandten Anzeigen in sich selbst und noch mehr in Gegenüberhaltung anderer Länder von einem sehr geringen Betrag, besonders da in obenerwähnter Anzeige unter dem Namen Deutschland das gesammte römische Reich und die gesammten Erbländer (Welsch- und Niederland, Galizien und Lodomerien ausgenommen) inbegriffen sey." — So sprach einer der dienstbarsten Geister der Josephinischen Schule, welcher seiner amtlichen Stellung nach als Uditore della Rota und später als österreichischer Gesandter viele Jahre hindurch die eingesendeten Summen genau kennen mußte und dessen Zeugniß in dieser Angelegenheit das Vollgültigste genannt werden kann.

Wie mit den fabelhaft übertriebenen Ehedispensgeldern, steht es auch mit den Angaben der Summen, die durch Klöster nach Rom gingen. Die Mendikantenklöster konnten nichts geben, und bei jenen Orden, welche die Stabilitas loci beobachteten, waren nur die Taxen bei Wahlen (wenn diese Klöster immediat gewesen) in Rechnung zu bringen. Es ist nicht überflüssig, alle diese Umstände im Allgemeinen hier anzudeuten. Am Schlusse handelte es sich noch darum, aktenmäßige historische Einzelheiten aus Klosteraufhebungen, wie solche in Beziehung auf Personen, Güter, historische und Kunstgegenstände sich abgespielt haben, dem Leser vorzuführen; denn erst aus einzelnen Thatsachen wird sich derselbe ein Gesammtbild über die Methode bei der Aufhebung vor Augen stellen können. Wir haben diese Beispiele schon in „Mysterien" weitläufiger gebracht; selbe sind zumeist von uns aus archivalischen Urkunden excerpirt worden.

64. **Das Königskloster (Clarissinnen) zu Wien.** An Obli-

gationen waren 130,946 fl. vorhanden. Das ganze große Gebäude wurde von den Schätzmeistern auf 30,000 fl. bewerthet. Offenbar hatte man einen Käufer im Auge, dem es billig zugewendet werden sollte. Der Wiener Stadtrath hörte davon, bot 60,000 fl. baares Geld sogleich und versprach überdieß, das Gebäude in verschiedenen Abtheilungen an Meistbietende zu überlassen und den Ueberschuß getreulich an die Armenkasse abzuliefern, wenn ihm das Grundbuch hiefür abgetreten würde. Der Antrag wurde bewilligt, das Gebäude in fünf Abtheilungen am 13. März 1783 gegen 125,000 fl. verkauft. Die Kirche brachten die Evangelisch-Lutherischen an sich. Somit war nun die Realität um 95,000 fl. zu gering angeschlagen, der Plan der Schätzmeister für dießmal mißlungen; das Alles bei einem Kloster in der nächsten Nähe der Hofburg, die nur durch ein Gäßlein vom Kloster geschieden war, vor des Kaisers Augen. Es läßt sich denken, wie die Schätzmeister in fernen Provinzen manipulirten.

65. **Die Clarissinnen bei St. Nikolaus in Wien.** (Hofarchiv, Klosterakten, Bund 513.) Wörtlich: „24. Jänner 1782. Gestern um 1 Uhr Nachmittags wurde den Nikolarerinnen die Ankündigung (der Unterdrückung des Klosters) gemacht, wobei es ganz ruhig, doch ebenfalls sehr lamentabel herging, sohin alle Obligationen, Pretiosen und übriges, was nicht zum täglichen Gebrauche nothwendig ist, theils beschrieben, theils obsignirt wird. In dem königlichen Kloster wird mit der Beschreibung morgens fortgefahren. Indessen geschieht Morgen um die gewöhnliche Stunde die Ankündigung bei den Carmeliterinnen." (Die gewöhnliche Stunde war 1 Uhr Mittags. Die Ankündigung der Aufhebung geschah auf Befehl immer im Refektorium. Dann

wurde alles Geräthe in den Zimmern aufgeschrieben, die Regierung fürchtete, es könnte etwas verborgen werden.) „Auch in Mauerbach ist die Stunde um 1 Uhr nach dem Essen, wenn Alle beisammen sind, als die schicklichste bezeichnet, um im Kloster unversehens hineinzudringen und den Versammelten die Aufhebung anzukündigen und sogleich Alles zu obsigniren und in Beschlag zu nehmen.“ Die Dienstleute klagten, daß man ihnen alle Nahrungsmittel weggenommen, und ihnen auch kein Geld gegeben; es wurde darüber ein Bericht an die Hofcommission gemacht. Am 7. Mai 1782 berichtet die Klosteraufhebungscommission über St. Nikola an den Kaiser (Gegenwärtige: Graf Pergen, Landmarschall, Abt von Seisenstein, Abt von Monserrat, Referent von Wallenfeld und von Hägelin) auch über die vom Erzbischof von Wien den Nonnen ertheilte Dispens: „Da aber vorberührte Dispens nicht in der Form abgefasset zu seyn scheint, daß dadurch das Gewissen dieser Nonnen, wie es die Hauptabsicht der Dispensation seyn solle, seine vollkommene Beruhigung erhalten konnte, so muß man sich noch zuvor die höchste Bestimmung, ob solche annehmlich befunden werde, allerunterthänigst ausbitten, um hiernach die Anweisung des Ausstaffirungs- und Pensionsbetrages anweisen zu können.“

Am 4. Mai 1782 hatte die Aebtissin an die Regierung geschrieben: „Es ist mir mit Dekret vom 13. vorigen Monats anbefohlen worden, daß ich denjenigen Nonnen, welche sich in die Welt zu begeben erklärt haben, bedeuten soll, daß sie die Dispensation a votis bei dem Herrn Ordinario schriftlich ansuchen und den Erfolg dahin anzeigen sollen. Die Aebtissin legt nun die Dispens bei; selbe enthält in der Hauptsache: es haben jene Klosterfrauen, welche nach Anrufung des hl. Geistes und nach reifer Ueberlegung

aus dem Kloster in weltliche Häuser mit Ablegung ihres Ordensgewandes zu ziehen gesinnt sind, sich dennoch verbunden, die Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams (nun dem Bischof statt den Ordensobern) dem Wesen nach unverletzt und unabänderlich zu halten."

Die Aebtissin Susanna Kosler erhielt eine Pension von jährlich 365 fl. und muß dieselbe bei der Hofkammer abholen; sie bittet den Kaiser um 200 fl. Vermehrung, weil sie 26 Jahre im Orden, 9 Jahre Aebtissin war und kränklich ist. Das Bittgesuch hat Beilagen vom Offizial des Consistoriums, des Hausdoktors und Hauschirurgen. Der Bescheid lautet: „Dieser Ex-Oberin sind jährlich 365 fl. Pensionis nomine bei der k. k. Hofkammer aus dem Vermögen dieses Klosters angewiesen worden, wornach (die Hofkammer) dieselbe Impetrantin zu verständigen hat." Das Kloster war sehr reich dotirt. Viele adelige und bürgerliche Frauen hatten ihr Erbe in dasselbe gebracht. Viele Schuldenconto von Handwerkern, die für das Kloster gearbeitet hatten, wurden producirt; sie wurden ausgezahlt, doch mit 10 Prozent Abzug. Die Aebtissin bekam täglich nach der Aufhebung 1 fl. 30 kr. Kostgeld. Dieses Geld, wie das Kostgeld der anderen Nonnen, mußte sogleich dem von der Regierung bestellten Klosterhofmeister eingehändigt werden, der ihnen dafür das Essen herbeischaffte. Der 8. Punkt des Aufhebungsdekrets lautet: „Es versteht sich von selbst, daß ihnen von denen im Kloster vorhandenen Naturalvorräthen, mit Ausnahme des Holzes, nichts unentgeldlich verabfolgt werden dürfe, sondern der jedesmalige Bedarf baar zu bezahlen seye, jedoch wenn sie von dem vorhandenen Vorrath zur täglichen Nothdurft sich auf einen halben Monat vorhinein versehen wollten, das verlangte Quantum bei dem gewöhnlichen

Marktpreise überlassen und die Bezahlung hiefür an dem anticipato verabreichenden Kostgeld in Abzug gebracht werden möge, folglich darüber ordentliche Rechnung zu führen seye." Die Nonnen mußten die ihnen vorgelesene Verordnung unterschreiben. Oefter ist der Berichterstatter noch so wahrheitsliebend, daß er in dem Protokoll der Aufhebung auch der bitteren Thränen gedenkt, in denen das Herz dieser armen Frauen die gedrückte Stimmung desselben kundgegeben hat.

66. **Die Dominikanerinnen zu Imbach.** (Hofarchiv, Klosterakten, Bund 515.) Dieses Frauenkloster lag im lieblichen Kremsthale (unweit Krems an der Donau); heute noch geben die Räume des Klosters ein melancholisches Bild der Vergänglichkeit. Die gothische Klosterkirche dient jetzt noch als Pfarrkirche. Das Kloster war 1269 gestiftet, bestand also über 500 Jahre. Der Aufhebungs-Commissär war mit den kaiserlichen Befehlen am 17. April 1782 Abends nach Imbach gekommen, um das Aufhebungsgeschäft sogleich vornehmen zu können. Nachdem die Aufhebung um 9 Uhr des 18. Aprils verkündigt worden, machte die Commission die Nonnen aufmerksam, hiermit sämmtliche Klosterfrauen sich den allerhöchsten kaiserlichen Aufträgen in Allem und Jedem gehorsamst zu unterwerfen, auch der kaiserlichen Commission den Eintritt in das Kloster allerdingen gestatten sollen, so wurde die allerhöchste Resolution deutlich kund gemacht, so sie sämmtliche Klosterfrauen aufmerksam angehört, auch einige, besonders aber die vorhandene Novizin, in häufige Thränen ausgebrochen sind. Endlich haben sämmtliche Nonnen, wie auch nachhin der Richter des Ortes, mit einigen von der Gemeinde das Ansuchen gemacht, zumalen ohnehin in dieser Pfarrei kein Schulmeister vorhanden ist, da

die Klosterfrauen die Kirche mit der Musik und Auszierung versehen, hiermit sie bei Ihrer Majestät die Bitte einlegten, daß sie unter Annehmung was immer vor ein vorgeschriebenes Institut in diesem Kloster bleiben und Kinder lehren, auch mit Medicamenten aus ihrer kleinen Hausapotheke versehen dürften, worauf man ihnen bedeutete, daß hierinfalls einzuschreiten nicht in der Commission Macht stünde, jedoch ihnen der Weg sich zum Gnadenthron zu verwenden, nicht könne abgeschlagen und untersagt werden.“ (Der Bitte wurde kein Gehör gegeben.) „Nach dieser Vertröstung wurde der Superiorin und dem Hofrichter durch den mit der Commission gleichfalls erschienenen Abt von Zwettl der Manifestationseid über die geschehene Meineidserinnerung nach der allerhöchst vorgeschriebenen Formel mit Beobachtung der gewöhnlichen Solennitäten aufgenommen, eigenhändig unterschrieben und von den Herren Commissären die Ermahnung, daß sie ihrem Schwur bei sonst zu erwarten habender schwerster Strafe getreulich nachkommen sollen.“

„Da dieses Kloster 1759 ganz abgebrannt und dadurch in Schulden verfallen ist, so wurde über dasselbe 1763 eine Administration veranlaßt und solche zuerst dem Herrn Abte zu Dürrenstein, sodann aber, als derselbe 1778 diese wegen seines Alters niedergelegt hatte, dem Herrn Abte zu Zwettl aufgetragen.“

„Erstbesagter Abt hat gleich bei Antretung seiner Administration 1778 eine Summe von 12,000 fl. an Passivschulden des Frauenklosters vermittelst baarer Auszahlung der Creditoren an sich gelöst und dem Kloster, um es desto eher von der Schuldenlast zu befreien, die Interessen bis 1782 geschenket.“ Hierauf übernahm die Commission sämmtliche Stiftssiegel und Schlüssel, dann das in

den Händen der Subpriorin befindliche baare Geld, im Ganzen nur 108 fl. 40 kr. Am 19. April wurde sofort von der Commission das vorgefundene Silbergeschmeide beschrieben und übernommen, hiebei aber der Subpriorin Maria Columba Pöckhin eine alte silberne, zum Gebrauch einer jeweiligen Priorin bestimmte Sackuhr in ihrer Zelle bis zum Austritt der Nonnen und allenfälliger weiterer höchster Verordnung zurückgelassen, weil sie diese Sackuhr während dem Beisammenleben der Klosterfrauen nothwendig brauchte." Hiernach wurden die vorhandenen Geräthschaften von Kupfer, Zinn und Bettwäsche für die Gäste inventirt. Tags darauf aber die in der Kirche, Sakristei und auf dem Chor der Klosterfrauen befindlich gewesenen Kirchenpretiosen und anderen Geräthschaften beschrieben, sodann am 21. April die in den Zellen der Nonnen vorfindigen und als ihr Eigenthum angegebenen Geräthschaften verzeichnet, sämmtliche auch unbewohnte Zimmer numerirt und die darin befindlichen Gegenstände in das Inventar eingestellt." „Auf gleiche Weise wurde in den folgenden Tagen bezüglich der in den Kreuzgängen, im Rekollektionszimmer, im Noviziat, im Gartenhause, im Wasch- und Badhause, in der Apotheke, Küche, im Keller, in den Wagenschupfen, Getreidekästen, in den Gastzimmern, im Archiv vorgefundene Gegenstände verfahren. Nach vollendetem Geschäfte reiste die Commission am 25. April von Imbach ab."

Die Geschenke an Imbach fangen mit dem Habsburger Rudolph I. an, dessen Freigebigkeit an Imbach nicht spurlos vorüberging. Fürsten und Adelige spendeten die Ländereien. Der ganze Besitz kam aus freiwilligen Geschenken zusammen. Die Gaben wurden in zweifellosem Vertrauen auf die Ehrlichkeit nachkommender Geschlechter übermittelt.

Abt Rainer von Zwettl (dessen oben erwähnt worden) war auf Regierungsbefehl bei der Verlesung des Aufhebungsdekrets gegenwärtig. In seinem im Archiv zu Zwettl befindlichen Diarium ist hierüber von seiner Hand zu lesen: „Mein Herz blutete, als die alten und jungen Chor- und Laienschwestern starr vor sich hinblickten, regungslos standen, bis der Schmerz sich durch Thränen Luft machte, als sie mich umringten und nur die Worte stammelten: Jetzt, da es uns durch Sie gut ging. Ich konnte den Jammer nicht anhören, tröstete sie so gut ich konnte und ermahnte sie, sich in das zu fügen, was sie nicht ändern könnten, und fuhr nach Gobelsburg mit dem traurigen Glauben, daß mein eigenes Stift vielleicht bald ein gleiches Schicksal haben könne."

„Der geistliche Personalstand zur Zeit der Auflösung bestand aus der Subpriorin, welche, da nach dem Ableben der Priorin Emerentia keine wirkliche Vorsteherin gewählt wurde, die Stelle der Oberin vertrat und nach definitiver Auflösung des Klosters zu Imbach in jenes der Ursulinerinnen zu Tulln überging, ferner aus 16 Nonnen, 6 Laienschwestern, einer Novizin und einer Tertiarin. Denjenigen, welche noch nicht die Profeß abgelegt hatten, wurde von der Aufhebungscommission bedeutet, daß sie mit einer Abfertigung von 150 fl. das Kloster binnen vier Wochen mit ihrem erweislichen Eigenthume zu verlassen hätten. Den Klosterfrauen blieb freigestellt, entweder in ein Dominikanerkloster (ihres Ordens) außerhalb den k. k. Staaten auszuwandern, in welchem Falle ihnen der Paß und 100 fl. Reisegeld ausgefolgt würden, oder mit einem Unterhaltungsbeitrage von jährlichen 300 fl. in ein anderes der noch ferner verbleibenden Frauenklöster (also mit der Bestimmung zum Schulunterrichte, zur Kindererziehung oder Kranken-

pflege), jedoch sich allen Regeln und Gewohnheiten, selbst in Kleidung und Kost, dem gewählten Institute fügend, überzutreten, oder endlich mit einer Pension von jährlichen 200 fl., welche jedoch im Falle der Verehelichung eingezogen würde, in die Welt zu treten. In beiden letzteren Fällen müßten sie jedoch im vorschriftsmäßigen Wege ihres Ordinarius vorläufig des dermaligen Ordensgelübdes entbunden werden. Die in ein anderes Kloster Uebertretenden sollten 60 fl., jene aber, die in die Welt gehen würden, 100 fl. ein für alle Mal zur Ausstattung erhalten. Denjenigen, welche beisammen bleiben und auf keine der angedeuteten Arten austreten wollen, wurde vorläufig das Kloster Kirchberg am Wechsel als der Ort bestimmt, wo sie unter der Aufsicht des Diöcesanbischofs sich bis auf weitere Bestimmung aufhalten könnten, wogegen ihnen 150 fl. angewiesen würden. Die Laienschwestern sollen nach denselben Grundsätzen behandelt werden, jedoch in allen Fällen mit einer um 50 fl. geringern Dotation. Uebrigens hätten Alle bis längstens 18. September 1782 das Kloster zu räumen."

„Drei Chorfrauen, zwei Laienschwestern und die Tertiarin erklärten sich in die Welt, und zogen am 25. Oktober 1782 aus dem Kloster, angewiesen, sich bei dem Passauer Consistorium um die benöthigte Dispensation zu bewerben. Eine sinnverwirrte Nonne wurde mit der Pension von 200 fl. unter Curatel gesetzt. Die übrigen fügten sich den oben angedeuteten Alternativen. Zehn Chorfrauen und drei Laienschwestern zogen (mit den am 7. Juli 1782 zu Imbach eingetroffenen zehn Exnonnen des ebenfalls aufgelösten Carmelitenfrauenklosters von St. Pölten) nach Kirchberg am Wechsel, ihrem zunächst bestimmten Versammlungsorte, wo sie am 26. und 27. Oktober 1782 eintrafen."

Im Hofarchive fanden wir über die Aufhebung der Carmeliterinnen in St. Pölten noch folgende Zwischenfälle. Die Carmeliter-Nonnen in St. Pölten bitten, nachdem sie schon aufgelassen, das heilige Grab für dießmal noch in ihrer Kirche aufrichten und für die gestiftete Lampe noch fünf Mal das Oel herbeischaffen zu dürfen, was ihnen durch ein Decretum per Caesareo Regiam cameram aulicam sub 26. Martii 1782 gnädigst gewährt wurde.

Ein Dekret vom 4. April 1782 von der Hofkammer (Kolowrat unterschrieben) erlaubt den Novizinnen der aufgehobenen Klöster nicht, das mitnehmen zu dürfen, was sie der Klosterkirche geopfert haben. Eine Carmeliternovizin wollte eine Vergütung für das kostbare Kleid, mit welchem sie bei ihrer Aufnahme zum Altare schritt. Das Kleid wurde zu einem Meßkleide verwendet „und daher ihr die Vergütung nur in jenem Falle zu Statten kommen kann, wenn sie zu erweisen vermag, daß ihr von dem Kloster die Versicherung gegeben worden sey, daß sie bei ihrem Austritt von dem Noviziat aus dem Orden dafür eine Entschädigung erhalten würde.“

Eine Nonne, Carmeliterin aus St. Pölten, bittet den Kaiser flehentlich, wieder in ein anderes Kloster gehen zu können und sagt: „indem mir mein Vergnügen, in unserm Kloster zu leben, alle Hoffnung benommen.“

Die Carmeliterinnen zu Wiener-Neustadt bitten fast durchgehends in einem Gesuch an den Kaiser, in ihrige Ordenshäuser eintreten zu dürfen.

Ueber die Ankunft der Nonnen von Imbach und St. Pölten in Kirchberg noch Folgendes:

„Die ersteren hatten ihr Kostgeld, jede pr. 30 Kreuzer täglich nur bis 15. Oktober bekommen, die letzteren bis zum 27. Oktober, der Verwalter der Herrschaft Kirchberg

schritt bittlich bei der Cameraladministration um weitere Verabfolgung der 30 Kreuzer ein. Ein Salzburgischer Erzpriester wurde angehalten, diesen Nonnen zweier verschiedener Orden eine neue Tagesordnung vorzuschreiben, er that es „unmaßgeblich," versteht sich, und die Tagesordnung wurde dem Kaiser zur Begutachtung vorgelegt. Bald darnach erschien eine kaiserliche Anweisung auf das neue Institut, „deren aus den aufgehobenen Klöstern noch beisammen wohnenden Pensionärs" *).

Die 31 Folioseiten dieser Anweisung beginnen wie folgt: „§. 1. Se. k. k. apost. Majestät haben allergnädigst gestattet, daß die Klosterfrauen, welche ein erhebliches Bedenken tragen, aus den aufgehobenen Klöstern in die Welt überzutreten oder Krankheits, auch Leibsgebrechlichkeit halber Niemand in der Welt beschwerlich fallen wollen, in einem der eingezogenen Kloster-Gebäude beisammen wohnen und ihre noch übrigen Lebenstage in stiller Ruhe und Einsamkeit schließen dürfen. Es hat aber die vorangesetzte allerhöchste Begünstigung keineswegs die Absicht, unter den beisammen Wohnenden die ehemaligen Orden in den österreichischen Staaten noch weiters fortzuführen, sondern dieselben müssen gleich denen, welche in die Welt zurücktreten, das Ordenskleid ablegen und um die Entbindung von den Ordensgelübden bei dem bischöflichen Ordinariat geziemend ansuchen."

Diese olla potrida, welche als Cement die zwei Regeln hätte halb ersetzen, halb zusammenschmelzen sollen — konnte eben nicht halten. Nach dem Regierungsprinzipe mußte es darauf abgesehen sein, die Nonnen zum Auseinandergehen

*) Diese Anweisung Hofarchiv, Klosterakten Fascikel 214.

zu bringen. Das geschah auch. Am 31. Jänner 1784 gingen alle fort und ließen das leere Haus zurück. J. von Sonnenfels stellte den Antrag, die Gebäude von Imbach dem Grafen von Kufstein für 1420 fl. ohne Licitation zu überlassen. Der Antrag erscheint in den Akten genehmigt. Das Klostergebäude von Imbach liegt gegenwärtig in Ruinen und erinnert an die ausgegrabenen Häuser in Pompeji.

67. **Die Augustinerinnen zu Kirchberg am Wechsel.** „In einem von der mächtigen Grenzwarte Oesterreichs und Steiermarks, dem langgestreckten Wechselgebirge beherrschten reizenden Thale trauert nun im regen Streite mit den zerstörungssüchtigen Elementen nur durch die Stärke ihrer felsenfesten Mauern geschützt — die vielleicht schönste Kirchenruine Oesterreichs. Schon wuchern hochstämmige Föhren aus dem Schutt, wo noch die Väter der jetzigen Bewohner dieses Thales Weihrauchsäulen emporsteigen sahen, umrauscht von Orgelton und frommem Lobgesang. Noch lebt in dankgerührtem Angedenken das Gedächtniß an die guten Nonnen, die hier lebten, wie sie in mancher dürftigen Hütte die Thränen der Noth und des Unglücks getrocknet.“

Die Aufhebung des Klosters zu Kirchberg erfolgte mit 8. April 1782, an welchem Tage durch den niederösterreichischen Regierungsrath Ignaz Edler von Menshengen und den Regierungs-Sekretär M. K. Rubana den Klosterfrauen die Auflösung des Stiftsverbandes angekündet wurde, wobei die versammelten Schwestern in Thränen und heftige Klagen ausbrachen. Der von der Commission bei der Aufnahme des Inventars 2c. befolgte Vorgang, so wie die den Chorschwestern 2c. angebotenen Alternativen stimmen in der Hauptsache mit dem bereits bei Imbach erzählten Vorgange überein. Das Klostergebäude, ein Stockwerk hoch, umfaßte

45 Wohnbestandtheile (Zellen) und die Hauskapelle mit einem Altar von Holz, Mariahilf geweiht. Das Kloster stand mit der sonst freistehenden Pfarrkirche durch einen Bogengang in Verbindung. Auf dem Hochaltare in der Kirche war nach den Aufhebungsakten „ein altes Bild St. Jakob“ und fünf Seitenaltäre.

Die bei der Aufhebung vorgefundenen Paramente wurden der Pfarrkirche unentgeltlich überlassen, das entbehrliche Kirchensilber aber zur bessern Dotation der Kirche (um 914 fl. 39 kr.) veräußert. Zu den Klosterrealitäten gehörte auch das Schulhaus, die Maierswohnung sammt Viehstallungen und Dreschtenne, ein sechs Zimmer umfassendes einstöckiges Gebäude dem Stifte gegenüber, eine Mahlmühle, das Spitalhaus, der Maierhof zu Sachsenbrunn, ein zur Amtsdienerwohnung bestimmtes kleines Häuschen an der Brücke und die sogenannte Taferne zu Kirchberg.

Daß ein Theil des Gebäudes des aufgelösten Kirchbergerklosters 1782—1784 zu einem Versammlungsorte solcher Exnonnen von St. Pölten und Imbach bestimmt wurde, welche es vorzogen, statt in die Welt zu treten, ein gemeinschaftliches Leben zu führen, um sich wechselseitigen Beistand zu leisten, ist bereits bei Imbach erwähnt worden, eben so, daß diese nicht ganz freiwillige Gemeinschaft (unter einem eigenen Direktor, dem vormaligen Lehrer der kirchlichen Hermeneutik, Anton Wenger) auch nur von kurzer Dauer war, wornach die Exnonnen fortgingen und sich mit dem Bezuge ihrer systemmäßigen Pensionen begnügen mußten.

Zur Zeit der Aufhebung war Maria Theresia von Gabelhofen (zu Capua in Italien geboren, 51 Jahre alt und bereits 36 Jahre im Kloster), Oberin und Dechantin des Klosters; es lebte aber auch noch die vormalige Oberin Anna Jakobine Edle von Staitz, als Chorschwester im

Stifte. Der übrige geistliche Personalstand zählte damals (die gedachte von Staitz mitgerechnet) 17 Chorschwestern, darunter mehrere Adelige aus den Familien de Ben, v. Hockhe, v. Klingenau, v. Wallenfells und v. Winkelsperg, 5 Novizinnen, darunter eine Chornovizin und 7 Laienschwestern; Tag und Stunde, in welchen die Exnonnen das Kloster verließen, mußte dem Kaiser genau berichtet werden, eben so in welchem Orte, Hause und bei wem sie sich zu wohnen entschlossen hatten.

Beichtvater war ein regulirter Chorherr vom Stifte Vorau; dem Pfarrer und zugleich Dechanten waren zwei Kapläne beigegeben.

Nach der Auflösung des Klosters blieben sechs Exnonnen ihres hohen Alters und ihrer Gebrechlichkeit wegen zu Kirchberg in weltlicher Versorgung; eine Chorfrau ging in das Elisabethinerinnenkloster zu Wien; die übrigen zerstreuten sich. Die Effekten des Klosters wurden im Oktober 1789 veräußert, die Bücher (in vier Verschlägen eingepackt), da selbe nicht verkauft werden durften, an die Wiener Universität gesendet.

Von den mit andern Schriften in zwei Kästen vorhanden gewesenen Urkunden sind die Stiftsbriefe ausgeschieden, die übrigen „fast unleserlich alten Schriften" aber vorläufig in den Kästen versiegelt, und dann dem wirklichen Hofrathe Ferd. Georg Edler v. Mitis überlassen worden, welcher laut Kauf- und Verkaufscontractes dd. 23. April 1790, das dem Religionsfond gehörige Gut Kirchberg am Wechsel (unter der Einlage: Gut Sachsenbrunn, Pfarrkirche zu Kirchbach am Wechsel, Pfarramts- und Wolfgang Zäch im V. U. W. W.) sammt allen zugehörigen Unterthanen, Herrlichkeiten und Gerechtsamen um 20,406 fl. 40 kr. angekauft hatte.

Die herrliche St. Wolfgangskapelle zu Kirchberg am Wechsel hat nur der Härte ihres Materials zu verdanken, daß sie gegenwärtig, freilich mit eingerissener Bedachung (denn etwas und zwar das Mögliche für die gute Sache mußte doch geschehen), noch fortbesteht, so daß ihre zierlichen Formen noch vom Freunde des Alterthums bewundert werden können. Die Kapelle wurde 1782 entweiht und dann als Materiale licitando zum Verkauf ausgeboten; es fand sich aber wegen der Härte des Steins und des Cements kein Kauflustiger — jeder hätte sich die Zähne daran ausgebissen, d. h. wäre dabei zu Schaden gekommen. Die Abtragung der gothischen Frauenkirche in Baden bei Wien war mit ähnlichen Schwierigkeiten verbunden; als man die prächtige felsenfeste Ludwigskapelle an der Minoritenkirche zu Wien in ein Wohnhaus umzugestalten versuchte, mußte man die Strebepfeiler stehen lassen — die gothische Mariastiegenkirche zu Wien, mit ihrem meisterhaften originellen Thurm, jetzt noch eine seltene Zierde der Residenz, hätte 1785 zu einem Versatzamt umgestaltet werden sollen. Der Kaiser Joseph machte diese Kirche hiefür dem Magistrat von Wien zum Geschenke, selbiger Magistrat aber bedankte sich für die Gnade, da er ohnehin mit den Kosten zur Herstellung der Gebäude für die Criminaljustiz und das Bürgerspital überbürdet sey. Feil sagt hierüber: „So wurde denn dieses ehrwürdige Gebäude lediglich aus Rücksichten der Oekonomie gerettet! Bei der namentlich in jener Abolirungsperiode hinlänglich bekundeten Consistenz des den feindseligen Abbrechungsversuchen mit oft kaum zu bändigender Hartnäckigkeit widerstrebenden Bauwerkes an alten Kirchen, deren viele damals um den Materialwerth an den Meistbietenden losgeschlagen wurden, hätte der Wiener

Magistrat durch die Uebernahme der Verpflichtung, die Kirche abzubrechen, gewiß ein sehr unökonomisches Geschäft gemacht, wie dafür nach anderweitiger Erfahrung zahlreiche Beweise vorliegen." Die schöne Leonhardikirche auf einem Hügel zu Petersdorf, eine Meile von Wien gelegen, weithin im Lande sichtbar — wurde 1785 auf Befehl des Kaisers unter der Bedingung als Materiale verlicitirt — daß selbe sogleich destruirt werden müsse. Aus dem Markte Petersdorf wollte selbe Niemand erstehen. Es kam ein fremder Käufer und die Kirche wurde ihm fast geschenkt. Er leitete die Abbrechung selber, und trieb zum Ueberflusse noch seinen Spott gegen Jene, welche das Gebäude aus religiösen Rücksichten nicht kaufen, respective nicht zerstören wollten. Eine Mauer stürzte um, und zerschmetterte den Käufer unter ihrer Wucht. Wir haben diese Thatsachen ausführlicher anderswo berichtet *). Jedenfalls kann auch ein Aufgeklärter nicht abstreiten, daß dieser Mann, der am Umsturz eine so große Freude bezeugte, auch durch den Umsturz sein Leben beenden mußte. Ebenso mußte die gothische Pfarrkirche beim Stift Heiligenkreuz in der Nähe von Wien abgetragen werden. Meistens waren es gothische Baudenkmale, welche den Göttern der Aufklärung geopfert wurden. Als ob die Zeit sich selbst in architektonischen Bildern charakterisiren wollte, entstanden damals bisweilen in Dorfschaften neue Kirchen, die alle nach Einer Form gegossen sind: viereckige Scheuern oben mit zwei oder vier Lichtlöchern; und doch hat diese Zeit das, was sie zerstörte, für häßlich, und das, was sie baute, für schön gehalten.

---

*) Woher, wohin? Geschichten, Gedanken, Bilder und Leute aus meinem Leben. Von Sebastian Brunner. 2. Auflage. Manz, Regensburg. 1865. 2. Bd. S. 253—257.

Im selbigen Decennium ließ der Commandant der Militärschule zu Wiener-Neustadt in der Burgkirche (in welcher Kaiser Max I. beigesetzt ist) die herrlichen belgischen Glasmalereien zertrümmern (ein Verlust in die Tausende dem Geldwerthe nach), und aus den Glasscherben wurden grüne Flaschen gegossen. — Wir haben auch hier aus unzähligen Zerstörungsfällen nur einige wenige als Beispiele angeführt.

68. **Das von Rudolph von Habsburg gestiftete Kloster in Tulln.** Obwohl der Verfasser die Aufhebungsakten obigen Klosters theils im Staats-, theils im Hofarchive zu Wien selbst eingesehen hat, zieht er es doch gerade beim Bericht über die ehrwürdigste und denkwürdigste Stiftung des Habsburger Hauses vor, einen Historiker (Meinert) reden zu lassen, der in seinen Schriften eine besondere Vorliebe für Kaiser Joseph zeigt, und die edlen Eigenschaften Josephs allenthalben nach Möglichkeit gewürdigt hat. In der angezeigten Schrift findet sich eine skizzirte Geschichte des Klosters vom Jahre der Gründung 1278 bis zur Demolirung der Kirche 1782. Ueber die Aufhebung heißt es:

„Im März 1782 erstattete die niederösterreichische Regierung, nach Einholung der kreisämtlichen Auskünfte, an die böhmische und österreichische Hofkanzlei den Bericht, „daß hierlandes nebst den bereits aufgehobenen, annoch folgende Frauenklöster sich befänden, die dem Publiko von keiner oder nicht besonderer Nutzbarkeit seyen,“ (!!) nämlich das Frauenkloster der Regel des heiligen Augustin zu Kirchberg am Wechsel, das Frauenkloster Ordinis S. Dominici zu Tulln und das Frauenkloster desselben Ordens zu Imbach im V. O. M. B. Bei den vorangegangenen

Verhandlungen hierüber, waren, nachdem die Tullner Klosterfrauen sich zur Uebernahme des Unterrichts und der Krankenpflege erboten hatten, die Stimmen getheilt, und von einigen Seiten wurde beantragt: „daß die Sache wegen des Frauenklosters zu Tulln, welches noch nutzbar werden könnte, der allerhöchsten Willkür anheimgestellt werden möchte.“ Gleichwohl kam es zuletzt zu dem Beschlusse: „Das Frauenkloster zu Tulln halte weder Schulen noch Kostkinder, noch auch besorge es Kranke, und nach Bemerkung des Kreisamts würden die Klosterfrauen erst nützlich seyn, wenn selbe, wie sie sich bei der Schuldirektion und allerhöchsten Orts erboten hätten, sich dem Unterricht der Jugend und der unentgeltlichen Unterstützung der Kranken widmen dürften; welches jedoch von Seite der Landes-Regierung abermals ein bloß aus Noth und Furcht der Aufhebung, nicht aber vermöge Instituts geschehenes Erbieten zu seyn scheine, worauf die Stadt Tulln so wenig anstehen möge, als bisher derselben das Daseyn des Klosters keinen Nutzen verschafft habe“ u. s. w.

In diesem Sinne erstattete die niederösterreichische Regierung Bericht an die genannte Hofkanzlei, welche nun ihr Votum allerhöchsten Orts dahin abgab: „daß die obenerwähnten beiden Klöster zu Imbach und Kirchberg, dann das Dominikanerinnenkloster zu Tulln“ insgesammt unter die Zahl deren aufzuhebenden gehören, da sie weder Kostkinder, noch Schulen halten, noch Kranke besorgen, noch sonsten wegen ihrer Lage dem Publikum von einer besondern Nutzbarkeit seyn können.“

„Was sowohl in jenem Berichte der niederösterreichischen Regierung wie in dem V o t u m d e r H o f k a n z l e i zunächst auffallen muß, ist, daß weder in dem einen, noch in dem andern e i n e S y l b e v o n d e m r e i n h a b s b u r g i s c h e n U r-

sprunge des Tullner Klosters, von seinen dem Erzhause vorzugsweise wichtigen Denkmälern und von den theuern Reliquien seiner Gruft erwähnt wurde. Ein bloßes Vergessen läßt sich kaum voraussetzen, indem alle diese Beziehungen erst zehn Jahre früher durch die Kaiserin Maria Theresia in erneuerte Anregung gekommen waren und Graf Blümegen, der in den damals hierüber gepflogenen Verhandlungen selbst mitgesprochen hatte, noch immer an der Spitze der Hofkanzlei stand. Dem Gedächtnisse des großen Kaisers Joseph II., in dessen Haupte sich so viele Unternehmungen, so viele Sorgen drängten, konnten aber dergleichen lokalgeschichtliche Details unmöglich immer gegenwärtig sein *), und es war um so mehr gefehlt, den edlen Monarchen nicht an diese Umstände zu erinnern, da sein hoher Sinn und seine bekannte Pietät für die Traditionen seines erhabenen Hauses zweifelsohne auf die Erhaltung so unschätzbarer Familien-Monumente ausdrücklich Bedacht genommen haben würde."

„Indessen auch ohne von den Gründen, die in diesem Falle eine besondere Rücksicht anempfohlen, näher unterrichtet zu seyn, verfügte Kaiser Joseph die Aufhebung des Tullner Dominikanerinnenklosters nur in der schonendsten Form, ja er gestattete sogar dessen Fortbestand unter allen bisher genossenen Vortheilen; nur sollte es in ein Ursulinerinnenkloster sich verwandeln, wozu die Schwestern ohne-

*) Wir bringen geflissentlich hier die Erörterungen des Dr. Meinert, der die traurige Prozedur vollkommen anerkennt — dieselbe aber den Räthen und Beamten des Kaisers allein auflabet. Der Maurer-Großmeister von Kreßl als Präsident fand es offenbar nicht für gut, den Kaiser aufmerksam zu machen, daß dieß Kloster eine Stiftung Rudolphs von Habsburg sei.

hin sich bereits erboten hatten." „Das Kloster von Imbach und jenes von Kirchberg" — so lautete der Ausspruch des Kaisers — „ist eingerathener und vorgeschriebenermaßen aufzuheben. Die Dominikanerinnen zu Tulln haben dem nämlichen Schicksal zu unterliegen. Dagegen ist eine angemessene Anzahl jener aufgehobener Klosterfrauen, so sich in den Ursulinerorden übertreten zu wollen erklären, in das Kloster zu Tulln mit der Obliegenheit, Normal-, Lehr- und Arbeitschulen für Mädchen zu halten, zu übersetzen, weil diese an sich selbst noch ziemlich volkreiche Stadt eine solche Vorsehung nöthig hat, und es versteht sich von selbst, daß dieses Kloster sodann in dem bisherigen Genuß seiner Einkünfte verbleibt."

Demgemäß wurde von Seiten der böhmisch-österreichischen Hofkanzlei die niederösterreichische Regierung angewiesen, die beschlossene Aufhebung „sogleich nach den bereits vorgeschriebenen Maßregeln zu veranlassen." Um dieß in's Werk zu setzen, verfügte sich eine kaiserliche Commission, an deren Spitze der Appellationsrath Rudolph Graf von Abensperg und Traun stand, nach Tulln, und es wurden dem Kloster noch folgende Punkte vorgelegt: „Die Dominikanerinnen sind vermöge allerhöchster Resolution dd. 21. März 1782 aufgehoben; jedoch sollen sie bei dem Genuß ihrer Güter verbleiben, wenn sie sich zur Annahme des Ursulinerinnen-Instituts erklären werden. Es wird auf fernere allerhöchste Entschließung ankommen, was und wie Se. Majestät den in dieses Institut übertretenden Nonnen zur Ausstaffirung bemessen werden. Falls jedoch sämmtliche Nonnen das Institut nicht annähmen, so wäre das Kloster als gänzlich aufgehoben anzusehen."

„Sämmtliche Nonnen, oder jede insbesondere haben ihre

Erklärung binnen vierzehn Tagen schriftlich und versiegelt abzugeben. Die in dem Kloster befindlichen Novizinnen, wenn sie nicht mehr bleiben wollen, haben binnen vier Wochen nach Empfang einer Summe von 100 fl. das Kloster ein für allemal zu verlassen. Einer Jeden bleibt es freigestellt, in fremde Länder als Dominikanerin zu emigriren. Denjenigen, die in fremden Klöstern im Lande als wirkliche Gehilfinnen eintreten, werden jährlich zur Pension 200 fl., jene aber, welche in weltliche Kost treten, ebenfalls jährlich, und so lange sie sich nicht verheirathen 200 fl., dann jenen, welche in einem anzuweisenden Kloster ihr Leben ruhig beschließen wollen, 150 fl. bewilligt, wogegen die Laienschwestern in allen diesen vorberührten Fällen allezeit um 50 fl. weniger anzuhoffen haben. Denjenigen, die in fremde Klöster übergehen, werden 60 fl., jenen aber, die in die Welt eintreten, 100 fl. ein für allemal bewilligt. Jene Nonnen, die das Institut nicht annehmen wollen, haben das Kloster binnen fünf Monaten zu verlassen."

Im Hofarchiv Folgendes: 1782. Der Kaiser geruht gnädigst anzubefehlen, „das Dominikanerinnenkloster in Tulln sey sogleich in ein Ursulinerinnenkloster umzugestalten, zur Ablegung des juramenti manifestationis in die Hände der landesfürstlichen Herren Commissarii adhibitis Solemnibus consuetis angehalten und über das Vorige ein mit aller Legalität versehenes Inventarium verfaßt werden solle. Die Nonnen mußten sich inner vierzehn Tagen äußern, ob sie „Ursulinerinnen und nützlich werden wollten," oder ob sie in ein anderes Kloster gehen wollten. — Alle bis auf zwei fügten sich und erklärten sich fünfundzwanzig, sie wollten folgen und Ursulinerinnen werden.

Die Nonnen ergaben sich in diese Veränderung und

zeigten der Commission an: „daß sie inzwischen von dem Passauischen Consistorium die Regeln des Ursuliner-Institutes erhalten hätten, und die abgeforderten Erklärungen ihres künftigen Lebensentschlusses selber unterm 20. April durch den Hofrichter an die Regierung eingeleget worden seyen.“ Hiermit waren die Bedingungen erfüllt, welche sich an den vorläufigen Fortbestand des Klosters knüpften; nach aufgenommenem Inventar wurden der Priorin Maria Nepomucena Hirschin die Kirchengeräthschaften „zu fernerer Besorgung und allfälligem Gebrauch übergeben und in Händen gelassen,“ und am 30. April reiste die Commission von Tulln, wo sie am 5. eingetroffen war, wieder nach Wien ab. So war denn das Frauenkloster zu Tulln, nachdem es durch 502 Jahre als ein Dominikanerinnenstift bestanden hatte, in ein Ursulinerinnenstift umgewandelt. Zur Annahme des Ursulinerinnen-Instituts hatten sich vierundzwanzig Nonnen und eine Novizin erklärt, acht Nonnen traten aus. Doch erfolgte schon am 28. Mai, vermöge kaiserlichen Befehles, eine Verordnung der niederösterreischen Regierung, daß in Zukunft die Zahl auf zwölf Chor- und sechs Laienschwestern zu beschränken sei. Die Schulen des neuen Ursulinerinneninstituts sollen unaufschiebbar mit 1. November 1782 eröffnet werden, nachdem einige der Nonnen in das Ursulinerinnenkloster nach Wien abgeschickt worden waren, um daselbst die Normalschule zu erlernen.

Indessen waren die Umstände so beschaffen, daß sich der in allen ihren Grundlagen umgestalteten Anstalt kein langes Bestehen prophezeien ließ. Weil die nunmehrigen Ursulinerinnen keine neuen Mitglieder aufnehmen durften (!), so legten auch sie selbst niemals Profession auf das Institut ab.

Da sie keinen Nachwuchs hatten, und es viele alte unter

ihnen gab, so schmolz ihre Anzahl durch Sterbefälle und Krankheiten sehr schnell zusammen; immer schwieriger ward es ihnen, den Unterricht der weiblichen Jugend zu versehen, und so löste sich das Institut nach drei Jahren von selbst auf.

Das Kloster wurde später aufgehoben, die Paramente verwüstet, die historischen Werthgegenstände verschleppt oder verworfen. Es bleibt uns nur noch übrig, über das Schicksal der Gebäude des Klosters zu sprechen. Das schöne Kanzlei- und die übrigen Wohn- und Wirthschaftsgebäude sammt Oekonomie und Dominium kamen anfangs unter die Verwaltung des k. k. Cammerale. Dann erkaufte es die Gräfin O'Reilly, von welcher es die Fürstin von Lothringen im Jahre 1816 mit Inbegriff des Fundus instructus und des 1807 aufgelösten Minoritenklosters um 340,000 fl. W. W., d. i. 136,000 fl. Conv.-Münze und 300 Stück vollwichtige kaiserliche Dukaten an sich brachte.

Das eigentliche Klostergebäude wurde von einem Privaten, der es käuflich erwarb, in eine Seidenfabrik umgestaltet, die mehrere Jahre gute Geschäfte in Zopfbändern machte, aber mit dem Ableben der Zöpfe ihr Ende erreichte. An ihrer Stelle wollte nun eine englische künstliche Baumwollspinnerei ihr Glück versuchen. Allein unglückliche Zeitverhältnisse ließen sie nicht zu dem gewünschten Ziele kommen; mühsam fristete sie sich bis zum Jahre 1818, wo sie aufhörte. Nun stand das solide und weitläufige Gebäude, welches in öffentlicher Feilbietung um den geringen Preis von 15,000 fl. W. W. nicht angebracht werden konnte, bis zum Jahre 1825 leer. Da erkaufte es ein Private um 4000 fl. Conv.-Münze, demolirte Alles und ließ zur eigenen Wohnung nur denjenigen kleinen Theil stehen, welcher ehedem von den Priestern und der Priorin bewohnt war.

„Gegen das Kirchengebäude, in dessen Räumen die Habsburger schlummerten, hatte die zerstörende Hand sich schon damals gewendet, als es in den Besitz des obengenannten Triumvirats gekommen war. Man begann es abzubrechen und die Materialien zu verkaufen. Allein der gewaltig feste Bau erschwerte das Vernichtungswerk und ließ dasselbe nur höchst langsam vorschreiten. So schützte sich die alte Schöpfung König Rudolphs noch eine Zeit lang durch ihre eigene Festigkeit gegen die Vertilgungsmittel des jüngeren Geschlechts. Nachdem aber der Kirchentorso in das Eigenthum des Fabrikanten Bernatz übergegangen war, wurde das Zerstörungswerk mit doppelter Energie systematisch wieder aufgenommen. Man untergrub die festgefügten Mauern, so daß sie zuletzt unter ihrer eigenen Wucht zusammenbrachen und zerschellten. Auch die Gewölbe und Grüfte wurden ausgebrochen und die Steine derselben, sowie jene des Oberbaues mit außerordentlichem Gewinne verkauft, die aufgewühlten Räume dann zugeschüttet.“

„Bei dieser Gelegenheit wurde auch wohl die ehrwürdige Asche der hier ruhenden Habsburgischen Sprößlinge zerstreut und — mit innigem Schmerze sei es bekannt — wir hegen keine oder nur sehr geringe Hoffnung, daß jemals eine Spur der verehrten Ueberreste sich mehr werde auffinden lassen.“

„Buchstäblich den ‚letzten Stein‘ der bezeichneten Klosterkirche, aus der Umgebung des Hochaltars, rettete das k. k. Pioniercorps, und fügte ihn, mit einer Gedächtnißschrift versehen, der Mauer des vormaligen Klostergebäudes — jetzt eine Zündhölzchenfabrik — an jener Stelle ein, wo letzteres an die demolirte Kirche stieß, und wo man noch gegenwärtig die Spuren des alten Verbindungsganges

an dem Mauerwerke entdeckt. Die erwähnte Gedächtniß-schrift lautet:

'Letzter Stein der Kirche zum heiligen Kreuz,
Gegründet vom Kaiser Rudolph I.
Nach dem Siege über König Ottokar 1278.
Errichtet vom k. k. Pionnier-Corps im Jahre 1837.'

„Die Stelle selbst aber, auf welcher die Kirche gestanden, ist nunmehr eine Wiese!"

„Vom Erdboden verschwunden ist die heilige Stätte, in welcher (einer Sage nach) das Herz König Rudolphs, nachdem es ausgeschlagen, Ruhe finden wollte; wo Kinder, Enkel und Urenkel von ihm, ein trauter Familienkreis, sich schlummernd um die goldene Urne lagerten, welche das Herz des großen Ahnherrn barg." So weit Dr. Meinert.

69. **Die Karthause Gamming.** Von der Eisenbahnstation Pöchlarn, zwischen Mölk und Enns geht es südlich sieben Meilen weit über Wieselburg und Scheibbs durch herrliche Gebirgslandschaften gegen Steiermark zu. Von weitem sieht man in einem engen romantischen Thale, von tannenbewachsenen Bergen umschlossen, die Kirche mit einem zierlichen gothischen Thürmlein aufragen. Diese Kirche trägt im Innern das Gepräge vandalischer Zerstörung. Die Altäre entfernt, die Mauern beschädigt, der Raum voll Holz, Balken und Gerümpel aller Art angefüllt. An der einen Kirchenwand von Außen sieht man noch die zierlichen Ansätze der Ribben des Kreuzganges — der Kreuzgang selber ist vollkommen zerstört und nur die Spuren, welche seine Schönheit noch verkünden, sind an dieser Wand zu sehen. Die Höfe der Abtei aber zeigen sich noch prächtig erhalten. Offene Arkaden auf feinen Säulen getragen, sie erinnern an die schönsten Arkaden italienischer Klöster. Die Bibliothek ist noch

erhalten, es existiren darin auch noch Bücher, welche von den Karthäusern herrühren. Das Refektorium wurde nach Aufhebung des Klosters untermauert und diente zur Wohnung des Verwalters der Regierung. Die kleinen in separaten Häusern gebauten Zellen der Karthäuser dienen jetzt zur Wohnung armer Leute. Die Besitzer der Gebäude und Ländereien seit 30 Jahren (Grafen Festetics) haben mit vieler Pietät für den alten Bau, nicht nur erhalten, was sie vorfanden, sondern auch manchen Ruin, der noch nicht unverbesserlich war, restaurirt. Prächtige große Kästen, die als altes Gerümpel in finstern Kammern verstaubt und zerbrochen lagen, wurden hergerichtet, einer davon ist jetzt gut an 3000 fl. werth. Die besagten Grafen haben viele Geräthe, Bilder, Möbel, die bei der Aufhebung verschleppt wurden und in Bauernhöfen der Umgegend sich vorfanden, aufgekauft. Das Hauptportal der Kirche im Renaissancestyl aus rothem Marmor, zu beiden Seiten den Stifter und seine Gemahlin in halberhobener Arbeit darstellend, ist noch erhalten. Zur Karthause gehörten an 32,000 Joch Waldungen und Wiesen. Kloster und Kirche zeigen sich, wenn man nach der Längenseite in das Thal kömmt, an einer dunkelgrünen hohen Bergwand wie angelehnt, die mit Nadelhölzern dicht bewachsen ist. Die Gebeine der Stifterfamilie ruhen jetzt im Presbyterium der Pfarrkirche von Gamming an der Epistelseite des Hochaltars. Auch der marmorene Hochaltar der Pfarrkirche wurde aus der verfallenen Kirche der Karthäuser hieher übertragen. Wir bringen zum Verständniß der Aufhebungsgeschichte vorerst eine historische Skizze über Gamming.

Gestiftet wurde das Kloster vom Habsburger Albrecht II. dem Weisen.

1330 wurde von Albrecht mit Beistimmung seines Bru-

ders Otto der Stiftbrief aufgesetzt und 1332 der Grundstein gelegt und Zellen für 25 Karthäuser zu bauen begonnen. 1342 war die prächtige gothische Kirche und das Kloster fertig. Bis zu seinem im Jahre 1358 erfolgten Tode fügte der großmüthige Albrecht dieser seiner Lieblingsstiftung neue Schenkungen bei, so daß einmal selbst die Karthäuser zu ihm sagten: „Gnädigster Herr, es ist genug, wir haben schon überflüssigen Unterhalt.“

Albrecht antwortete ihnen: „Nehmet, meine lieben Kinder, wenn man Euch gibt, es wird eine Zeit kommen, da man Euch das, was Euch gegeben worden, wieder nehmen wird.“

Noch im Jahre 1782 wird das Innere der Kirche wie folgt beschrieben:

„Gegen Mitternacht steht die zwar (!) auf gothische Art, aber groß und prächtig erbaute Hauptkirche ‚unserer Frauen Thron‘; mitten im Chore dieser Kirche ist das Grabmal des Stifters Herzog Albrecht II. neben seiner Gemahlin Johanna, der Erbin der Herrschaft Pfyrt, die vor ihm im Jahre 1351 gestorben ist. Beide Grabmale sind mit einem großen, erhabenen rothmarmornen Leichenstein bedeckt, auf welchem die Bildnisse dieses erlauchtigsten Ehepaares ausgehauen sind. Ferner ward hier bestattet die erste Gemahlin Herzogs Albrecht III. mit dem Zopf — Elisabeth, Kaiser Karl IV. Tochter, geboren 1347, gestorben 1373. — Die Karthäuser begehen die Jahrestäge dieser durchlauchtigsten Personen mit vieler Feierlichkeit; des Herzogs den 20. Juni, den der Herzogin den 15. November, und theilen jedem Armen, der dahin kommt, eine Spende an Brod und Wein und einen Pfennig aus.“ Bis 1670 standen der Karthause Prioren vor. In diesem Jahre erhob der Kaiser Leopold den Prior in den österreichischen Prälatenstand.

Das Stift war Patron von vier Pfarren und besaß die Märkte Gamming, Scheibbs, den halben Oetscherberg, den Lunzersee, dann noch einige alte Schlösser und frühere adelige Güter.

Im Jahre 1782 schlug auch diesem Stifte die Stunde der Vernichtung. Feil, ein sehr genauer Historiker für Nieder-Oesterreich, beurtheilte die Klosteraufhebungen rein nur vom Standpunkte der Verluste, welche der Kunst und der Geschichte durch dieselben erwachsen sind; er sagt schon in der Einleitung: „Daß die Klöster neben dem mehr oder weniger glücklichen Verfolgen ihres unmittelbaren Berufes zugleich die kräftigsten Förderungsmittel der Civilisation, die in den Tagen der größten Wirren, wie vom Weltverhängnisse (?) eigens ausersehenen Schutzstätten für Kunst und Wissenschaft, die fast alleinigen Urkundenbücher für die Vergangenheit waren, daß ohne sie die klassischen Denkmale hellenischer und römischer Literatur so viele sprechende Zeugen des Kunstwirkens der Vorzeit für die Menschheit und ihre Veredlung kaum gerettet worden wären, daß wir ohne sie fast gar keine Geschichte hätten, ist eine selbst in den Tagen einer sogenannten aufgeklärten Zeit nicht wegzuleugnende Thatsache.“

„Als bei veränderten Verhältnissen und Ansichten namentlich in Oesterreich die Frage des ferneren Bestandes so vieler Klöster höheren Staatsrücksichten (?) untergeordnet ward, und der Staat, wiewohl zum Schutze frommer Stiftungen nach der Absicht der Gründer berufen, durch die Aufhebung einer großen Anzahl derselben von seinem Rechte (sic?) der Expropriation Gebrauch zu machen, für unabweisbar (?) erachtete, da blieben leider die oben angedeuteten Rücksichten fast durchwegs außer Anschlag, gewiß nicht im Sinne des unvergeßlichen hochherzigen Reformators,

wohl aber bei der nie zu entschuldigenden sanguinischen Hast der ausführenden Organe. Eingeweihte in der Geschichte der letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts wissen auch ohne Wiederholung vieler kläglicher Thatsachen, welche unermeßlichen und unersetzlichen Verluste in jenen Tagen die Geschichte und Kunst an Denkmalen erlitt, die aus der vielnamigen Verwüstung der Jahrhunderte den undankbaren Enkeln eben nur zur Zerstörung gerettet waren. Unsere Tage mit den Fortschritten einer universelleren Bildung, mehr und mehr einer fast unbegreiflichen Befangenheit entwunden (?), neigen sich mit der erwachten Liebe zur Geschichte und der mit ihr so innig verschwisterten Archäologie sichtbar der bessern Erkenntniß zu und sammeln ängstlich von den kärglichen Ueberresten wieder auf, die den furchtbaren Zerstörungskrieg gegen die Vergangenheit und ihren Nachlaß überdauerten."

Hier folgen einige Akten über Gamming, die Feil nicht gebracht und die wir aufgefunden. „121. Vortrag. April 1782. Euer Majestät! Die nieder-österreichische Regierung macht unterm 29. März et praes. 9. April die Anzeige, wie noch bei Aufhebung der Gamminger Karthause daselbst folgende merkwürdige Stücke vorgefunden wurden: a. ein Degen und Dolch sammt eisernem Schwert, mit einer Degenklinge, welche Geräthschaften von dem Stifter Erzherzog Albrecht II. herrühren sollen, ingleichen b. das Chorbuch des Stifters; c. das mit ächten Steinen besetzte Gebetbuch der Kaiserin Eleonore, wie auch bildliche Sammlungen der Kaiser und Päpste, worüber sich die Regierung die allerhöchste Bestimmung erbitte, ob nicht etwa besagte Stücke in die k. k. Bibliothek, Schatzkammer und theils in das Zeughaus gebracht werden sollen?" Graf Blümegen und

Graf Auersperg unterstützen am 13. April 1782 diesen Antrag, aber der Kaiser resolvirt eigenhändig: „Alle diese Stücke sind licitando zu verkaufen. Joseph."

„758. Vortrag. Den Publicat-actum der anbefohlenen Aufhebung des Karthäuserklosters zu Gamming. Die allda befindliche Ruhestatt einiger kaiserlichen Familienglieder und die Bibliothek betreffend. 24. Mai 1782."

„R. Wenn die Gamminger Kirche nicht verändert wird und eine Kirche bleibt, so sind die Leiber allda zu belassen, wo nicht, so sind sie in die nächste Pfarre in der Stille zu übertragen. Das Nämliche hat auch hier zu Wien mit den vorfindigen Grabstätten bei den aufgehobenen Klöstern zu geschehen, da in der kaiserlichen Gruft nicht Platz für solche Gebeine mehr ist. Wegen der Bibliothek genehmige ich die Einrathung. Joseph."

In einem Spitale zu Gamming wurden 50 arme Leute auf Kosten des Klosters verpflegt. Die Kirchenaufseher erhielten Sonn- und Feiertag einen Laib Brod, die andern Armen wöchentlich 90 Laib Brod, jeder zu 1½ Pfund. Die Spitäler zusammen empfingen monatlich einen Metzen Waizen, 6 Metzen Korn, wöchentlich 2 Laib Brod, jedes zu 8 Pfund und die Klostersuppe. Bei der Aufhebung heißt es einfach: „Da dieses freiwillige Gaben sind, ohne Umstände nicht mehr zu verabfolgen." Die Resolution hierüber konnten wir nicht mehr finden — faktisch bekommen aber die Armen in Gamming jetzt vom alten Klostergut nichts mehr.

Von der Stiftungszeit an existiren sämmtliche Privilegiumsbestätigungen aller österreichischen Fürsten bis auf Maria Theresia, Joseph vernichtete die Privilegien und den Stiftbrief.

Lassen wir nun die kaiserliche Aufhebungs-Commission in ihrem Referate vom 29. November 1782 über den Befund der Fürstengruft in Gamming wörtlich sprechen:

„In Betreff der in allhiesiger Stiftskirche befindlichen Leibern und Gebeinen der kaiserlichen Familie habe ich nicht gesäumet, die Grufft eröffnen zu lassen, in welcher sich drei hölzerne Särgen, welche dermassen marb (mürbe) und zum Theile verfaulet sind, daß sie fast nicht beweget werden können, gezeiget, in welchen einem die bloßen Gebeine des höchstseeligen Stifters Alberti II., in dem zweiten jene der durchlauchtigsten Stifterin Joanna und endlich im dritten ebenfalls die Gebeine der durchlauchtigsten Fürstin Elisabetae Prinzessin Tochter Karl IV. und Gemalin Alberti III. aufbewahrt worden, wie solches aus den in marmorenen Steinen eingehauenen oder hiermit in Abschrift folgenden Inschriften entnohmen werden konnte. Da nun die hölzernen Särgen fast gänzlich vermodert, mithin zum Transport nicht mehr geschickt sind, so wäre es gehorsamst ohnmaßgeblichen Dafürhaltens, daß eineswei̇len allhier 3 kleine Trüherl, so die wenigen Gebeine in sich fassen, verfertiget, und sodann zu einer gnädig zu bestimmenden Zeit mittels eigener Gelegenheit nachher Wien abgeführt würden. Wobei mir aber den hohen Befehl zugehen zu machen bitte, wo auf wes Art solches geschehe, und ob dieser Transport von einer Militairwache begleitet werden solle.“ Feil brachte die Antwort nicht. Wir fanden sie im geistlichen Protokoll 2. Februar 1783. R. ad 14. „Ist sich nach meiner in Betreff der erzherzoglichen Sarge zu Mauerbach schon ertheilten Anordnung zu achten und ein Gleiches auch bei Gamming zu beobachten. Sollte aber dasige Kirche entweiht werden, alsdann ist die angetragene Transferirung

mittelst der kupfernen Sarge, wozu der Aufwand von 100 fl. für jeden bewillige, zu veranlassen. Joseph."

Es geschah nichts von den Befehlen des Kaisers, denn 1814 erzählt Riedler im Taschenbuche für vaterländische Geschichte, Seite 55, daß die fürstlichen Gebeine in der Lieblingsstiftung Albrechts im verwüsteten Kirchengebäude durch 15 Jahre (also von 1782 bis 1797) dem Muthwillen und der rohen Neugierde preisgegeben blieben, bis Graf Hohenwart (von 1794 bis 1803 Bischof von St. Pölten), bei einer Kirchenvisitation über dieses Aergerniß unterrichtet und mit Recht darüber empört, einen Bericht an den Hof erstattete, worauf Kaiser Franz II. 1797 die Gebeine Albrechts feierlich in der Pfarrkirche des Marktes beisetzen ließ. Eine Inschrift aber an der Seite berichtet: „Quae venerandae reliquiae ne post abolitam Carthusiam Gemnicensem negligentius custoditae dilaberentur privata populi in principes suos pietas exoptavit; decretum publicum dedicata hac memoria perfecit 1797." — Die Ehrfurcht des Volkes vor ihren Fürsten sammelte die ehrwürdigen Reliquien, um dieselben gebührend beizusetzen. Was für eine vernichtende Ironie liegt in dieser Inschrift!

So machten es die Aufklärer mit den Gebeinen der Fürsten aus dem Regentenhause. Mit deren Kleinodien und werthvollen Utensilien ging es nicht besser. Hören wir das Verzeichniß der Gamminger Schatzkammer:

1. Die Brautringe des Stifterpaares von 1320 verschwanden spurlos, sie kommen nicht einmal im Licitationsprotokolle vor. 2. Die kostbaren Brautkleider des Stifterpaares, in Meßkleider umgestaltet, wurden angeblich nach Wien geführt und — verschwanden spurlos. Es waren

kostbare mit Gold gestickte Stoffe aus purpurrother Seide. 3. Das von der Herzogin Stifterin gestickte Antipendium, ein Meisterstück von Stickerei (das Leben Jesu darstellend), verschwand spurlos. 4. Ein Meßkleid, von der Stifterin gestickt, verschwand — in Wien sammt anderen dorthin gelieferten kostbaren Kirchengeräthschaften. 5. Der Degen Herzog Albrechts II. laut Licitationsprotokoll vom 3. Jänner 1783 auf 1 fl. 8 kr. geschätzt, wurde um 6 fl. 3 kr. losgeschlagen. 6. Der Dolch Albrechts II. auf 34 kr. geschätzt, um 2 fl. 18 kr. losgeschlagen. 7. Stock und Schwert Albrechts II. auf 34 kr. geschätzt, um 7 fl. 36 kr. verkauft. 8. Das Chorbuch des Herzogs muß besonders schön gewesen sein, weil es schon die Vandalen der Bureaukratie auf 35 fl. schätzten, es wurde um 57 fl. 3 kr. verschleudert. 9. Das Gebetbuch der Kaiserin Eleonore, Gemahlin Kaiser Friedrichs IV., auf 12 fl. geschätzt, um 17 fl. 56 kr. verkauft.

Feil führt aus dem Licitationsprotokoll noch viele andere werthvolle Reliquienschreine und Kelche an. Wir haben hier nur einige Gegenstände benannt, welche auch noch einen besondern Werth für das Haus Oesterreich, für jeden Oesterreicher und für den Historiker und Antiquar besaßen.

Derselbe Feil bemerkt hierüber: „Wenn Gegenstände so merkwürdiger Bedeutung um den leidigen Materialwerth dem nächsten Meistbieter überlassen wurden, so liegt darin der wohl unwiderleglichste Beweis, in welchem Sinne bei der Klosteraufhebung vorgegangen wurde.“ Nicht einmal die Namen der Käufer wurden aufgezeichnet und so sind nun diese Gegenstände — unwiderbringlich verloren.

An Sammlungen besaß die Karthause zur Zeit ihrer Auflösung Gemälde, Münzen, Waffen. Diese Sammlungen

wurden zu jener Zeit, in welcher für den Werth derselben kein Verständniß zu finden war, um ein Spottgeld verschleudert.

Die im Archive der Karthause befindlich gewesenen Urkunden (die älteren zum Theile bei Steierer abgedruckt), wurden 1783 theils an das geheime Haus-, Hof- und Staatsarchiv, die meisten, jedoch minder wichtigen, aber an die bestandene Staatsgüter-Administration abgeliefert.

Daß in Gamming auch alte Handschriften, namentlich einige auf die Geschichte der Karthause bezügliche alte Codices vorhanden waren, ist aus Anführungen bei Czerwenka, Pez, Steierer und Newenstein zu entnehmen. Daß Laz (geboren 1514, gestorben 1565) des Steiermärkers Ottokar hochwichtige Reimchronik zuerst in Gamming aufgefunden hat, ist bekannt. Außerdem gab es nach dem Verzeichniß (im Hofkammerarchiv in Wien) eine Menge werthvoller Manuscripte, von denen nur wenige gerettet wurden und nach Wien gekommen sind. In den hunderten von Wägen mit den kostbarsten Pergament-Codices wurden sie verschleppt und verschwanden spurlos. Das lag nicht in dem Willen des Kaisers; wir fanden eine von ihm erlassene Verordnung vom 20. Juni 1782 (nachdem ihm die Verschleuderung der Manuscripte zu Ohren kam), welche lautet: „Bei den aufzuhebenden Klöstern sind die Bücher, Manuscripte, Cataloge sogleich in Beschlag zu nehmen. Die Cataloge der Hofbibliothek zur Einsicht und zum Gebrauch zu überreichen.“ Die Verordnung war ein Schuß in's Blaue. Es war schon in der Zeit der strengen überwachenden Regierung des Kaisers Franz II., als zwei antiquarische Herren, die in einer zu veräußernden Klosterbibliothek Bücher schätzen sollten, aus großen vielbändigen Werken einzelne Bände durch einen Rauchfang hinabwarfen und un-

ten sich aneigneten. Bei der öffentlichen Bücherversteigerung wurden nun die manken Werke um einen Bettel verschleudert, die Herren kauften dieselben, konnten sie natürlich ergänzen und theuer verkaufen.

70. **Lilienfeld und St. Lambrecht.** Auch der herrlichen in einem Thale voll romantischen Zaubers gelegenen Cistercienser-Abtei Lilienfeld sollte die Stunde der Vernichtung schlagen. Der edle Babenberger Herzog Leopold VII., der Glorreiche, hatte 1202 das Gotteshaus und Kloster gestiftet. Die Kirche und der Kreuzgang des Klosters sind Wunder der Baukunst.

Am 28. Mai 1761 wurde Joseph II. sammt seiner ersten Gemahlin Elisabeth von Parma auf einer Wallfahrtsreise nach Maria-Zell an dem Eingang der Kirche vom Abt und dem ganzen Convent feierlich empfangen; er blieb drei Viertel Stunden in der Kirche, während eine Litanei und das Salve Regina gesungen wurde. Vernehmen wir Joseph II. selber; er berichtet in einem Briefe an seine kaiserliche Mutter: „Nachher zogen wir uns in unsere Gemächer zurück und fingen Forellen unter unsern Fenstern. Ich hatte das Glück, am meisten zu fangen.“ Die hohen Herrschaften blieben als Gäste in der Abtei. Am 29. um 8¼ Uhr verließ Joseph und seine Gemahlin Lilienfeld, nachdem sie früher Messe und Segen beigewohnt.

28 Jahre später kam ein anderer minder erfreulicher Besuch in's Kloster, er war von Joseph II. gesendet.

Am 25. März 1789 erschien der kaiserliche Regierungsrath Baron Matt als Aufhebungscommissar und verkündete den versammelten Conventualen den letzten Stundenschlag für ihre geistliche Genossenschaft, nachdem diese an 600 Jahre bestanden. Nach Vorlesung des Dekretes wurde den Con-

ventualen aufgetragen, das Ordenskleid auszuziehen und dafür das Kleid der Weltpriester zu tragen. Jeder bekam 150 fl. als Kleidungsgeld. Darnach ging es rasch an die Licitation und den Verkauf sämmtlicher Kloster- und Kircheneffekten. Abt Ambros sagt in seiner historischen Darstellung des Stiftes Lilienfeld: „Die größte in der Gegend berühmte Glocke brachte die Gemeinde Vitis (im Waldviertel) an sich — ohne einen Raum hiefür zu haben und gab sie als altes Metall den Juden hindan. Der Bischof von St. Pölten trug Verlangen, mit dem Hochaltar seine neue Kathedrale zu zieren — der Altar ist aber zum Glück für Lilienfeld zu groß gewesen und so blieb er an seinem Platze stehen.“ Stiftsgüter wurden verkauft. Der k. k. Hofrath Holzmeister, der bei der Klosteraufhebung eine große Rolle spielte, hatte sich die Herrschaft und das Kloster Lilienfeld als eine sehr preiswürdige schöne Waare ausersehen, suchte bei dem Kaiser um Bewilligung des Kaufes nach, und hat dieselbe allergnädigst erhalten. — Der Herr Hofrath bekam aber wegen des fetten und sehr billigen Brockens verschiedene Neider; diese suchten die Ratification des Kaufes zu hintertreiben, und dießmal hatte der Neid für Lilienfeld gute Folgen, denn das Stift blieb dadurch für die Zukunft gerettet.

Die ausgejagten und zerstreuten Mitglieder von Lilienfeld sollten getröstet, ihre Sehnsucht, in ihr Haus wiederkehren zu können, befriedigt werden. Joseph II. starb und der Sohn (und Kronprinz) Leopold des II. interessirte sich für das Stift; schon im April 1790 wurde beschlossen, es wieder herzustellen. Alle Geistlichen (mit Ausnahme von nur dreien) kehrten freudig in ihr wiedergegebenes Eigenthum zurück; der noch unratificirte Kauf des Herrn Hofraths Holzmeister wurde rückgängig und der Herr Hofrath, welcher das Bestehen dieses Stiftes für eine Beleidigung des 18. Jahr-

hunderts und der „öffentlichen Meinung" gehalten hatte, sah sich fast schon am Ziele seiner edlen Bemühungen um Volksaufklärung und sonstige Förderung der Landwirthschaft bitter enttäuscht.

Das Refektorium, ein gothischer Bau von vorzüglicher Schönheit, war von Holzmeister zum Schafstall bestimmt worden, Nationalökonomie, Verbesserung der Schafwolle und Vermehrung des Nationalreichthums, das waren die hellen Lichtstrahlen der damaligen Zeit, die den Augen alles Verständniß für Kunstformen des finstern Mittelalters geradewegs unmöglich machte.

Was war aber innerhalb dem Raum eines Jahres schon verkauft, gestohlen, verschleppt und ruinirt worden? Aus der Sakristei verschwanden kostbare Kirchengefäße, aus der Bibliothek seltene Werke. Die Manuscripte wurden entweder ganz entfernt, oder die schönen, kostbaren Initialen aus manchem Pergamentcodex, wie es jetzt noch zu ersehen, herausgeschnitten. Die schweren Verluste dieses Jahres der Aufhebung lassen sich nicht berechnen.

Wir wollen hier, abgesehen von pecuniärer Entfremdung und den wissenschaftlichen Sammlungen angethanen Schäden nur Eines Kunstverlustes erwähnen. Gehen wir in den Kreuzgang des Klosters, der jetzt noch besteht, und betrachten wir den Zauber seiner Architektur. Jede Seite des Vierecks hat 22 Klafter Länge. In der Höhe von drei Klaftern senken sich die feingegliederten Ribben des Spitzbogengewölbes neben der Kirche an die Kirchenwand; gegen den Klosterhof zu wird das Gewölbe von 32 Pfeilern getragen.

Zwischen den Hauptpfeilern wechseln kleine runde Bogen mit Spitzbogen ab, die an jeder Seite von drei feinen Säulenbündeln aus rothem Marmor getragen werden. Die Glas-

malereien breiten durch die Gluth ihrer Farbenpracht auf dem Fußboden des Kreuzganges einen buntgewirkten Teppich aus.

Gegen den Hof zu öffnet sich die Brunnenkapelle, durch einen höheren Spitzbogen gelangt man in dieselbe. Hier stand in der Mitte ein herrlicher, künstlerisch werthvoller Bleibrunnen, eine bewunderte Zierde des Klosters. Er erhob sich auf breiter Basis des untersten in Muschelform konstruirten Beckens als ein gothischer Thurm lichtdurchbrochen und die lichtdurchbrochenen Räume waren theils gedämpft, theils durch Silberglanz erhöht, von den sich aus 38 Röhren herabsenkenden schäumenden Wasserfluthen.

Das Rauschen der Gewässer tönte durch den Klostergang wie eine melancholische Musik und durchkühlte zur Sommerszeit die herrlichen Arkaden. Dieses Unicum der Kunst wurde sehr geschäftig, sogleich nach der Aufhebung des Klosters — zusammengehauen und die Stücke als altes Blei an Juden vertrödelt.

Wenn wir einige bisher nicht veröffentlichte Thatsachen aus dem Benediktinerstifte St. Lambrecht in Steiermark hier anfügen, so geschieht es deßwegen, weil auch St. Lambrecht nur interimistisch aufgehoben war, wie Lilienfeld und unter Leopold II. die Erlaubniß seines Fortbestandes gewährt wurde. Lambrecht bestand schon im zehnten Jahrhundert; unter den Kärthner Herzogen Marquard und Heinrich wurde es zur Abtei erhoben 1066, und während der Zeit des 45. Abtes Berthold Sternegger verhängte Joseph II. 1786 auch über dieses Stift das Loos der Aufhebung. Was an Kunst und Alterthümern vorhanden war, wurde sogleich verkauft. Die schöne werthvolle Münzsammlung schätzten die Commissäre auf 5000 fl. Kirchengefäße aus Gold und Edelstein, vorzüglich kunstreich gearbeitet, geschätzt auf 7321 fl. Die selten-

sten Waffen und Harnische aus der Zeit der Kreuzzüge bis auf die Türkenkriege, der ganze Inhalt der Rüstkammer, geschätzt zu 450 fl. und an Schmiede als altes Eisen verkauft. Die Bildergallerie in Bausch und Bogen für 230 fl. losgeschlagen. Idole aus der heidnischen Vorzeit Steiermarks, von den ersten Ansiedlern der Benediktiner aus St. Peter in Salzburg aufbewahrt — auch wie die Münzsammlung und die Kirchengefäße an Juden um Spottpreise verschleudert. Die Commissäre waren so gewissenhaft, auch in der Prälatengruft das „Gleiche Recht für Alle“ in Scene zu setzen; sie verkauften die kupfernen und bleiernen Särge der Aebte ebenfalls als altes Kupfer und Blei an Juden. Die Gebeine wurden einfach herausgeworfen. Diese Herren Commissäre wollten offenbar zeigen, daß sie nicht nur mit eiserner, sondern auch mit kupferner und bleierner Strenge ihres Amtes walten konnten.

71. **Das Prämonstratenser-Jungfrauenstift zu Doxan.** Von den vielen uralten, historisch denkwürdigen Stiftungen in Böhmen, die der Unterdrückung anheimgefallen, sei nur als Beispiel das obgenannte erwähnt. Herzog Wladislaus II. (als König seit 1158 der erste) gründete dasselbe mit seiner Gemahlin Gertrude, Tochter Leopolds des Heiligen von Oesterreich, im Jahre 1144. Ueber 100 Jungfrauen, Fürstinnen und Gräfinnen traten in dieses Kloster ein; aber auch Jungfrauen jeder ehrbaren Abkunft wurden aufgenommen. Von 1144 bis 1782 standen 44 Priorinnen dem Kloster vor, darunter die 16 bis 1388 zumeist aus königlichem und fürstlichem Geschlechte.

Joseph II. befahl die Aufhebung des Klosters. Diese begann am 20. März 1782 unter den gewöhnlichen Zwangsmaßregeln. Als Verweser der weltlichen Güter des Klosters

waren die Pröpste von Doxan bestellt. Feyfar berichtet über den Aufhebungsmodus unter Anderm:

„Die Commissionsmitglieder benahmen sich mit Ausnahme des Officials König sowohl gegen den Propsten als selbst gegen die Nonnen durchaus nicht mit der nöthigen Rücksicht, welche Menschen einander in solchen Verhältnissen und namentlich im Unglück schuldig sind; dem Propste wurde befohlen, das kostbare Halskreuz, welches er bei feierlichen Gelegenheiten zu tragen pflegte, ohne Weiteres abzulegen und ihm nur ein einziges mit Stahl- und Schmelzperlen gelassen. Das war zu weit getriebene Gehässigkeit. Der Propst ging nach Wien und beklagte sich bei dem Kaiser über das Benehmen der Commission und Graf Philipp Kolowrat wurde, weil er kränkend mit dem Propste und den Nonnen umgegangen war, als Commissär abberufen. Am 14. April kam eine neue Commission und führte alle Habe fort nach Prag.

49 Nonnen wurden aus ihrer Behausung fortgeschafft.

Die Herrschaft Doxan mit acht Meierhöfen, das Gut Sazena mit zwei Meierhöfen verkauft, 20,000 fl. waren Casse und 14,000 fl. Rentresten, 81,000 fl. Aktivkapitalien, 269 Pfund Silber u. s. w. wurden eingezogen. Das Kloster diente dann als Militärspital, später als Caserne. Die Herrschaft wurde 1790 an die Fürstin Poniatowska zur Pachtung übergeben, 1790 dem Baron Wimmer verkauft. Doxan war in dem 13. und 14. Jahrhundert das schönste und reichste Kloster der Prämonstratenserinnen in Deutschland. 1226 erneuerte König Ottokar den Stiftungsbrief, welcher schließt: „Möge jeder, welcher das Haus Doxan zu beschweren sich unterfängt und die denselben von uns und andern gemachten Besitzungen und Gerechtsame halsstörriger Weise anzufallen wagt, mit dem von dem all-

mächtigen Gott ewig verdammten Satan in die ewige Verdammniß verstoßen werden."

Feyfar spricht über die Ungerechtigkeit und Unbilligkeit der Commissäre und bemerkt dazu: „Auf diese Weise konnte es geschehen, daß vorzüglich in den böhmischen und mährischen Klöstern viele schätzbare Manuscripte, seltene Druckwerke, überhaupt viele Schätze der Kunst und der Alterthümer theils ganz verloren gingen, theils in Auktion verschleudert und in's Ausland verschleppt wurden."

Von den Hunderten ähnlicher Vorgänge bei Klosteraufhebungen haben wir hier nur einige als Muster gebracht.

72. **Aufhebung sämmtlicher Tertiarier, Eremiten und Waldbrüder.** Bei den Orden des heiligen Franziskus und Dominikus existiren sogenannte Mitglieder des dritten Ordens oder Tertiarier; diese tragen nach Thunlichkeit das Ordenskleid, leben als Eremiten oder in eigenen Häusern (wie die Beguinen in Holland) oder wohl auch in ihren Familien, haben gewisse Gebete zu verrichten, Fasttage zu halten u. s. f. Auch diese wurden nicht geduldet. (Hofarchiv, Klosterakten, Bund 414.) Am 1. März 1782 schlug auch den Tertiariern sämmtlicher Orden die Stunde; sowohl den Bischöfen als den Kreisämtern wurde die allerhöchste Willensmeinung mit dem Auftrage bedeutet: den Tertiariern den allerhöchsten Befehl zur genauen Vollziehung bekannt zu machen, somit auch die Ablegung der Ordenskleider binnen vier Wochen unfehlbar zu veranlassen (wie auch den Eremiten und Waldbrüdern).

Nach den archivalischen Ausweisen gab es sehr wenige Waldbrüder mehr. Eine Herzogin von Savoyen hatte 1180 fl. Kapital für Gewänder der Eremiten in der Passauer

Diöcese gestiftet — die Stiftung wurde eingezogen. — Aehnliche Stiftungen gab es mehrere, die Eremiten gehörten Confraternitäten an. Diese wählten einen Altvater, der die Interessen an die Eremiten zu vertheilen, das Kapital zu verwalten hatte. Die Altväter wurden einfach verhalten, die Kapitalien dem Staat auszuliefern.

Oefter waren diese Eremiten zugleich Schullehrer, wie z. B. in Rauhenstein bei Baden. Der Besitzer Baron Doblhof hatte 1000 fl. Kapital für den Eremiten gestiftet, mit der Bedingung, daß er die 200 armen Kinder der Umgebung unterrichte. Der Eremit mußte sein Gewand ausziehen; das Kapital kam darnach zum Fonde, nachdem dem Eremiten noch eine Weile die Interessen sammt den Verpflichtungen belassen wurden. So unterrichtete zu Greifenstein ein Eremit (früher war er Schullehrer) die Kinder, so in Grabendorf und Pixendorf bei Judenau. — Der Müllermeister Fischnaller zu Neunkirchen bei Wiener-Neustadt hatte für die Erhaltung der Eremitenklause zu Kirchbüchel 200 fl. angelegt und die Klause gebaut. Nach Aufhebung der Eremiten wollte die Tochter des Müllers das Kapital. Die Hofcommission trug 16. Juli 1782 an, ihr das Gebäude, wenn sie den Beweis hergestellt, zu überlassen, die 200 fl. aber dem Normalschulfond einzuverleiben. — In dem ganzen Viertel Ober-Manhartsberg waren Eremiten zu Kadolz, Schrattenthal, Feldsberg, Absberg, Zemling, Karnabrunn, Ernstbrunn, Guntersdorf, Pulkau, und sie dienten zugleich als Meßner oder Lehrer, waren somit sicher ganz unschädliche Leute. In der Regel waren diese Eremiten oder Waldbrüder beim Volke sehr beliebt, sie lebten ja vom Almosen; bisher aber hielt man dafür, sie seien nur contemplativ gewesen, während gerade die Akten nachweisen, daß sie größtentheils entweder als Lehrer oder als Meßner oder

als beides zugleich thätig waren und daß ihre Anzahl zur Zeit ihrer Aufhebung eine sehr kleine gewesen ist.

73. **Josephs Tod.** Geflissentlich bringen wir hier Stellen aus Heyne, der ein unbedingter Lobredner Josephs und ein fanatischer Gegner der katholischen Kirche ist. Joseph hatte auf seinem Todtenbette viele seiner Schöpfungen geradewegs zusammenbrechen gesehen. Er war überzeugt von seinem nahen Ende und schrieb Abschiedsbriefe an seine Freunde und Vertrauten. In einer Antwort an Kaunitz, welcher den Kaiser brieflich über den Verlust der Erzherzogin Elisabeth zu trösten suchte, erwiedert Joseph unter Anderm: „Ich bin von dem Ausdrucke Ihrer Theilnahme innig gerührt. Allein was kann ich bei den Verhängnissen der Vorsehung anderes thun, als mich denselben unterwerfen.“

Der Kaiser hatte in seinen letzten Lebensjahren viele Abende im Kreise hochgebildeter Frauen zugebracht; es waren dieß die verwittweten Fürstinnen Franz Lichtenstein und Karl Lichtenstein, die Fürstinnen Kinsky und Clary und die Gräfin Kaunitz. In dieser Gesellschaft wechselten ernste Besprechungen über Wissenschaft und Künste mit harmlosem Scherz, Vorlesungen interessanter Bücher mit musikalischen Aufführungen. Nur auf Politik hat sich Joseph mit diesen Damen nie eingelassen. Wenn eine oder die andere mit derlei Fragen an ihn herankam, wurde sie kurz, mitunter derb abgefertigt. Der Abschiedsbrief, den Joseph an diese Damen schrieb, gibt Zeugniß von seiner Gemüthsart und von seiner Religiosität. Er lautet:

„Mein Ende nahet heran. Es ist Zeit, Ihnen noch durch diese Zeilen meine ganze Erkenntlichkeit für jene Güte, Politesse und angenehme Feinheit zu bezeugen, die

Sie mir während so vieler Jahre, die wir mitsammen in Gesellschaft zugebracht haben, zu erweisen und angedeihen zu lassen die Gewogenheit hatten. Ich bereue keinen Tag, keiner war mir zuwider. Das Vergnügen, mit Ihnen umzugehen, ist das einzige verdienstliche Opfer, das ich darbringe, indem ich die Welt verlasse. Haben Sie die Güte, sich meiner in Ihrem Gebete zu erinnern. Ich kann die Gnade und unendliche Barmherzigkeit der Vorsehung in Ansehung meiner nicht genug mit Dank anerkennen; nur im Vertrauen auf sie erwarte ich mit ganzer Resignation meine letzte Stunde. Sie werden meine unleserliche Schrift nicht mehr lesen können, sie beweist meinen Zustand. Joseph."

Dieser Brief ist eine der rührendsten und edelsten Kundgebungen von Seiten des sterbenden Kaisers, und gibt zugleich Zeugniß von dem schönen und lautern Verhältniß, in welchem er mit diesem Frauenkreise in Verkehr gestanden.

„Am 19. Februar Morgens um 10 Uhr war der Fürst Ditrichstein bei ihm. Lange unterhielt sich der Kaiser mit ihm über Staatsangelegenheiten, als es ihm plötzlich dunkel vor den Augen wurde. „Es ist Zeit," rief er aus, „daß wir abbrechen; wir haben uns zum letzten Male gesprochen." Indessen verging der Anfall wieder und der Patient sprach einige Worte mit den Aerzten. Gegen Mittag wandelte ihn eine Ohnmacht an, und Alles um ihn her erschrack. Bald jedoch kam er wieder zu sich und begann zu diktiren, zu unterzeichnen und zu expediren. Es war Nachmittags 4 Uhr, als er noch eine Schrift unterzeichnete, aber statt Joseph schrieb er Josepf, obgleich er seinen Namen diesen Tag öfter und am vorhergehenden Tage achtzigmal richtig unterschrieben hatte. Selbst noch am Abend dieses Tages, als

ihn Lascy und Rosenberg besuchten, beschäftigte er sich mit Staatsangelegenheiten. Plötzlich aber hielt er inne, entließ seine Sekretäre und sagte zu seinen Aerzten in lateinischer Sprache, deren er sich zu bedienen pflegte, wenn Jemand von der Dienerschaft im Zimmer war: „Es wird nicht lange mehr dauern, ich fühle den Kampf in meinem Innern; leisen Trittes naht sich der Tod.“ Nach diesen Worten ließ er den Beichtvater eintreten, welcher die Gebete begann. Der Leibarzt Störk, welcher sich erboten hatte, diese Nacht beim Kranken zu wachen, mußte sich auf die Bitten desselben zur Ruhe begeben.

„Ich werde Sie schon rufen lassen,“ hatte der Kaiser gesagt, „wenn ich Sie brauchen sollte.“

Während der Gebete entschlummerte der Kaiser auf kurze Zeit, redete bei seinem Erwachen etwas irre, erholte sich aber doch bald wieder, und bezeichnete seinem Beichtvater die Gebete, die er ihm vorlesen sollte. Dieß dauerte bis gegen Mitternacht. Dann rief der Monarch: „Herr, der du mein Herz kennst, ich rufe dich zum Zeugen an, daß alle meine Unternehmungen und Befehle einzig und allein auf das Wohl meiner Unterthanen abzielten. Dein Wille geschehe.“

Nach Mitternacht fühlte er eine merkliche Abnahme des Gehörs und bald auch des Gefühls. Da sagte er zu seinem Beichtvater: „Lassen Sie mich ein wenig ruhen, ich werde Sie wieder rufen lassen.“

Früh gegen 5 Uhr am 20. Februar 1790 traten die Aerzte leise wieder in's Zimmer ein. Der Monarch war bei völliger Besinnung. Störk untersuchte seinen Puls und fand ihn beinahe nicht mehr. Er machte den Patienten darauf aufmerksam, daß sein Beichtvater (ein Augustiner) noch im Nebenzimmer harre. Dieser mußte wieder an das

Sterbebette kommen und Gebete vorlesen. Einige der eindringlichsten Worte betete der sterbende Joseph leise nach. Endlich sagte er mit schwacher Stimme: „Jetzt fühle ich die Annäherung des Todes . . in deine Hände, o Herr, befehle ich meinen Geist . . ich glaube meine Pflicht als Mensch und Regent erfüllt zu haben.“ Nach den letzten Worten zuckte er dreimal zusammen und hauchte gleich darauf seine schöne Seele aus.“

Wir haben diesen Bericht über Josephs Tod geflissentlich einem Protestanten und zugleich entschiedenen Gegner der katholischen Kirche entnommen.

Man muß sich die Seelenqualen, welche in der Zeit vor Josephs Tod über ihn hereingebrochen, lebendig vor Augen stellen, um die Standhaftigkeit, mit welcher der Kaiser sein herbes Geschick ertragen hat, würdigen zu können.

Die Verhältnisse nach außen waren aus den Fugen.

Preußen wiegelte die Polen gegen Oesterreich auf, schürte Unruhen in allen Theilen der Monarchie, preußische Beamte unterstützten die Revolution in den Niederlanden, man erlaubte den ungarischen Malcontenten in Berlin die Aufwiegelung Ungarns zu berathen und war daran, Oesterreich den Krieg zu erklären.

Um jeglichem Vorwurf der Uebertreibung auszuweichen, lassen wir hier den ruhigen Jäger über die Zustände in den Erblanden sprechen: „Im Innern der österreichischen Länder herrschte an einigen Orten volle Anarchie, in allen Mißvergnügen und Aufregung. Belgien war bereits verloren, Ungarn daran, seine eigenen Wege zu gehen, Tyrol fast im Aufstande wegen Schmälerung seiner verfassungsmäßigen Rechte und wegen all' der politischen und kirchlichen Neuerungen, in den vorderösterreichischen Ländern theilweise Bauernaufstände; Galizien, Böhmen, Ober- und

Unterösterreich, Steiermark, Kärnthen und die Lombardei voll Klagen, Beschwerden und Schwierigkeiten theils wegen der Neuerungen, theils wegen des Steuerdruckes, am allermeisten überall wegen der Beschränkung oder gänzlichen Beseitigung der verfassungsmäßigen Organe der Länder der Provinzial-Landstände."

Wie es in den Niederlanden beim Tode des Kaisers aussah, haben wir in den Berichten über diese Provinzen gebracht.

Am 28. Jänner 1790 unterzeichnete Joseph den Widerruf seiner Neuerungen für Ungarn und stellte damit zugleich Regierung und Verfassung dieses Landes wieder her, wie er selbe 1780 vorgefunden. Fortbestehen blieben nur die kirchliche Toleranz, die Einrichtungen betreffs der Seelsorge und das Verhältniß der Unterthanen zu den Grundherrschaften. Gleichzeitig sendete Joseph einen Courier nach Tyrol, um auch dort seine Neuerungen zu widerrufen, die Aufregung zu dämpfen. Den Niederlanden wurde die Zurücknahme aller Ordonnanzen des Kaisers zum dritten Male durch Cobenzl versprochen, aber zu spät. Der Abfall der Niederlande war zur Thatsache geworden.

In Erwägung aller dieser Umstände läßt sich denken, wie qualvoll die letzten Tage des Kaisers gewesen sein mögen.

74. **Urtheile über den Kaiser nach seinem Tode.** Wir haben früher gesehen, wie Joseph den Freimaurern nicht hold war, als er die Bemerkung machen mußte, daß diese stille Gesellschaft sich in einer Weise in die Regierungsgeschäfte einzudrängen wußte, daß ihm, dem absoluten Monarchen, das Herrschen nach seinem Sinne fast zur Unmöglichkeit, zum Mindesten gesagt, sehr erschwert wurde. Wir haben ge-

sehen, daß er auch dem sogenannten Rationalismus nicht freundlich gestimmt war, ja seine Maßnahmen gegen die Deisten in Böhmen mußten nach den eigenen Toleranzprincipien Josephs geradewegs grausam genannt werden. Joseph war positiver Christ, und er wollte auch nicht aufhören Katholik zu sein. Er empfing die Sacramente während seiner Regierungszeit und begab sich jedesmal selbst zum damaligen Pfarrer in der Leopoldstädter Pfarrei, der sein Beichtvater gewesen. Schreiber dieses hat noch die kleine Kapelle im jetzt destruirten Pfarrhofe mit dem Beichtstuhle gesehen, in welchem eine Inschrift von 1790 besagte: daß Kaiser Joseph in dieser Kapelle und in diesem Beichtstuhle das Sacrament der Buße zu empfangen pflegte.

Joseph war der thätigste Monarch seiner Zeit und einer der arbeitsamsten Fürsten aller Zeiten. Dem Autor dieses sind Tausende von Schriftstücken durch die Hände gelaufen, die der Kaiser entweder selbst geschrieben oder seinen fünf Sekretären diktirte und die von ihm unterschrieben wurden, die also aus des Kaisers Hand oder Mund gegangen sind. Er muß, gering gerechnet, die Zeit seiner Ruhe ausgenommen, täglich 8 bis 10 Stunden gearbeitet haben. Der Krieg gegen die Türken legte den Grund zu seinem Tode; die Strapazen, die Sorgen und der Kummer zehrten seine Kräfte auf. Selbst während er im Feldlager weilte, mußten alle Akten der Regierung und alle Details seines Hofstaates an ihn gesendet, von ihm entschieden werden.

Wir haben früher schon berichtet, wie die traurige Katastrophe in Belgien den todkranken Kaiser noch vollends niederbeugte, so daß er den Tod als eine Wohlthat herbeigewünscht.

Die Sterbsacramente wurden dem Kaiser auf sein eige-

nes Verlangen dargereicht. Die folgende Stelle aus Winkhlers Trauerrede vom 9. März 1790 im Dom zu Graz ist aus wahrheitsgetreuen Berichten hervorgegangen: „Er, der Monarch, da er sich seinem Tode nahe zu seyn empfand, nachdem er mit dem Empfange der heiligen Sacramente sich zu seinem letzten Kampfe ausgerüstet hatte, warf sich auf seine Kniee vor dem Cruzifixe; er legte dort in seinen Gebeten zu den Füßen des gekreuzigten Erlösers seine Kronen nieder; entblößt von allem Schmucke, verbirgt er sich im Staube als ein eifervoller Büßer und sprach: „Herr, dich rufe ich zum Zeugen an, der du mein Herz innerst kennest, daß Alles, was ich that und befahl, zum Besten meines Volkes war, und daß ich nichts Böses gemeint habe. Ich habe aber Vieles gefehlt; darum bitte ich dich, vergib mir."

„Um sich seinem Heiland am Kreuz, den er sich ganz zum Muster wählte, möglichst ähnlich zu machen, befahl er dem Priester, den er zum Troste an seiner Seite hatte, ihm die Worte vorzusagen: „Herr, in deine Hände empfehle ich meinen Geist." Und da ihm diese Worte wiederholt wurden, gab er nach einem dreimaligen Schluchzen seinen Geist auf." —

Merkwürdig unter allen nach Josephs Tode erschienenen Schriften bleibt eine biographische Skizze von des Kaisers Leben (in der „Deutschen Zeitung"), die kurz nach seinem Tode erschien und sogar in das offizielle Diarium der Krönung Leopolds II. aufgenommen wurde. Diese Biographie, von einem Protestanten abgefaßt und durchwegs protestantisch gefärbt, enthält ein maßvolles Lob der guten und edlen Eigenschaften des Kaisers, und auch sonst noch charakteristische Streiflichter, welche uns die Stimmung der Protestanten in Deutschland bei des Kaisers Tod erkennen lassen. Es mögen hier einige Stellen daraus folgen:

„Joseph II. war unter den Monarchen, welche die Staatengeschichte als Beispiele des Unglücks auf dem Throne darstellt, gewiß einer der bewunderungswürdigsten. Menschenliebend ohne allgemein verdiente Gegenliebe, wohlmeinend und verkannt, eifrig ohne Wirkung, arbeitsam ohne Lohn, unterrichtend ohne Erfolg, hell und edeldenkend ohne Segen — so schien dieser große Mensch und Fürst, obgleich mit allen erforderlichen Regentenkenntnissen, Talenten und Gesinnungen ausgerüstet, mehr zur Belehrung der Nachwelt, als zur Beglückung seiner Zeitgenossen von der Vorsehung berufen zu seyn, so war sein ganzes Leben eine Kette von Widerwärtigkeiten, gekränkten Neigungen, vereitelten Wünschen und Entwürfen."

Nach einem ausführlichen Lobe über Gleichstellung aller Menschen, gleicher Gerechtigkeitspflege für alle Stände, Einführung der Toleranz, Abschaffung der Leibeigenschaft und Naturalfrohnen, Einführung neuer Gesetzbücher und Gerichtsordnungen heißt es: „Er arbeitete rastloser und emsiger in allen Fächern, selbst als der fleißigste seiner Dikasterianten, und sein großes Ziel, die Staatsmaschine immer einfacher, zusammenhängender und gleichförmiger zu machen, so daß er gleichsam im Mittelpunkte das Ganze zu allen Zeiten bis in die kleinsten Theile übersehen *und durch seinen Willen lenken könne*, strebte er mit unvergleichbarem Eifer und anhaltender Standhaftigkeit zu erreichen."

Dieses Centralisiren, so gut es gemeint war, brachte aber eben die Monarchie zum Auseinanderfallen.

Als Joseph II. 1765 Kaiser wurde, begann er seine Laufbahn mit glänzenden Thaten: „Die von Franz I. hinterlassenen Schätze, welche auf 159 Millionen Kaisergulden an Kapitalien und Kostbarkeiten geschätzt wurden, ver-

wandte er größtentheils zur Bezahlung von Staatsschulden. Er verabschiedete die italienischen und französischen Schauspieler und viele andere ausländische Diener. Er ließ das überflüssige Wild, wo es den Unterthanen Schaden that, wegschießen, und befahl den Güterbesitzern, welche Jagden hatten, solches auch zu thun, widrigenfalls er es durch seine Jäger und durch Bauern thun lassen würde. Er ließ durch eine ausdrückliche Verordnung alle Schleichwege zu Ehrenstellen verbieten, und erklärte, daß er weder Memoriale noch Empfehlungen aus den Händen seiner Hofbedienten annehmen, sondern bei Beförderungen bloß auf bekannte Verdienste und auf Zeugnisse der Vorgesetzten achten würde. Er ließ sich ein Verzeichniß von den ungeheuren Pensionen entwerfen, die seine Mutter zahlte, und ihre Beschaffenheit untersuchen. Er verbot verschiedene Hazardspiele und gab verschiedene neue Polizeiverordnungen. Seine größte Sorgfalt aber war auf die Verbesserung des Kriegswesens gerichtet, worin er den Rathschlägen des Generals Lascy vorzüglich folgte. Uebrigens bekümmerte er sich um Alles selbst, ging ohne Zeichen seiner Würde überall hin und sah selbst, redete mit Jedermann freundlich ohne alles Ceremoniell: so daß er sich allgemeine Liebe erwarb." —

Wir haben es wiederholt ausgesprochen, daß wir die edlen Gesinnungen des Kaisers vollkommen anerkennen; er hat seine Laufbahn mit Glanz begonnen — es gab am Hofe und in der Regierung eine Menge Rost, welcher der Reinigung bedurfte; es gab in der Regierungsmaschine der Provinzen Uebelstände, die beseitigt werden sollten — es war nothwendig, daß zur Hebung der Seelsorge auf dem Lande Veränderungen vorgenommen wurden; wir constatiren nur zunächst in und aus Thatsachen, daß der Absolutismus des Kaisers, indem er rücksichtslos in den Organismus

der Kirche einerseits und in den Organismus der Verfassungen seiner Länder anderseits eingriff, sich und eine große Zahl seiner Unterthanen nicht nur um die Früchte seines guten Willens brachte, sondern auch in seinen Reichen eine Erbitterung hervorrief, deren offen losgebrochene Thatsachen — dem Kaiser den Tod erwünscht erscheinen ließen.

Wir wollen noch zweier Stellen aus zwei Trauerreden über Joseph II. in Frankfurt erwähnen, deren eine der Predigt des Vorstandes der protestantischen Geistlichkeit in Frankfurt und die andere der Trauerrede des katholischen Pfarrers an der Wahl- und Krönungsstiftskirche St. Bartholomä entnommen ist *).

In der ersten heißt es: „Hatte er gleich die höchste Würde, die ein Sterblicher auf dieser Erde erlangen kann, so schämte er sich doch Christi und seiner Lehren, folglich auch der öffentlichen Verehrung desselben, keineswegs. Ist es gleich in unseren Tagen nicht ungewöhnlich, daß sich zwar nicht Wenige zu einer von den christlichen Religionen deßwegen äußerlich bekennen, weil sie von derselben Ehre und Brod haben, aber den öffentlichen Gottesdienst und den Genuß des heiligen Abendmahls deßwegen verabsäumen, weil sie sich überreden, daß diese Religionsübungen nur für gemeine, einfältige und unaufgeklärte Christen gehörten; so war doch derjenige Beherrscher mehrerer Königreiche, den wir betrauern, von diesem ebenso irrigen als schädlichen Vorurtheile keineswegs verblendet. Er stellte sich nicht nur in seinem Leben in Ansehung der äußerlichen und öffentlichen Gottesverehrung dem niedrigsten und geringsten seiner Unterthanen gleich, sondern er feierte auch noch auf seinem

*) Beide S. 23 u. 27 im Krönungsdiarium Leopold II. Frankfurt 1791.

Kranken- und Sterbebette das Gedächtnißmahl des Todes Jesu mehr denn einmal mit aller Ehrerbietung und Andacht."

Abgesehen von der zeitläufigen rationalistischen Auffassung des Abendmahles, wollte der Prediger doch das Bekenntniß des Kaisers beloben.

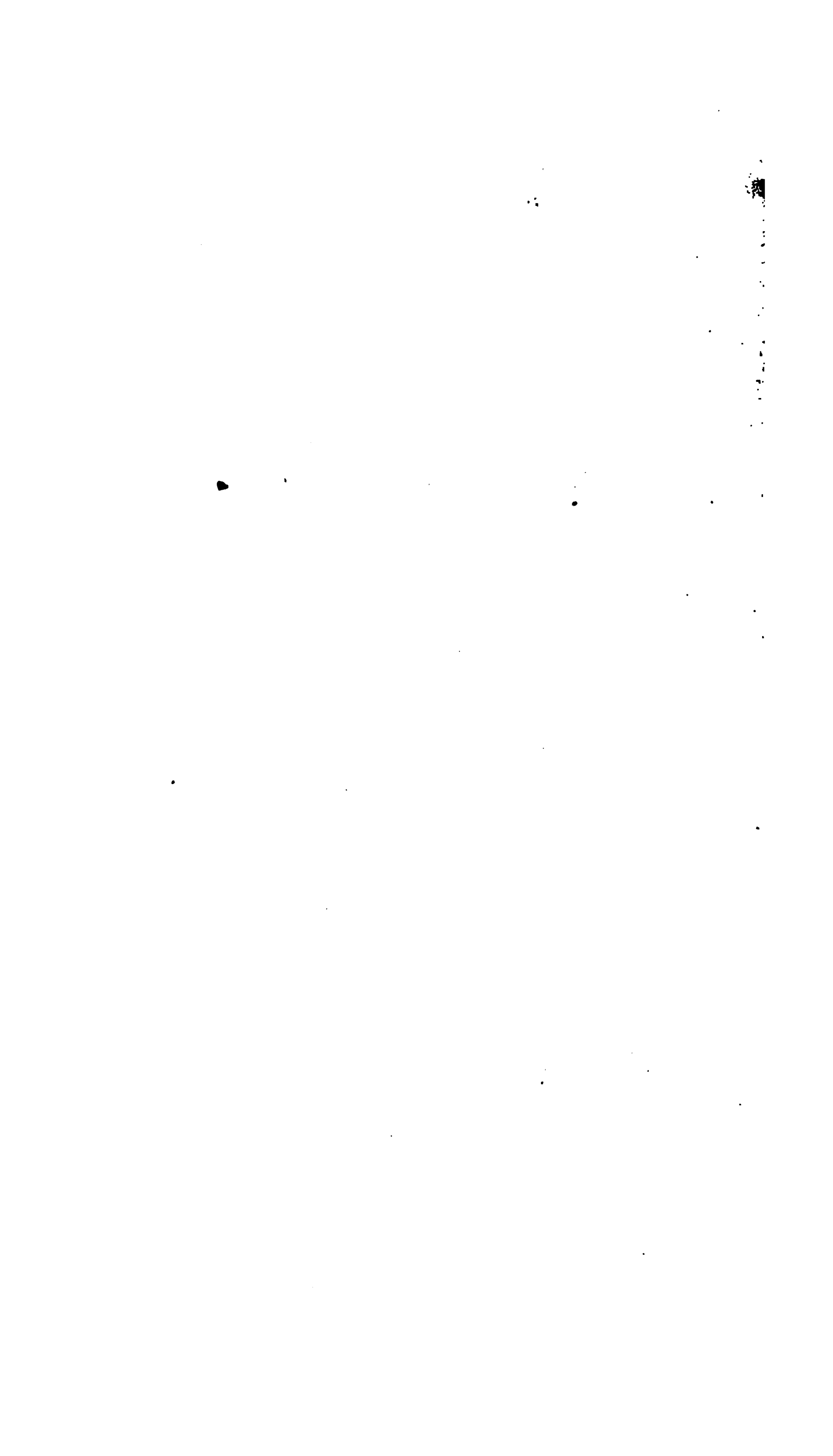
Der katholische Stadtpfarrer in Frankfurt sagte bei der Leichenrede: „Die Duldung des verklärten Joseph ist desto schätzbarer, weil sie ganz auf die Nächstenliebe gegründet war. Viele sind duldsam, aber nur weil sie gegen ihre eigene Religion gleichgültig sind, oder weil sie gar keinen Glauben haben. Ihre Duldung ist auf Unglauben gebaut. Joseph war duldsam, weil er alle Menschen ohne Unterschied als seine Brüder liebte; aber er blieb bei der Duldung seiner Religion mit ganzem Herzen treu."

Nachdem wir die historischen Thatsachen großentheils nach eigenen Erfahrungen angeführt, Urtheile über den Kaiser geflissentlich entweder seinen Lobrednern oder mindestens sehr unparteiischen Schriftstellern entnommen haben, schließen wir nun mit Jägers Worten: „Es wird Niemand, auch vom Standpunkte seiner subjectiven Ueberzeugung, dem Kaiser die edle Absicht absprechen können: nur das Glück seiner Völker gewollt und angestrebt zu haben. Daß ihm der traurige Anblick nicht erspart wurde, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen, hatte seinen Grund zum Theil in der Art, wie er dieselben ausführen zu müssen glaubte, zum Theil in der Natur seiner Entwürfe. Vieles von dem, was Joseph anstrebte, hätte als Samenkorn in die Erde gesäet und dessen Entwicklung und Gedeihen der Zeit überlassen werden sollen. Joseph aber wollte schon in dem Augenblicke, als er den Samen ausstreute, Früchte pflücken, darum gedieh selbst das, was Lebenskraft in sich

gehabt, in der Treibhaushitze seiner Verordnungen nur zu einem schnell vergänglichen Dasein. Joseph, der dem wirklichen Leben da, wo es seinen Theorien im Wege stand, keine Berechtigung zuerkannte, mußte mit demselben in nothwendigen Streit und Kampf gerathen und es erleben, daß seine Theorien und Doctrinen gegen die Macht der widerstrebenden Ueberzeugungen, Sitten und Rechtsansprüche der Völker selbst mit Despotismus nicht geschützt werden konnten."

Somit meinen wir unserer Aufgabe: eine unparteiische Geschichte Josephs II. im engbemessenen Raume abzufassen, besten Willens nach dem Ausmaße geringer menschlicher Kraft nachgekommen zu sein.

Wenn wir den unverständigen Lobhudlern auf der einen und den kenntnißlosen Tadlern auf der andern Seite nicht gerecht geworden sind, so mag vielleicht gerade in diesem Umstande der Beweis liegen, daß wir rücksichtslos der historischen Wahrheit gedient haben.



Sammlung

historischer Bildnisse.

Zweite Serie.

IX.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1874.



Andreas Hofer.

Sandwirth

Andreas Hofer.

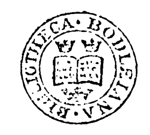
Von

P. Cölestin Stampfer,

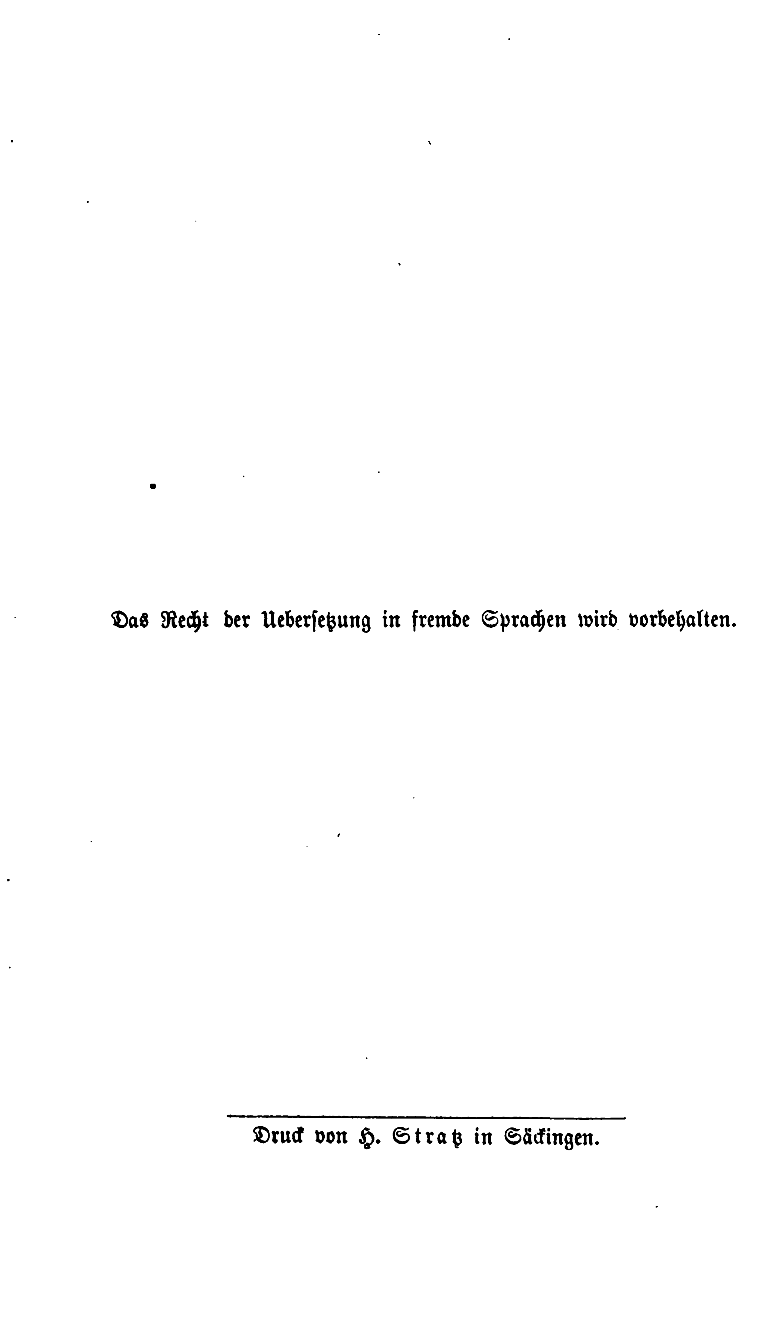
Benediktiner von Marienberg und Gymnasiallehrer in Meran.

„Er besiegte den Feind, siegtrunkene Scharen, sich selber;
Hoffnung, Lenker und Hort, Opfer und Leuchte Tirols."

Benitius Mayr.



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1874.
Zweigniederlassungen in *Strassburg, München* und *St. Louis*, Mo.



Druck von H. Stratz in Säckingen.

Inhalt.

Vorwort.

Die Literatur über den Helden Andreas Hofer, sowohl in Prosa als in Poesie, ist so ausgedehnt, daß es scheinen möchte, eine neue Erweiterung derselben sei unnöthig. Und doch gibt es unter den vielen Büchern und Büchlein, die den „Mann von Tirol" zum Gegenstande haben, kein einziges, das auf den Namen eines eigentlichen Volksbuches Anspruch erheben könnte. Was von Büchern über Hofer in Deutschland im Umlaufe ist, trägt gar häufig das Gepräge einer Mischung von Wahrheit und Dichtung oder entstellender Parteilichkeit an sich; ebenso ist in Tirol selbst kein verläßliches Werk tiefer in das Volk gedrungen. Das kritische Werk von Dr. Joseph Rapp, „Tirol im Jahre 1809," findet sich wohl in Bibliotheken, aber nicht in den Händen des Volkes. Ebenso verhält es sich mit dem großen Werke des edlen und wahrheitsgetreuen Johann Jakob Staffler, „Topographie von Tirol und Vorarlberg, mit geschichtlichen Bemerkungen." Das Buch von Beda Weber, „Das Thal Passeier und seine Bewohner, mit besonderer Rücksicht auf Andreas Hofer und das Jahr 1809," ist

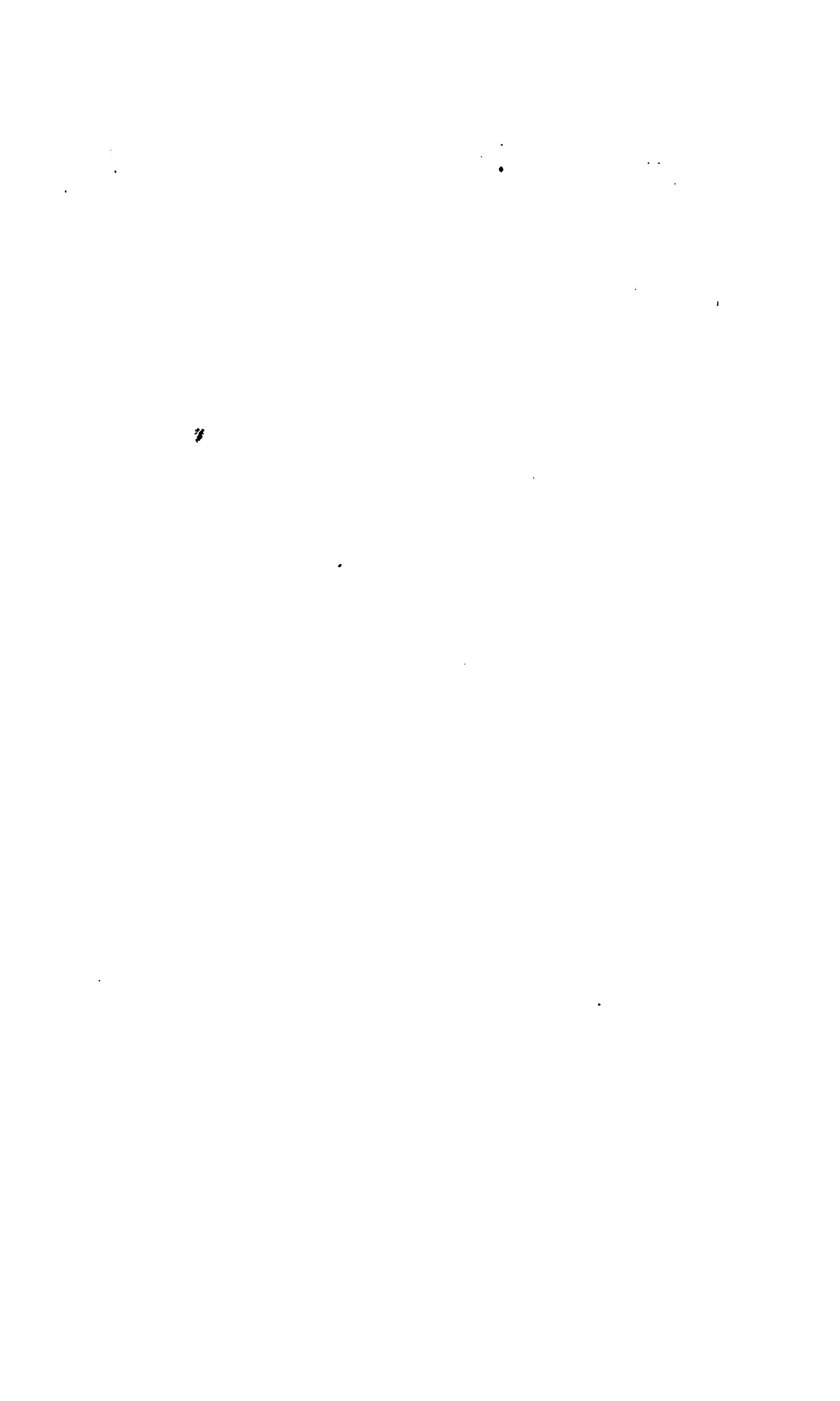
nur eine Skizze des Rapp'schen Werkes, ohne daß diese verläßliche Quelle angegeben worden wäre, und Hofer selbst ist darin viel zu wenig hervorgehoben. Anton Peternader behandelt in seinem Buche: „Tirols Landesvertheidigung" hauptsächlich nur die hervorragendsten Männer Unterinnthals mit Bezug auf den Volkskrieg vom Jahre 1809. Das höchst einseitige anonyme Werk in 2 Bänden: „Das Land Tirol und der Tirolerkrieg von 1809, Leipzig, Brockhaus, 1845", verdient wegen des leidenschaftlichen Parteistandpunktes keine Beachtung. Das älteste Werk über den tirolischen Freiheitskampf: „Der Krieg der Tiroler Landleute im Jahre 1809," von Bartholdy, hat hauptsächlich den Helden Joseph Speckbacher im Auge.

Außer diesen angeführten Werken wurde noch manches andere Geschichtswerk und manche andere kleinere Schrift für das vorliegende historische Bildniß benützt. Es beruht dasselbe auf festen Thatsachen, die hauptsächlich den beiden anerkanntesten Werken von Rapp und Staffler entnommen worden sind. Der Verfasser war eifrigst bemüht, jedem engherzigen Parteistandpunkt fern zu bleiben, das Wesen des Helden von Tirol so zu erfassen und ihn so darzustellen, wie er aus der Geschichte herausleuchtet, wie er war. — Das Brustbild Hofers, das diesem Buche voransteht, ist nicht idealisirt, sondern eine wahrheitsgetreue

Nachbildung seines gelungensten Portraits, das sich im Besitze der freiherrlichen Familie von Giovanelli in Bozen befindet, in deren Hause Hofer im Jahre 1809 gemalt worden ist.

Da Andreas Hofer in einer geknechteten Zeit eine so großartige Erscheinung von Freiheitsliebe und deutscher Willenskraft war und sein hehres Bildniß so viele sittliche und religiöse Anhaltspunkte gewährt, so glaubt der Verfasser nicht unbescheiden zu sein, wenn er den Wunsch ausspricht, daß das historische Bildniß des tirolischen und deutschen Helden zur Kräftigung männlicher Sitte und deutschen Wesens in die Hände recht vieler Leser übergehen möchte.

Meran, am St. Stephans-Feste 1873.



Einleitung.

Weltgeschichtliche Bedeutung Andreas Hofers, des Helden von Tirol.

Während ein großer Theil von Europa in den Ketten der Knechtschaft seufzte, gab Andreas Hofer der erstaunten Welt ein Schauspiel der Fürstentreue, der Vaterlandsliebe, der altehrwürdigen Sitte und der tiefsten Religiosität, wie sie uns die Geschichte nur in seltenen Beispielen zeigt. Auf dem Brenner und dem Berg Isel entfaltete Andreas Hofer die Fahne der Freiheit, schlug die unüberwindlichen Legionen des französischen Imperators und jagte sie dreimal aus den heimathlichen Thälern hinaus. Der lebensfrische Geist Hofers aber verbreitete sich über alle Länder, die in Knechtschaft schmachteten, und weckte in den gepreßten Herzen, mit der erhöhten Sehnsucht nach der verlorenen Freiheit, die freudige Zuversicht einer besseren Zukunft. So wurde Hofers sieggekrönte Schilderhebung das glorreiche Vorspiel des Heldenkampfes, in welchem das gesammte deutsche Volk die Ketten der Knechtschaft zerbrach.

Andreas Hofer, der Held vom Jahre 1809, bleibt für alle Zeiten in der Geschichte eine merkwürdige Erscheinung. Er war kein Feldherr, und viele seiner Kampfgefährten, wie Joseph Speckbacher von Rinn, Martin Teimer von Schlanders, Joseph Eisenstecken, Badlwirth von Bozen, Hofers Adjutant, Rupert Wintersteller von Kirchdorf, Franz Xav. Straub, Kronenwirth von Hall, Jacob Sieberer

von Thiersee, Anton Wallner, der Kommandant der Pinzgauer u. A. m., waren begabtere und kühnere Führer. Und doch anerkannten alle diese hervorragenden Männer willig das Oberkommando Hofers, das er nicht gesucht, sondern das ihm von selbst zufiel. Ohne Berathung und ohne förmliche Wahl wurde Hofer der Leiter des tirolischen Freiheitskampfes und das Bindeglied der ungleichartigen Kräfte. — Hofer war kein Staatsmann und kein Verwaltungstalent; in dieser Beziehung stand er weit unter dem Intendanten Hormayr. Und doch hat Andreas Hofer, auch ohne diese hervorragenden Eigenschaften, bei dem plötzlichen und gewaltsamen Wechsel der Herrschaft das Land Tirol vor Anarchie bewahrt und einen geordneten Zustand aufrecht erhalten. Bei den ungeheuren Forderungen der Verwaltung und der Vertheidigung des Landes, die sich stets mit Ungestüm meldeten und sofortige Befriedigung erheischten, hätte an Hofers Stelle auch der gewandteste und entschlossenste Administrator wohl mitunter den Muth sinken lassen. Nicht so Hofer. Und dabei war die Regierung dieses schlichten Landmannes im Ganzen gut; sie war gerecht, mild und väterlich, insbesondere ausgezeichnet durch sein unermüdliches Eifern für Zucht, Sittlichkeit und Religiosität. Seine Befehle und Entscheidungen zeugen unverkennbar von seinem edlen Herzen, von seinem Rechtssinne und seiner Ordnungsliebe. Wenn er in einzelnen Fällen, von zudringlichen Schmeichlern oder überspannten, schwärmerischen Köpfen irregeleitet, Verfügungen traf, die nicht zu billigen waren, so schämte er sich nach gewonnener besserer Erkenntniß nicht, sie mit dem Bekenntnisse des Unrechtes wieder zurückzunehmen. Als Regent von Tirol behielt er seine gewöhnliche Passeirer Tracht und lebte in der Innsbrucker Hofburg nach alter Sitte einfach und genügsam, wie in seinem Wirthshause am Sand. Seine Ver-

pflegung kostete täglich 45 kr. Wenn an den Regenten von Tirol besorgnißvolle Anfragen ergingen, so war sein Wahlspruch: „Vertrauen wir auf Gott, und es wird Alles gut gehen."

Alle diese äußeren Erscheinungen gingen aus dem tiefen Gemüthsleben Hofers hervor. Herzgewinnende Freundlichkeit gegen Jedermann, Weichheit und Milde des Gemüthes, schmucklose Einfalt und fromme Treue gegen Gott und die Menschen zeichneten den Helden von Tirol auf vortheilhafte Weise aus. Sein empfängliches Gemüth fühlte tief den schweren Druck, der auf dem tirolischen Volke lastete, den Umsturz der alten Ordnung in Kirche und Staat, den Vertragsbruch und das verhaßte Joch einer fremden, dem Lande gewaltsam aufgedrungenen Regierung. Die geheimen Seufzer eines freiheitliebenden, aber geknechteten Volkes drangen tief in seine weiche, mitfühlende Seele und bewogen ihn, Gut und Blut, Leben und Familienglück für die Freiheit und das Wohl seines Vaterlandes einzusetzen. In der lebendigsten Gestalt traten die Gegensätze der neuen und alten Herrschaft: unerträglicher Druck und väterliche Milde, Knechtschaft und Freiheit, an sein Herz und steigerten seine treue Anhänglichkeit an das habsburgische Kaiserhaus bis zum Enthusiasmus. Was dem patriotischen Manne im Herzen flammte, glühte auch auf seinen Lippen, die sich mit dem Namen „Kaiser Franz" im Sterben für immer geschlossen.

Andreas Hofer glänzt in der Geschichte der Völker als eine große historische Persönlichkeit, und diesen Ruhm erlangte er durch den Zauber seines Wesens, auf welchem allein seine Macht beruhte. Sein kindlich frommer Sinn, sein felsenfester Glaube und sein Opfermuth begründeten die Ehrwürdigkeit seines Charakters und machten ihn zum lebendigsten Ausdrucke des tirolischen Volksgeistes, zum

Manne von Tirol. In ihm hatten die religiöse Ueberzeugung der Tiroler, ihre treue Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus, die unvertilgbare Liebe zum heimathlichen Boden und zur ererbten Sitte, Gestalt und Leben erlangt. Für Gott, Kaiser und Vaterland handelte Hofer mit dem unerschütterlichsten Vertrauen auf den göttlichen Beistand. Sein Schlachtruf lautete: „Vertraut auf Gott und wehrt euch tapfer!“

Die Größe Hofers wurde im Unglücke zur herrlichsten Reinheit ausgeschmolzen. Hofer war nie größer, als auf den Wällen von Mantua. Er ging zum Tode wie ein christlicher Held, und er hat ihn erduldet wie ein unerschrockener Martyrer; darum lebt er fort in dem Gedächtniß der Nachwelt, geschmückt mit des Ruhmes unverwelklicher Krone. Sein Ruhm aber strahlt zurück auf das heldenmüthige Tirol, das allen Ländern deutscher Zunge den kräftigen Fingerzeig gab. Ein berühmter Sprößling des tirolischen Gebirgslandes, Johann Ladislaus Pyrker, hat den Heldengeist, der damals in dem Lande seiner Ahnen so Großes vollbracht und alle unterdrückten Völker zu begeisterter Nachahmung hingerissen, in folgenden trefflichen Zeilen verherrlicht:

Tirolerland, du Wiege meiner Ahnen,
Sei mir gegrüßt! Du wurdest Oestreichs Stern,
Zu leuchten auf des Ruhmes hehren Bahnen,
Als Nacht die Völker alle, nah und fern,
Umfing. Sie blickten auf nach deinen Fahnen,
Die du erhobst für deinen alten Herrn,
Für deine Sitten, Freiheit, heil'gen Glauben,
Und nicht gelang's dem Fremdling, sie zu rauben.

I.

Die Heimath Andreas Hofers.

Dem Thale Passeier, einem Theile des Burggrafenamtes, gebührt der Ruhm, den Helden vom Jahre 1809 hervorgebracht zu haben. Das Thal, welches von dem tobenden Passer-Wildbache den Namen trägt, liegt beinahe im Herzen von Tirol und mündet bei Meran in das Etschthal aus, von wo aus es zuerst in nördlicher und dann in nordwestlicher Richtung in den großen Central-Gebirgszug des Landes eingeschnitten ist. Hat man von dem bekannten Kurorte Meran aus in kurzer Strecke, aber auf steilem und rauhem Wege die zerfallene Zenoburg auf dem schroffen Felsenvorsprunge des Küchelberges, die einstige Residenz König Heinrichs von Böhmen, des Vaters der sagenhaften Margaretha Maultasche, erreicht, so stellt sich in nördlicher Richtung dem überraschten Auge eine reizende Landschaft entgegen. Links fällt der Küchelberg vom Dorfe Tirol sanft zum weiten, steinigen Passerbette ab. An dies Gebiet des Dorfes Tirol, begrenzt durch den Finale-Bach, schließt sich in steilerer Lehne das Dorf Kains an, und über diese malerische Ortschaft hinweg schweift das Auge auf das Dorf Riffian, das auf einem hohen, erweiterten Erdkegel hingestreut ist. Auf der rechten Seite, gegen Osten hin, steigt die Terrasse des weitgedehnten Dorfes Schenna auf, mit dem gleichnamigen Schlosse und der prächtigen Grabkapelle des Erzherzogs Johann, des warmen Freundes der Tiroler, dessen Herz dort ruht. Diese malerische Landschaft ist dem Thale Passeier vorgelagert, das am Masulbache, einem rechtsfließenden Nebenbache der Passer, eine Stunde hinter Meran beginnt. Von diesem Grenzbache an zieht

sich das Thal in gerader nördlicher Richtung in einer Strecke von vier Stunden bis zum Jaufengebirge hin, welches das vordere Passeierthal gegen Norden schützt und durch einen beschwerlichen Jochübergang mit dem Gerichte Sterzing verbindet.

Der erste Haltpunkt beim Eintritt in das Passeierthal ist der schloßartige Schildhof Saltaus. Von da geht es weiter durch die verwüstete Thalsohle, über welche die stürmische Passer ihre unbeschränkte Herrschaft zum Verderben der Menschenwerke ausübt, die sie beinahe alljährlich zerstört. Zu beiden Seiten des Thales erheben sich steile, düstere Gebirgsketten, die den Wanderer im eingeschlossenen Thale nicht wenig beengen. Am rechten Passerufer ist an den Böschungen des steilen Gebirgszuges die zerstreute und weitausgedehnte Gemeinde St. Martin angeklebt; am linken Ufer ist eine ähnliche Gebirgskette mit Uebergängen nach dem Sarnthale aufgethürmt. Auf dem Mittelwege zwischen den großen Gemeinden St. Martin und Leonhard, dem Hauptorte des Thales und dem Sitze eines Bezirksgerichtes, liegt das Sandwirthshaus, die Geburtsstätte des Helden vom Jahre 1809, so genannt von den sandigen Anschwemmungen der Passer. Bei St. Leonhard endet die Thalgegend mit ihrem milden Klima, um sich in wilde, steile Schluchten zu verzweigen. Nordöstlich, am hohen Jaufengebirge hin, läuft das Waltenthal bis zu den Grenzbergen von Sarnthal hin. Nordwestlich von St. Leonhard öffnet sich die Schlucht von Hinterpasseier bis zum Dorfe Moos, wo die Thalschlucht eine nördliche Biegung nach Hintersee oder Rabenstein macht und sich bis zu den Eiswänden der gigantischen Stubaier Gebirge erstreckt, in welchen die Passer ihren Ursprung nimmt. Die Wegstrecke von Meran bis hierher beträgt elf Stunden. Im *Hintergrunde* liegt das Timmelsjoch, welches die Verbin-

bung mit dem Oetzthale und dadurch mit dem Innthale herstellt. Von Moos westlich steigt das Pfelderstthal auf und endet an den Eisbergen des Schmalsthales.

Die klimatischen Gegensätze im Thale Passeier wechseln außerordentlich rasch. Während in Vorderpasseier südliche Vegetation die Berglehnen ziert, gelangt man in 6—7 Stunden durch die Schluchten von Hinterpasseier zur Region des ewigen Eises und Schnee's, zur tirolischen Fernerwelt. — Der Typus des Thales ist großartig, ernst und scharf; man fühlt sich jedoch beengt, und der Eindruck stimmt melancholisch. Das lachende Grün der Wiesen wird bald durch das dunkle Nadelholz verdüstert, und die Wuth der Elemente hat den steilen Bergseiten vielfältige Narben eingeprägt. Viele Felsen sind kahl, von den Strahlen der Sonne seltsam und launenhaft schattirt. Soweit der Rasenboden reicht und somit Nahrung für das Vieh vorhanden ist, hat der Passeirer seine hölzerne Hütte hoch auf die Berge hinaufgerückt.

Der Passeirer zeichnet sich durch seine hohe Gestalt und den kraftvollen Bau seines, durch den Kampf mit der Natur und durch schwere Arbeit gestählten Körpers aus. Das Leben unter Gottes freiem Sternenhimmel, in reiner Luft, hoch über dem Qualm der Städte, in der Abgeschiedenheit einer großen, wundersamen, oft furchtbaren Natur, ist der Verbreitung der neuen Ideen über Kirche und Staat wenig förderlich und sichert den alten, angestammten und selbsterworbenen Begriffen ihre unverkürzte Herrschaft. Der Passeirer ist tief religiös, verständig und ausgezeichnet durch seinen biederen Rechtssinn. An Kaiser und Vaterland hängt er mit einem glühenden Enthusiasmus, doch nicht ohne sprühende Funken stolzen Selbstgefühles in der Erinnerung an seine glänzenden Verdienste um Land und Kaiser. In letzterer Beziehung kann sich wahrlich kein an-

derer Landestheil von Tirol mit Passeier vergleichen. Kein Theil des Landes hat so viele Kämpfer dem Feinde entgegengestellt; keiner hat neben dem welthistorischen Hofer so viele Helden, keiner solche Thaten der Ehre und des Ruhmes aufzuweisen, wie das Thal Passeier. Die Passeirer waren im Jahre 1809 die Garde von Tirol und bedeckten sich überall, im Norden wie im Süden, mit unsterblichem Ruhme. Obwohl das Thal Passeier nur beiläufig 5000 Bewohner zählte, so standen doch Hunderte von Passeirern in erster Linie gegen alle Feinde des tirolischen Vaterlandes. In diesem Thale begann der glorreiche Freiheitskampf, und dort fand er auch seinen tragischen Abschluß, jedoch mit der großartigen Wirkung, daß das deutsche Volk, durch das Beispiel der heldenmüthigen Tiroler zur Nachahmung entflammt, in ihre Fußstapfen eintrat und die Ketten der Knechtschaft zerbrach.

II.

Hofers Geburt und Jugend. Hofer, Wirth am Sande und die erste Persönlichkeit in seinem Thale.

Andreas Hofer wurde am 22. November 1767 gegen Mitternacht geboren und am folgenden Tage zu St. Leonhard getauft. In der Nacht, in welcher er zur Welt kam, sahen mehrere Personen über der Platterspitze einen Stern in der Gestalt eines Jagdgewehres, der gerade auf das Sandwirthshaus herabstrahlte, und es fehlte nicht an Versuchen, diese Lichterscheinung auf Hofers Zukunft auszudeuten. Andreas hatte drei ältere Schwestern, zu welchen, nach dem frühen Tode seiner Mutter, durch die Wiederverheirathung des Vaters eine jüngere Stiefschwester kam.

Dem Sandwirthshause gereichte der Eintritt der Stiefmutter, die keine allzugroße Liebe für die Kinder ihrer Vorgängerin an den Tag gelegt haben soll, nicht zum Segen: die Wirthschaft ging abwärts. Als der Vater des Andreas im Jahre 1779 starb, übernahm des Letzteren Schwager das Sandwirthshaus, und die Stiefmutter die Hofwirthschaft. Durch diese Trennung wuchsen die auf dem Anwesen lastenden Schulden noch mehr an.

Andreas begann in seinem siebenten Jahr den Schulbesuch. Er lernte langsam, aber fleißig, und seine Ordnungsliebe und Folgsamkeit machten ihn bei Lehrern und Schülern beliebt. Später wanderte er in's Wälschland, wo er soviel Italienisch lernte, daß er sich, zwar nicht nach den Regeln der Schriftsprache, wohl aber in der Volksmundart fertig ausdrücken konnte. Dieser Umstand verschaffte ihm später einen bedeutenden Einfluß auf die wälschen Südtiroler, welche auf diese Sprachfertigkeit ihrer deutschen Nachbarn Gewicht legen. Nach seiner Rückkehr in sein heimathliches Thal lebte er in dem Hauswesen seines Schwagers und fing, nach Art der Passeirer, zu handeln und zu markten an. Als er, 22 Jahre alt, für volljährig erklärt worden war, übernahm er von seinem Schwager, der schlecht gewirthschaftet hatte, das Sandwirthshaus und hieß von nun an „der Sandwirth." Am 21. Juli 1789 verheirathete er sich mit Anna Ladurner von Algund bei Meran, deren Geschlecht in der Meraner Gegend weit verbreitet und sehr angesehen ist. Sie war eine verständige, treue Frau von wenig Worten, aber desto tieferem Gefühle, die mit der größten Zärtlichkeit an ihrem Manne hing. Ihr stilles Wesen galt Vielen als Stolz, Andern als Schwermuth, war aber in Wirklichkeit nichts Anderes als weibliche Tugend. Beide übernahmen den Sandhof nach dem Schätzungspreise, um 12,000 fl., worin des Andreas väterliches

und mütterliches Vermögen mit einbegriffen war. Da ihm hiervon nur der vierte Theil mit 3000 Gulden zufiel, blieb er den anderen Geschwistern 9000 Gulden schuldig. Obwohl seine Hausfrau eine kleine Mitgift in das Haus gebracht, saß der junge Sandwirth noch immer in beengten Verhältnissen auf seinem verschuldeten Anwesen und ragte im Thale Passeier nicht im mindesten durch Reichthum hervor. Nichtsdestoweniger genoß er wegen seiner persönlichen Eigenschaften in seinem Thale ein so hohes Ansehen und allgemeines Vertrauen, daß er im Jahre 1790 mit dem beliebten Andreas Ilmer (Neurauter) als Sprecher des Thales Passeier zum großen offenen Landtage entsandt wurde, auf welchem er eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Dieser Landtag war für Hofer eine sehr lehrreiche Schule. Kaiser Joseph II. hatte durch seine kirchlichen und staatlichen Umwälzungen die Tiroler so sehr verletzt, daß die allgemeine Erbitterung sie beinahe bis zur Grenze des Aufstandes geführt hätte. Auf dem erwähnten Landtage wurde in unverhohlener Weise das Verdammungsurtheil über die sogenannten Reformen des Kaisers und über seinen büreaukratischen Beamtenstaat ausgesprochen, der freien, unbevormundeten Kirche, der freien Verfassung des Landes, der alten Sitte und den religiösen Anschauungen des Volkes von Tirol dagegen auf das Nachdrücklichste das Wort geredet. Die inhaltschweren Reden, in welchen die neue Regierungsweise der schärfsten Kritik unterzogen und der beseitigten alten Rechte, sowie der guten alten Zeiten mit rühmender Anerkennung gedacht wurde, konnten auf das empfängliche, tief religiöse und patriotische Gemüth Hofers nicht ohne nachhaltigen Eindruck bleiben. Seine politischen Ansichten und Grundsätze gewannen eine sicherere Grundlage und bestimmtere Gestalt, und als in der Folge ähnliche Verhältnisse wiederkehrten, konnte er denselben als

Mann entgegentreten. Da er in Bezug auf einheimische wie auswärtige Verhältnisse unter den Mitbewohnern seines heimathlichen Thales das beste Verständniß hatte, galt er bald als der angesehenste Mann im Thale, und das Sandwirthshaus wurde allmählig ein Sammelpunkt wißbegieriger Männer, eine politische Schule, in welcher über landwirthschaftliche, österreichische und französische Zustände eifrig und eingehend verhandelt wurde.

III.

Aeußere Erscheinung und Charakterzüge des Sandwirths. Er wird außerhalb Passeiers bekannt.

„Die äußere Gestalt des Sandwirths," sagt ein berühmter Landsmann unseres Helden, „gewann ihm die Herzen der Menschen, und eine gewisse Treuherzigkeit öffnete ihm die Gedanken selbst Solcher, die sich auf ihre Gewandtheit und Verschlossenheit viel zu gut thaten. Er war ein schöner Mann, nur wenig über die gewöhnliche mittlere Länge hinaus, im besten Ebenmaße zu seinen Formen, die breiter ausgingen, als es sonst in Passeier der Fall ist, mit mächtigen Schultern auf festen Knochen. Er hatte ein volles, rundes Gesicht, eine etwas breite Nase, lebhafte braune Augen, schwärzliche Haare und trug in Folge einer Wette seit dem Beginne der baierischen Herrschaft (1805) einen langen, schwarzen Bart, der ihm eine gewisse Ehrwürdigkeit verlieh. Sein Gang war würdevoll und gemessen, seine Stimme weich und hell, sein Auge voll Friede und Heiterkeit, sein ganzes äußeres Wesen harmonisch

und einnehmend. Hofer kleidete sich nach der Tracht seines Heimaththales. Eine grüne Jacke, ein rother Brustfleck, ein schwarzer Ledergurt mit den Anfangsbuchstaben seines Namens, schaflederne, schwarze Hosen, ein schwarzer Seidenflor um seinen Hemdekragen, ein schwarzer, breitkrämpiger Hut, auf der Seite aufgestülpt, mit dem Bildnisse der Mutter Gottes, mit Blumen und Wildfedern geziert, blaue Strümpfe und weit ausgeschnittene Schuhe waren im späteren Alter seine Kleidungsstücke." —

Ungeachtet seiner auffallenden Kraftgestalt hatte der Sandwirth in seinem Thun und Lassen eine ungemeine Zartheit und Weichheit, wie dies überhaupt bei den Passeirern ein charakteristischer Zug ist. Als er einst mit mehreren Genossen von Meran nach Hause ritt, mit welchen er seiner frommen Sitte gemäß den Rosenkranz betete, fühlte er Mitleid mit einem Knaben, der ermüdet neben seinem Pferde herlief. Er hob ihn zu sich auf den Sattel und sprach zu ihm: „Mitbeten darfst du nicht, aber schlafen auch nicht; sonst fällst du mir vom Pferde." Die Studenten in Meran kannten ihn alle wohl und hatten ihre herzliche Freude an dem schönen, leutseligen Sandwirth. Sie sammelten sich gern um ihn und fühlten sich wohl in seiner Nähe. Auf ihren Ferienreisen nach Innsbruck ließen sie sein Wirthshaus nie unbesucht, und die Unbemittelten fanden in demselben unentgeltliche Pflege. Begegnete er auf seinen Ritten durch's Thal fahrenden Studenten, so warf er ihnen gewöhnlich einen Thaler zur Wegzehrung zu.

Wie die Passeirer überhaupt, so legte auch Hofer wenig Gewicht auf körperliche Bequemlichkeit in Lager und Hausrath, selbst wo er es besser hätte haben können. Als er einst auf einer Marktreise in ein vollbesetztes Wirthshaus kam, wollte man ihm vor Andern ein Bett geben; aber er schlug es aus mit den Worten: „Die Betten

könnt's für Andere brauchen; an mir ist Nichts gelegen!" und legte sich im Stalle auf das Stroh. In jüngeren Jahren spielte er nicht ungern den „Robler," besonders auf den Märkten zu Latsch, um seine Körperkraft zu zeigen, und seine gedrungene Gestalt trug über die größten Bauern den Sieg davon. Auch bei diesen Ringkämpfen trat seine Bescheidenheit an den Tag. Seine Siege bezog er nicht auf sich, sondern meinte nur: für Passeier müsse man's wagen und aufnehmen. Der Besiegte mußte mit ihm essen und trinken. Trotz seiner unvollkommenen Schulbildung zeigte er doch überall einen klaren Verstand, ein richtiges Urtheil und eine in Passeier und im vorderen Burggrafenamte häufig vorkommende instinktmäßige Befähigung zu augenblicklicher richtiger Auffassung. Dabei hatte er ein natürliches Talent zu witzigen Bemerkungen und ließ damit nie lange auf sich warten. Sein Witz war treffend, aber gutmüthig. In freien Stunden liebte er das Kartenspiel, worin er eine große Fertigkeit besaß, und auch hierbei trat sein inneres Wesen an den Tag, das sich in aufmerksamer Maßhaltung und gutartiger Schlauheit äußerte. In seiner Gutmüthigkeit verabscheute er alle karge Sparsamkeit, weßhalb er auch seinen Vermögensstand nie besonders in die Höhe brachte. Im Handel und Wandel war er durchaus ehrlich und verachtete jedes unerlaubte Mittel der Bereicherung. Er wollte leben und leben lassen. Er war nie unmäßig, bedurfte aber, nach der gewöhnlichen Sitte der tirolischen Landwirthe, ziemlich viel und ließ sich in Speise und Trank Nichts abgehen. Ohne eine Flasche Wein getrunken zu haben, ging er nicht schlafen. In späteren Zeiten ließ er sich den Wein auf seinen Reisen in einem eigenen Fäßchen nachführen. Diese etwas sorglose Lebensweise zwang den Sandwirth, durch andern Erwerb sein Hauswesen zu heben. Er verlegte sich, außer dem Ge-

werbe eines Schenkwirthes, auch auf das Geschäft eines Roß- und Vieh-Händlers und kam dadurch besonders mit den Wälschen viel in Berührung, verlor aber durch sie bedeutende Summen, daher die Passeirer zu sagen pflegten: „Wäre der Sandwirth nie über die Spitalbrücke bei Meran gekommen, so wäre er ein wohlhabender Mann geworden.“ Gewinnbringender war für ihn der Wein- und Branntweinhandel, den er mit eigenen Saumpferden über das Jaufenjoch nach dem Innthale betrieb und durch den er die meisten Wirthe am Inn persönlich kennen lernte. Seine vorzüglichste Branntwein-Niederlage war in Hall, und schon aus dieser Zeit schreibt sich seine Bekanntschaft mit dem späteren hervorragenden Landesvertheidiger Straub, dem Besitzer des dortigen Kronenwirthshauses.

Während Hofer so nach verschiedenen Richtungen hin thätig war, um seine Vermögensverhältnisse aufzubessern, hatte ihm seine Gattin sieben Kinder geboren, von denen zwei in der Jugend starben. Die überlebenden waren: Johann (geb. 26. Dec. 1794), Maria (geb. 1797), Rosina (geb. 1798), Anna (geb. 1803), Gertraud (geb. 1805). —

IV.

Eindruck der französischen Revolution auf die Passeirer. Sie erheben sich gegen dieselbe.

Der Ausbruch der französischen Revolution fiel gerade in das Heirathsjahr Hofers. Der gewaltthätige Umsturz aller bestehenden Verhältnisse in Kirche und Staat, die grausame Verfolgung der katholischen Priester, der offene

Unglaube, die gegen ruhige Bürger und das legitime Königshaus verübten Gräuel riefen, wie in Tirol überhaupt, so auch unter dem biederen Passeirervolke eine tiefe Entrüstung hervor, und die Siege der republikanischen Horden erzeugten selbst in den abgelegensten Thälern die ernste Befürchtung, daß auch über die Grenzen Frankreichs hinaus dem Glauben Gefahr drohen könne. Einzelne Emigranten, größtentheils bejahrte Priester, wanderten durch Passeier, und der Anblick ihrer Leiden schnitt den biederen Thalbewohnern tief in's Herz. Ein französischer Benediktiner aus dem Elsaß, P. Gregor, der in das Benediktiner-Stift Marienberg eingetreten war, wurde später als Hilfspriester in der großen Pfarre St. Martin in Passeier angestellt. Seine Schilderungen der Gräuelscenen der Revolution machten auf das empfängliche Gemüth des Passeirervolkes einen nachhaltigen Eindruck. Massenhaft strömte das Volk zu den Predigten des fremden Priesters; auch Andreas Hofer, der überhaupt mehr zur Pfarre St. Martin, als zu seiner nähern Pfarre St. Leonhard hielt, wohnte denselben mit großer Andacht bei. Alles Unglück, das über Frankreich gekommen, schrieb man der Glaubenslosigkeit zu, und man war fest überzeugt, daß das Vaterland nur dann einem feindlichen Anpralle gewachsen sein werde, wenn es die Kraft des Glaubens bewahre und im Glauben sich einige. In dieser Ueberzeugung wurden in verschiedenen Thälern Tirols häufige Wallfahrten nach beliebten Gnadenorten unternommen, um den Beistand des Himmels zur Erhaltung der Religion und zum Schutze des Vaterlandes zu erflehen. In Passeier strömten die Wallfahrer haufenweise zum hl. Blute nach St. Martin, das für die Zeit der Selbstvertheidigung Tirols gegen Frankreich eine große Bedeutung gewann, wie Absam für das Innthal und die Frohnwiese bei Bruneck für das Pusterthal

religiöse Vereinigungspunkte wurden, um sich in gemeinsamem Gebete für den nahen Kampf zu stärken. Bei diesen religiösen Uebungen fehlte der Sandwirth nie; er stand vielmehr stets, mit seinem Rosenkranz in der Hand, an der Spitze der Beter. In seiner schlichten Art ermahnte er seine Betgenossen, fromm zu leben, damit Gott die alte Religion und die Bruderliebe im Lande erhalte. Für das große Werk, für welches die frommen Thalbewohner den Beistand des Himmels erflehten, wirkte insbesondere auch durch Ermahnungen und Belehrungen der mit Hofer eng befreundete, geistreiche Magnus Prieth, gleichfalls ein Benediktiner-Priester von Marienberg. So war man für den Kampf besser vorbereitet und unterrichtet als anderwärts.

Der Korse Bonaparte hatte im Jahre 1796 mit seinem Revolutionsheere die Macht Oesterreichs im nördlichen Italien gebrochen und klopfte bereits mit eisernem Stabe an die Felsenthore von Tirol. Sofort erscholl durch die Thäler des Landes der Ruf: „Zu den Waffen! Zur Gegenwehr!" Schon Ende Mai und Anfangs Juni rückten Hunderte von Landesschützen an die bedrohte Gränze. In dieser patriotischen Erhebung that sich mit andern Landestheilen ganz besonders das Burggrafenamt mit Passeier hervor. Eine starke Kompagnie Passeirer, unter welchen sich auch Andreas Hofer als gemeiner Landesvertheidiger befand, hielt den Tonal-Paß besetzt.

Gefährlicher für Tirol wurde das Jahr 1797. Der französische General Joubert hatte mit 15,000 Mann die Klause von Salurn gesprengt und darauf Bozen besetzt, während der österreichische General Loudon sich mit seiner Abtheilung nach Meran hinauf geflüchtet und auf der Töll oberhalb Meran verschanzt hatte. In der Meinung, daß, was im Jahre 1703 bei dem baierisch-französischen Einfall *gelungen*, auch jetzt nicht ohne Erfolg bleiben könne,

beschlossen einige Gemeinden des Burggrafenamtes, den allgemeinen Landsturm aufzubieten, und gewannen hierfür auch das Thal Passeier. Dieser Beschluß wurde dem General Loudon angezeigt, dem man damit einen Dienst zu erweisen glaubte. Loudon befahl jedoch den Bewaffneten, auseinander zu gehen und heimzukehren, und sprach die Drohung aus, jeden als Feind zu behandeln, der es wagen werde, ohne seine Befehle etwas zu unternehmen. Nichtsdestoweniger kamen am 27. März 2000 bewaffnete Passeirer, unter ihnen auch Hofer, nach Meran und forderten stürmisch den Auszug gegen den Feind. Dies machte Eindruck auf den furchtsamen General, und er beschloß den Angriff. Die Passeirer wurden nach Hafling und von da nach Mölten und Jenesien dirigirt. Bei dem Angriffe wurden indessen sowohl Loudon auf der Ebene, als die Passeirer auf dem Gebirge zurückgeworfen. Dagegen hielt der, dem Gymnasium zu Meran entlaufene Student Martin Teimer als Lieutenant der Maiser Schützenkompagnie an der Passage unter dem Schlosse Maultasche den vorrückenden Feind auf und zwang ihn durch List zum Rückzuge.

Unterdessen hatte sich der gesammte Landsturm von Vintschgau und dem Burggrafenamte in Meran gesammelt, und General Loudon sah sich gezwungen, zum wiederholten Angriffe gegen den Feind vorzugehen. Die Passeirer mit den Meranern überstiegen von Meran aus das Haflinger Joch und rückten von da aus durch das Gebirge gegen Bozen vor, wo der Feind concentrirt war. In der Ortschaft Vöran hielt der Geistliche an die bunte Landsturmmasse eine begeisternde Anrede, ertheilte ihr die Generalabsolution und versprach denen, die im Kampfe fallen würden, die Freuden des Himmels als Lohn ihres Opfertodes. Damals sah man allgemein in Tirol den Kampf

gegen die Franzosen als einen heiligen Krieg an, als einen Kampf für Glauben und Religion, und wer in demselben fiel, galt als christlicher Blutzeuge. Die kampfbegierige Sturmmasse von Passeier und Meran, welche bei dem Angriffe auf Bozen den linken Flügel bilden sollte, rückte ungesäumt vorwärts und fand den Feind bald auf den Höhen von Jenesien in fester Stellung. In raschem Anlauf wurden die feindlichen Schanzen genommen, und in verworrener Flucht eilten die Franzosen die Berghöhe hinab, wobei noch die Kugeln und Kolben der nacheilenden Stürmer ihre blutige Wirkung thaten. Der Feind schickte von Bozen aus Unterstützung nach Glaning und Rafenstein, um diese wichtigen Höhen zu behaupten. Umsonst! Die Wuth der Stürmer überwältigte jeden Widerstand. Von Glaning wurde der Feind förmlich herabgeschlagen, die Höhe von Rafenstein nach hartnäckigem Kampfe erstürmt. Wie eine aufgescheuchte Heerde flohen die feindlichen Schaaren bis nach Gries, unweit Bozen, wohin die französische Hauptmacht vorgeschoben wurde. Ehe es mit dieser zum Kampfe kam, vereinigte sich der siegreiche linke Flügel mit dem Centrum des Landsturmes, der unter Loudon auf der Heerstraße von Meran heranzog. Gries wurde im Sturme genommen und der Feind zum Rückzuge nach Bozen genöthigt. Die Passeirer und die Burggräfler kämpften voran wie die geschultesten Jägertruppen. Auch in Bozen konnte sich der Feind nicht mehr halten und wandte sich, von den Passeirern verfolgt, fluchtartig nach Brixen.

Unterdessen hatten auch die Nordtiroler die Franzosen auf den Höhen von Spinges in heldenmüthigem Kampfe geschlagen, so daß dem Feinde nur mehr die Straße durch das Pusterthal offen stand, auf welcher er eilig aus Tirol abzog.

Aus diesen Kämpfen gegen die Franzosen hat die Geschichte von Tirol Thaten zu verzeichnen, welche an die Heldenzeit des klassischen Alterthums und an die Freiheitskämpfe der alten Schweizer erinnern. Auf den Höhen von Spinges lag Georg Faschlunger von Axams mit elf Bajonetstichen in der Brust neben sieben erschlagenen Franzosen. Der Sensenschmied von Volders, Hauptmann Anton Reinisch, wüthete mit seiner zweischneidigen Sense unter den Feinden gleich einer geborstenen Granate. Elf Bajonetstiche streckten ihn zu Boden; aber um ihn her lagen fünfzehn niedergemähte Feinde. Peter Haider von Oberperfus tödtete sechs Franzosen, und als er sich hierauf von fünf andern umringt sah, streckte er den einen mit dem Stutzen, den zweiten mit der Pistole, den dritten mit einem Säbelhiebe nieder und sank dann selbst, von einer Kugel und mehreren Säbelhieben am Kopfe getroffen, todt zu Boden. — Diese allgemeine Begeisterung, dieser Heldenmuth und diese Hinopferung hatten ihren Grund in der religiösen Zeitströmung der damaligen Zeit, welche die Franzosen als Religionsvernichter ansah. Für die Tiroler aber waren diese Kämpfe, die das Volksbewußtsein mächtig hoben, eine treffliche Schule für ein großartigeres Eingreifen in die Völkergeschichte.

Im Jahre 1799 war Tirol der Schauplatz neuer Kämpfe mit den Franzosen, die von der Schweiz her die tirolische Westgrenze überschritten hatten. Ein großes österreichisches Korps unter General Bellegarde vermochte nicht, die viel geringere Zahl der Feinde aufzuhalten und sah zu, wie die Dörfer des Vintschgaues von den vordringenden Franzosen verheert wurden. Der Kolonne des Generals von Hadik, welche die Aufgabe hatte, das 6000′ hohe Scharljoch zu übersteigen, um den Franzosen im Engadin in den Rücken zu fallen, war die Passeirer Kompagnie unter

dem Hauptmann Strobl beigegeben. Es war Ende April, wo der Schnee noch massenhaft auf den Bergen lag; die Geschütze konnten daher nicht durch Pferde geführt, sondern mußten von Menschen weiter geschleppt werden. Bei dieser Gelegenheit bewährte sich die ungewöhnliche Körperkraft der Passeirer. Ein Passeirer passirte auf dem erstiegenen Joche von Scharl vor dem Kommandanten Hadik mit einer dreipfündigen Kanone auf den Schultern. General Hadik fragte den riesenstarken Mann, ob die große Last nicht gar zu sehr drücke. „J' hatt's nit geglabt,“ antwortete der Passeirer in seinem Dialekte: „daß die Pfeifa so schwara war.“

Obwohl Andreas Hofer in seinem Thale die beliebteste und angesehenste Persönlichkeit war und auch außerhalb seines Thales durch seinen Handel den Namen eines Biedermannes erlangt hatte, so hören wir doch nicht, daß er bei diesen ersten Kämpfen irgend welche hervorragende Rolle gespielt. Seine Zeit war noch nicht gekommen.

V.

Andreas Hofer gewinnt an politischer Bedeutung. Tirol wird baierisch.

Die Hoffnungen, zu welchen die Friedensschlüsse der Jahre 1801 und 1802 die ruhebedürftigen Völker zu berechtigen schienen, sollten sich nicht erfüllen. Der neue fränkische Imperator wollte das alte Europa aus den Angeln heben und seiner eisernen Militär-Dictatur unterwerfen, und so war der Wiederbeginn des Krieges unvermeidlich. Im Jahre 1805 sah sich Tirol von zwei feind-

lichen Armeen in die Mitte genommen, und nach dem Unglückstage bei Ulm wurde Nordtirol von einer französischen Armee vorübergehend besetzt. Schon vorher war Erzherzog Johann, der Liebling des Tiroler Volkes, der in's Land geeilt war, um mit Rath und That behilflich zu sein, aus Tirol abberufen worden. Ehe er das Land verließ, richtete er, unterm 13. August 1805, an die Bewohner desselben eine Ansprache, worin er ihnen in rührenden, aus dem Herzen kommenden Worten die vollste Anerkennung ihrer patriotischen Haltung, sowie seinen Dank für die ihrem angestammten Fürstenhause bewiesene Treue und Anhänglichkeit ausdrückte und mit der Hoffnung auf ein froheres Wiedersehen zugleich die Erwartung aussprach, daß sie auch während seiner Abwesenheit im Kampfe für das bedrohte Kaiserhaus, für ihre Religion und Verfassung ausharren würden. Dieser Abschied, der gedruckt überall hin verbreitet wurde, machte den tiefsten, nachhaltigsten Eindruck.

Noch ergreifender war der mündliche Abschied, welchen Erzherzog Johann von den herbeigeeilten Gemeinde-Abgeordneten zu Sterzing und Bruneck nahm. Andreas Hofer, der sich als Deputirter von Passeier gleichfalls in Sterzing bei dem Erzherzoge eingefunden hatte, begleitete den geliebten Prinzen bis Bruneck. Bei dieser Gelegenheit lernten sich zwei ähnliche Naturen, deren hervorragende Züge Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit waren, zuerst näher kennen, und damit war auch der unzertrennliche Bund für alle Zukunft geschlossen. Der populäre Prinz wurde das Verbindungsglied, welches die Tiroler an den nicht minder geliebten Kaiser Franz und an das Haus Habsburg kettete. Mit magischer Kraft fühlte sich Hofer zu dem leutseligen Prinzen hingezogen, welcher der verkörperte Ausdruck der Gutmüthigkeit und des dem Hause Habsburg eigenthümlichen Wohlwollens war, und mit hoher Freude vernahm

er bei dem Abschied in Bruneck aus dem Munde desselben die tröstlichen Worte, daß er sicher darauf rechne, wieder zu seinen treuen Tirolern zurückkehren zu können.

Diese Hoffnung des geliebten Prinzen sollte leider auf lange Zeit unerfüllt bleiben; denn der Friedenstraktat von Preßburg entschied unterm 26. December 1805 die furchtbare Katastrophe der Trennung Tirols von Oesterreich, von dem Kaiser Franz, vom Hause Habsburg. Das Land wurde baierisch, das Volk nicht! Mit Bestürzung und tiefem Schmerze lasen die treuen Tiroler die Worte, welche Kaiser Franz an den Landesgouverneur, Grafen von Brandis, gerichtet hatte: „Es ist allerdings der für mich so schmerzliche Zeitpunkt herbeigekommen, wo gebieterische Umstände es mir zur Nothwendigkeit machen, der Beherrschung des Landes Tirol zu entsagen. Wie schwer dieses Opfer meinem Herzen gefallen, wissen die biedern Tiroler ohnehin. Ich verliere keine Worte darüber; sie würden die Wunden nur wieder aufreißen, welche die durch eine Reihe unglücklicher Ereignisse mir abgenöthigte Trennung von so werthgeschätzten Unterthanen mir und ihnen schlug."

Viele österreichischen Staatsdiener verließen das Land und wanderten nach Oesterreich aus; doch unterhielten sie mit ihren Verwandten und Freunden in Tirol einen lebhaften brieflichen Verkehr, durch welchen sie von allen Schritten und Maßregeln der baierischen Regierung unterrichtet wurden.

VI.

Anfängliche Hoffnungen Tirols auf Baiern. Vergewaltigung Tirols in den bestehenden politischen und kirchlichen Verhältnissen.

Im ersten Jahre der baierischen Herrschaft wurde Tirol sehr gnädig behandelt. Der neue Landesfürst, König Maximilian Joseph, empfing die Abgeordneten der vier Stände in München äußerst wohlwollend und sprach zum Landeshauptmann, Grafen von Wolkenstein, die denkwürdigen Worte: „Ich verspreche euch nochmals, liebe brave Tiroler: kein Jota an eurer Verfassung soll geändert werden. Ihr habt einen guten Landesherrn verloren; ihr bedauert diesen Verlust; ich schätze euch darum und würde euch nicht schätzen, wenn ihr es nicht thätet. Wohl fühl' ich es, daß ich einen harten Stand habe, mir eure Liebe und Achtung zu erwerben; aber ich werde es mir zu meiner angelegensten Pflicht machen, und dann hoffe ich, es wird euch einst auch um mich so leid sein, wenn ihr mich durch den Tod verlieret."

Voll Trost und mit den besten Hoffnungen kehrten die Abgeordneten in ihre Berge zurück, und die Nachricht von der königlichen Versicherung, daß an der alten Landesverfassung kein Jota geändert werden solle, verbreitete überall große Freude. Wer hätte denken können, daß von dieser durch das königliche Wort garantirten Verfassung in drei Jahren kein Jota mehr aufrecht erhalten sein werde? Ungeschickter und toller hat kaum je eine Regierung gegen ein frisch abgetretenes Land gehandelt, als damals Baiern. *Nicht genug,* daß man Nichts that, um das

neu erworbene Land, das mit so vielen Sympathien an dem Hause Habsburg hing, für Baiern zu gewinnen: es wurden sogar thörichter und widerrechtlicher Weise alle möglichen Hebel in Bewegung gesetzt, um gleichsam absichtlich Tirol der baierischen Herrschaft zu entfremden und von sich zu stoßen. Und doch würde es für Baiern nicht schwer gewesen sein, das ihm abgetretene Alpenland mit seinem veränderten Geschicke auszusöhnen, wenn es das durch die Reformen Josephs II. vielfach verletzte alte Herkommen in politischen und kirchlichen Dingen respectirt und die ihrem Wesen nach noch fortbestehenden, wenn auch unter Franz II. milder gehandhabten Josephinischen Neuerungen einfach beseitigt hätte. Eine unselige Politik that jedoch von Allem dem das Gegentheil, und so blieben die Tiroler österreichisch, und ihr Land kam wieder zu Oesterreich.

Schon im Jahre 1806 blieb nicht mehr Alles beim Alten. Die Bankozettel, womit Tirol überschwemmt war, wurden beinahe um die Hälfte entwerthet und dann ganz außer Cours gesetzt. Durch königliche Entschließung vom 25. Juli 1806 wurde die tirolische Landschafts-Uniform abgeschafft und bald darauf auch der Landschaft die Anstellung ihrer eigenen Steuerbeamten untersagt. Im Juni 1807 ließ man die landschaftlichen Steuerkassen eingehen und die allgemeine Staatskasse in München an deren Stelle treten. Selbst manche Baarschaften aus Gemeindekassen wurden nach München abgeführt. Eine brennende Wunde schlug den Tirolern die königliche Verordnung vom 25. Juli 1807, wonach die seit 1797 auf Papiergeld lautenden Schuldverschreibungen nun in Metallgeld in gleicher Betragsziffer bezahlt werden sollten. Die Landschafts-Obligationen wurden beinahe auf die Hälfte des Nennwerthes herabgesetzt, wodurch deren Besitzer, zum Theil *Kirchen*, Stiftungen und Pupillen, in großen Schaden ge-

bracht wurden. Eine offenbare Verletzung des Abtretungsvertrages lag in der Wiedereinführung des Stempels, von welchem sich die tirolischen Stände unter der österreichischen Regierung mit einer großen Geldsumme losgekauft hatten. Die Steuern und Auflagen wurden ohne gesetzliche Rücksprache mit den Ständen erhöht.

Ein allgemeiner Schrei des Unwillens ging durch das Land, als im Jahre 1808, in Folge der durch die neue Verfassung vom 1. Mai ausgesprochenen Nichtigkeitserklärung jeder Sonderverfassung, der Tiroler Landtag aufgehoben wurde. Statt des bisherigen Schützenwesens wurde die verhaßte allgemeine Militärconscription eingeführt. Tirol hatte bisher nur ein Landregiment zu stellen gehabt, das durch freie Werbung completirt wurde; zur Vertheidigung des Landes bestanden vier Milizregimenter, die außer Land zu dienen nicht verpflichtet waren. Selbst der Name Tirol sollte verschwinden und das Land von nun an Südbaiern heißen, mit den drei Kreisen: Inn-, Eisack- und Etschkreis. Das altehrwürdige Schloß Tirol, das dem Lande den Namen gegeben, wurde öffentlich versteigert. In der That, tiefer hätte das patriotische Gefühl der Tiroler durch die baierische Regierung nicht verletzt werden können. Aber viel tiefer greifend noch war die Verletzung der religiösen Gefühle des Tiroler Volkes durch die Vergewaltigung in kirchlichen Dingen, die bis in die unterste Schichte des Volkes einschneidend wirkte und das gläubige Volk empörte.

Der Minister Montgelas, der dem Könige von Napoleon aufgedrungen worden war, schickte übermüthige, in Religionssachen unwissende und nicht selten gegen Kirche und Geistlichkeit feindlich gesinnte, zum Theil auch protestantische Beamte in das Land, das man sich als Schlupf-

winkel des Aberglaubens und der Geistesfinsterniß dachte und das nun durch die Fackel der Aufklärung erhellt werden sollte. Als Kreisdirektoren wurden der schadenfrohe Mieg und der bübische Hofstetten angestellt. Diese neuen Beamten zogen alle gehässigen Verordnungen Kaiser Josephs wieder hervor, brachten sie auf die grellste Weise in Anwendung und fügten wohl Manches aus eigener Erfindung hinzu. Sie schafften ab und ordneten an und walteten in der Kirche beinahe wie in ihren Kanzleien, und über die Geistlichen wie über untergeordnete gewöhnliche Staatsdiener. Unter den schärfsten Strafandrohungen wurden der Gottesdienst in der Christnacht, die beim Volke so sehr beliebten Rorateämter in der Adventszeit, alle Nebenandachten, Segnungen und Processionen verboten; ebenso wurden das Scheidungs- und Feierabendgeläute und bei den Arbeitern die herkömmlichen Feierabendstunden abgestellt. Die sieben Prälaturen des Landes, welche mit den religiösen und politischen Verhältnissen des Volkes auf's Engste verwebt und durch Mittragung aller Lasten, durch Seelsorge und Erziehung der Jugend sehr nützlich gewesen waren, wurden zuerst unter politische Administration gestellt und dann ganz aufgehoben. Das Vermögen dieser aufgelösten Klöster floß in die baierische Staatskasse. Die Verwaltung der Kirchengüter und der milden Stiftungen zog die Regierung ausschließlich an sich und stellte reichlich besoldete Vermögensverwalter dafür an, während die alten Stiftungsverbindlichkeiten häufig unerfüllt blieben. Und in dies Alles sollten sich die Geistlichen wie in päpstliche und bischöfliche Anordnungen fügen. Den Landesbischöfen von Trient, Brixen und Chur wurde im Namen Sr. Majestät des Königs bekannt gemacht, daß alle königlichen Verordnungen in Kirchensachen von nun an, ohne *vorläufige* Rücksprache mit den Bischöfen, durch die Seel-

sorger von der Kanzel verkündet, alle geistlichen Pfründen aber, über welche nicht Privaten oder Laien das Patronatsrecht hatten, nur von dem Landesfürsten und in keinem Falle mehr vom Bischofe verliehen und für dieselben nur solche Geistliche vorgeschlagen und angestellt werden dürften, welche von königlichen Professoren zuvor geprüft und von der weltlichen Regierung als tauglich erkannt worden seien. Da die Bischöfe auf solche Forderungen nicht eingehen konnten, so wurden sie zur Verantwortung vor das königliche General-Kommissariat nach Innsbruck berufen. Der Bischof von Trient, Emmanuel von Thun, und der Bischof von Chur, Karl Rudolph von Buol-Schauenstein, dem das ganze Vintschgau bis zum rechten Passerufer als Diöcesan-Bischofe unterstand, stellten sich wirklich in Innsbruck; der Bischof von Brixen ließ sich wegen Unpäßlichkeit entschuldigen. Bei den Unterhandlungen mit den Bischöfen wurden alle Mittel versucht, um sie zur Anerkennung der königlichen Forderungen durch Namensunterschrift zu bewegen. Da die Bischöfe in ihrer standhaften und unerschütterlichen Weigerung beharrten, wurden sie als Widerspenstige des Landes verwiesen. Der Bischof von Trient wurde nach Salzburg und der Bischof von Chur nach der schweizerischen Gränze abgeführt. Hierauf wollte die baierische Regierung eigenmächtig und gewaltsam den Churer Bisthumsantheil in Tirol dem Bischofe von Chur entziehen und dem Bischofe von Augsburg übergeben. Da der Letztere auf dieses Ansinnen nicht einging, indem er eine solche Aenderung ohne Gutheißung des Papstes für unerlaubt erklärte, wurde der Churer'sche Bisthumstheil in Tirol dem gefügigeren Generalvikar von Trient angeboten, der das Geschenk ohne Scrupel annahm. Die gesammte Churer'sche Geistlichkeit in Tirol, mit Ausnahme von drei oder vier wenig geachteten Individuen,

weigerte sich jedoch entschieden, ihrem gesetzlichen Bischofe abzusagen und sich dem aufgedrungenen Generalvikar von Trient zu unterwerfen. In Folge dessen wurden die meisten Geistlichen des Vintschgaues, namentlich die bischöflichen Vikare und Pfarrer, nebst manchen andern Seelsorgspriestern verhaftet und als Sträflinge nach verschiedenen Orten abgeführt. Statt der ausgewiesenen Seelsorger schickte die Regierung Priester aus fremden Diöcesen an den Generalvikar von Trient mit der Weisung, ihnen die geistliche Amtsgewalt zu übergeben.* Da das Volk diese Priester, erhaltener Aufklärung und Anweisung gemäß, nur als Eindringlinge betrachtete, mit denen es in geistlichen Dingen keine Gemeinschaft haben durfte, so mied es alle ihre öffentlichen Vorträge, ihren Gottesdienst, ihre Beichtstühle und die Betheiligung an jedem andern durch sie gespendeten Sakramente und zerstreute sich, um seine religiösen Pflichten zu erfüllen, in benachbarte Gemeinden, wo noch ein rechtmäßiger Priester war. In Fällen der Noth wurde wohl auch ein solcher herbeigerufen; doch mußte dies heimlich geschehen, da im Falle der Entdeckung der herbeigerufene Priester verhaftet worden wäre. Wenn Jemand in einer ihres rechtmäßigen Geistlichen beraubten Gemeinde starb, so ward die Leiche von den Verwandten und Nachbarn, ohne priesterliche Einsegnung unter Gebet auf den Friedhof begleitet, daselbst eingescharrt und über dem Grabe ein Rosenkranz gebetet. Tiefe Trauer ruhte auf dem ganzen Lande; immer höher stieg die Unzufriedenheit, und es erhoben sich laute Klagen, „daß man die Religion ausrotten, die Priester unterdrücken, die Kirchen berauben und die Altäre zertrümmern wolle.“ Besonders groß war die Aufregung in der Pfarrei St. Martin in Passeier, in der Nähe des Sandhofs.

In dem Widerstande des Klerus gegen die Regierungs-

befehle und in dem Mißvergnügen des Volkes glaubte der Specialkommissär von Hofstetten das wirkliche Verbrechen des Aufruhrs zu erblicken und verlangte daher, daß ihm Executionstruppen in der Stärke von wenigstens 1000 Mann zur Verfügung gestellt würden. Diese wurden ihm auch unter dem Obristlieutenant Spansky zugeschickt. Von einer so ansehnlichen Militärmacht umgeben, hielt er alle seine bisherigen Verordnungen für gesichert und jede weitere Gewaltmaßregel für ausführbar. Eine einfache Predigt in St. Martin „über die Wohlthat der Religion und das Unglück, derselben beraubt zu werden," gab ihm Veranlassung, sich am 27. Juli 1808 mit einer Truppenabtheilung und drei Gerichtsdienern, die Ketten mit sich führten, nach St. Martin zu begeben. Obwohl keine Spur von Aufruhr oder Ruhestörung entdeckt werden konnte, wurden drei Bauern, welche die lautesten Klagen erhoben hatten, festgenommen und gefesselt nach Meran gebracht; da ihnen keinerlei Vergehen nachgewiesen werden konnte, wurden sie nach vierzehntägiger Haft wieder entlassen.

Wenn sich auch nirgends im Lande das baierische Regiment so brutal und gehässig zeigte als im Burggrafenamte und im Vintschgau; so wurde doch, was man hier empfand und duldete, in allen Theilen des Landes mitgefühlt. Noch beschränkten sich die schwergedrückten Tiroler ihren Peinigern gegenüber auf die friedliche Waffe des Gebetes; aber die Zeit nahte heran, wo die allgemeine Mißstimmung das kräftige Alpenvolk zu einem großen Bunde einigen sollte, um das unerträgliche Sclavenjoch abzuwerfen und die alte, geheiligte Sitte zu erhalten. Für despotische Willkür ist nicht geschaffen ein freiheitliches Bergvolk:

„Das viel erträgt, nur keine Neuerung
Im altgewohnten, gleichen Gang des Lebens.
Denn so, wie ihre Alpen fort und fort
Dieselben Kräuter nähren, ihre Brunnen
Gleichförmig fließen, Wolken selbst und Winde
Den gleichen Strich unwandelbar befolgen,
So hat die alte Sitte hier vom Ahn
Zum Enkel unverändert fortbestanden."

VII.

Stimmung im Lande. Verbindung mit Oesterreich. Andreas Hofer reist nach Wien. Die Erhebung wird vorbereitet.

Die politischen und kirchlichen Gewaltakte der baierischen Regierung hatten die Wogen der Mißstimmung hoch getrieben und bis in die entlegensten Thäler des Landes geführt. Mit dem gesteigerten Drucke wuchs indessen auch die Hoffnung der Erlösung. Die besten Männer der Gemeinden fanden sich in den Gasthäusern zu geheimen Besprechungen zusammen, und die Tonangeber in diesen mißvergnügten Gesellschaften waren die Gastwirthe selbst, die von der baierischen Regierung mit neuen Auflagen beschwert worden waren. Durch diese Zusammenkünfte wuchs das vereinzelte Grollen allmählig zu einem drohenden Sturme gegen die Bedrücker des Landes heran; denn die Gasthäuser der bedeutenderen Gemeinden hingen durch geheimnißvolle Fäden zusammen und wurden so die Knotenpunkte einer geheimen, durch das ganze Land verzweigten Verbindung aller Gleichgesinnten. Die nach Oesterreich ausgewanderten Patrioten unterhielten einen fortwährenden Briefwechsel mit ihren Freunden in der Heimath und mehrten den Glauben des Volkes auf einen baldigen Umschwung der Dinge.

In Briefen, welche der Post anvertraut wurden, bediente man sich einer mystischen Korrespondenz, und zwar unter dem allegorischen Bilde einer vertraulichen Bekanntschaft, Liebeserklärung und Brautwerbung. Das jungfräuliche Tirol war die Braut, und die verschiedenen Gegenstände ihrer Ausstattung bezeichneten die Erfordernisse und Rüstungen zur nahen Erhebung. Unter dem Bilde des Bräutigams erschien der Erzherzog Johann, der seinem Versprechen gemäß die geliebte Braut heim führen, das Land vom aufgezwungenen Joche befreien und die kostbare Perle der österreichischen Kaiserkrone zurückstellen sollte. Das letzte Schreiben aus Wien vom 22. December 1808, welches der Tiroler Anton Steger, Büchsenspanner Sr. Majestät des Kaisers, an den Kaffeesieder Franz Anton Nessing zu Bozen überschickte, kündete unter der gewöhnlichen Verschleierung den nahen Ausbruch des Krieges bestimmt an, indem es, im Auftrage des Bräutigams, „der sich endlich entschlossen habe, seine Braut abzuholen," den Vater der Braut einlud, „sammt seinen lieben Brüdern im Etschlande, auch denen vom Innthal, auf des Bräutigams Kosten nebst dem Bartigen (Hofer) so schleunigst als möglich nach Wien zu kommen."

Nessing übersandte diesen Brief, welcher lange auf dem Wege nach Tirol geblieben, erst unter dem 10. Jänner 1809 nach Passeier an den Sandwirth Andreas Hofer, und am 16. Jänner, unmittelbar nach dem Eintreffen des von Wien zugesagten Reisegeldes, reisten die drei Männer: Andreas Hofer, Peter Hueber, Gastwirth zu Bruneck, und Franz Anton Nessing, nach Wien ab, der Letztere allein über Triest. Der erste Besuch, den sie in Wien machten, galt dem Hauptcorrespondenten, dem Büchsenspanner Anton Steger. Gleich darauf erhielten sie Audienz bei dem Erz-

herzog Johann, welcher bereits zum Oberbefehlshaber der nach Italien und Tirol bestimmten Armee von Innerösterreich bestimmt war. Hier wurden sie mit neuem Muthe und frohen Hoffnungen erfüllt. Wegen des förmlichen Planes zur Befreiung Tirols verwies sie der Erzherzog an den Freiherrn von Hormayr, Intendanten beim VIII. Armeekorps. Einige Verlegenheit bereitete Andreas Hofer in Wien wegen seiner auffallenden Tracht; denn man fürchtete sich vor den Argusaugen des französischen und des baierischen Gesandten. Deshalb wurden die Zusammenkünfte, bei welchen der Plan zur Erhebung bei Eröffnung des Krieges verabredet wurde, nur in nächtlichen Stunden gehalten. Die baierischen und anderen feindlichen Truppen sollten mit Gewalt bezwungen und gefangen genommen, die wüthendsten baierischen Beamten in sicheren Gewahrsam gebracht und die königlichen Aerarialgüter mit Beschlag belegt werden. Der Aufstand sollte bis in's Valtelin und in die brescianischen Gebirgsthäler verbreitet werden. Den Abgeordneten wurde besonders die Sorge für die Vermehrung von Munition, Waffen und Lebensmitteln, zugleich aber auch Schlangenklugheit und tiefes Stillschweigen nachdrücklichst an's Herz gelegt. Nach mehrfachen ausführlichen Besprechungen kehrten die Deputirten auf verschiedenen Wegen nach Tirol zurück und theilten überall den ihnen als zuverlässig bekannten oder als solche bezeichneten Männern den Plan des allgemeinen Aufstandes unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses mit.

Andreas Hofer nahm seinen Rückweg über Salzburg, wo er durch den Kassebeamten Florian Stolz, Schwager des Freiherrn von Hormayr, mit mehreren Patrioten aus dem Pinzgau, Brixen und dem Zillerthale bekannt wurde. Zu St. Johann im Unterinnthale besprach er sich mit Jakob *Sieberer*, Wirth zu Langkampfen, der sich bei allen früheren

Schützenauszügen rühmlichst hervorgethan und das Patent eines k. k. Majors erhalten hatte. In Kirchdorf traf er mit Rupert Wintersteller zusammen, welcher auf eigene Kosten zwei Abgeordnete nach Wien sandte; ebenso besprach er sich mit Anton Oppacher, Wirth am Jochberg, und mit andern vertrauten Männern, die in das Geheimniß des Bundes bereits eingeweiht waren und auf die Bevölkerung der Landgerichte Kufstein, Kitzbühel und Rattenberg überwiegenden Einfluß hatten. Alle diese Männer standen in engster Verbindung mit dem patriotischen Anton Aspacher von Achenthal. In der Stadt Hall suchte Hofer seinen alten Bekannten, den Kronenwirth Joseph Ignaz Straub, auf, dessen Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich aus den früheren Kriegsepochen wohl bekannt war. Straub wurde von allem, was in Wien insgeheim abgemacht worden, genau unterrichtet und sagte als Mann von Vermögen und Ansehen die kräftigste Mitwirkung zu. Nach Hofers Weiterreise war Straub unermüdlich thätig, auf kluge Weise die eifrigsten Patrioten und Anhänger Oesterreichs auszukundschaften und für den geheimen Plan zu gewinnen. Nach und nach wurden die angesehensten Männer der Gemeinden zwischen Innsbruck und Schwaz gewonnen, unter ihnen auch Joseph Speckbacher, der Mann von Rinn. Auf seiner Reise durch das Wippthal besprach sich Hofer eingehend mit den dortigen Wirthen, welche alle Mitglieder des geheimen Bundes waren, und von denen sich besonders Elias Domanig, Wirth am Schönberge, und Johann Etschmann, Wirth in der Schupfen, thätig erwiesen. Domanig bearbeitete das Stubai-Thal, und Etschmann, ein geborener Oberinnthaler, durch Boten das Oberinnthal, das Gebiet jenseits des Fern bis in das Lechthal hinein.

Hofer kam nach Hause zurück, ohne irgend welchen

Verdacht erregt zu haben, und verbreitete von da aus ungefährdet seine Wiener Geheimnisse unter die Vertrauten im eigenen Thale, im Burggrafenamte, im Vintschgau und nach dem Nons- und Sulzberge.

Inzwischen war auch Peter Hueber über Kärnthen heimgekehrt und hatte die erhaltenen Aufträge im ganzen Pusterthale vollzogen. Nessing, der über Triest nach Bozen reiste, war minder vorsichtig als seine beiden Reisegenossen. Gegen ihn wurde eine Anzeige beim General-Kreiskommissariat in Brixen gemacht, worauf er vor das Landgericht gefordert wurde. Da er jedoch von seinen Freunden rechtzeitig gewarnt worden war, entfloh er der Untersuchung und hielt sich sieben Wochen verborgen.

Ungeachtet der lebhaftesten Agitation im ganzen Lande hatte die baierische Regierung wegen Tirol nicht die geringste Besorgniß und kümmerte sich, obwohl alle Anzeichen des nahen Krieges vorhanden waren, so wenig um die Stimmung der Tiroler, daß sie ihre Neuerungen unbeirrt fortsetzte und sogar solche Verfügungen traf, welche die Erbitterung der Bewohner immer mehr steigern mußten. Da die Klagen hierüber auf geheimen Wegen nach Wien gelangten, sandte Erzherzog Johann mehrere Emissäre nach Tirol, um über die Lage der Dinge noch eingehender unterrichtet zu werden. Ein solcher war Octavius Bianchi, österreichischer Hauptmann in Pension, der vom Könige von Baiern die Erlaubniß erhalten hatte, sich sechs Monate bei seiner Familie in Borgo im Valsugan aufzuhalten. Diese Gelegenheit benutzte er, um die Verhältnisse in Tirol genau kennen zu lernen, und kehrte dann über Innsbruck, Augsburg und München mit den entsprechenden Aufschlüssen nach Oesterreich zurück. Ein anderer Emissär des Erzherzogs war Martin Teimer,

in den frühern Kriegsjahren ein berühmter Schützenhauptmann, jetzt Tabakverleger in Klagenfurt. Dieser reiste im Februar durch das Pusterthal in's Etschland und nach dem Vintschgau, seiner Heimath. Er besprach sich mit vertrauten Männern und erfuhr, daß der Aufstand im ganzen Lande vorbereitet und das Volk überall schlagfertig sei. So vorsichtig und schlau er indessen auch seine Sendung ausführte, würde er doch wahrscheinlich arretirt worden sein, wenn sich nicht der wackere Wirth von Mals, Johann Stecher, seiner angenommen und ihn bei Nacht und Nebel und in dem fürchterlichsten Unwetter nach Pfunds geführt hätte, wo der dortige Richter, Michael Senn, ein ganz entschiedener Patriot, ihn aufnahm und für seine weitere Sicherheit sorgte. Teimer kam glücklich nach Oesterreich zurück und brachte dem Erzherzoge Johann die erwünschtesten Nachrichten, besonders über die Wirkung der baierischen Militär-Aushebung, wodurch die Sache Oesterreichs den größten Vorschub erhielt.

Die baierische Regierung in Tirol befand sich, ohne es zu wissen, auf vulkanischem Boden, und es bedurfte nur eines Funkens, um die Explosion zu veranlassen. —

VIII.

Offener Widerstand gegen die baierische Rekrutirung. Die Tiroler sind für die Erhebung schlagfertig. Aufruf Hofers.

Die allgemeine Mißstimmung war durch das baierische Regiment auf's Höchste gesteigert worden, und mit Ungeduld wartete man auf das ersehnte Signal zum Los-

schlagen. Bevor dasselbe gegeben werden konnte, rückte Baiern noch mit einer Maßregel hervor, welche Eltern und Söhne zur äußersten Wuth gegen die verhaßte Regierung entflammte. Es war die rücksichtslose und gewaltthätige Rekruten-Aushebung für den neuen Krieg gegen Oesterreich. Bereits im Februar 1809 wurden zu diesem Zwecke alle ledigen Bursche von 16—21, dann bis zu 40 Jahren verzeichnet, und als im März der Krieg immer näher heranrückte, griff man von den Verzeichneten die Tauglichsten nach Belieben und oft zur Nachtszeit im Bette auf und steckte sie in die baierischen Regimenter. Die meisten entflohen jedoch in abgelegene Thäler, auf die Hochgebirge oder über die Gränze nach Oesterreich. Bald wuchs die Zahl der Fahnenflüchtigen so sehr an, daß sie heimliche Zusammenkünfte hielten, sich zu fliegenden Banden einigten und eigene Anführer aus ihrer Mitte wählten. Eine solche Genossenschaft bildete sich in Wilten, bei Innsbruck, unter dem Schulgehilfen Joseph Patsch. Die Gemeinden, wo es solche Flüchtlinge gab, wurden mit Executionstruppen belegt, welche durch ihren Uebermuth und durch ihr zuchtloses Treiben das hart bedrängte Volk zur Verzweiflung brachten, so daß dasselbe hin und wieder zur Selbsthilfe griff. Georg Mayr von Völs vertrieb mit mehreren kühnen Genossen 14 Mann Soldaten mit einem Offizier aus Kematen nach Innsbruck. Nun beschloß die Regierung, ernstlicher einzuschreiten. Am 13. März brachen 250 Soldaten auf, das Thal Sellrain zu besetzen, das als ein Hauptschlupfwinkel der fahnenflüchtigen Jünglinge und der mißvergnügten Patrioten galt. Als die baierischen Soldaten nach Kematen kamen, wurden in der ganzen Nachbarschaft die Sturmglocken geläutet; bewaffnete Bauern besetzten die Hügel, und jeder Versuch, nach Sellrain vorzubringen, blieb fruchtlos. Die Soldaten mußten sich nach

dem Dorfe Axams zurückziehen. Hier sahen sie sich am folgenden Tage von den Bauern umringt, und es kam auf dem Friedhofe des Ortes zu einem hitzigen Gefechte, bei welchem 19 Baiern verwundet und 28 gefangen wurden. Die Uebrigen zogen sich in eiliger Flucht nach Innsbruck zurück. Die Bauern sandten ihnen die Verwundeten und Gefangenen ohne Waffen dahin nach, um der Verpflegung derselben überhoben zu sein.

Um den Widerstand der Tiroler zu brechen, zog ein ganzes Bataillon, von einer Civilkommission unter dem Kreisrathe von Heffels begleitet, nach dem Mittelgebirge von Kematen; da sich jedoch die Bauern bereits auf den Kriegsfuß gesetzt und mit Gewalt aus der nahen Pulvermühle mit Schießbedarf versehen hatten, war an eine gütliche Waffenniederlegung nicht mehr zu denken. Auf den Rath des klugen Obersten Myllius, die höchst gefährliche Sache einstweilen ruhen zu lassen, da Blutvergießen nur die bedenklichsten Folgen haben könne, zogen sich die Soldaten wieder nach Innsbruck zurück. Auch in der Gegend von Imst und im Vintschgau, wo ein ähnlicher Widerstand sich zu regen begann, wurde jedes gewaltsame Einschreiten eingestellt. Da man im Etschkreise mit der Rekrutirung vorsichtiger und klüger zu Werke ging, — mit Ausnahme des Thales Fleims, — stieß dieselbe dort auf keinen erheblichen Widerstand. In das letztgenannte Thal rückte Oberstlieutenant Dittfurt mit bedeutender Mannschaft, zersprengte die Bauern von Predazzo und lieferte die vierzehn vorzüglichsten Rädelsführer gefangen nach Trient, wo sie zur Einsperrung in die Festung Mantua verurtheilt wurden.

Während dieses Verfahren in dem ganzen wälschen Süden von Tirol eine große Aufregung und einen tödtlichen Haß gegen den Vollstrecker der gewaltsamen Regierungsmaßregel wie gegen die Regierung selbst hervorrief, eilte Dittfurt,

irregeführt durch seinen leichten Sieg, nach München und stellte die Bezähmung des widerspenstigen Bauerngeistes als eine so leichte Sache dar, daß er auch die Centralbehörde in falsche Sicherheit einwiegte. Er selbst kehrte als Oberst des Regiments Kinkel nach Tirol zurück.

Mit dem Beginne des Monats April 1809 wurde das Gerücht von dem nahen Ausbruche des Krieges immer stärker. Die Regierung selbst war darüber im Klaren, hatte aber noch immer keine Ahnung von der bevorstehenden Erhebung Tirols. Die amtlichen Erlasse, worin die Tiroler an ihre Unterthanenpflicht gegen den rechtmäßigen König gemahnt wurden, trafen kein horchendes Ohr und kein empfängliches Herz. Die kriegerische Stimmung des auf das Signal zur Erhebung harrenden Volkes war kaum mehr zu zügeln, als zum bevorstehenden Kriege unaufhörlich französische Truppen-Abtheilungen aus Italien nach Deutschland zogen, die dem Lande viel kosteten, da gegen das früher gegebene Versprechen keine Vergütung für die Verpflegung geleistet wurde. Schon unterm 1. März hatte Erzherzog Karl zur großen Freude der kampfbegierigen Tiroler die Armee auf den Kriegsfuß gesetzt; sie wurde jedoch erst für die ersten Tage Aprils schlagfertig. An die Tiroler wurden drei Proklamationen erlassen, zwei vom Freiherrn von Hormayr und eine vom Erzherzoge Johann, worin Kaiser Napoleon des Bruches des Preßburger Friedens und Baiern der Verletzung des 8. Artikels des Friedensvertrages beschuldigt wurde, nach welchem Tirol nur gegen die Zusicherung der Aufrechthaltung der alten Rechte und Privilegien des Landes in den Besitz Baierns übergehen sollte. Erzherzog Johann rückte nach Villach vor und erließ von dort aus ein Patent für die neue Verwaltung Tirols, welches von Hormayr zu voreilig verbreitet wurde, so daß dadurch die für die ersten Stellen bezeichneten

Männer der baierischen Regierung gegenüber nicht wenig verdächtigt wurden. Dem Patente war auch eine Beilage hinzugefügt, in welcher die Namen derjenigen Männer verzeichnet waren, die am 1. Mai 1809 in Brixen zu einer ständischen Versammlung zusammentreten sollten. Unter denselben befand sich auch der Name Andrä Hofer, Sandwirth in Passeier.

Es war ein Glück, daß die baierische Regierung sich diese Mißgriffe nicht zu Nutzen machte. In unbegreiflicher Verblendung sah sie allen diesen Vorgängen, den deutlichsten Anzeichen der nahen Erhebung, ruhig zu. Martin Teimer wagte sich zum zweiten Male nach Tirol, um zur allgemeinen Schilderhebung thätigst mitzuwirken. Am 26. März hielt er sich in seinem Geburtsorte Schlanders auf und theilte hauptsächlich dem Hauptmanne Frischmann von Kortsch alle nöthigen Verhaltungsmaßregeln mit. Nachdem er im Vintschgau Alles eingeleitet hatte, schlich er sich nach Passeier zu Andreas Hofer, der seines Thales sowie der tüchtigsten Männer an der ganzen Etsch bereits sicher war. Teimer hielt sich mehrere Tage bei dem Sandwirth auf, und Beide erließen von Passeier aus den nachfolgenden Aufruf an die Tiroler, der überall hin verbreitet wurde: „Am 9. April früh Morgens marschiren Herr General Hiller aus Salzburg nach Unterinnthal und Herr General Chasteler aus Kärnthen nach Pusterthal in Eilmärschen. Am 11. oder 12. April wird Ersterer in Innsbruck und Letzterer in Brixen eintreffen. Die Mühlbacher Klause wird auf Befehl Sr. königl. Hoheit des Erzherzogs Johann von Pusterthaler Bauern, der Kuntersweg von Rittnern, doch so besetzt, daß alles, was aus Bozen nach Brixen marschirt, passiren gelassen und erst dann die allerstrengste, wirksamste Sperre angelegt werde, sobald man bemerkt, daß sich das baierische Civil oder Militär aus Brixen nach

Bozen flüchten will. Es darf dann gar nichts mehr vorbeigelassen werden, nicht einmal Fuhrwerk. Herr Köbel, (Franz Lang) Bauersmann am Ritten, soll auf Befehl des Erzherzogs Anführer am Kuntersweg sein. Was sich am Ritten oder wo immer an königlichem Aerarialgut befindet, soll mit Beiziehung dreier rechtschaffener Männer in Beschlag genommen und gut verwahrt werden. Der Personen wie der Papiere jener baierischen Beamten, die sich während der baierischen Regierung gegen das Haus Oesterreich oder die Tiroler besonders gehässig gezeigt haben, ist sich mit Art und Ordnung, ohne die geringste Mißhandlung zu versichern. Von Ritten soll auch von den Ortsbewohnern Niemand, hab' er Vorwand, was für einen er will, nach Bozen gelassen werden. Die Löhnungen der Gemeinen werden nachträglich, wie der Erzherzog Johann oder General Chasteler ankommt, gleichwie auch die Offiziersgagen bezahlt werden. Ebenso wird für Kaltern und die dortige Gegend, als: Salurn, Neumarkt u. s. w. als Kommandant auf des Erzherzogs Johann Befehl erwählt Joseph von Morandell zu Kaltern, der bereits seine Weisung, was zu thun ist, erhalten hat. In Nonsberg kommandirt Herr Graf von Arz.

Gegeben im Sande im Gerichte Passeyr, den 9. April 1809.

Martin Teimer. Andrä Hofer, Sandwirth."

Indeß war General Chasteler noch am 7. April in Ungewißheit, ob nur die Brigade des Generalmajors Freiherrn von Fenner oder er selbst mit einem Theil des 8. Armeekorps nach Tirol zu ziehen haben werde. Erst zu Villach erhielt Chasteler in der Nacht vom 7. auf den 8. April vom Erzherzoge Johann den Befehl, in Tirol einzurücken; der größere Theil des 8. Armeekorps sammt Kasse wurde dagegen nach Italien beordert.

IX.

Ausbruch des Tiroler Aufstandes. Die Waffenthat Hofers bei Sterzing. Erhebung im Innthale. Befreiung Nordtirols.

Bevor noch das Hilfskorps der Oesterreicher in Tirol eingerückt war, hatten sich die Tiroler bereits gegen die Baiern erhoben. Sie bedurften auch keiner fremden Hilfe, um die im Lande zerstreuten baierischen Truppen zu überraschen und zu überwältigen. In Innsbruck stand Generallieutenant von Kinkel mit dem 11. baierischen Linienregiment, mit einer Eskadron und einer halben Batterie, in Brixen Oberstlieutenant Wreden mit dem 2. und 3. leichten Bataillon, einer Eskadron und einer halben Batterie, in Hall, Schwaz und Rattenberg Oberstlieutenant Bernklau mit dem 3. leichten Bataillon. Am 9. April überschritt eine 6—7000 Mann starke Abtheilung des österreichischen Korps unter dem Feldmarschall-Lieutenant von Chasteler die Gränze von Tirol im Pusterthal, und ein Theil derselben rückte bis Mittewald vor. Der Jubel war ein unbeschreiblicher; die Oesterreicher wurden auf offener Straße umarmt. Eine andere Abtheilung des Chasteler'schen Korps zog, 800 Mann stark, unter dem Oberstlieutenant Taxis von Salzburg aus durch das Pinzgau nach dem Zillerthal, um an den Inn zu gelangen. Kaum waren die Oesterreicher an der Gränze des Pusterthals erschienen, so loderte der Aufstand im ganzen Thale in hellen Flammen auf.

Oberstlieutenant Wreden hatte seine Vorposten bis nach Innichen hinaufgeschoben, mit dem Auftrage, alle Brücken abzutragen, sobald sich die Oesterreicher nähern sollten; allein die Pusterthaler hoben schon am 9. April zu Innichen eine Patrouille auf und lieferten den Baiern bei Neunhäusern ein blutiges Gefecht, wodurch der Feind auf Bruneck zurückgeworfen wurde. Ebenso hinderte das allarmirte Landvolk gewaltsam die Abtragung der Brücke bei Lorenzen, wobei die Baiern einen Lieutenant und 13 Mann verloren, während der Rest sich eiligst in die Mühlbacher Klause zurückzog. Je weiter die Pusterer vorstürmten, desto mehr schwoll die Zahl der aus Berg und Thal zusammengeströmten Kämpfer an. Die Mühlbacher Klause wurde auf beiden Flanken umgangen, von der Vorderseite angegriffen und in wilder Begeisterung erstürmt, wobei sich vorzüglich Peter Kemenater, Wirth von Schabs, hervorthat. Die Baiern flohen über die Ladritscher Brücke auf das jenseitige Ufer der Eisack, wo sie Verstärkung von Brixen erwarteten. Sie versuchten die Brücke abzutragen, wurden jedoch von den nachgeeilten Pusterern und den aufgestandenen Rodeneckern daran gehindert.

Während die Pusterer ihr Thal von den Baiern säuberten, zog Chasteler mit seinen Truppen gemächlich Schritt für Schritt durch ihr Land, obwohl er schriftlich und mündlich von den siegreichen Thaten der Tiroler benachrichtigt und dringend ersucht wurde, seinen Marsch zu beschleunigen, um die in Brixen zusammengedrängten Feinde abzufangen. Am 11. April wollten die Baiern das in der Nähe der Ladritscher Brücke gelegene Dorf Aicha in Brand stecken; sie wurden jedoch noch vor der Ankunft der Oesterreicher von den Bauern mit solcher Wuth angegriffen, daß sie über die Brücke zurück flohen und auch auf dieser Seite noch von den nachgesandten Kugeln und Steinen erreicht

wurden. An dem gleichen Tage kam eine auf dem Marsche nach Deutschland begriffene französische Kolonne unter General Bisson nach Brixen, die sich aber von den bedrängten Baiern nicht aufhalten ließ, sondern rasch weiter marschirte. Wäre der General Chasteler rechtzeitig bei der Ladritscher Brücke erschienen, so würden Bisson und Wreden abgefangen worden sein. Nur eine kleine Schaar österreichischer Jäger erreichte noch Abends den Kampfplatz und wurde von den Tirolern mit unbeschreiblichem Jubel empfangen. Kaum hatte Wreden die Ankunft der Oesterreicher bemerkt, als er sogleich den Franzosen nacheilte, um nach Innsbruck zu entkommen. Der siegreiche Landsturm zog dem flüchtigen Feinde auf dem Fuße nach.

Während diese Kämpfe bei Brixen vorfielen, war Andreas Hofer mit seinen Passeirern über den Jaufen gezogen und stand am 10. April im Angesichte von Sterzing. Vor dem Auszug hatte er an die Passeirer den kurzen Aufruf erlassen: „Morgen, am 9. April, wird für Gott, Kaiser und Vaterland ausgezogen und Jedermann ermahnt, brav dreinzuschlagen." Während Hofer mit seinen Schaaren durch St. Leonhard zum Kampfe zog, fragte ihn auf der dortigen Brücke ein Passeirer, ob er mitziehen müsse. „Nein!" gab Hofer gutmüthig zur Antwort, „wer halt just will!" Darauf fiel der Passeirer rasch ein: „Ja, dann ist es recht; dann ziehe ich auch mit." Damit ist die Macht Hofers über seine Landsleute klar gezeichnet. Er befahl nicht, sondern stellte die hohe Idee des freiheitlichen Kampfes in den Vordergrund. Für solch' heilige Sache wollte er nicht werben, sondern erwartete von Jedermann freiwillige, begeisterte Theilnahme. So zeigte er sich als der ächte Repräsentant eines freiheitlichen Volkes, das lieber aus eigener Ueberzeugung als in Folge äußeren Zwanges handelt.

Als der baierische Kommandant von Sterzing, Major Speicher, die Annäherung der feindlichen Schaaren vom Jaufengebirge her bemerkte, stellte er seine zwei Kompagnien mit einer Kanone am 11. April früh Morgens auf der Sterzinger Moosfläche auf. Mit Tagesanbruch rückte Hofer gegen diese geschlossene Macht vor. Von beiden Seiten wurde heftig gefeuert; aber die mörderischen Kartätschenschüsse brachten den Tirolern namhaften Schaden und hinderten den raschen Ansturm gegen den Feind. Da verfiel Hofer, um seine Leute zu schonen, auf ein ganz eigenthümliches Schutzmittel. Er ließ beladene Heuwagen herbeibringen und gegen den Feind vorschieben. Einen davon leitete die kühne Anna Zorn, und den zweiten die nicht minder beherzte Maria Pichler. Hinter die Wagen postirten sich die trefflichsten Schützen, welche nach und nach sämmtliche Kanoniere wegschossen und das Geschütz zum Schweigen brachten. Dadurch entfiel den Baiern, die sich verzweifelt gewehrt und immer neue Vierecke gebildet hatten, der Muth; sie streckten die Waffen und wurden als Kriegsgefangene nach dem Schlosse Mareit abgeführt. Um Mittag war die Affaire zu Ende. Diese Waffenthat begründete den kriegerischen Ruhm des ohnehin schon weit und breit bekannten Sandwirthes.

Am Abende des nämlichen Tages kam General Bisson nach Sterzing und kurz darauf auch Wreden. Auf dem Marsche von Brixen nach Sterzing waren Beide von den Sturmmännern hart bedrängt worden und hatten bedeutenden Verlust erlitten. Dafür nahmen sie Rache, indem sie in Sterzing mehrere bewaffnete Bauern erschießen ließen. Auch wehrlose Leute wurden mißhandelt und verstümmelt und mehrere Häuser geplündert.

Am 12. April brachen die vereinten Franzosen und *Baiern* mit 5 Geißeln aus Sterzing nach Innsbruck auf.

Dieser Marsch war für sie sehr gefahrvoll; denn alle Anhöhen waren von den aufgestandenen Bauern besetzt, welche aus ihren Verstecken auf die Vorüberziehenden schossen. Andreas Hofer folgte dem Feinde durch die Brennerschluchten auf dem Fuße nach, so daß derselbe besonders im Passe Lueg sehr in die Enge getrieben wurde. Gleichzeitig schickte Hofer einen Boten über den Timmelsberg nach Stubai, um die dortigen Bewohner aufzubieten, damit sie dem flüchtigen feindlichen Heere in die Flanke fielen. Nach harter Bedrängniß und mit Verlust der Bagage an die Stubaier erreichte dasselbe am 13. April die Ebene von Wilten, wo die Nachricht von der am vorhergehenden Tage erfolgten Kapitulation der baierischen Besatzung von Innsbruck ihm ein gebieterisches: Halt! zurief.

Gleichzeitig mit Mitteltirol war auch das Innthal, in welches am 10. April Laufzettel mit der Aufforderung zur allgemeinen Erhebung entsandt worden waren, gegen die baierische Herrschaft aufgestanden. Obwohl die baierische Regierung noch immer Nichts von der schlagfertigen Verschwörung wußte, hatte sich doch Oberst Dittfurt veranlaßt gesehen, gegen die Bewohner des Axamser Mittelgebirges, welche sich vorher der Rekrutenstellung gewaltsam widersetzt hatten, zwei Truppen-Abtheilungen zu entsenden. Georg Bucher, Bauer und Wirth in Axams, der das besondere Vertrauen des Sandwirths genoß und durch diesen in den geheimen Erhebungs-Plan eingeweiht worden war, sammelte sogleich nach dem Empfange des Laufzettels 70—80 bewaffnete Männer und griff schon am 10. April auf der Gallwiese einen feindlichen Vorposten an. Als sich aber die Zahl der Feinde vermehrte und er sich gegen dieselben zu schwach fühlte, zog er sich zurück, um aus den benachbarten Dörfern Verstärkungen an sich zu ziehen, während er zu demselben Zwecke vertraute Boten

nach Sellrain und Stubai, sowie in das obere Innthal sandte. Am 11. April früh Morgens erschien Bucher mit stark vermehrter Streitkraft im Gehölze oberhalb der Gallwiese, und mit ihm traf dort Michael Pfurtscheller mit 350 Schützen aus dem Stubaithale an. Gleichzeitig hatte sich das Volk auf dem Mittelgebirge des rechten Sillufers erhoben, wo Joseph Speckbacher von Rinn für die Sache des Befreiungskampfes unermüdlich thätig gewesen war. Auf die Kunde von diesen Ansammlungen der Bauern rückte das Regiment Kinkel aus und ging angriffsweise gegen die Höhen und den Berg Isel vor, wurde jedoch von den Tirolern überall kräftigst gegen Innsbruck zurückgedrängt. Am 11. April Abends und in der folgenden Nacht erhielt die Streitmacht der Letzteren so bedeutende Verstärkungen, daß die in Innsbruck zusammengedrängte Macht der Baiern sich in einem weiten Kreise von den Tirolern eingeschlossen sah, die in der Nacht vom 11. auf den 12. April zahllose Wachtfeuer auf den Höhen von Innsbruck aufleuchten ließen. Die Tiroler waren in drei Abtheilungen um die Stadt aufgestellt, wovon die erste den Berg Isel von der Sill bis zur Gallwiese, die zweite die Anhöhen über der Sillbrücke bis Egerdach hinab, und die dritte auf dem linken Innufer die Höhen von Kranewitten bis Hötting, bei Innsbruck, besetzt hielt. Zwischen diesen drei Abtheilungen bestand keine militärische Verbindung, noch weniger ein Kriegsplan; sie standen nicht einmal unter einem gemeinsamen Oberbefehl. Die angesehensten und muthigsten Männer stellten sich selbst als Führer an die Spitze der Kämpfer. Nur in dem festen Entschlusse war das kampfmuthige Landvolk einig, die Baiern in Innsbruck gefangen zu nehmen. Nachdem auch die Oberinnthaler in Hötting angelangt waren, wurde sogleich der Beschluß gefaßt, die Innbrücke zu stürmen. An den

in den frühern Kriegsjahren ein berühmter Schützenhauptmann, jetzt Tabakverleger in Klagenfurt. Dieser reiste im Februar durch das Pusterthal in's Etschland und nach dem Vintschgau, seiner Heimath. Er besprach sich mit vertrauten Männern und erfuhr, daß der Aufstand im ganzen Lande vorbereitet und das Volk überall schlagfertig sei. So vorsichtig und schlau er indessen auch seine Sendung ausführte, würde er doch wahrscheinlich arretirt worden sein, wenn sich nicht der wackere Wirth von Mals, Johann Stecher, seiner angenommen und ihn bei Nacht und Nebel und in dem fürchterlichsten Unwetter nach Pfunds geführt hätte, wo der dortige Richter, Michael Senn, ein ganz entschiedener Patriot, ihn aufnahm und für seine weitere Sicherheit sorgte. Teimer kam glücklich nach Oesterreich zurück und brachte dem Erzherzoge Johann die erwünschtesten Nachrichten, besonders über die Wirkung der baierischen Militär-Aushebung, wodurch die Sache Oesterreichs den größten Vorschub erhielt.

Die baierische Regierung in Tirol befand sich, ohne es zu wissen, auf vulkanischem Boden, und es bedurfte nur eines Funkens, um die Explosion zu veranlassen. —

VIII.

Offener Widerstand gegen die baierische Rekrutirung. Die Tiroler sind für die Erhebung schlagfertig. Aufruf Hofers.

Die allgemeine Mißstimmung war durch das baierische Regiment auf's Höchste gesteigert worden, und mit Ungeduld wartete man auf das ersehnte Signal zum Los-

schlagen. Bevor dasselbe gegeben werden konnte, rückte Baiern noch mit einer Maßregel hervor, welche Eltern und Söhne zur äußersten Wuth gegen die verhaßte Regierung entflammte. Es war die rücksichtslose und gewaltthätige Rekruten=Aushebung für den neuen Krieg gegen Oesterreich. Bereits im Februar 1809 wurden zu diesem Zwecke alle ledigen Bursche von 16—21, dann bis zu 40 Jahren verzeichnet, und als im März der Krieg immer näher heranrückte, griff man von den Verzeichneten die Tauglichsten nach Belieben und oft zur Nachtszeit im Bette auf und steckte sie in die baierischen Regimenter. Die meisten entflohen jedoch in abgelegene Thäler, auf die Hochgebirge oder über die Gränze nach Oesterreich. Bald wuchs die Zahl der Fahnenflüchtigen so sehr an, daß sie heimliche Zusammenkünfte hielten, sich zu fliegenden Banden einigten und eigene Anführer aus ihrer Mitte wählten. Eine solche Genossenschaft bildete sich in Wilten, bei Innsbruck, unter dem Schulgehilfen Joseph Patsch. Die Gemeinden, wo es solche Flüchtlinge gab, wurden mit Executionstruppen belegt, welche durch ihren Uebermuth und durch ihr zuchtloses Treiben das hart bedrängte Volk zur Verzweiflung brachten, so daß dasselbe hin und wieder zur Selbsthilfe griff. Georg Mayr von Völs vertrieb mit mehreren kühnen Genossen 14 Mann Soldaten mit einem Offizier aus Kematen nach Innsbruck. Nun beschloß die Regierung, ernstlicher einzuschreiten. Am 13. März brachen 250 Soldaten auf, das Thal Sellrain zu besetzen, das als ein Hauptschlupfwinkel der fahnenflüchtigen Jünglinge und der mißvergnügten Patrioten galt. Als die baierischen Soldaten nach Kematen kamen, wurden in der ganzen Nachbarschaft die Sturmglocken geläutet; bewaffnete Bauern besetzten die Hügel, und jeder Versuch, nach Sellrain vorzudringen, blieb fruchtlos. Die Soldaten mußten sich nach

dem Dorfe Axams zurückziehen. Hier sahen sie sich am folgenden Tage von den Bauern umringt, und es kam auf dem Friedhofe des Ortes zu einem hitzigen Gefechte, bei welchem 19 Baiern verwundet und 28 gefangen wurden. Die Uebrigen zogen sich in eiliger Flucht nach Innsbruck zurück. Die Bauern sandten ihnen die Verwundeten und Gefangenen ohne Waffen dahin nach, um der Verpflegung derselben überhoben zu sein.

Um den Widerstand der Tiroler zu brechen, zog ein ganzes Bataillon, von einer Civilkommission unter dem Kreisrathe von Hessels begleitet, nach dem Mittelgebirge von Kematen; da sich jedoch die Bauern bereits auf den Kriegsfuß gesetzt und mit Gewalt aus der nahen Pulvermühle mit Schießbedarf versehen hatten, war an eine gütliche Waffenniederlegung nicht mehr zu denken. Auf den Rath des klugen Obersten Myllius, die höchst gefährliche Sache einstweilen ruhen zu lassen, da Blutvergießen nur die bedenklichsten Folgen haben könne, zogen sich die Soldaten wieder nach Innsbruck zurück. Auch in der Gegend von Imst und im Vintschgau, wo ein ähnlicher Widerstand sich zu regen begann, wurde jedes gewaltsame Einschreiten eingestellt. Da man im Etschkreise mit der Rekrutirung vorsichtiger und klüger zu Werke ging, — mit Ausnahme des Thales Fleims, — stieß dieselbe dort auf keinen erheblichen Widerstand. In das letztgenannte Thal rückte Oberstlieutenant Dittfurt mit bedeutender Mannschaft, zersprengte die Bauern von Predazzo und lieferte die vierzehn vorzüglichsten Rädelsführer gefangen nach Trient, wo sie zur Einsperrung in die Festung Mantua verurtheilt wurden.

Während dieses Verfahren in dem ganzen wälschen Süden von Tirol eine große Aufregung und einen tödtlichen Haß gegen den Vollstrecker der gewaltsamen Regierungsmaßregel wie gegen die Regierung selbst hervorrief, eilte Dittfurt,

irregeführt durch seinen leichten Sieg, nach München und stellte die Bezähmung des widerspenstigen Bauerngeistes als eine so leichte Sache dar, daß er auch die Centralbehörde in falsche Sicherheit einwiegte. Er selbst kehrte als Oberst des Regiments Kinkel nach Tirol zurück.

Mit dem Beginne des Monats April 1809 wurde das Gerücht von dem nahen Ausbruche des Krieges immer stärker. Die Regierung selbst war darüber im Klaren, hatte aber noch immer keine Ahnung von der bevorstehenden Erhebung Tirols. Die amtlichen Erlasse, worin die Tiroler an ihre Unterthanenpflicht gegen den rechtmäßigen König gemahnt wurden, trafen kein horchendes Ohr und kein empfängliches Herz. Die kriegerische Stimmung des auf das Signal zur Erhebung harrenden Volkes war kaum mehr zu zügeln, als zum bevorstehenden Kriege unaufhörlich französische Truppen-Abtheilungen aus Italien nach Deutschland zogen, die dem Lande viel kosteten, da gegen das früher gegebene Versprechen keine Vergütung für die Verpflegung geleistet wurde. Schon unterm 1. März hatte Erzherzog Karl zur großen Freude der kampfbegierigen Tiroler die Armee auf den Kriegsfuß gesetzt; sie wurde jedoch erst für die ersten Tage Aprils schlagfertig. An die Tiroler wurden drei Proklamationen erlassen, zwei vom Freiherrn von Hormayr und eine vom Erzherzoge Johann, worin Kaiser Napoleon des Bruches des Preßburger Friedens und Baiern der Verletzung des 8. Artikels des Friedensvertrages beschuldigt wurde, nach welchem Tirol nur gegen die Zusicherung der Aufrechthaltung der alten Rechte und Privilegien des Landes in den Besitz Baierns übergehen sollte. Erzherzog Johann rückte nach Villach vor und erließ von dort aus ein Patent für die neue Verwaltung Tirols, welches von Hormayr zu voreilig verbreitet wurde, so daß dadurch die für die ersten Stellen bezeichneten

Männer der baierischen Regierung gegenüber nicht wenig verdächtigt wurden. Dem Patente war auch eine Beilage hinzugefügt, in welcher die Namen derjenigen Männer verzeichnet waren, die am 1. Mai 1809 in Brixen zu einer ständischen Versammlung zusammentreten sollten. Unter denselben befand sich auch der Name Andrä Hofer, Sandwirth in Passeier.

Es war ein Glück, daß die baierische Regierung sich diese Mißgriffe nicht zu Nutzen machte. In unbegreiflicher Verblendung sah sie allen diesen Vorgängen, den deutlichsten Anzeichen der nahen Erhebung, ruhig zu. Martin Teimer wagte sich zum zweiten Male nach Tirol, um zur allgemeinen Schilderhebung thätigst mitzuwirken. Am 26. März hielt er sich in seinem Geburtsorte Schlanders auf und theilte hauptsächlich dem Hauptmanne Frischmann von Kortsch alle nöthigen Verhaltungsmaßregeln mit. Nachdem er im Vintschgau Alles eingeleitet hatte, schlich er sich nach Passeier zu Andreas Hofer, der seines Thales sowie der tüchtigsten Männer an der ganzen Etsch bereits sicher war. Teimer hielt sich mehrere Tage bei dem Sandwirth auf, und Beide erließen von Passeier aus den nachfolgenden Aufruf an die Tiroler, der überall hin verbreitet wurde: „Am 9. April früh Morgens marschiren Herr General Hiller aus Salzburg nach Unterinnthal und Herr General Chasteler aus Kärnthen nach Pusterthal in Eilmärschen. Am 11. oder 12. April wird Ersterer in Innsbruck und Letzterer in Brixen eintreffen. Die Mühlbacher Klause wird auf Befehl Sr. königl. Hoheit des Erzherzogs Johann von Pusterthaler Bauern, der Kuntersweg von Rittnern, doch so besetzt, daß alles, was aus Bozen nach Brixen marschirt, passiren gelassen und erst dann die allerstrengste, wirksamste Sperre angelegt werde, sobald man bemerkt, daß sich das baierische Civil oder Militär aus Brixen nach

Bozen flüchten will. Es darf dann gar nichts mehr vorbeigelassen werden, nicht einmal Fuhrwerk. Herr Köbel, (Franz Lang) Bauersmann am Ritten, soll auf Befehl des Erzherzogs Anführer am Kuntersweg sein. Was sich am Ritten oder wo immer an königlichem Aerarialgut befindet, soll mit Beiziehung dreier rechtschaffener Männer in Beschlag genommen und gut verwahrt werden. Der Personen wie der Papiere jener baierischen Beamten, die sich während der baierischen Regierung gegen das Haus Oesterreich oder die Tiroler besonders gehässig gezeigt haben, ist sich mit Art und Ordnung, ohne die geringste Mißhandlung zu versichern. Von Ritten soll auch von den Ortsbewohnern Niemand, hab' er Vorwand, was für einen er will, nach Bozen gelassen werden. Die Löhnungen der Gemeinen werden nachträglich, wie der Erzherzog Johann oder General Chasteler ankommt, gleichwie auch die Offiziersgagen bezahlt werden. Ebenso wird für Kaltern und die dortige Gegend, als: Salurn, Neumarkt u. s. w. als Kommandant auf des Erzherzogs Johann Befehl erwählt Joseph von Morandell zu Kaltern, der bereits seine Weisung, was zu thun ist, erhalten hat. In Nonsberg kommandirt Herr Graf von Arz.

Gegeben im Sande im Gerichte Passeyr, den 9. April 1809.

Martin Teimer. Andrä Hofer, Sandwirth."

Indeß war General Chasteler noch am 7. April in Ungewißheit, ob nur die Brigade des Generalmajors Freiherrn von Fenner oder er selbst mit einem Theil des 8. Armeekorps nach Tirol zu ziehen haben werde. Erst zu Villach erhielt Chasteler in der Nacht vom 7. auf den 8. April vom Erzherzoge Johann den Befehl, in Tirol einzurücken; der größere Theil des 8. Armeekorps sammt Kasse wurde dagegen nach Italien beordert.

IX.

Ausbruch des Tiroler Aufstandes. Die Waffenthat Hofers bei Sterzing. Erhebung im Innthale. Befreiung Nordtirols.

Bevor noch das Hilfskorps der Oesterreicher in Tirol eingerückt war, hatten sich die Tiroler bereits gegen die Baiern erhoben. Sie bedurften auch keiner fremden Hilfe, um die im Lande zerstreuten baierischen Truppen zu überraschen und zu überwältigen. In Innsbruck stand Generallieutenant von Kinkel mit dem 11. baierischen Linienregiment, mit einer Eskadron und einer halben Batterie, in Brixen Oberstlieutenant Wreden mit dem 2. und 3. leichten Bataillon, einer Eskadron und einer halben Batterie, in Hall, Schwaz und Rattenberg Oberstlieutenant Bernklau mit dem 3. leichten Bataillon. Am 9. April überschritt eine 6—7000 Mann starke Abtheilung des österreichischen Korps unter dem Feldmarschall-Lieutenant von Chasteler die Gränze von Tirol im Pusterthal, und ein Theil derselben rückte bis Mittewald vor. Der Jubel war ein unbeschreiblicher; die Oesterreicher wurden auf offener Straße umarmt. Eine andere Abtheilung des Chasteler'schen Korps zog, 800 Mann stark, unter dem Oberstlieutenant Taxis von Salzburg aus durch das Pinzgau nach dem Zillerthal, um an den Inn zu gelangen. Kaum waren die Oesterreicher an der Gränze des Pusterthals erschienen, so loderte der Aufstand im ganzen Thale in hellen Flammen auf.

Oberstlieutenant Wreden hatte seine Vorposten bis nach Innichen hinaufgeschoben, mit dem Auftrage, alle Brücken abzutragen, sobald sich die Oesterreicher nähern sollten; allein die Pusterthaler hoben schon am 9. April zu Innichen eine Patrouille auf und lieferten den Baiern bei Neunhäusern ein blutiges Gefecht, wodurch der Feind auf Bruneck zurückgeworfen wurde. Ebenso hinderte das allarmirte Landvolk gewaltsam die Abtragung der Brücke bei Lorenzen, wobei die Baiern einen Lieutenant und 13 Mann verloren, während der Rest sich eiligst in die Mühlbacher Klause zurückzog. Je weiter die Pusterer vorstürmten, desto mehr schwoll die Zahl der aus Berg und Thal zusammengeströmten Kämpfer an. Die Mühlbacher Klause wurde auf beiden Flanken umgangen, von der Vorderseite angegriffen und in wilder Begeisterung erstürmt, wobei sich vorzüglich Peter Kemenater, Wirth von Schabs, hervorthat. Die Baiern flohen über die Ladritscher Brücke auf das jenseitige Ufer der Eisack, wo sie Verstärkung von Brixen erwarteten. Sie versuchten die Brücke abzutragen, wurden jedoch von den nachgeeilten Pusterern und den aufgestandenen Rodeneckern daran gehindert.

Während die Pusterer ihr Thal von den Baiern säuberten, zog Chasteler mit seinen Truppen gemächlich Schritt für Schritt durch ihr Land, obwohl er schriftlich und mündlich von den siegreichen Thaten der Tiroler benachrichtigt und dringend ersucht wurde, seinen Marsch zu beschleunigen, um die in Brixen zusammengedrängten Feinde abzufangen. Am 11. April wollten die Baiern das in der Nähe der Ladritscher Brücke gelegene Dorf Aicha in Brand stecken; sie wurden jedoch noch vor der Ankunft der Oesterreicher von den Bauern mit solcher Wuth angegriffen, daß sie über die Brücke zurück flohen und auch auf dieser Seite noch von den nachgesandten Kugeln und Steinen erreicht

wurden. An dem gleichen Tage kam eine auf dem Marsche nach Deutschland begriffene französische Kolonne unter General Bisson nach Brixen, die sich aber von den bedrängten Baiern nicht aufhalten ließ, sondern rasch weiter marschirte. Wäre der General Chasteler rechtzeitig bei der Ladritscher Brücke erschienen, so würden Bisson und Wreden abgefangen worden sein. Nur eine kleine Schaar österreichischer Jäger erreichte noch Abends den Kampfplatz und wurde von den Tirolern mit unbeschreiblichem Jubel empfangen. Kaum hatte Wreden die Ankunft der Oesterreicher bemerkt, als er sogleich den Franzosen nacheilte, um nach Innsbruck zu entkommen. Der siegreiche Landsturm zog dem flüchtigen Feinde auf dem Fuße nach.

Während diese Kämpfe bei Brixen vorfielen, war Andreas Hofer mit seinen Passeirern über den Jaufen gezogen und stand am 10. April im Angesichte von Sterzing. Vor dem Auszug hatte er an die Passeirer den kurzen Aufruf erlassen: „Morgen, am 9. April, wird für Gott, Kaiser und Vaterland ausgezogen und Jedermann ermahnt, brav dreinzuschlagen.“ Während Hofer mit seinen Schaaren durch St. Leonhard zum Kampfe zog, fragte ihn auf der dortigen Brücke ein Passeirer, ob er mitziehen müsse. „Nein!“ gab Hofer gutmüthig zur Antwort, „wer halt just will!“ Darauf fiel der Passeirer rasch ein: „Ja, dann ist es recht; dann ziehe ich auch mit.“ Damit ist die Macht Hofers über seine Landsleute klar gezeichnet. Er befahl nicht, sondern stellte die hohe Idee des freiheitlichen Kampfes in den Vordergrund. Für solch' heilige Sache wollte er nicht werben, sondern erwartete von Jedermann freiwillige, begeisterte Theilnahme. So zeigte er sich als der ächte Repräsentant eines freiheitlichen Volkes, das lieber aus eigener Ueberzeugung als in Folge äußeren Zwanges handelt.

Als der baierische Kommandant von Sterzing, Major Speicher, die Annäherung der feindlichen Schaaren vom Jaufengebirge her bemerkte, stellte er seine zwei Kompagnien mit einer Kanone am 11. April früh Morgens auf der Sterzinger Moosfläche auf. Mit Tagesanbruch rückte Hofer gegen diese geschlossene Macht vor. Von beiden Seiten wurde heftig gefeuert; aber die mörderischen Kartätschenschüsse brachten den Tirolern namhaften Schaden und hinderten den raschen Ansturm gegen den Feind. Da verfiel Hofer, um seine Leute zu schonen, auf ein ganz eigenthümliches Schutzmittel. Er ließ beladene Heuwagen herbeibringen und gegen den Feind vorschieben. Einen davon leitete die kühne Anna Zorn, und den zweiten die nicht minder beherzte Maria Pichler. Hinter die Wagen postirten sich die trefflichsten Schützen, welche nach und nach sämmtliche Kanoniere wegschossen und das Geschütz zum Schweigen brachten. Dadurch entfiel den Baiern, die sich verzweifelt gewehrt und immer neue Vierecke gebildet hatten, der Muth; sie streckten die Waffen und wurden als Kriegsgefangene nach dem Schlosse Mareit abgeführt. Um Mittag war die Affaire zu Ende. Diese Waffenthat begründete den kriegerischen Ruhm des ohnehin schon weit und breit bekannten Sandwirthes.

Am Abende des nämlichen Tages kam General Bisson nach Sterzing und kurz darauf auch Wreden. Auf dem Marsche von Brixen nach Sterzing waren Beide von den Sturmmännern hart bedrängt worden und hatten bedeutenden Verlust erlitten. Dafür nahmen sie Rache, indem sie in Sterzing mehrere bewaffnete Bauern erschießen ließen. Auch wehrlose Leute wurden mißhandelt und verstümmelt und mehrere Häuser geplündert.

Am 12. April brachen die vereinten Franzosen und Baiern mit 5 Geißeln aus Sterzing nach Innsbruck auf.

Dieser Marsch war für sie sehr gefahrvoll; denn alle Anhöhen waren von den aufgestandenen Bauern besetzt, welche aus ihren Verstecken auf die Vorüberziehenden schossen. Andreas Hofer folgte dem Feinde durch die Brennerschluchten auf dem Fuße nach, so daß derselbe besonders im Passe Lueg sehr in die Enge getrieben wurde. Gleichzeitig schickte Hofer einen Boten über den Timmelsberg nach Stubai, um die dortigen Bewohner aufzubieten, damit sie dem flüchtigen feindlichen Heere in die Flanke fielen. Nach harter Bedrängniß und mit Verlust der Bagage an die Stubaier erreichte dasselbe am 13. April die Ebene von Wilten, wo die Nachricht von der am vorhergehenden Tage erfolgten Kapitulation der baierischen Besatzung von Innsbruck ihm ein gebieterisches: Halt! zurief.

Gleichzeitig mit Mitteltirol war auch das Innthal, in welches am 10. April Laufzettel mit der Aufforderung zur allgemeinen Erhebung entsandt worden waren, gegen die baierische Herrschaft aufgestanden. Obwohl die baierische Regierung noch immer Nichts von der schlagfertigen Verschwörung wußte, hatte sich doch Oberst Dittfurt veranlaßt gesehen, gegen die Bewohner des Axamser Mittelgebirges, welche sich vorher der Rekrutenstellung gewaltsam widersetzt hatten, zwei Truppen-Abtheilungen zu entsenden. Georg Bucher, Bauer und Wirth in Axams, der das besondere Vertrauen des Sandwirths genoß und durch diesen in den geheimen Erhebungs-Plan eingeweiht worden war, sammelte sogleich nach dem Empfange des Laufzettels 70—80 bewaffnete Männer und griff schon am 10. April auf der Gallwiese einen feindlichen Vorposten an. Als sich aber die Zahl der Feinde vermehrte und er sich gegen dieselben zu schwach fühlte, zog er sich zurück, um aus den benachbarten Dörfern Verstärkungen an sich zu ziehen, während er zu demselben Zwecke vertraute Boten

nach Sellrain und Stubai, sowie in das obere Innthal sandte. Am 11. April früh Morgens erschien Bucher mit stark vermehrter Streitkraft im Gehölze oberhalb der Gallwiese, und mit ihm traf dort Michael Pfurtscheller mit 350 Schützen aus dem Stubaithale an. Gleichzeitig hatte sich das Volk auf dem Mittelgebirge des rechten Sillufers erhoben, wo Joseph Speckbacher von Rinn für die Sache des Befreiungskampfes unermüdlich thätig gewesen war. Auf die Kunde von diesen Ansammlungen der Bauern rückte das Regiment Kinkel aus und ging angriffsweise gegen die Höhen und den Berg Isel vor, wurde jedoch von den Tirolern überall kräftigst gegen Innsbruck zurückgedrängt. Am 11. April Abends und in der folgenden Nacht erhielt die Streitmacht der Letzteren so bedeutende Verstärkungen, daß die in Innsbruck zusammengedrängte Macht der Baiern sich in einem weiten Kreise von den Tirolern eingeschlossen sah, die in der Nacht vom 11. auf den 12. April zahllose Wachtfeuer auf den Höhen von Innsbruck aufleuchten ließen. Die Tiroler waren in drei Abtheilungen um die Stadt aufgestellt, wovon die erste den Berg Isel von der Sill bis zur Gallwiese, die zweite die Anhöhen über der Sillbrücke bis Egerdach hinab, und die dritte auf dem linken Innufer die Höhen von Kranewitten bis Hötting, bei Innsbruck, besetzt hielt. Zwischen diesen drei Abtheilungen bestand keine militärische Verbindung, noch weniger ein Kriegsplan; sie standen nicht einmal unter einem gemeinsamen Oberbefehl. Die angesehensten und muthigsten Männer stellten sich selbst als Führer an die Spitze der Kämpfer. Nur in dem festen Entschlusse war das kampfmuthige Landvolk einig, die Baiern in Innsbruck gefangen zu nehmen. Nachdem auch die Oberinnthaler in Hötting angelangt waren, wurde sogleich der Beschluß gefaßt, die Innbrücke zu stürmen. An den

beiden Enden der durch eine baierische Kanone gedeckten Brücke entspann sich ein heftiges Feuer, und die baierischen Kanoniere wurden größtentheils weggeschossen. Während dieses Gefechtes entbrannte der Kampf auch auf dem Berg Isel, und die dort aufgestellten Tiroler drangen bis Wilten vor. Auch die Schaaren vom Paschberge stiegen in die Ebene hinab und näherten sich der Stadt, während die Bauern von der Gallwiese her gleichzeitig gegen den Innrain vorrückten. Die Stadt war somit von allen Seiten eingeschlossen. General Kinkel erklärte sich gegen freien Abzug zur Kapitulation bereit; allein die Bauern verlangten bedingungslose Ergebung. Da diese Forderung zurückgewiesen wurde, brach der Kampf auf's Neue aus. Die stürmenden Tiroler drangen über die Innbrücke, nahmen die feindliche Kanone hinweg und trieben die entmuthigten Baiern in das Innere der Stadt. Schon ergaben sich einzelne Abtheilungen den Bauern, während Oberst Dittfurt wie ein Rasender umhersprengte, die Seinigen durch Bitten und Drohungen zur Ausdauer ermunternd. Wirklich stellten sich die Baiern nochmals bei der Hauptwache; allein die Bauern drangen in die umliegenden Häuser und beschossen von da aus den ungedeckten, zusammengedrängten Feind. Oberst Dittfurt blutete aus drei Wunden; Oberstlieutenant Spansky und Lieutenant von Martini fielen, von Kugeln durchbohrt. Der ritterliche Muth des Obersten Dittfurt hielt noch immer sein Regiment in Ordnung, bis auch er, von einer vierten Kugel getroffen, vom Pferde sank. Bei diesem Anblick entfiel den Soldaten der Muth; sie warfen die Waffen weg und ergaben sich truppweise an die Bauern. Nur die durch Tod und Gefangenschaft gelichtete Eskadron Kavallerie unter Graf Erbach suchte sich der Gefangenschaft durch schleunige Flucht zu entziehen; sie gelangte jedoch nur bis zum Loretto-Kirchlein zwischen

Innsbruck und Hall, wo sie sich dem Kronenwirthe Straub, der mit seinen Schützen von Hall herbeigeeilt war, kriegsgefangen ergeben mußte. Um 10 Uhr Vormittags war alles wehrhafte Militär entwaffnet und in die Kasernen abgeführt; General Kinkel mit 14 Offizieren ergab sich gleichfalls. Die Bauern bemächtigten sich der Hauptwache und der dort stehenden 6 Kanonen, mehrerer Munitions- und Bagage-Wagen, der Magazine und zweier Fahnen. Ungefähr 10,000 Bauern mochten an diesem Tage gegen die Baiern gestanden haben. Der blutige Kampf hatte manchem braven Tiroler das Leben gekostet; doch war die Zahl der gefallenen Baiern mindestens dreimal so groß.

Unbeschreiblich war der Jubel des Volkes über den errungenen Sieg, und mit der begeisterten Freude mischten sich Kundgebungen treuer Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich. Ein aufgefundener geschnitzter Doppeladler, der den Augen der baierischen Behörden entgangen war, wurde im Triumphe, von einer unermeßlichen Volksmenge begleitet, durch die Straßen von Innsbruck bis zum Posthause getragen, wo er aufgestellt, mit grünen Zweigen umwunden und durch eine Ehrenwache ausgezeichnet wurde. Jeder Vorübergehende mußte davor sein Haupt entblößen. Viele Bauern umfingen, herzten und küßten den Adler, wobei manches Auge von Thränen benetzt war. Der Jubel und die Freude der Patrioten wurde leider durch Excesse getrübt, in welchen die Hefe des Volkes aus der Stadt und der Umgegend das Leben, Hab und Gut mißliebiger Persönlichkeiten bedrohte. Abgesehen von diesem Unfug, an welchem der Kern der Landesvertheidiger keinen Antheil hatte, verdient die Haltung des erregten, siegestrunkenen Volkes, über welches kein Oberkommando gebot, volle Bewunderung. Keinem der Gefangenen widerfuhr ein Leid; auch die verhaßtesten unter den baierischen Beamten wurden

gegen Mißhandlungen geschützt. Gewaltthätigkeiten erlaubte sich das Volk nur gegen einige jüdische Handelsleute, die bei der Klöster-Aufhebung kirchliche Geräthschaften zusammengekauft und damit ärgerlichen Spott getrieben hatten. Die dadurch hervorgerufene Erbitterung verleitete das aufgeregte Volk zu Einbrüchen und Plünderungen in einzelnen Judenhäusern; doch wurde das Geraubte später zum größten Theile zurückerstattet.

An den glorreichen Sieg der Tiroler in Innsbruck reihte sich an dem nämlichen Tage, dem 12. April, der kühne Schlag in der benachbarten Stadt Hall, die von dem 500 Mann starken Bataillon Bernklau besetzt war. Die leitende Persönlichkeit in Hall war der Kronenwirth Straub, der die Erhebung in der Umgegend eingeleitet hatte, und der Mann der kühnen That war Joseph Speckbacher von Rinn. Die Baiern in Hall hatten ihre ganze Aufmerksamkeit auf das rechte Innufer gerichtet, wo die Nacht hindurch unzählige Wachtfeuer der Landesschützen brannten, und ließen den nördlichen Theil der Stadt ziemlich unbeachtet. Dieser günstige Umstand wurde von den Tirolern gut ausgenutzt. Am 12. April rückten noch vor dem ersten Morgengrauen die Salzbergarbeiter und die Stürmer von Thaur, Absam, Mils und Fritzens in möglichster Stille gegen die Nordseite der Stadt vor, überflügelten die Wachen und setzten sich an diesem Stadtende fest. Noch ehe eine halbe Stunde verflossen, waren die Stürmer Herren der Oberstadt und zwangen ohne viele Mühe den Oberstlieutenant Bernklau zur Niederlegung der Waffen. Schnell ging es dann auf die Quartiere des Militärs los, und in kurzer Zeit war die gesammte Mannschaft kriegsgefangen. Nur das Piket unter Lieutenant Merkel hielt sich noch an der Innbrücke. Dorthin begab sich der Kronenwirth Straub mit zwei auserlesenen Schützen, und der erste Schuß

streckte den tapferen Lieutenant zu Boden, worauf sich das Piket ergab. Straub nahm sich des schwer verwundeten Lieutenants sorgfältigst an und hatte die Freude, denselben in kurzer Zeit vollständig genesen zu sehen. Mit nassen Augen nahm der Gerettete von seinem edelmüthigen Wohlthäter Abschied.

Der äußere Feind war in Hall bezwungen; aber nun erhob sich die beutelustige Hefe des Volkes, welche die öffentlichen Kassen erbrechen und die ansehnlicheren Häuser plündern wollte. Diesem Pöbelunfug trat der unermüdliche Straub sofort entgegen, und es gelang ihm und seinen Getreuen, die schändliche Rotte auseinander zu treiben und Ruhe und Sicherheit wieder herzustellen. Gleichzeitig traf in Hall auch die freudige Nachricht ein, daß sich der feindliche Posten im Servitenkloster an der Volderser Brücke, 80 Mann stark, ergeben habe. In und um Hall trug am Nachmittage des 12. April kein feindlicher Mann mehr die Waffen.

Der Jubel über den siegreichen Ausgang des Kampfes in Innsbruck und Hall wurde noch am Siegestage selbst durch die Nachricht unterbrochen, daß die von Sterzing aufgebrochenen Baiern und Franzosen, 2500 Mann an der Zahl, in Steinach angelangt seien und nach Innsbruck vorrückten. Die Ueberraschung war eine allgemeine. Das siegreiche Landvolk befand sich bereits auf dem Wege in die Heimath; nur einige hundert Schützen waren noch in Innsbruck zurückgeblieben. Da verließ der österreichische Emissär Teimer das Versteck, in welches er sich vor den Bauern hatte flüchten müssen, da sie ihn für einen Betrüger hielten, und entfaltete die umfassendste Thätigkeit für die Vertheidigung der Stadt. Noch in der nämlichen Nacht wurden nach allen Seiten Boten ausgesandt, um Schützen

und Stürmer in Eile heranzuziehen. Straub in Hall, der schon gegen Abend durch eine reitende Ordonnanz erfahren hatte, daß eine starke Kolonne Franzosen und Baiern gegen Innsbruck heranrücke und die Passeirer ihr auf der Ferse folgten, schob noch in der Nacht zwei Stürmer-Abtheilungen nach Innsbruck vor, während er selbst mit einer auserlesenen Schaar auf dem rechten Innufer gegen Wilten zog, um die Sillbrücke zu besetzen, und eine andere Abtheilung aus den umliegenden Gemeinden auf dem linken Innufer nach Innsbruck eilte. — Die anrückenden Feinde marschirten in nächtlicher Stille langsam vom Schönberge her nach Wilten. Beim Beginn des Tages erklangen schauerlich die Sturmglocken aus allen Orten in der Umgegend von Innsbruck. Wer Waffen tragen konnte, eilte auf die militärisch wichtigen Posten. Mit den erbeuteten Kanonen, die von Bauernburschen mit Geschick gehandhabt wurden, fuhr man gegen Wilten, während die Stubaier, die sich im Rücken des Feindes mit den kampfmuthigen Männern des nahen Mittelgebirges vereinigt hatten, mit diesen nach dem Iselberge vordrangen.

Auf die Kunde von der völligen Niederlage der Baiern in Innsbruck und Hall machten Bisson und Wreden, die sich mit ihren Truppen auf den Feldern von Wilten aufgestellt hatten, eine rückgängige Bewegung gegen den Iselberg hin, worauf sich die Bauern in Wilten festsetzten. Unterdessen hatte Straub die Sillbrücke überschritten und die Verbindung mit den Stubaiern hergestellt. Zu gleicher Zeit waren die Höhen des Hußlhofes durch die Axamer unter Bucher besetzt worden, und damit war der Ring um den Feind geschlossen, der nun an kein Entkommen mehr denken konnte. Die Bemühungen Bissons, die Bauern zum Zugeständniß eines freien Abzugs zu bewegen, blieben erfolglos, und er mußte sich zu einer bedingungslosen Kapitulation verstehen, die

am Morgen des 13. April abgeschlossen wurde. Die Zahl der Gefangenen betrug 4600 Mann. Nach der Kapitulation bedurfte Straub seines ganzen Ansehens, um die erhitzten Massen in Ordnung zu halten und Teimer, den die Tumultuanten noch immer für einen Verräther hielten, vor dem sichern Tode zu retten. Die Volkswuth wurde von weiteren Excessen durch die Nachricht abgelenkt, daß neue Feinde vom Brenner her im Anzuge seien. Es waren indessen nicht Feinde, sondern die Oesterreicher, die am Morgen nach dem Kapitulations-Tage vom Berge Isel herabzogen. Bei ihrem Herannahen verwandelte sich das Wuthgeschrei der Bauern in namenlosen Jubel. Eine Schaar Bauern zog mit zwei österreichischen Fahnen den Truppen entgegen. Um die Mittagsstunde des 14. April hielten die Oesterreicher ihren Einzug in Innsbruck. Glockengeläute ertönte von den Thürmen; tausende von Feuerröhren knallten, und der Jubel des Volkes wollte kein Ende nehmen. Der kommandirende General, Marquis Chasteler, und sein Untergeneral, Freiherr von Buol, stiegen in der Hofburg ab und nahmen von derselben Besitz. Einige Stunden später rückte auch der Vortrab der Kolonne des Oberstlieutenants Freiherrn von Taxis, vom Unterinnthale heraufkommend, in die Stadt ein.

So war ganz Nordtirol vom Feinde gesäubert, mit Ausnahme der Festung Kufstein, in welcher sich noch der baierische Major Aichner tapfer behauptete. Die Verbindung mit der österreichischen Armee hielten die unterinnthalischen Volksführer S i e b e r e r, A s c h b a c h e r und M a r g r e i t h e r aufrecht.

Im Verlaufe von vier Tagen, vom 10. bis zum 14. April, hatte das Volk von Tirol o h n e m i l i t ä r i s c h e B e i h i l f e *nach dem* festgesetzten Plane die verhaßten Feinde aufge-

rieben. Zwei Generale, 17 Stabs- und 115 Oberoffiziere, 3860 Baiern und 2050 Franzosen befanden sich als Gefangene in den Händen der Tiroler; 1 Adler, 2 Fahnen, 3 Sechspfünder, 2 Dreipfünder, 2 Haubitzen, 800 Reiter- und Zugpferde nebst Geld und Vorräthen aller Art waren erbeutet worden. Von den Tirolern waren nur 26 Mann gefallen. Den klangvollsten Namen im Innthale hatte sich in diesen Tagen der Kronenwirth von Hall, Ignaz Straub, der vertraute Freund Andreas Hofers, erworben. Was Hofer in Südtirol, war Straub damals im Innthale.

X.

Befreiung Südtirols. Ansehen und Thätigkeit Andreas Hofers im südlichen Landestheile.

Das obere Etschthal war durch Hofer und Teimer für die Erhebung vollständig vorbereitet. Einer der eifrigsten und tüchtigsten Patrioten dieser Gegend war Frischmann von Schlanders, bei welchem Teimer am 9. April geweilt hatte. Dieser brachte schon am folgenden Tage (10. April) eine bewaffnete Kompagnie zusammen und zog damit als Hauptmann in die Gegend von Eppan und Kaltern und dann auf den Nonsberg, überall die streitbaren Männer zu den Waffen aufbietend. Im untern deutschen Etschlande war, nach der von Hofer in seinem Aufrufe getroffenen Bestimmung, Joseph von Morandell, und auf dem Nonsberge der Graf von Arz als Kommandant aufgestellt. Die Umgegend von Meran war durch Hofer längst schon für

die Erhebung vorbereitet, und eine Menge entschiedener Patrioten hatten sich ihm angeschlossen. In Meran selbst wirkten eifrigst im Sinne Hofers die Handelsleute Joseph Thomas Zingerle und Nikolaus Verdroß, sowie sämmtliche Gastwirthe. An die Spitze der aufgerufenen Mannschaft stellte sich Valentin Tschöll, ein Vertrauter Hofers. Dieser zog am 11. April mit zahlreicher Sturmmannschaft in Meran ein und nahm den Landrichter von Vincenti, den Assessor von Hörmann und andere Baierischgesinnten gefangen. Bald war in der Stadt und der Umgegend jede Spur der baierischen Herrschaft verschwunden, und am 12. April sah man die Hauptstraße nach Bozen sowie alle Nebenwege mit Stürmern bedeckt. Die Sturmmannschaft von den Dörfern Tirol und Riffian hatte Hofer schon in Sterzing über den Jaufen zurückgeschickt, um einen etwaigen Angriff auf Passeier von Süden her abzuwehren. Er selbst war, nachdem er die Franzosen und Baiern unter Bisson und Wreden bis auf den Brenner verfolgt, mit seiner Mannschaft eiligst über den Jaufen nach Passeier zurückgekehrt, um seine siegreichen Kämpfer von der Sterzinger Moosfläche für Südtirol zu verwenden. Unterdessen war die zweite französische Kolonne unter General Lemoine auf ihrem fluchtartigen Rückzuge von Brixen am 12. April Abends in Bozen eingetroffen, welche Stadt sich dem Feinde gegenüber vollkommen neutral hielt. Hätten die Bewohner zu beiden Seiten des schluchtenreichen Kuntersweges das gleiche patriotische Zusammenwirken und die gleiche männliche Thatkraft entwickelt, wie die Landesvertheidiger in Nordtirol, so hätte Lemoine Bozen nicht erreichen können. Aber auch in Bozen würde er verloren gewesen sein, wenn die zahlreichen Sturmmannschaften des Burggrafenamtes, die unter Valentin Tschöll schon bis Terlan vorgedrungen waren, die von ihnen *umringte* Stadt in der Nacht vom 12. auf den 13. April

überrumpelt hätten. Da dies nicht geschah, konnte Lemoine mit seiner geängstigten Kolonne, die sich im kläglichsten Zustande befand, am andern Morgen die Stadt verlassen und nach Trient entwischen, wo er sich mit seinem Obergeneral Baraguai d'Hilliers vereinigte.

Bald nach dem Abzuge der Franzosen rückten 4000 Bauern von Gries her in Bozen ein, und sofort verschwanden alle Zeichen der baierischen Herrschaft. Valentin Tschöll spielte hier den Bauernkönig. Am 13. April Nachmittags langte die Vorhut der Oesterreicher von Brixen her in Bozen an. Dieser Tag verlief ruhig; aber am folgenden Tage entlud sich die Wuth der Bauern gegen zwei Männer, die wegen ihrer entschieden baierischen Gesinnung allgemein verhaßt waren, den Grafen von Khuen und den Freiherrn Johann Graff von Ehrenfeld. Der Erstere, ein pensionirter österreichischer Offizier, der allgemein als ein baierischer Spion galt, wurde von den Bauern ergriffen und gefangen gesetzt; der Letztere, der nicht mit Unrecht für einen Erzfeind Oesterreichs und der österreichisch — Giovanelli'schen Partei in Bozen angesehen wurde und sich nicht nur durch sein anmaßendes, gewaltthätiges Benehmen schon lange den Haß des Volkes zugezogen hatte, sondern auch in dem Verdachte stand, Pulver und Blei aufgekauft und aus dem Lande geschafft zu haben, wäre sicherlich der Volkswuth erlegen, wenn er nicht durch das Dazwischentreten des österreichischen Majors von Walterskirchen gerettet und durch die Geistlichkeit geschützt worden wäre. Ebenso konnten der allgemein verhaßte Kreisdirektor von Hofstetten und mehrere anderen baierischen Beamten in Brixen nur durch das Ansehen des dortigen Bischofes, Grafen von Lodron, vom Tode gerettet werden So nahm sich überall der von der baierischen Regierung mißhandelte Klerus ihrer bedrängten Anhänger an.

Während dieser Vorgänge befand sich der k. k. Intendant, Freiherr Joseph von Hormayr, in Brixen, von wo aus er eine Proklamation an das Tiroler Volk erließ, in welcher er den General Chasteler „den Ritter ohne Furcht und Tadel der österreichischen Armee“ und „den Erretter Tirols“ nannte. Wo sich Hormayr zeigte, stachelte er das Volk zum Hasse gegen alles Baierische auf, bestrebte sich, eine gesuchte Vorliebe für das tirolische Wesen zur Schau zu tragen und dasselbe an sich selbst zum lebendigen Ausdrucke zu bringen, und war eifrig bemüht, alle erregten Kräfte zu beherrschen und zu benutzen. Und dazu fehlte es ihm nicht an hoher, geistiger Begabung und rastloser Thätigkeit. Am 14. April reiste Hormayr von Brixen nach Bozen, wo er unter Trompeten- und Paukenschall und unter dem Geläute aller Glocken wie im Triumphe empfangen wurde und bei seinem Anverwandten Joseph von Giovanelli Wohnung nahm. Der Intendant erklärte bei jeder Gelegenheit, daß in Tirol Alles auf den österreichischen Fuß und auf die alte Landesverfassung zurückgeführt werden würde. In Bozen nahm er bei dem dortigen Handelsstande ein Darlehen von 100,000 fl. auf, das im Verlaufe von einer Stunde herbeigeschafft war.

Im ganzen Lande hallte die Freude und der Jubel über die neue Gestaltung der Dinge wieder, und die begeisterte Stimmung fand ihren Ausdruck in religiösen Feierlichkeiten. Auch Andreas Hofer erließ aus Sterzing unter dem 13. April an die Geistlichkeit von Meran eine Kurrende, worin er sich vom Hause Oesterreich erwählten Kommandanten nannte, des Inhaltes: „Auf allerhöchsten k. k. Befehl sollen überall Andachten und Kreuzzüge angestellt werden zur Danksagung und neuerlichen Bitte um den glücklichen Ausgang des Krieges.“ Zugleich zeigte er an, daß er am 16. April Abends oder am 17.

früh in Meran eintreffen werde, wohin auch schon die Schützenkompagnien des Burggrafenamtes und mehrere früher ausgewiesenen Geistlichen zurückgekommen waren.

In der Nacht vom 16. auf den 17. April trafen die ersten österreichischen Jäger in Meran ein und kündeten die nahe Ankunft des Intendanten von Hormayr an. Zu seinem Empfange hatten sich mehrere Schützenkompagnien aus dem Burggrafenamte in Mais, nahe vor Meran, aufgestellt, wo er unter Glockengeläute und Pöllerknall empfangen wurde. Auch Andreas Hofer war dem Intendanten auf einem Saumrosse, in einer grünen, abgetragenen Jacke und mit seinem breiten, schwarzen Passeirer Hute, bis in die Mitte des Dorfes Mais entgegengeritten. Bei der Annäherung des Intendanten stieg Hofer von seinem Rosse und bewillkommte ihn unter wechselseitigen Umarmungen und Küssen. Gleich nach seiner Ankunft in Meran verfügte Hormayr die Deportation der früheren eifrigen Werkzeuge der baierischen Herrschaft, des Landrichters Vincenti und des Assessors Hörmann. Hierauf ritt er nach dem Schlosse Tirol, das von der baierischen Regierung um 2500 fl. verkauft worden war. Er wollte durch diesen Besuch gewissermaßen die Rechte Oesterreichs auf diese uralte Veste wahren, von welcher der Wahlspruch galt: „Wer Herr des Schlosses Tirol ist, ist Herr des Landes.“ Bei allem, was der Intendant vornahm, war Hofer nur Zuschauer und Zeuge; Verabredungen fanden unter ihnen nicht statt. Die Natur beider Männer war so grundverschieden, daß ein Kompromiß nicht möglich war.

Um dem Kommandanten von Passeier seine ganz besondere Hochachtung für dessen große Verdienste um die Rettung der vaterländischen Freiheit auszudrücken, verordnete der Intendant vor seiner Rückkehr nach Bozen, daß Hofer mit seinen Passeirern am 19. April, statt nach Kaltern, wohin die übrigen

Landesvertheidiger dirigirt worden waren, unmittelbar nach Bozen marschire, und versprach zugleich, daß er der Mannschaft Hofers bis Gries entgegen kommen und sie mit ihrem Kommandanten, dem das Vaterland einen so wesentlichen Theil seiner Befreiung schuldig sei, in die Stadt Bozen einführen werde. Als Hofer, von dem Intendanten eingeholt, in Bozen angelangt war, brachten ihm die Kapellen der Regimenter Hohenlohe-Bartenstein und Lusignan ein Ständchen. Da Bozen der gleichzeitige Sammelpunkt des aus 3000 Mann bestehenden regulären Militärs und der Landesvertheidiger war, so konnte die Ordnung leicht durch Excesse gestört werden. Wo sich eine solche Gefahr zeigte, wandte man sich stets an Hofer, der mit seinen ehrlichen Thalleuten sogleich und mit Erfolg jedem Unwesen entgegentrat. Es wurde ihm überall willig Folge geleistet, und Passeirer Wachen stellten selbst auf den bedrohtesten Punkten vollkommene Sicherheit her. In Bozen kam Hofer in nahe Berührung mit der angesehenen Familie von Giovanelli, deren Haus der Sammelpunkt der österreichischen Patrioten war und die in Hofer das Ideal eines tirolischen Bauern verehrte, in welchem der religiöse Sinn und die Liebe zu Oesterreich im schönsten Einklang in dem Boden vaterländischer Gesinnung wurzelten.

Während das kleine österreichische Korps, durch zahlreiche Landwehrmannschaft verstärkt, sich zum Zuge nach Trient ordnete, begab sich Hofer nach dem nahen Kaltern zu seinem Vertrauten von Morandell, um mit diesem den Plan zum Vorrücken in das untere Etschthal zu besprechen. Bei dieser Gelegenheit besuchte er auch das Haus der patriotischen Brüder von Schasser, mit denen er schon früher als Branntweinhändler bekannt geworden war. Einen Rosenkranz und das Bild der heiligen Jungfrau um den Hals tragend, trat er in das Zimmer des Nepomuk

von Schasser und rief: „Gelobt sei Jesus Christus! Ich wär' halt da zu sagen, daß man ausziehen muß, das Vaterland zu erlösen.“ Nach freundlicher Bewillkommung wurde ihm eine Flasche Wein vorgestellt. Er trank nach tirolischem Brauche der jungen Frau Gesundheit und sagte: „Ihr sollt leben! Laßt mir den Mann fein ausziehen und weint nicht zu viel, damit Euer Kind an der Brust Nichts zu leiden hat.“ Frau von Schasser trat heran und reichte ihm die Hand, die er kräftig schüttelte, indem er sie eine ächte Tirolerin nannte. „Lieber Anderle!“ bemerkte Schasser, „Ihr habt wohl einen schlechten Säbel; so etwas darf man nicht dulden.“ Hofer entgegnete: „Am Säbel ist nichts gelegen! wenn nur das Herz im Leibe tapfer ist.“ Schasser holte hierauf seinen eigenen Degen und schnallte ihn Hofern selbst um.

Am 21. April waren alle Anstalten getroffen, um von Bozen nach Trient vorzurücken, das der französische General Baraguay d'Hilliers mit 10,000 Mann besetzt hielt. Am nämlichen Tage traf General Chasteler in Bozen ein, um das Oberkommando zu übernehmen. Auch die Nonsberger standen unter Waffen. Diesen Theil von Wälschtirol hatten die Specialkommissäre Hieronymus von Steffanelli und Anton von Malanotti, geborene Nonsberger, aber in Meran ansässig, für die Erhebung zu Gunsten Oesterreichs gewonnen, nachdem ihnen schon der Graf von Arz vorgearbeitet hatte. Während Graf Arz seine wälschen Kompagnien theils durch die Rocchetta nach Deutschmetz, theils nach Judikarien vorschob, rückten die Oesterreicher in drei Abtheilungen gegen Trient vor: die eine unter Oberstlieutenant von Leiningen auf der Heerstraße, die andere, welcher auch Andreas Hofer mit seinen Passeirern beigegeben war, unter Oberstlieutenant Ertl links über Segonzano nach den Anhöhen, welche in's Valsugan führen; die dritte unter Oberst-

lieutenant Göldling rechts über Zambana nach Vezzano. Kommandant Tschöll von Meran rückte mit 3—4000 Sturmmännern aus dem Burggrafenamte später über Kaltern nach. General Chasteler hatte beschlossen, am 24. April Trient anzugreifen, um die Franzosen daraus zu vertreiben. Unterdessen vertrieb Leiningen den Feind aus Lavis und drängte ihn bis Gardolo zurück, während Oberstlieutenant Göldling die feindliche Aufstellung aus Bucco di Vela und Vezzano verjagte und Ertl gegen Civezzano vorrückte. So war Trient auf beiden Flanken umgangen und die feindliche Rückzugslinie nach Roveredo bedroht. Doch entscheidender noch wirkte auf die Entschließungen des Feindes die Nachricht von dem Siege, den Erzherzog Johann bei Sacile erfochten, und von dessen siegreichem Vordringen nach Verona. Baraguay d'Hilliers verließ am 22. April Trient, das noch am nämlichen Tage durch Leiningen, den Liebling der tirolischen Wehrmänner, besetzt wurde. Spät Abends traf auch der Intendant Hormayr mit General Fenner in Trient ein, und am folgenden Tage der Oberbefehlshaber Chasteler, der den Andreas Hofer mit öffentlichen Ehrenbezeugungen überhäufte. An den meisten Häusern hielten die deutschen Bauern, besonders die Kernmänner aus Passeier, Wache gegen wälsche Plünderer, die nicht bloß mit Waffen, sondern auch mit Säcken nach Trient geeilt waren.

Andreas Hofer galt allgemein als das Haupt des Landsturmes, obwohl er selbst nichts that, um sein Uebergewicht gegen die anderen Führer der Bauern geltend zu machen, vielmehr diese gern gewähren ließ, wenn es nur zum Heile des Vaterlandes ausschlug. Diese ächt tirolische Ehrenhaftigkeit brachte den Sandwirth ohne sein Wissen und Wollen an die Spitze der gesammten Nationalkraft.

Da Trient sich willig der baierischen Herrschaft und

ebenso der französischen Occupation gefügt hatte, hielt man es für nöthig, die politischen Verhältnisse der Stadt zu ordnen, bevor weitere kriegerische Operationen in Gang gebracht wurden. Der Kreisdirektor, Graf von Welsberg, der keinen geringen Antheil an den baierischen Gewaltakten in Wälschtirol gehabt, wurde unverzüglich deportirt, der verbannte Fürstbischof Emanuel dagegen zurückgerufen. Die Stadt Trient mußte den Schimpf erfahren, daß ihrer Garde die Waffen abgenommen und dem Andreas Hofer zur Vertheilung unter die Landesvertheidiger überlassen wurden.

Da durch das siegreiche Vordringen des Erzherzogs Johann die Stellung Baraguay d'Hilliers' in Südtirol eine unhaltbare geworden war, hätte Chasteler, der für die Befreiung des Landes noch gar nichts gethan, ruhig den Verlauf des Krieges in Oberitalien abwarten können; er glaubte jedoch seinem militärischen Ehrenkranze auch in Tirol neue Lorbeeren einflechten zu müssen und wollte daher dem Feinde, der bei Volano eine feste Stellung eingenommen hatte und den österreichischen Truppen weit überlegen war, um jeden Preis eine Schlappe beibringen. Zu diesem Zwecke bildete er drei Kolonnen, deren mittlere er selbst führte, während die linke von Ertl und die rechte von dem General Fenner befehligt wurde, dem Andreas Hofer mit seinen Passeirern und die tapferen Hauptleute Gasser und Frischmann mit ihren Schützen beigegeben waren. Chasteler griff unvorsichtig genug die Feinde im Centrum an, ohne die Mitwirkung der beiden Flügel abzuwarten. Die Folge davon war, daß er am 24. April bei Volano, statt dem Feinde eine Schlappe beizubringen, selbst eine solche erlitt und dabei 538 Mann, darunter 99 Todte, einbüßte. Nachdem Baraguay d'Hilliers noch einen ganzen Tag in seiner festen Stellung bei Volano geblieben, gab

er dieselbe am 26. April freiwillig auf, als er von dem Vorrücken der österreichischen Armee von Vicenza nach Verona Kunde erhielt. Ungehindert konnten die Oesterreicher am 26. April in Roveredo einziehen, worauf der Feind am 27. und 28. ungestört den südlichen Landestheil verließ.

So war zu Ende April auch das südliche Tirol von den Feinden gereinigt und mit Ausschluß der einzigen Festung Kufstein im untern Innthale, die der Feind noch inne hatte, das ganze Land für Oesterreich wieder gewonnen. Diese erste Befreiung des Landes Tirol war durch die mannhafte Bevölkerung allein durchgeführt worden, und der „ruhmgekrönte“ Oberbefehlshaber des kleinen österreichischen Korps konnte nicht umhin, den Heldenthaten der tirolischen Bauern die gebührende Anerkennung zu zollen, so ungern auch reguläre Truppen einer weniger geordneten Masse irgend welches Verdienst zuerkennen. Der Tiroler ist in seinem Gebirgslande ein geborener Stratege und hat sich als solcher in seiner ruhmreichen Geschichte stets bewährt. Andreas Hofer aber überragte an Ansehen bei den Civil- und Militär-Gewalten wie bei dem Volke von Südtirol bereits alle übrigen Volksführer, und sein Name war überall hochgefeiert.

XI.

Tirol wird neuerdings bedroht, Unterinnthal von den Baiern erobert, die Hauptstadt des Landes vom Feinde besetzt.

Die Behauptung von Tirol war für die beiden österreichischen Armeen in Deutschland und Italien von der höchsten Bedeutung; denn das tirolische Felsenland war das Verbindungsglied für beide. Durch den Besitz von Tirol konnte das Vordringen des siegreichen Feindes in das Innere der Monarchie, wenn nicht aufgehalten, so doch bedeutend erschwert werden, während eben dieser Besitz den Feind bei einer etwaigen Niederlage in eine äußerst gefährliche Lage bringen mußte. Aber die blutigen Ereignisse in Deutschland gestalteten sich nicht zu Gunsten Tirols; denn die österreichische Armee in Baiern wurde nach den hartnäckigen Kämpfen vom 19. bis 24. April nach Oesterreich zurückgedrängt, und deßhalb mußte sich auch die österreichisch-italienische Armee langsam nach Inneröstereich zurückziehen. Die ganze Nord- und Südseite Tirols stand somit dem Feinde wieder offen. Die Truppenmacht des Generals Chasteler war unbedeutend und überdies planlos vertheilt; das Land Tirol sah sich daher neuerdings auf seine eigene Kraft angewiesen. Aber das Volk von Tirol ließ den Muth nicht sinken, und ein Schreiben des Kaisers Franz aus Schärding belebte die Hoffnung der Tiroler durch die Versicherung, daß Oesterreich in dankbarer Anerkennung der tirolischen Treue das Land im Gebirge nie aufgeben werde. Dieser tröstlichen Versicherung, die ihre Wirkung nicht verfehlte, entsprach indessen der unglückliche Verlauf des Krieges nicht und ebenso wenig die geringe militärische Hilfe, die dem Lande von Seiten des Kaisers zu Theil wurde.

Auf die Nachricht von den Niederlagen der Oesterreicher in Baiern eilte General Chasteler mit drei Bataillonen regulären Militärs, sieben Bataillonen Landwehr aus Kärnthen und Steiermark und zwölf Geschützen nach Nordtirol, während er den Generalmajor Freiherrn von Marschall mit kaum drei Bataillonen zum Schutze Südtirols zurückließ. Im Innthale stand General Buol mit kaum drei Bataillonen und neun Geschützen. Major Teimer, der mit seinen Freischaaren an der Nordwestgränze von Tirol stand, unternahm von da aus kühne Streifzüge in das unbewachte baierische Gebiet bis nach Kempten und Memmingen hin und erbeutete dabei 15,000 Metzen Getreide, 15 Centner Pulver, 15 Centner Blei, sowie Salz, Gewehre und andern Kriegsbedarf. Obwohl diese Beute für das abgeschnittene Tirol eine erwünschte Aushilfe war, so mißfiel doch diese Freibeuterei dem ehrenhaften Volkssinne, und die Landstände mißbilligten als Vertreter des Volkes diese Art der Kriegführung. Besonders sprach sich Andreas Hofer entschieden gegen solche Razzias aus, die seiner Ansicht nach gegen die alten Sitten und Satzungen verstießen.

Kaum war die Kunde von den Niederlagen der österreichischen Armee nach Tirol gedrungen, als auch schon die Nachricht eintraf, daß schlagfertige Feinde gegen das Land heranzögen. Schon standen die drei baierischen Divisionen, Kronprinz, Wrede und Deroy, unter dem Oberbefehle des französischen Marschalls Lefebvre, Herzogs von Danzig, in Salzburg und hatten den österreichischen General Jellachich in die Gebirge gegen Kärnthen hingedrängt. Bei dieser Gefahr wuchs der kriegerische Muth zur Vertheidigung des Vaterlandes, und die Männer des Vertrauens stellten sich an die Spitze der *begeisterten* Schaaren. Die akademischen Schüler in Inns-

bruck bildeten eine Kompagnie von 180 Mann und zogen unter der Führung ihres Professors von Mersi nach Seefeld, um gegen den Paß Scharnitz hin zu operiren. Im Achenthale besetzte der ebenso uneigennützige als tapfere Anton Aschbacher mit seinen Leuten die Klausen seines heimathlichen Thales. Von da aus schrieb er als ächter Tiroler nach Innsbruck: „Nichts ist uns Tirolern mehr übrig, als auf Gott, den Schützer der Bedrängten, und auf unsere gerechte Sache zu vertrauen, entweder zu siegen oder zu sterben. Es ist ja besser, wir sterben als Männer, als daß wir, entnervten Weibern gleich, langsam zu Grunde gehen. Ich hoffe morgen auf Unterstützungs-Kompagnien. Nur edeldenkende und vernünftige Ober- und Unteroffiziere bitte ich zu wählen, und Gott wird die Waffen der Rechtschaffenen segnen.“ — Der wichtige Strub-Paß war anfänglich mit sechs rüstigen Schützenkompagnien unter dem Oberkommando des Majors Rupert Wintersteller von Kirchdorf besetzt und durch schnell errichtete Verhaue befestigt worden; da jedoch vier Kompagnien nach anderen gefährdeten Punkten dirigirt werden mußten, verblieben im Strub-Passe nur die Kompagnie der Stadt Kitzbühel unter dem Hauptmanne Joseph Hechenberger und die Kompagnie von Jochberg unter dem Hauptmanne und Kommandanten Anton Oppacher.

Während dieser Zeit befanden sich die beiden Abgeordneten Straub und Hutter am Hoflager des Kaisers Franz zu Ebelsberg bei Linz, wo ihnen zum Zwecke der Vertheidigung des Landes eine Anweisung auf 200,000 fl., sowie 50 Centner Scheiben- und 20 Centner Musketenpulver, sammt 12 Centnern Blei behändigt wurden, während der Kaiser sie mit der Versicherung entließ, „daß die treuen Tiroler alle seine Erwartungen übertroffen hätten.“ Da die Verbindung mit Tirol durch das Salz-

burgische schon unterbrochen war, so hatten die beiden Abgeordneten unsägliche Hindernisse zu überwinden, um das werthvolle Geschenk des Kaisers nach Oberkärnthen und von da durch das Pusterthal nach Innsbruck zu bringen, wohin die Kunde von dem günstigen Resultat ihrer Sendung bereits gedrungen war. Die huldvollen Worte des Kaisers, sowie die namhafte Unterstützung, welche die beiden Abgeordneten mitbrachten, erregten im ganzen Lande die begeistertste Freude und erhöhten nicht wenig den Muth des tirolischen Volkes.

Obwohl dem Norden von Tirol größere Gefahr zu drohen schien, indem dort die feindliche Heeresmacht zum Einbruche in das Land bereit war, so wurde doch das südliche Tirol früher überrumpelt; denn als die in der Nähe von Verona stehende österreichische Armee am 1. Mai den Rückzug antrat, warf sich der französische General Ruska mit 4—5000 Mann in das untere Etschthal und besetzte Trient. (4. Mai).

Als Hofer, der bereits im Begriffe stand, einem unterm 30. April von dem Intendanten Hormayr an die Kommandantschaft von Meran ergangenen Befehle nachzukommen, kraft dessen die Mannschaft des Burggrafenamtes über den Jaufen nach der bedrohten Nordgrenze ziehen sollte, von diesen Vorfällen Kunde erhielt, ließ er am 5. Mai die Anzeige nach Meran abgehen, daß er noch an diesem Tag mit seinen Leuten nach Eppan oder Kaltern abmarschiren werde, und ersuchte die Kommandantschaft, ebenfalls in zahlreichen Kompagnien, doch nicht in Masse, auszurücken und dazu auch die Sarnthaler aufzufordern. Die Mannschaften befanden sich bereits auf dem Marsche, als von der k. k. Intendantschaft ein Schreiben in Meran eintraf, des Inhaltes, daß der feindliche Einfall für Tirol keine Bedeutung habe.

Wirklich zog sich die Division Ruska's am 6. Mai von Trient freiwillig zurück.

Weit gefährlicher gestalteten sich die Verhältnisse Tirols an der Nord-Ostgränze. Im Salzburgischen hatte sich eine bedeutende feindliche Macht angehäuft, in der unverkennbaren Absicht, durch die Gränzpässe in das Bergland einzudringen. In der That rückten General Wrede gegen den Paß Strub und General Deroy gegen Kufstein vor. Ungeachtet dieser drohenden Gefahr hielt sich der österreichische General Chasteler vollständig ruhig in Innsbruck. Er hatte seine geringen Streitkräfte zwischen Innsbruck und Hall aufgestellt und schenkte den Pässen Unterinnthals kaum irgend welche Aufmerksamkeit. Da er mit seiner geringen Truppenmacht sämmtliche Gränzen Tirols vertheidigen wollte, hatte er dieselbe durch unausgesetzte Kreuz- und Querzüge und häufige Gewaltmärsche gänzlich muthlos und kampfunfähig gemacht. Ueberdies fehlte es nicht nur an Mannschaft, sondern auch an Munition und Geld. Dem Geldmangel suchte der Intendant Hormayr durch kluge Benutzung der Saline von Hall abzuhelfen.

Unterdessen hatten die Baiern bereits am 4. Mai und an den folgenden Tagen die Gränze Tirols bei Wildbühel zu überschreiten gesucht; sie waren jedoch von den Landesschützen in heldenmüthigem Kampfe zurückgeworfen worden, wobei sich ganz besonders der Schützenhauptmann Jöchler ausgezeichnet hatte. Obwohl General Chasteler nicht nur von diesen Vorgängen sichere Berichte erhielt, sondern auch auf die dem wichtigen Passe Strub drohende Gefahr aufmerksam gemacht und um eilige Hilfe ersucht wurde, blieb er ruhig in Innsbruck und ließ den General Buol mit seinen Truppen an der ungefährdeten Nordgränze und seine Reserve bis zum 11. Mai zwischen Innsbruck und Hall stehen. Die Vorhut des im Unterinnthale kommandirenden Generals

Fenner betrug nur einige Kompagnien, die überdies durch den Doppelangriff der Baiern bei Kufstein und Strub auseinander gehalten wurden. Am 11. Mai griff der baierische General Wrede mit seiner Division den Paß Strub in der Fronte mit einem fürchterlichen Geschützfeuer an. Vier wüthende Stürme wurden von den Tirolern in neunstündigem Kampfe siegreich abgeschlagen; 70 Tiroler lagen schwerverwundet auf dem Kampfplatze. Der heldenmüthige Oppacher verließ seinen Posten im Passe erst, als ihn der übermächtige Feind überflügelt hatte und ihm in den Rücken gekommen war. General Fenner, der in der Nähe des Kampfplatzes gestanden, sich aber bald zurückgezogen hatte, empfing nach dem Kampfe die flüchtige Mannschaft auf dem Wege nach Waidring und kehrte mit ihr und dem aufgebotenen Landsturme nach St. Johann zurück. General Wrede nahm nach der Erstürmung des Strub-Passes sein Hauptquartier in Waidring, wo er seine ganze Division an sich zog.

An dem nämlichen Tage, wo der heiße Kampf bei Strub stattfand, wurde es ohne äußere Veranlassung plötzlich in Innsbruck unruhig; Chasteler brach auf und zog mit seiner Reserve nach dem Unterinnthal, indem er auf dem Zuge überall die Landesvertheidiger aufbot. Straub von Hall, der ihm mit Schützen- und Sturmkompagnien nachgeeilt war, erhielt den Auftrag, mit seinen Leuten eine allenfällige Retirade bei Rattenberg zu decken. Chasteler nahm mit seinen 3000 Mann zwischen Rattenberg und Söll eine weitausgedehnte Stellung, die noch dazu so unglücklich gewählt war, daß sie von beiden Seiten umgangen werden konnte. Gegen diese kleine Macht rückte General Wrede in Verbindung mit Deroy, der mittlerweile das Städtchen Kufstein genommen hatte, — die Festung war den Baiern noch gar nicht entrissen worden, — am 13. Mai

heran. Die beiden baierischen Divisionen zählten 10,000 Mann. Gegen diese Uebermacht nahm Chasteler leichtsinniger oder übermüthiger Weise in seiner ungünstigen Stellung mit seinem ermüdeten und entmuthigten Häuflein den Kampf auf. Nachdem die Oesterreicher beim ersten feindlichen Anpralle geworfen worden, stellte sich Chasteler nochmals an der Grattenbrücke dem Feinde entgegen und leistete demselben eine Zeitlang mit anerkennenswerther Tapferkeit Widerstand, wobei sich auch der Kommandant Straub mit seinen Leuten in rühmlichster Weise hervorthat. Als die Oesterreicher endlich der feindlichen Uebermacht weichen mußten, zog sich Chasteler nach Wörgl zurück. Noch einmal wollte er hier das Glück der Waffen versuchen; aber die Ebene von Wörgl gewährte der zahlreichen feindlichen Kavallerie und Artillerie einen vortheilhaften Spielraum, und alle Anstrengungen der Oesterreicher, die mit der heldenmüthigsten Tapferkeit in dem ungleichen Kampfe aushielten, scheiterten an der Uebermacht des Feindes: ihre Linie wurde gesprengt, das Geschütz erobert, Infanterie und Kavallerie in die Flucht geschlagen. Die Niederlage der Oesterreicher war eine totale. Chasteler selbst verdankte seine Rettung nur der Schnelligkeit seines Pferdes. Er entkam nach Rattenberg, während seine zerstreuten Truppen ihr Heil in der Flucht suchten. Der Verlust der Oesterreicher betrug 600 Mann und 6 Geschütze.

An demselben Tage, an welchem das unglückliche Gefecht bei Wörgl vorfiel, vertheidigte der Kommandant Anton Wallner den Paß Luftenstein und hielt die wiederholten Stürme eines zwanzigmal stärkern Feindes mit solcher Umsicht, Ausdauer und Tapferkeit aus, daß der überraschte Feind sich mit einem Verluste von 1500 Mann an Todten und Gefangenen zurückziehen mußte. Wallner war im Pinzgau geboren und später Wirth in

Windisch=Matrei. Hofer hatte ihm das Oberkommando im salzburgischen Gebirgslande übertragen, wo er das gleiche Ansehen genoß, wie Hofer in Tirol.

Chasteler setzte seine Flucht nicht ohne Gefahr von Seiten der wüthenden Bauern nach Innsbruck fort, das sich in ungeheurer Aufregung befand, und begab sich von da nach Steinach am Fuße des Brenners, wo er sein Hauptquartier aufschlug. Der Intendant Hormayr entzog sich der allgemeinen Verwirrung durch seine Abreise nach Südtirol. Die schwachen Truppen=Abtheilungen an der Nord= und Südgränze Tirols wurden eiligst nach dem Brenner beordert. Nur eine kleine Abtheilung, verstärkt durch Landesschützen, wurde an der Volderser Brücke aufgestellt, mit der gesicherten Rückzugsstraße nach dem Brenner. Am 14. Mai rückten die Baiern, die durch den Sieg bei Wörgl Herrn des Unterinnthals geworden, von Rattenberg aus vorwärts. Furcht und Schrecken bemächtigten sich der Bewohner der Dorfgemeinden, welche an der Heerstraße lagen; denn schon im tieferen Innthale hatten Mord und Plünderung das Vordringen der Baiern begleitet, so daß selbst Wrede seine Leute mit harten Worten an Menschlichkeit und Soldatenehre erinnern mußte. Die baierische Vorhut war schon bis Straß am Eingange des Zillerthales vorgerückt, als die nachrückende Hauptmacht von den aufgebotenen Zillerthalern an der Zillerbrücke mit einem heftigen Feuer empfangen wurde, das in den baierischen Reihen bedeutende Lücken schuf. Auch den Marsch von Straß nach Schwaz bezeichneten die Baiern durch Mord und Brand. Wie Kannibalen fielen sie über wehrlose, alte, krüppelhafte Menschen her und marterten sie zu Tode. Man zählte 20 solcher unglücklichen Schlachtopfer. In Schwaz wurde die feindliche Avantgarde von dem Oberstlieutenant Taxis, den *General* Buol von der Volderser Brücke aus mit 500 Mann

dorthin entsandt, sowie von dem Kommandanten Straub, der auf beiden Seiten des Inns mit der Landsturmmasse Posten gefaßt, blutig empfangen und vom Schlosse Freundsberg aus sowie von der Innbrücke her heftig beschossen. Nach einem einstündigen Kampfe nahmen die Baiern von Schwaz Besitz, wobei sie Mord, Raub und Gräuel jeder Art verübten. Das in Schwaz und Vomp angelegte Feuer bekundete ihre wilde Grausamkeit. Vierhundert Häuser wurden am 15. und 16. Mai ein Raub der Flammen, und der Schaden betrug über 1½ Millionen Gulden.

Während die Feinde in Schwaz wie gemeine Mordbrenner hausten, hatten sich allmählich Tausende von Landstürmern aus dem nördlichen und mittleren Tirol zusammengezogen und lagerten wuthentflammt auf beiden Innufern. Sie brannten vor Begierde, im Vereine mit den österreichischen Truppen unter Buol den Kampf mit den baierischen Mordbrennern an der Volderser Brücke aufzunehmen; allein General Buol, der von seinem Oberkommandanten die widersprechendsten Befehle erhielt, nach welchen er bald nach Steinach ziehen, bald an der Volderser Brücke aushalten sollte, wies ihr Drängen zurück. Er selbst wäre am liebsten abgezogen, einestheils weil er sich für zu schwach hielt, den Feind aufzuhalten, und anderentheils, weil er kein Vertrauen auf die Tiroler Landesvertheidiger setzte; aber er wagte nicht, vor den Augen der erbitterten Landstürmer, die zu seiner Unterstützung herbeigezogen waren, den Rückzug nach dem Brenner anzutreten. Um sich aus seiner Verlegenheit zu ziehen, bedeutete er die Stürmer, die unter Straub an der Volderser Brücke standen, daß es nothwendig sei, auf die gebirgigere linke Innseite zu ziehen, weil sie dort bessere Dienste leisten könnten. Die arglosen Tiroler schenkten dem General Glauben und beeilten sich, seiner Anordnung Folge zu leisten. Nachdem

Buol von der gefährlichen Kontrole befreit war, retirirte er mit seiner Mannschaft über die Ellbögener Straße nach dem Brenner, wo Chasteler allmählich alle seine Truppen zusammengezogen hatte. Straub besänftigte die Wuth der Bauern über den schmählichen Abzug Buols und führte sie wieder über die Volderser Brücke auf das rechte Innufer zurück. Da Wrede, der noch immer in Schwaz stand, es für allzu gewagt hielt, gegen Innsbruck vorzurücken, indem nicht nur der bereits durchzogene Theil des unteren Innthales noch unter Waffen stand, sondern auch der andere, vor ihm liegende zu beiden Seiten des Inns mit Tausenden von muthigen Streitern besetzt war, knüpfte er mit den Führern der Bauern, die in der Nähe von Vomp standen, Unterhandlungen an, die von Seiten der Tiroler durch Teimer geführt wurden, welcher aus dem oberen Innthal herbeigeeilt war. Teimer zog die Unterhandlungen in die Länge, um zahlreichen Zuzug aus dem Oberinnthal und dem deutschen Südtirol zur Bekämpfung des Feindes herbeizuziehen, und bewirkte endlich eine Waffenruhe von 36 Stunden bis zum 19. Mai.

Unterdessen hatte Chasteler, zu dessen unbegreiflicher Verwirrung sich noch die Furcht vor den Wirkungen der Achtserklärung gesellte, die Napoleon in Schönbrunn über ihn ausgesprochen, mit seinen Truppen den Brenner verlassen, um sich in Kärnthen mit dem Erzherzog Johann zu vereinigen. Die feige Retirade des österreichischen Obergenerals erzeugte indessen unter dem Volke von Tirol weder Kleinmuth noch Verzagtheit; mit der Erbitterung über den Flüchtling verband sich vielmehr eine verdoppelte Energie und ein erhöhtes Bewußtsein der eigenen Kraft. Nun traten die Kernmänner des Volkes, insbesondere Andreas Hofer, an die Spitze der Bewegung, und ihrer Vaterlandsliebe, ihrem Muthe und ihrer Ausdauer gelang es, die Aufgabe

zu lösen, von welcher Chasteler sich in feiger Hoffnungslosigkeit zurückgezogen.

Während Chasteler seinen Abzug vom Brenner bewerkstelligt hatte, waren die Baiern am 19. Mai von Schwaz und Vomp aufgebrochen. Wrede rückte auf dem linken und Deroy auf dem rechten Innufer vor. Die Bauern thaten keinen Schuß mehr, sondern zogen sich, theils über die Anhöhen, theils in der Ebene auf Seitenwegen, mitunter selbst dicht neben den feindlichen Truppen her, zurück, wobei beiderseits jede Berührung oder Herausforderung vermieden wurde. So kamen die Baiern unangefochten über Hall nach Innsbruck, wo sie unter Glockengeläute ihren Einzug hielten. Wrede schlug mit seiner Division sein Lager auf den Wiltener Feldern, Deroy das seinige auf der Ebene des linken Innufers auf.

Am Abende desselben Tages traf auch der Marschall Lefebvre, Herzog von Danzig, mit seinem Generalstabe in Innsbruck ein und bezog die Hofburg. Auf Wrede's Verordnung ging sogleich eine Deputation nach München ab, um bei dem Könige wegen des Geschehenen Abbitte zu thun; eine andere wurde zu dem gleichen Zwecke nach Wien an den Kaiser Napoleon entsandt. Lefebvre, der mit dem Besitze der Hauptstadt Tirols die Wiedereroberung des ganzen Landes für vollendet hielt, ließ gleich nach seinem Eintreffen einen Aufruf an die Tiroler drucken, worin er seine Freude darüber ausdrückte, daß sie seiner früheren Aufforderung Gehör geschenkt und durch aufrichtige Rückkehr zur Pflicht die Gnade der Verzeihung des großen Napoleon verdient hätten. Dieser Aufruf stimmte wenig zu der allgemeinen Sehnsucht nach der Befreiung des Landes von dem Joche der Fremdherrschaft und zu dem begeisterten Entschlusse des tirolischen Volkes, den Feind aus den Thälern Tirols zu vertreiben.

Schon hatte die tirolische Schilderhebung weite Ringe um den Feind gezogen, als der unerwartete Aufbruch Lefebvre's, der sich mit der Division Wrede durch das Unterinnthal nach Salzburg wandte, die blutige Arbeit zu erleichtern schien. Mit der Fahne der Freiheit in der Hand harrte das Volk von Tirol des Signals zum Kampfe voll froher Siegeszuversicht; denn an der Spitze der vaterländischen Wehrkraft stand der Mann, in welchem der Tiroler sein eigenstes innerstes Wesen verkörpert schaute: der Sandwirth Andreas Hofer.

XII.

Zweite Befreiung Tirols durch Andreas Hofer.

Während der kriegerischen Vorfälle im Innthale stand Andreas Hofer mit seinen Passeirern in Levico an der wälschen Gränze. Am 14. Mai übersandte der Anwalt von Passeier der Kommandantschaft von Meran ein Schreiben aus Sterzing, nach welchem auf Anordnung des Freiherrn von Hormayr der Sturm eiligst aufgeboten und nach Lueg beordert werden sollte, weil der Feind bereits bis Rattenberg vorgerückt sei. Zugleich stellte der Anwalt das Ersuchen, den von Passeier abwesenden Andreas Hofer ungesäumt hiervon zu verständigen. Der Kommandant Tschöll erließ sogleich einen Aufruf „an seine lieben Waffenbrüder im Burggrafenamte,“ sich unverzüglich in Kompagnien von 125 Mann geübter, mit Gewehr und Munition versehener Schützen zu vereinigen. Die Verpflegung sollten einstweilen *die einzelnen* Gemeinden bestreiten, da die Dienstzeit läng-

stens einen Monat dauern könne. Gleichzeitig ließ Freiherr von Hormayr von Sterzing aus durch Heinrich von Vintschgau, k. k. Adjutanten der Oberkommandantschaft im Vintschgau, an Hofer, der die Trauerbotschaft von den unglücklichen Kriegsereignissen im Innthale und den Gräuelthaten des Feindes erst auf seinem Rückmarsche nach Passeier vernommen hatte, eine Zuschrift richten des Inhaltes: „der brave Sandwirth möge mit ein paar Vertrauten per Post nach Innsbruck reisen, wo er ihn und den Kommandirenden finden werde, um über die Angelegenheiten des Vaterlandes zu berathen.“ In Passeier angekommen, eilte Hofer sogleich über den Jaufen nach Sterzing, wo er den Oberkommandirenden Chasteler nicht mehr antraf, wohl aber ein Schreiben von ihm an den General Buol auffing, worin diesem der Abzug vom Brenner und die Besetzung von Schabs bei Brixen aufgetragen wurde. Höchst betroffen darüber, schrieb Hofer eigenhändig folgenden Brief und Aufruf nach Passeier:

„Liebster Freund!

In Eil muß ich Euch berichten, daß Ihr gleich die Anstalt treffen und mir eilends die ganze Mannschaft über den Jaufen nach Sterzing nachschicken möchtet. Auch seid Ihr so gut, den übrigen Gerichten sogleich zu berichten, daß das Volk geschwind mir nach eilet und das ohne Verzug, indem das Militär überall retirirt; auch haben wir vernommen, daß die Baiern Alles verbrennen; sie verschonen kein Kind. Es sind 6—8000 Baiern. Eilet nur und lebet wohl.

Ich bin

Euer Freund, ach! trauernder

Andrä Hofer,

Kommandant von Passeyr.“

Dieser Sturmruf Hofers that seine Wirkung. Die ganze wehrhafte Mannschaft rüstete sich zum schleunigen Auszug. Die allgemeine Stimmung äußerte sich in den Worten: „Mehr als gestorben kann es nicht sein, und Anderes steht uns nicht mehr bevor. Lieber vor dem Feinde kämpfend sterben, als mit allem Hab und Gut ein Opfer der feindlichen Wuth werden." Während zahlreiche Schützenkompagnien aus dem Vintschgau und dem Burggrafenamte im Anzuge nach dem Jaufen begriffen waren, eilte Hofer dem flüchtigen Oberkommandanten nach Bruneck nach und war sogar entschlossen, nöthigenfalls zum Erzherzoge Johann zu reisen. Es gelang ihm indessen, den planlosen und daher wankelmüthigen Obergeneral, der ihm bei dieser Gelegenheit als Zeichen der Anerkennung einen Ehrensäbel nebst zwei prächtigen Pistolen schenkte, dahin zu bringen, daß er seine Truppen am 20. Mai von Bruneck nach Mühlbach zurückführte, mit dem leider nur vorübergehenden Vorsatze, am nämlichen Tage noch bis nach Sterzing zu marschiren. Die frohe Botschaft von der Rückkehr der Oesterreicher berichtete Hofer nach Passeier und gab den Auftrag, daß die dortigen drei Kompagnien längstens bis zum Mittag des folgenden Tages in Sterzing eintreffen und diesen die Kompagnien von Lana, Mais, Meran, Algund, Tirol und Schenna mit Lebensmitteln auf sechs Tage über den Jaufen nachrücken sollten. Chasteler, der von dem Erzherzoge Johann den strengsten Befehl erhalten hatte, Tirol als selbstständige Festung so lange als möglich zu vertheidigen, ertheilte seinerseits dem General Buol, der sich gleichfalls schon bis Schabs zurückgezogen hatte, den gemessensten Auftrag, nach dem Brenner zurückzuziehen und diese wichtige Position um jeden Preis zu halten. General Buol, der von Chasteler in sechs Tagen fünfzehn einander stets widersprechende Marschbefehle erhalten hatte, befolgte

diesen letzten allein vernünftigen Befehl. Kaum hatte indessen Chasteler die betreffende Ordre an Buol abgehen lassen, als er in der Nacht vom 20. auf den 21. Mai in einer neuen Anwandlung von Muthlosigkeit schleunigst seine Rückzugsbewegung nach der Landesgränze wieder aufnahm.

Ohne von der neuen Retirade Chastelers eine Ahnung zu haben, bot Hofer von Sterzing aus neuerdings die Landesvertheidiger von Passeier, vom Burggrafenamte und von Vintschgau auf. Die Lage sei nicht so schlimm, schrieb er; das Militär habe vom Erzherzoge Johann den Befehl erhalten, Tirol bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Man sei keineswegs gesonnen, zu kapituliren; Alles stehe hier in Masse auf, ja nicht nur in seiner Nähe, sondern auch im ganzen Oberinnthal, im Zillerthal, in Dux, im ganzen Pusterthal; kurz alles, was gangbar, marschire dem Feinde rasch und mit Rittermuth entgegen. „Unsere Truppen sind bis Steinach vorgerückt," schrieb er unterm 22. Mai nach Meran, „wobei sich die Soldaten recht brav hielten. Die Baiern sind nicht stark und haben ihre Lager um Innsbruck herum, eines auf der Langwiese, eines auf den Wiltauer Feldern und das dritte in Ambras." Als Hofer dies schrieb, wußte er noch Nichts von dem neuen Befehle Chastelers, nach welchem General Buol den Brenner verlassen und ihm nach Linz nachziehen sollte. Dieser Befehl Chastelers wurde indessen aufgefangen und kam nicht in die Hände Buols, der auf dem Brenner über 2381 Mann, 130 Pferde und 7 Geschütze verfügte. Anders verhielt es sich mit der strengen Ordre Chastelers an den Kommandanten von Südtirol, Oberstlieutenant von Leiningen, eiligst Tirol zu verlassen und sich durch das Pusterthal zurückzuziehen. Leiningen hatte sich diesem Befehle gemäß schon mit seinen 650 Mann und 2 Dreipfündern bis auf Schabs zurückgezogen, wo er mit Buol zusammen

zu treffen hoffte. Da dieser nicht erschien, eilte er selbst nach dem Brenner; doch wagte Buol aus Furcht vor den immer zahlreicher eintreffenden tirolischen Streitmassen nicht, den Brenner zu verlassen.

Ueber Leiningens Ankunft auf dem Brenner war Niemand mehr erfreut als Hofer, der mit Zuversicht erwartete, daß Leiningen, sein und des Volkes Vertrauensmann, der auf Hofers Veranlassung durch den Erzherzog Johann statt des unthätigen und mißliebigen Generals Marschall zum Kommandanten von Südtirol ernannt worden war, bei dem Aufbruch nach Innsbruck das Kommando übernehmen werde. In der freudigsten Stimmung schrieb er an die Gerichtsobrigkeit in Passeier: „Ich eile, einstweilen zu berichten, daß sich die Baiern schon gestern früh (23. Mai) meistens von Innsbruck entfernt haben; einsmal weiß man nur bis Hall hinab. Heut' wird von den diesseitigen Gegenden sowohl das Militär (bei 800 Mann) als eine Menge Landvolk vorrücken. Graf Leiningen hat eigentlich das Kommando über sich; auch Herr General Buol ist hier. Chasteler, Schmidt wurden in Linz erfragt. Diese, wie man hört, würden immer noch unserm lieben Vaterlande mehr Schaden zufügen, wenn sie nur noch könnten. Aber das Volk sammt dem Grafen von Leiningen hat ganz die Gesinnung, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Und es läßt sich hoffen, es werde von hier aus Alles gut gehen. An eine Kapitulation ist gar nicht zu denken; von allen Gegenden kommen Deputirte hierher, nur mit der Bitte, wir sollen uns nur wehren; sie würden uns auf allen Seiten unterstützen. Ungeachtet daß so viele falsche Proklamationen in Umlauf kommen, die sich Mühe geben, das Volk abwendig zu machen, so bleibt der gemeine Mann doch felsenfest und vertraut auf seine gerechte Sache — auf

Gott, entweder glücklich zu siegen oder mit Ruhm zu sterben. Nichts Gutes soll dem bevorstehen, der Einen abwendig machen will. Jeder wird schon gefunden werden; er soll auf der Stelle ohne Unterschied der Person arretirt und für das Weitere in Verhaft behalten werden. Dieses ist an die löbliche Kommandantschaft in Meran, von da an Herrn Malanotti, Herrn Steffenelli auf dem Nonsberg, Herrn von Morandell und Joseph Frischmann auf dem Tonal zu berichten, daß sie auch das Volk verständigen und belehren."

Während Wrede durch Hall zog, befand sich Straub, Hofers Freund, auf dem Mittelgebirge am rechten Innufer und betrieb im Stillen die Ausrüstung von Schützenkompagnien. Die Schützenkompagnie von Rinn und Tulfes wählte den Landmann Joseph Speckbacher zu ihrem Hauptmanne, der von nun an in der Vertheidigung des Landes eine Hauptrolle spielt. Speckbacher ragte durch einen scharfen Verstand und eine außerordentliche Körperkraft vortheilhaft hervor. Mit einer ungewöhnlichen Tapferkeit verband er List und Klugheit und eine eiserne Beharrlichkeit. Er erspähte den günstigen Augenblick mit überraschender Schnelligkeit, und dadurch wurde er im Gebirgskrieg die Furcht und der Schrecken des Feindes. Wo es galt, eine gewagte That auszuführen, da war Speckbacher der rechte Mann; von seiner Kühnheit war nur zu besorgen, daß sie nicht in Tollkühnheit ausarte. Der Gewinn dieses hervorragenden „Mannes von Rinn" war für Hofer von großer Bedeutung.

Die Oberleitung der Volkskraft im Unterinnthale hatte noch immer der bedächtige Straub in der Hand. Dieser ließ, nachdem Wrede mit seiner Division abgezogen war, den Uebergang bei der Volderser und Haller Brücke sperren; sein Entschluß stand fest, die Baiern zu vertreiben und

Hofer dazu um Hilfe anzurufen. Hofer war zur Hilfeleistung bereit und gerüstet; doch ging sein Wunsch, daß Graf Leiningen das Oberkommando auf dem Zuge nach Innsbruck übernehme, nicht in Erfüllung, da dieser nach Schabs und von da nach Südtirol zurückkehren mußte.

Während sich auf dem Brenner und im Innthale die Dinge immer ernster gestalteten, hatte der Intendant von Hormayr seine Person sicher gestellt, indem er sich nach dem minder gefährdeten Südtirol begeben, wo er zwar ermuthigende Worte für Andere stets in Bereitschaft hatte, für sich selbst aber Vorbereitungen zur Flucht nach Graubünden traf. Durch diese Muthlosigkeit büßte Hormayr alles Vertrauen beim Volke ein, und Hofer wollte von ihm nichts mehr wissen. Je kleinmüthiger sich indessen Hormayr in Südtirol und Buol auf dem Brenner zeigten, desto mehr wuchs in dem Sandwirthe das Vertrauen auf Gott und die gerechte Sache. Nach allen Seiten sandte er Eilboten aus, um das Volk zu ermuthigen und zum Ergreifen der Waffen anzueifern. Die Boten, die auf dem Brenner erschienen, um die Absichten Buols wegen des Angriffes auf die Baiern zu erforschen, wurden von diesem an den Sandwirth Hofer gewiesen, bei dem allein die Entscheidung liege, weil er Kommandant des Landvolkes sei. Auf dem Brenner fand sich auch der wackere Schützenmajor Sieberer ein, der sich verkleidet mitten durch die Feinde geschlichen hatte, um an dem Angriff auf die Baiern Theil zu nehmen. Hofer ersuchte ihn dringend, sogleich als Kourier zu dem Erzherzog Johann zu reisen, um ihm die Lage der Tiroler darzustellen und Verhaltungsbefehle, sowie Nachrichten von der österreichischen Hauptarmee zurück zu bringen. — Hofer hatte unter seinem Befehle nur wenige Sturmmannschaft, sondern fast lauter geordnete Schützenkompagnien aus Passeier, dem Burggrafenamte, dem Untervintschgau und

aus den nächsten Gegenden an der Eisack, unter deren tüchtigen Führern sich der Badlwirth bei Bozen, Joseph Eisenstecken, besonders hervorthat. Die Gesammtmacht Hofers betrug höchstens 6000 Mann, wozu ihm noch General Buol, der auf dem Brenner verbleiben und den Ausgang des Kampfes abwarten wollte, 800 Mann Militär nebst 4 dreipfündigen und 2 sechspfündigen Kanonen abgab. Die Macht der Baiern in Innsbruck betrug 7—8000 Mann Infanterie, 8—900 Reiter und 20 Geschütze.

Andreas Hofer, welcher sein ganzes Vertrauen auf Gott setzte, suchte seine Leute mit diesem seinem Vertrauen für den nahenden Angriff zu stärken. Am Vorabende des Kampfes, dem 24. Mai, sammelte er seine Getreuen um sich und ersuchte den frommen Feldgeistlichen, Joseph Alber, eine passende Ansprache zu halten. In begeisterter Rede ermunterte der treffliche Geistliche die dicht gedrängte Menge zum heiligen Kampfe für Gott, Vaterland und Oesterreich, indem er zugleich mit zum Herzen dringenden Worten die kräftigen Wehrmänner ermahnte, ihr Gewissen reumüthig zu reinigen, um der Lossprechung von ihren Sünden theilhaftig zu werden. Hierauf erhob Hofer Augen und Hände himmelwärts und that das fromme Gelübde der Herz-Jesu-Feier, auf dessen Erfüllung er nach der zweiten und dritten Befreiung des Vaterlandes so nachdrücklich gedrungen hat.

Hofer war bei der geringen Unterstützung von Seiten des österreichischen Militärs der feindlichen Macht nicht gewachsen, obgleich er durch einige Haufen des Kommandanten Straub unter dem Befehle des Hauptmanns Speckbacher verstärkt wurde; nichtsdestoweniger mußte er dem ungestümen Drängen seiner Leute nachgeben. So brachen denn am 25. Mai die kampfbegierigen Schaaren in drei Kolonnen gegen den Feind auf, der die Gallwiese, den Berg Isel und die Höhen des Paschberges bis Ambras

mit starken Vorposten besetzt hatte. In Matrei, wo Hofer der gesammten Schützenmannschaft den Befehl zum Vormarsche gegeben hatte, theilen sich gleich am nördlichen Ende des Marktfleckens die Straßen, von denen die eine links über den Schönberg nach Innsbruck, die andere rechts über die Ellbögen nach Hall führt. Dort auf dem Scheidepunkte stand Andreas Hofer, umgeben von seinem Generalstabe, und gab den vorüberziehenden Schützen-Abtheilungen die Weisung, auf der einen oder andern Straße vorzurücken, je nachdem sie zum rechten oder zum linken Flügel, beziehungsweise zum Centrum gehören sollten. Beide Hände in seinen Ledergurt gesteckt, erhob er nur bald den einen, bald den andern Fuß und deutete durch diese Geberde seine Befehle an. Als der Hauptmann Anton von Gasteiger mit seinen wackern Villandern anrückte, sagte Hofer zu ihm: „Da hinaus geht's!“ und wies ihm mit erhobenem rechten Fuße die Ellbögner Straße an. „Also werde ich die Avantgarde bilden?“ fragte ihn der Hauptmann. „Ihr seid halt die Ersten,“ entgegnete Hofer. Und als ihn der Hauptmann weiter fragte, was er denn zu thun habe, und worauf eigentlich der Operationsplan gegründet sei, lautete die einfache Antwort des Sandwirthes: „Wenn ihr die Baiern trefft, so schlagt darauf los und werft sie den Berg hinab.“

Die mittlere Kolonne rückte unter dem Kommando Hofers und des Oberstlieutenants Ertl mit 2 Dreipfündern auf der Heerstraße gegen den Berg Isel, die rechte unter dem Oberstlieutenant Reißenfels auf der Ellbögenstraße über das Dorf Patsch gegen den Paschberg, und die linke unter den Meraner Kommandanten, Grafen Hendl und Glatzl, mit 9 Kompagnien und einigen Jägern über Kreit und Mutters gegen Natters und die Gallwiese vor. Speckbacher wollte sich mit der rechten Kolonne vereinigen;

aber bevor noch die Vereinigung zu Stande gekommen, griffen seine Leute gegen seinen Willen in ihrer Hitze einen starken feindlichen Vorposten an. Dadurch wurde der Feind aufmerksam gemacht, der nun den drei Kolonnen der Tiroler gegenüber Stellung nahm. Um 4 Uhr Nachmittags war der Kampf auf allen Seiten entbrannt, und zwar so hitzig, daß manchmal Mann mit Mann rang. Wilten schien in Flammen zu stehen, so sehr war es in Pulverdampf gehüllt, aus welchem unablässig die Blitze der Kanonen zuckten. Die Baiern hatten es hauptsächlich auf den Berg Isel und den Paschberg abgesehen, und ihre Infanterie ließ Sturm auf Sturm folgen; aber alle Stürme wurden von den Tirolern mit Kraft zurückgeschlagen. Da sich die Tiroler mit dem wenigen Militär und Geschütze nicht in die Ebene hinabwagen durften, dauerte das Gefecht auf den Höhen um Innsbruck bis zum Anbruche der Nacht fort. Das Treffen hatte keinen entscheidenden Erfolg, wirkte aber entmuthigend auf den Feind, weil alle seine Angriffe auf die dominirenden Höhen erfolglos geblieben waren. Der Verlust der Tiroler an diesem Tage betrug 8 Todte, 20 Verwundete und 6 Gefangene, wogegen die Baiern an Todten und Verwundeten 3—400 Mann verloren hatten.

Während Hofer sein Hauptquartier wieder in Matrei aufschlug, suchte der baierische Oberbefehlshaber Deroy bei dem Marschall Lefebvre in Salzburg um Unterstützung nach; er erhielt jedoch nur ein Regiment Infanterie und eine Batterie, da Napoleon nach der Schlacht von Aspern alle verfügbaren Truppen nach Wien gezogen hatte. Deroy, der sich bei den vorausgegangenen Blut- und Brandscenen durch Menschlichkeit und ritterlichen Sinn ausgezeichnet hatte, erließ hierauf an die „sonst so biederen Tiroler" eine Proklamation, worin er sie zur Niederlegung der Waffen und zur Rückkehr unter den Gehorsam des baierischen

Hauses aufforderte. Die Sprache der Mäßigung und Großmuth, die Deroy in diesem Manifeste führte, wurde indessen nur als Beweis seiner Schwäche angesehen und brachte daher die ganz entgegengesetzte Wirkung hervor. Deroy selbst erkannte die Gefährlichkeit seiner Lage und ließ daher, auf den Rückzug bedacht, die schwersten Geschütze nach Unterinnthal abführen.

Unterdessen waren Hofer und seine Hauptleute während der kurzen Waffenruhe eifrigst bemüht, ihre Mannschaft mit Munition zu versorgen. Zum Glücke waren den Bauern Munitionswagen der abziehenden Oesterreicher in die Hände gefallen, welche eiligst und rechtzeitig über den Brenner geschafft und den Landesvertheidigern zur Benutzung übergeben wurden. Hofer schickte nach allen Seiten Laufzettel mit dem dringlichen Ersuchen um schnelle Hilfe zum zweiten, auf den 29. Mai festgesetzten Angriffe. Ein solcher Zettel an die Oberinnthaler fiel zufälliger Weise in die Hände Teimers in Imst, der sich von seinem Freunde Hormayr, als dieser an der Sache des Vaterlandes verzweifelte, getrennt hatte und seitdem für die Erhebung des Vintschgaues und Oberinnthals unausgesetzt thätig gewesen war. Teimer war von den bisherigen Operationen Hofers nicht unterrichtet; dennoch ließ er, durch dessen Hilferuf zur Theilnahme begeistert, sofort nach allen Seiten hin den folgenden Aufruf verbreiten: „Meine lieben Oberinnthaler! Uebermorgen (29. Mai) greife ich den Feind von der Seite des Berges Isel an; kommt mir also zu Hilfe.“ Hofer seinerseits sandte vom Schönberge aus an Straub einen eigenhändigen Zettel mit folgenden Worten: „Bester Herr Straub, seien Sie von der Güte und thuen Sie sich mit dem Herrn Spöck (Speckbacher) beim Judenstain verständigen. Er weiß Alles; aber bei Anbruch des Tages anfangen.“

Ehe noch der Kampf auf dem Berg Isel begann, eroberte

Straub die Volderser Brücke und ließ sie abtragen. Speckbacher und der Oberlieutenant von Leis schlugen mit einer Schaar Tiroler die Baiern bei der Haller Brücke wiederholt zurück, worauf Letztere die Brücke selbst abtrugen, um den Uebergang der Tiroler zu verhindern. Drei Kompagnien Militär mit 2 Geschützen, einige Schützenkompagnien und Sturmhaufen vertrieben den Feind vom Paschberg und erstürmten das Schloß Ambras. Auf der rechten Flanke kommandirte am 29. Mai, wie am 25., der Oberstlieutenant von Reißenfels, im Centrum der Oberstlieutenant Ertl, der den Angriffsplan entworfen hatte. Ertl verfügte nur über 7 Kompagnien Militär und 8 Geschütze; aber an seiner Seite stand Hofer mit seinen wackeren Tirolern, von denen er allerdings in der Nacht vom 28. auf den 29. Mai von Schönberg aus 3 Kompagnien Passeirer und 2 Kompagnien von Lana über das Mittelgebirg nach Zirl geschickt hatte, um den Baiern den Rückzug über Seefeld abzuschneiden, da er von den Oberinnthalern keine Kunde erhalten hatte. Auf dem linken Flügel auf der Höhe von Mutters standen die Schützenkompagnien aus dem Burggrafenamte, von einigem Militär unterstützt. Dieser Truppe ging der begeisterte Kapuziner P. Joachim Haspinger, der an diesem Tage das erste Mal einflußreich auftrat, mit dem Krucifixe in der Hand voraus und hauchte den Kämpfern für Gott und Vaterland Muth und Todesverachtung ein. Diese Kolonne vertrieb gegen 9 Uhr Vormittags den Feind von den Höhen bei Natters und bei der Aich und zwang ihn zur Flucht auf die Ebene, nachdem sie ihn auch aus den Stellungen am Hußlhofe und an der Gallwiese vertrieben hatte. Am heftigsten und hartnäckigsten wogte der Kampf im Centrum am Berg Isel, wo die Baiern einen verzweifelten Widerstand leisteten. Ihre stets erneuerten Stürme wurden mit Heldenkraft abgeschlagen. Gegen 2 Uhr war das Feuer der Landes-

schützen und der Oesterreicher vom Berg Isel und vom Paschberge herab so heftig, daß sich die Baiern bis an die Klosterkirche und an das Dorf Wilten zurückzogen. Nun aber ordnete Deroy seine Mannschaft zu einem neuen allgemeinen Sturme gegen die Höhen, der auch theilweise wirklich gelang. Bei Ambras wurde Oberstlieutenant Reißenfels mit seiner Abtheilung zum Weichen gebracht; aber die Landesschützen behaupteten standhaft ihre Stellung und deckten den Rückzug des Militärs. Auch auf einigen Punkten des Berges Isel gewannen die Baiern festen Fuß. Hofer, der beim Wirthe in der Schupfen die Fäden der einzelnen Angriffe in den Händen hielt, eilte sofort nach der bedrohten Stelle, drang bis zur vordersten Reihe der Kämpfer vor und feuerte sie zu neuem Muthe an. Zugleich schob Oberstlieutenant Ertl seine kleine Reserve vor, und in demselben Augenblicke stürzten die Tiroler in die Flanken der feindlichen Massen, wodurch die Baiern gezwungen wurden, alle ihre errungenen Vortheile wieder aufzugeben und sich in die Ebene zurückzuziehen.

Es war 4 Uhr Abends; beide Theile litten Mangel an Munition, und Alles war von der Hitze des Tages erschöpft. Da erhielt Ertl die freudige Nachricht, daß die Oberinnthaler gegen Zirl anrückten. Sogleich stellte er im Einverständnisse mit Hofer das Feuer ein und sandte einen Offizier zum General Deroy mit der Aufforderung zur Kapitulation, während er in Wirklichkeit nur Zeit gewinnen wollte, die Oberinnthaler an sich zu ziehen und seine Leute mit Munition zu versehen. Deroy, der schon seinen Abzug für die folgende Nacht festgesetzt hatte, verwarf die Kapitulation und schlug dagegen einen 24stündigen Waffenstillstand vor, der indessen von Ertl und Hofer zurückgewiesen wurde. Die augenblickliche Waffenruhe wurde nur durch unbedeutende Plänkeleien bei Ambras und auf der

Höttinger Anhöhe gestört, auf welch' letzterem Platze sich Abends die 5 Kompagnien von Passeier und Lana aufgestellt hatten, welche nach vergeblichem Warten auf die Oberinnthaler gegen Innsbruck vorgerückt waren. Die Tiroler benutzten die kurze Rast zu Vorbereitungen auf den Kampf des folgenden Tages, dem sie mit um so größerer Siegeszuversicht entgegensahen, als bereits eine Abtheilung Oberinnthaler über Zirl und Kematen zu ihnen gestoßen und 500 ausgesuchte Schützen unter der Führung Teimers nach Kranewitten vorausgezogen waren. Der größere Theil der Landesvertheidiger aus dem Oberinnthale mußte gegen das Streifkorps des Grafen Arco verwendet werden, der über Scharnitz vordringen sollte, um sich mit Deroy zu vereinigen. Diese Vereinigung wurde durch die Bewohner von Seefeld und Leutasch vereitelt, die, von den Sturmmassen der benachbarten oberinnthalischen Gerichte unter dem Kommando des verständigen und muthigen Joseph Marberger unterstützt, das 2140 Mann starke Arco'sche Corps aus seinen Verschanzungen von Leutasch und Scharnitz vertrieben und nach tapferem Kampfe zum Rückzuge nach Mittewald nöthigten.

So endeten die Gefechte am 29. Mai überall zum Nachtheile des Feindes, den man am folgenden Tage durch die Mitwirkung der Oberinnthaler gänzlich aufzureiben hoffte. Dahin ließ es jedoch der vorsichtige General Deroy nicht kommen. Während in der folgenden Nacht auf allen Anhöhen um Innsbruck die Wachtfeuer der Tiroler in hellen Flammen aufloderten, brach er in aller Stille von Innsbruck auf, um sich mit seinem Heere in Sicherheit zu bringen. Der Rückzug wurde in größter Eile unter unsäglichen Beschwerden und nicht ohne weitere Verluste durch das untere Innthal ausgeführt. Das Treffen vom 29. Mai hatte den Baiern 3—400 Todte, eine viel größere Anzahl

Verwundeter und 200 Gefangene, im Ganzen mehr als 1000 Mann, gekostet. Außerdem waren den Tirolern 5 Geschütze und 13 Munitionswagen in die Hände gefallen. Der Verlust der Tiroler betrug 60 Todte und 97 Verwundete, der des österreichischen Militärs 25 Todte und 59 Verwundete.

So heimlich auch der Feind abgezogen war, so konnte sein fluchtartiger Rückzug doch nicht verborgen bleiben; daher strömten schon früh Morgens Abtheilungen von Bauern nach Innsbruck, und bis zum Mittag war die ganze Stadt mit Landesvertheidigern angefüllt. Wenn unter den wogenden Massen von 12—15,000 Bauern im Siegestaumel auch viel gelärmt wurde, so wurde doch kein eigentlicher Unfug verübt. Da sich kein Oberkommando über die freudetrunkenen Massen geltend machte, fehlte es auch an einer Anregung, den flüchtigen Feind zu verfolgen; nur Teimer warb Freiwillige, um demselben nachzusetzen. Andreas Hofer fuhr erst gegen 4 Uhr Abends ohne Gepränge und Auszeichnung in Innsbruck ein. Da ihn das Volk noch nie gesehen hatte, sammelte sich eine große Menge um ihn, die den angesehenen und vielgepriesenen Oberkommandanten der Bauern wie einen Wundermann anstaunte. Hofer hielt sich kurze Zeit in Innsbruck auf, fertigte Kouriere ab und fuhr dann mit einem Einspänner nach Hall, wo er, von seinen Schützen aus Passeier und der Meraner Gegend begleitet, am 31. Mai um Mitternacht ankam. Von Hall aus erließ er ein Schreiben an den Kommandanten Margreither, worin er ihn mit den Unterinnthalern zum kräftigen Widerstand ermunterte und seine nahe Hilfe verhieß.

Inzwischen hatte sich der Feind bereits durch das Unterinnthal am linken Innufer Bahn gebrochen, da er die Heerstraße auf dem rechten Innufer wegen der abgetragenen Brücken nicht benutzen konnte, und war am 31. Mai in

Kufstein angelangt. Hätte der Kommandant Margreither die Aufträge von Straub und Major Sieberer befolgt, den Angerberg zu besetzen und genügend zu verhauen, so würde Deroy mit dem Reste seiner entmuthigten Division schwerlich, wenigstens nicht ohne großen Verlust an Mannschaft und Geschützen, entkommen sein. Andreas Hofer, der mit seinen Leuten bereits bis Rattenberg gezogen war, kehrte um, da nichts mehr zu thun war.

So war am 1. Juni, auf den gerade das Frohnleichnamsfest fiel, außerhalb der Festung Kufstein kein Feind mehr auf tirolischer Erde. Nie ist wohl eine Frohnleichnams-Procession mit größerer Freude und Andacht gehalten worden als in jenem Jahre in dem befreiten Tirol. Aus tausend und aber tausend Herzen stieg heißer Dank für den errungenen Sieg zu dem Herrn der Heerschaaren empor. Weniger entzückt mochte der Intendant von Hormayr von dem Ausgange des Kampfes sein, da der glänzende Erfolg der Tiroler ohne sein Wissen und seine Mitwirkung erreicht worden war. Er mißbilligte sogar die Theilnahme Teimers an dem Unternehmen Hofers. Gegen Hofer zeigte er von diesem Tage an eine unverhohlene Abneigung. Er suchte den Mann des Volkes bei jeder Gelegenheit zu verkleinern und zog sich dadurch selbst den letzten Boden in der Meinung des tirolischen Volkes unter den Füßen weg. Dafür schloß er sich immer mehr dem Generale Buol an, der unbeweglich und thatenlos auf dem Brenner saß, während der wackere Leiningen an den wälschen Gränzen verläßliche Wache hielt.

So hatte Tirol sich zum zweiten Male durch eigene Kraft von seinen Bedrückern befreit und der Welt gezeigt, was ein Volk vermag, wenn es für die höchsten Güter der Menschheit mannhaft einsteht und sein Vertrauen auf Den setzt, der die Schicksale der Völker lenkt und sich oft der un-

scheinbarsten Werkzeuge bedient, um die Rathschläge der Ungerechtigkeit zu Schanden zu machen.

XIII.

Militärische Organisation Tirols durch Andreas Hofer. Verhältniß zwischen Hofer und Hormayr. Tirolische Ausfälle in's baierische Gebiet. Kriegerische Vorfälle in Südtirol. Hormayr und Buol organisiren das Defensionswesen. Hofer tritt wieder in den Vordergrund.

Tirol war zwar augenblicklich von aller Feindesgefahr befreit; aber seine Zukunft hing von dem Verlaufe des großen Kampfes an der Donau ab. Zwar hatte Erzherzog Karl die sieggewohnten Legionen des französischen Imperators bei Aspern niedergeschmettert; aber noch wogte das bunte Kriegergemische an den Ufern des Donaustromes, und der letzte, entscheidende Würfel war noch nicht gefallen. Tirol war von der Macht und den Hilfsquellen Oesterreichs abgeschnitten und rings von Feinden umlagert, die nur auf günstige Zeiten harrten, um an dem Heldenmuthe der Tiroler blutige Rache zu nehmen. Was die Tiroler durch eigene Kraft errungen, das mußten sie, nur auf ihren Mannesmuth angewiesen, behaupten und sicher stellen. Die Besten des Volkes erkannten die Lage des Landes und handelten dem entsprechend, ganz besonders Andreas Hofer. Gleich am Frohnleichnamstage erließ er von Rattenberg aus an alle Gemeinden Tirols den nachfolgenden Befehl: „Das unterzeichnete Kommando hat unterm heutigen Tage in Hinsicht der künftigen Vertheidigungs-Anstalten in Tirol, da der Feind dasselbe bereits ganz bis auf die Festung Kufstein geräumt hat, Folgendes beschlossen und hofft von der Vaterlandsliebe aller Gemeinden, daß sie sich bestreben

werden, mit aller Thätigkeit diese Aufträge und Anstalten in pünktlichen Vollzug zu setzen:

1. Die Mannschaft vom Etschland kehrt nach Hause zurück, die übrige bleibt.

2. Haben alle Gränzgemeinden an ihren Gränzen und über dieselben hinaus ununterbrochen Tag und Nacht geschickte und treugesinnte Kundschafter zu unterhalten, welche allerschnellstens Nachrichten über die allenfällige Ankunft des Feindes zurückzubringen haben.

3. Ferner haben alle Gemeinden nach allen Richtungen hin in nicht zu langen Zwischenräumen gehende und reitende Ordonnanzen mit aller Pünktlichkeit Tag und Nacht aufzustellen und in Bereitschaft zu halten, damit ein augenblicklicher Aufruf an die nächsten und entfernten Gegenden nach Bedarf möglich ist und die Briefschaften schnell laufen können.

4. Ist es nöthig, daß alle festen, engen Posten und Pässe von einigen der benachbarten Schützen stets besetzt sind, damit durch diese die Verbindung und schnelle Ausbreitung der Vertheidigungsanstalten geschehen könne.

5. Haben die Schützen aller Orten sich immer im Vertheidigungszustande zu halten, damit sie augenblicklich wo immer gerufen werden und zu Hilfe kommen können. — Da nur durch diese Veranstaltung es möglich und thunlich ist, daß an allen Orten, wo Gefahr droht, in wenigen Stunden mehrere tausend wehrhafte Männer sich versammeln und dem Feind das Eindringen verwehren können, zugleich aber auch die bereits unerschwinglichen, beständigen Gränzbesetzungen vermieden und entbehrlich werden, so werden die Gemeinden zum Wohl und zur Rettung des Vaterlandes dringendst aufgefordert, sich den genauen Vollzug dieser nützlichen und einfachen Vertheidigungsanstalten nach Kräften angelegen sein zu lassen.

Dieser offene Befehl ist von Rattenberg auswärts durch eigene schnelle Ordonnanzen an alle Gemeinden des ganzen Tirols von Gemeinde zu Gemeinde zu senden und sogleich an allen Orten eine Abschrift davon zu nehmen. Damit man aber verläßlich wisse, ob dieser Befehl an alle Gemeinden richtig gekommen sei, so hat sich jede derselben zu unterschreiben und die letzte denselben dem unterzeichneten Kommando geziemend zuzustellen."

Dieser Befehl war ganz und gar dem tirolischen Wesen und der uralten, vielfach erprobten Landesvertheidigung angepaßt. Der tirolische Bauer ist bei Landesgefahr nur dann der größten Aufopferung fähig, wenn er selbstthätig die nothwendigen Anstalten gegen den Feind treffen und, was er geordnet, auch selbst leiten kann; denn gegen das militärische Kommando, das sich im Gebirgskriege gar oft als nachtheilig erwiesen hat, und den unbehaglichen Kamaschendienst hat der freie Tiroler von jeher Widerwillen empfunden. Deßhalb erließ Hofer sein militärisches Aktenstück, ohne sich um Buol und Hormayr zu bekümmern, woraus zur Genüge erhellt, daß er allein an der Spitze der Landesvertheidigung stand, und baute bei seiner Fürsorge für die Zukunft Tirols ausschließlich auf dessen Volkskraft.

Am 2. Juni kam Hofer mit seinen Passeirern von Rattenberg nach Innsbruck und wurde daselbst von den Bewohnern und den Civilbehörden mit Auszeichnung empfangen. Dagegen erfolgte am nämlichen Tage Abends die Ankunft des Intendanten Hormayr in aller Stille. Freiherr von Hormayr war während der Waffenruhe eifrigst bemüht, die Leitung der Landesangelegenheiten wieder in die Hände zu bekommen, und entwickelte auf diesem Felde eine außerordentliche Thätigkeit. Obwohl die Patrioten nicht gerade mit Vertrauen gegen ihn erfüllt waren, ließen

sie ihn gewähren, da er immerhin ein entschiedener Oesterreicher war und sich als solchen stets bewährt hatte. Um die Volksgunst zu gewinnen, schmeichelte er bei jeder Gelegenheit der Volksmeinung, wozu er die Innsbrucker Zeitung und von ihm selbst verfaßte Flugschriften benutzte. Um sich beim Volke Geltung zu verschaffen und dessen kriegerische Stimmung in Athem zu erhalten, veröffentlichte er überschwängliche Berichte über die Siege der Oesterreicher bei Wien. Zu dem gleichen Zwecke ließ er den Sieg der Oesterreicher bei Aspern in Innsbruck auf eine geräuschvolle Weise durch Trompeten und Pauken vom Platzthurme, sowie durch fünf herumreitende Postillons verkündigen. Die Sieger am Iselberge drangen darauf, daß zur Feier dieses glorreichen Sieges ein feierlicher Dankgottesdienst in der Pfarrkirche zu Innsbruck abgehalten werde. Derselbe fand am 4. Juni statt, und alle Behörden wohnten demselben bei, darunter auch Andreas Hofer als Oberkommandant der Schützen von Südtirol.

Das Verhältniß zwischen Hofer und Hormayr gestaltete sich indessen immer mehr zu einem gespannten, wenn dies auch nicht offen zu Tage trat. Die Macht Hofers bei dem Volke und in der Schützenwelt war dem kaiserlichen Intendanten zu groß geworden; der schlichte Sandwirth war ihm über den Kopf gewachsen, weil er eben von der Macht des Volkes getragen wurde. Hofer seinerseits wußte recht wohl, daß er dem Oberintendanten im Wege stand; aber er achtete nicht darauf, weil er hoffte, daß die Zeit der Gefahr die gestörte Harmonie am besten herstellen werde.

Während seines mehrtägigen Aufenthaltes in Innsbruck drang Hofer mit aller Entschiedenheit darauf, daß seinem vor der Iselschlacht abgelegten Gelübde im ganzen Lande Folge geleistet werde. Demgemäß wurde durch

den Druck bekannt gemacht: „daß, kraft des vor der letzten Befreiung des Vaterlandes von den Häuptern der Landesvertheidigung eingegangenen Gelübdes, das Herz-Jesu-Fest zu einem beständigen Feiertage erhoben und im Tiroler Kalender roth eingedruckt werden solle." Ferner wurde verordnet: „daß zum ewigen Gedächtnisse des am verflossenen 29. Mai erfochtenen Sieges alljährlich am letzten Montag des Monates Mai in allen Kirchen ein feierliches Hochamt, unter Aussetzung des hochwürdigsten Gutes und Umgang um den Gottesacker, gehalten und diese Feierlichkeit durch ein Te Deum geschlossen werden solle." Endlich hieß es in der erlassenen Verordnung: „Uebrigens haben alle Dekane und Pfarrer nächstkommenden Sonntag ein öffentliches Gebet um fortdauernden Segen für unsere gerechten Waffen abzuhalten und hierbei das Volk zur Ordnung und zur Andacht zu ermahnen."

Diese frommen Verfügungen, die von den Blättern des Auslandes verlacht wurden, trugen, indem sie das Vertrauen des Volkes auf den Beistand des höchsten Retters in der Noth immer unerschütterlicher machten, weit mehr zur Hebung und Forterhaltung seines kriegerischen Muthes und seiner patriotischen Opferwilligkeit bei, als die überschwänglichen Proklamationen des Intendanten. Dieser ließ die Tiroler ungestört beten und religiöse Umgänge halten; doch hielt er selbst sich von denselben möglichst fern. Auch der Theilnahme an dem Herz-Jesu-Feste, bei welchem Hofer durch seine Andacht alle Anwesenden zu tiefer Rührung hinriß, wich er durch eine Reise in das untere Innthal aus, die keineswegs, wie er vorgab, die dortige Landesvertheidigung, sondern nur die Kenntnißnahme der disponiblen Salz- und Messingvorräthe zum Zwecke hatte. Bald darauf ließ er sich bleibend in Brixen nieder, wo er *eifrig* bemüht war, immer neuen Stoff zu günstigen, leider

der Wahrheit wenig entsprechenden Berichten über die Lage Oesterreichs zu sammeln, deren nächster Zweck die Förderung seiner finanziellen Operationen war. Um die innere Verwaltung des Landes, sofern dieselbe auf das Defensionswesen keinen Einfluß hatte, bekümmerte sich die Intendantschaft fast gar nicht mehr.

Die Freude der Tiroler über den glänzenden Sieg bei Aspern wurde durch ein Handschreiben des Kaisers Franz erhöht, worin er ihnen selbst von diesem Siege Nachricht gab und mit dem Ausdruck seiner kaiserlichen Anerkennung für ihren Muth und ihre Ausdauer die Zusage verband, daß er Tirol nie mehr von seinem Reiche losreißen lassen und in der Kürze den Erzherzog Johann als Oberkommandanten nach Tirol senden werde.

Während diese kaiserliche Zusage mit allgemeiner Begeisterung begrüßt wurde, erregte ein Handschreiben des Siegers von Aspern an den Marquis von Chasteler, worin demselben die kaiserliche Anerkennung für *seine standhafte Behauptung Tirols* ausgedrückt wurde, einen erneuten tiefen Unwillen gegen denjenigen, dem ein so unverdientes Lob gezollt wurde; denn es lag nach diesem Schreiben klar am Tage, daß Chastelers feiger und treuloser Abzug aus dem Lande nicht nur dem Willen des Erzherzogs Johann, sondern auch dem des Kaisers geradezu entgegen gewesen war.

Zwei Monate lang blieb Tirol von feindlichen Einfällen verschont; dagegen machten die Tiroler Ausfälle in das baierische Gebiet, um wegen der im Innthale verübten Gräuel das Vergeltungsrecht zu üben. Andreas Hofer sah diese Streifereien nur als Plünderungs- und Raubzüge an und verurtheilte sie als unrecht und unerlaubt. Er sprach sich über Teimer, dem solche abenteuerlichen Züge zusagten und der die meisten derselben leitete, öffentlich

mißbilligend aus und freute sich, daß keine Passeirer, Meraner und Bozener daran Theil nahmen.

Ein solcher Streifzug wurde von Scharnitz und Leutasch aus unternommen, und obgleich eine geordnete Führung fehlte, so wurde Graf Arco, ungeachtet der von Deroy erhaltenen Verstärkung, bis auf Benediktbeuern zurückgeworfen, wobei mehrere Baiern gefangen genommen wurden. Bei einem zweiten Ausfalle führte Teimer die Tiroler bis Partenkirchen und Weilheim und brandschatzte die baierischen Gränzorte. Der herbeigeeilte Deroy zwang ihn zwar mit seinen Leuten zur Flucht nach Mittenwald; doch wurden die geraubten Gegenstände glücklich nach Tirol gebracht. Zu gleicher Zeit überfiel eine andere Schaar aus dem Achenthale das baierische Landgericht Miesbach, und den Schützen von Reutte und Vils gelang es, ihre Verbindung mit den Vorarlbergern über Sonthofen und Immenstadt herzustellen.

Während sich die ganze Nordgränze Tirols auf diese Weise in einer günstigen Offensive befand und General Buol mit dem größten Theile seiner regulären Truppen zwischen Innsbruck und Sterzing Stellung genommen hatte, um die Tiroler sowohl im Norden als im Süden unterstützen zu können, traten für den südlichen Landestheil gefährlichere Verhältnisse ein. Der Kommandant von Südtirol, der kühne und allgemein beliebte Graf Leiningen, der einen Streifzug nach Bassano gemacht und diese Stadt gebrandschatzt hatte, war nach seiner Rückkehr von dem französischen Obersten Levier, der in der Zwischenzeit mit ungefähr 2000 Mann über Roveredo nach Trient vorgedrungen war, im Kastelle zu Trient eingeschlossen worden. Auf seinen Hilferuf erhoben sich die Schützen und Stürmer des Etschthales und setzten sich nach Trient in Bewegung. Leiningen wurde von dem feindlichen Kommandanten wiederholt aufgefordert, sich *zu ergeben*; er wies aber alle derartigen Anträge mit

Entschiedenheit zurück. Am 8. Juni theilte sich die zusammengeströmte Schützen- und Sturmmannschaft bei Lavis in drei Haufen. Den rechten Flügel führte längs des rechten Etschufers der Rittmeister Schlager, das Mitteltreffen auf der Landstraße der Hauptmann Hibler und den linken Flügel über das Gebirge nach Civezzano der Lieutenant Kukuli. Der Angriff auf den Feind erfolgte auf allen drei Seiten mit großer Präcision und vielem Muthe. Als Hauptmann Gasser von Bozen, der die Vorhut des linken Flügels führte, mit seinen Schaaren bei Cognola oberhalb Trient erschien und Schlager gegen Dos Twent vordrang, machte der Hauptmann Auerbeck einen heftigen Ausfall aus dem Schlosse, setzte sich mit dem Landsturme in Verbindung und warf die Franzosen aus allen Stellungen. Diese ergriffen eilig die Flucht und zogen sich mit einem Verluste von 36 Todten, 100 Verwundeten und 130 Gefangenen über Roveredo und Ala auf das Veronesische Gebiet zurück. Der Ruhm des Tages gehörte vorzüglich den tapfern Schützen von Bozen und Kaltern. Graf Leiningen, der den flüchtigen Feind nicht mehr hatte erreichen können, entließ nach seiner Rückkehr alle Stürmer und behielt nur 14 Kompagnien Militär und Schützen zurück, die er für hinreichend hielt, die Gränzen Südtirols zu schützen. Das freudige Gefühl der Ruhe dauerte indessen in Südtirol nicht lange; denn schon am 13. Juni erschienen die Franzosen neuerdings vor Roveredo. Da sie sich aber von den guten Vertheidigungs-Anstalten überzeugten, so zogen sie über Ala wieder nach Italien zurück.

Zum Schutze der Südostgränze des Landes hatte Chasteler bei seinem Abzuge den Rittmeister Banizza und den Hauptmann Steiner als Befehlshaber der Pusterthaler Schützen zurückgelassen, und Beide hielten sorgsame Wache gegen den Kreuzberg, das Sextener Joch und gegen Am-

pezzo. Dadurch wurden die Franzosen im Venetianischen beschäftigt und vom Etschthale abgelenkt. Vanizza machte sogar einen Streifzug bis Belluno, vertrieb daraus die Franzosen und zog ansehnliche Brandschatzungen ein.

So kehrte allmählig in die Thäler des südlichen Tirols der Friede zurück, und das Land war von dieser Seite von keiner Gefahr mehr bedroht. Dagegen befand sich in Nordtirol der Feind noch immer im Besitze der Festung Kufstein; aber die feindliche Besatzung litt bereits Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen, da ihr die Tiroler alle Zufuhr abgeschnitten hatten. In dieser äußersten Noth rückte Deroy von Weilheim mit überlegener Macht herbei, verproviantirte die Festung und zog sogleich wieder nach Rosenheim zurück. Die Baiern waren indessen für den Augenblick nicht in der Lage, die Gränze Tirols zu forciren, und auch die Tiroler beschränkten sich, mit Ausnahme einzelner Führer, die erfolglose Ausfälle in's feindliche Gebiet unternahmen, auf die Bewachung ihrer Gränze. Speckbacher zerstörte die Mühlen, die im Geschützbereiche der Festung Kufstein lagen und von denen die Besatzung ihren Mehlbedarf bezog, und nahm noch dazu 300 Metzen Getreide weg. Einige Tage darauf wollte er den Belagerten durch Feuer zusetzen und steckte einen großen Theil des Holzvorrathes der Festung in Brand, wodurch mehrere Häuser der Stadt in Asche gelegt, die gehegten Erwartungen jedoch nicht erfüllt wurden.

Obgleich die Gränzen Tirols in einem weiten Umkreise gesichert schienen, mußte man sich doch für alle Eventualitäten vorbereiten; denn auch noch nach der Schlacht von Aspern stand Napoleon mit seinem Heere vor Wien. Um für alle Fälle kriegsbereit zu sein, waren der Intendant Hormayr und General Buol bemüht, die wehrhafte Mannschaft des Landes zu organisiren. Zu diesem Zwecke er-

ließen sie von Brixen aus an alle Unterintendanten, Defensionskommandanten und Specialkommissäre eine aus neun Artikeln bestehende Verordnung, durch welche festgesetzt wurde, welchen Autoritäten das Recht zustehe, sowohl organisirte Schützenkompagnien als auch den Landsturm aufzurufen. Dieses Recht ward in Bezug auf das ganze Land ausschließlich den beiden Generalen Buol und Schmidt, sowie dem Landes- und Armee-Intendanten vorbehalten; im südlichen Landestheile sollte es der Oberstlieutenant Graf Leiningen, im nördlichen der Oberstlieutenant Baron von Taxis und in den einzelnen Kreisen und Thälern die Unterintendanten Karl von Menz (Etsch- und Eisackkreis), Anton von Roschmann (Innkreis und Wippthal), und Philipp von Wörndle, sowie der Rittmeister von Banizza und Hauptmann Stainer (Pusterthal) ausüben. Die übrigen Kommandanten und Specialkommissäre, sowie die Schutzdeputationen hatten bei dringender Gefahr sich an die genannten Autoritäten zu wenden. Von den vorhandenen Kommandantschaften wurden achtzehn beibehalten, alle übrigen bis auf Weiteres suspendirt. Als Kommandanten wurden jene Männer bestätigt, welche schon unter dem 4. Juni dazu ernannt worden waren, Andreas Hofer als Oberkommandant von Passeier und im südlichen Landestheile. Der wackere Straub erscheint unter diesen Kommandanten nicht, weil er vom Intendanten die Erlaubniß erhalten hatte, in Hall zu bleiben, um seine ausgedehnte Wirthschaft zu besorgen. Die bereits bestehende Eintheilung der gesammten waffenfähigen Mannschaft von 16—60 Jahren in Kompagnien sollte beibehalten bleiben. Die Kommandanten sollten zur nöthigen Unterscheidung eine goldene Epaulette auf der linken Schulter tragen. Für die Beschaffung der Kriegsbedürfnisse hatten die Unterintendanten, Kommandanten und Specialkommissäre Sorge

zu tragen, sowie auch über die wechselnde Kriegslage verläßliche Nachrichten einzuziehen. Ferner verlangte der Intendant, daß alles entbehrliche Pulver und Blei nach den Sammelpunkten Innsbruck und Brixen abgeliefert werde. Ein großes Verdienst für die Herbeischaffung von Pulver erwarben sich die in Chur wohnenden Tiroler, besonders der geniale Gottfried Purtscher, Regens des Churer Priesterseminars, und der Priester Simon Platzer, die bedeutende Pulvervorräthe auf geheimen Wegen nach Tirol beförderten.

Weniger als um die Kriegsbereitschaft des Landes kümmerte sich Hormayr um eine geordnete Administration. Die Kreis- und Rentamtskassen standen leer, weil alle Gelder an die Intendantschaft abgeliefert werden mußten. Der Intendant hatte nur Geld für das Militär und für die Defensionsanstalten, während Beamte, Pensionisten und Parteien, welche auf die genannten Kassen angewiesen waren, darben mußten. Um der schreienden Noth abzuhelfen, machte der Finanzrath Dr. Joseph Rapp, einer der tüchtigsten Beamten und feurigsten Patrioten des Landes, den Vorschlag, ein freiwilliges Darleihen aufzunehmen, den Darleihern zu 5 Procent verzinsliche Obligationen auszustellen und den Kaiser von Oesterreich zur Zahlung zu verpflichten, sobald die Verbindung mit Oesterreich hergestellt sein werde. Hormayr erklärte sich mit Rapps Vorschlage einverstanden und ertheilte demselben seine Genehmigung. Das Anlehen nahm durch Rapps Thätigkeit einen erfreulichen Fortgang, und es wurde auf diese Weise eine Summe von nahezu 500,000 fl. zusammen gebracht. Als aber Hormayr merkte, daß das Geld hauptsächlich für den Civildienst verwendet werden sollte, bewies er sich in der Betreibung dieses Geschäftes lau und gleichgiltig, was dem Fortgange des Anlehens schaden mußte. Aus dem vor-

handenen Silber, dessen Ausmünzung der Münzmeister Jolliot in Hall leitete, wurden die sogenannten Sandwirthszwanziger geprägt, auf deren einer Seite der Tiroler Adler mit der Umschrift: „Gefürstete Grafschaft Tirol,“ angebracht war, während die Kehrseite die Inschrift: „20 Kreuzer nach dem Konventionsfuß, 1809.“ trug.

Da der Intendant von dem genannten freiwilligen Anlehen kein Geld für seine militärischen Zwecke erhielt, so kam er auf den Gedanken, ein Zwangsanlehen für das ganze Land nach dem Steuerfuß auszuschreiben. Zu diesem Zwecke berief er auf den 2. Juli eine Konferenz der vier Stände des Landes nach Bozen und ließ dazu auch alle Kommandanten in jenen Gegenden einladen. Obgleich Hormayr für seinen Plan die Zustimmung der Landstände erhielt, gingen doch die glänzenden Hoffnungen, die er auf denselben gebaut, nicht in Erfüllung.

Während die Machthaber in Tirol eifrigst bemüht waren, die Wehrkraft des Landes zu organisiren, wurde den Gränzposten das Gerücht hinterbracht, daß zwischen Oesterreich und Frankreich Friede geschlossen worden sei. Zugleich zeigte man sich von Baiern aus eifrig bemüht, die Tiroler zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Ein Aufruf an die Bewohner Tirols von dem baierischen geheimen Referendar und General-Salinen-Administrator Joseph Utzschneider aus Reichenhall, worin er die Tiroler von „Oesterreichs sinkender Macht“ zu trennen suchte und für den Fall ihrer Rückkehr zur Ruhe und Ordnung, zur Treue und Anhänglichkeit an den König von Baiern eine vollständige Amnestie und andere Vortheile in Aussicht stellte, war schon in das Innere des Landes gedrungen. Diesen Friedenslockungen trat der Intendant Hormayr mit aller Macht entgegen, indem er jede Hinneigung zum Ausgleiche durch erdichtete Eröffnungen und

unbegründete Hoffnungen niederzuhalten suchte. Selbst die Nachricht von dem Siege der Franzosen bei Wagram verkehrte der Intendant in das Gegentheil. Wenn indessen auch Hormayr durch sein unbegränztes Vertrauen auf den schließlichen Sieg Oesterreichs sich selbst und das Land betrog, so bleibt ihm doch der Ruhm einer außergewöhnlichen Thätigkeit für die militärische Organisation des Landes. Nachdem er in Innsbruck zwei sechspfündige Kanonen und eine Haubitze hatte gießen lassen, schrieb er auf den 15. Juli einen Kongreß zur Berathung der Vertheidigungsanstalten nach Innsbruck aus und lud dazu auch den tüchtigen Straub von Hall ein, dem durch Erlaß der Schutzdeputation die Kommandantschaft über die Gerichte Thaur, Hall und Rattenberg übertragen wurde. Eine neue Ordnung der Dinge war nothwendig, da die Vertheidigungs-Anstalten im Unterinnthal viel lässiger betrieben wurden als in der südlichen Landeshälfte, weßhalb es auch dem General Deroy möglich gewesen, am 2. Juli die Festung Kufstein neuerdings von Rosenheim aus mit allem Nothwendigen zu versehen.

An allen diesen Vorgängen der letzten zwei Monate hatte Andreas Hofer, der sich nach Passeier zurückgezogen hatte, keinen Antheil. Doch sah er der Gestaltung der Dinge in der Nähe und Ferne weder gleichgiltig noch unthätig zu. Da er erfahren hatte, daß im Nons- und Sulzberge Wirren und Spaltungen ausgebrochen seien, beschloß er, dahin zu reisen, um die gestörte Ordnung herzustellen. Er hatte nur wenige Passeirer mit sich genommen und wurde überall unter großem Zulaufe des Volkes mit Jubel empfangen. Man bewunderte den Befreier des Landes in seiner schlichten Bauernkleidung, und überall wurde mit der größten Bereitwilligkeit und rasch hergestellter Eintracht seinen Anordnungen Folge geleistet. Das Vertrauen des

Volkes in den einfachen Mann, dessen offene Seele einen eigenthümlichen Zauber auf die Gemüther ausübte, wurde durch eine fromme Wallfahrt erhöht, die er zu dem heiligen Romedius, dem Schutzpatron von Wälschtirol, unternahm. Mehr als 600 Schützen begleiteten ihn dorthin und erbauten sich mit der anwesenden Volksmenge an seiner glühenden Andacht. Vom Nonsberg aus schrieb Hofer an die Kommandantschaft zu Bozen, daß er in dieser Stadt sein Hauptquartier aufschlage und daß in seiner Abwesenheit Joseph Eisenstecken, sein Adjutant, in Defensionssachen alle Vollmacht von ihm habe. Diese Anordnung theilte er auch der Kommandantschaft zu Meran mit. In der glücklichen Wahl Eisensteckens und so mancher anderen tüchtigen Männer für wichtige Posten zeigte Hofer einen feinen Takt, die rechten Leute herauszufinden. Eisenstecken, der Badlwirth bei Bozen, gehört entschieden zu den tüchtigsten, fähigsten und einflußreichsten Führern vom Jahre 1809. Er war ein rechtschaffener, uneigennütziger Mann, der Sache des Vaterlandes mit Leib und Seele in reinster Absicht ergeben, vor dem Feinde tapfer und kaltblütig, in Aufrechthaltung der Ordnung und Disciplin ebenso unermüdlich als streng, bei drohenden Gefahren unbeugsam und fest wie sein Name, und obwohl er mit militärischen Kenntnissen nicht ausgerüstet war, so zeigte er doch einen schnellfassenden Blick und einen richtigen Takt im Entwurfe wie in der Ausführung kriegerischer Dispositionen, welche dem Bedürfnisse des Augenblickes entsprachen. Wäre Hofer später von solchen Männern wie Eisenstecken umgeben gewesen, die traurigen Verirrungen, denen er zum Opfer gefallen, würden verhütet worden sein.

Hofer kehrte vom Nonsberge nach Passeier zurück und verblieb dort bis Mitte Juli. Diese lange Zurückgezogenheit beweist, daß er mit dem Intendanten Hor-

mayr zerfallen und mit manchen Vorfällen und Vorkehrungen unzufrieden war. Von Passeier aus sandte er einen Kourier, Peter Wieland, an den Erzherzog Johann, um demselben über die Lage und die Verhältnisse des Landes Bericht zu erstatten. Zu gleicher Zeit machte er dem Kommandanten Kolb die briefliche Anzeige, daß er nächstens nach Lienz kommen werde, um sich mit dem General Schmidt über verschiedene Gegenstände zu besprechen.

Da sich das österreichische Korps in Tirol durch Selbstranzionirte und Werbungen um einige Tausende vermehrt und die Volksmacht sich im Lande nicht nur überall zu Schützenkompagnien organisirt, sondern auch eine größere Anzahl Kanonen mit hinreichendem Schießbedarf zusammengebracht hatte, so wurde der kühne Entschluß gefaßt, einen allgemeinen Ausfall in die benachbarten Länder zu unternehmen, um sich einerseits durch Kärnthen und Steiermark mit dem Korps des Grafen Giulay, andererseits mit einem bis in das Baireuthische vorgerückten österreichischen Streifkorps in Verbindung zu setzen. Dieser Plan erfüllte Alle mit den besten Hoffnungen, und die neu geprägten Silberzwanziger trugen nicht wenig zur Erhöhung des Muthes bei. Der projectirte Zug nach Steiermark bot keine großen Schwierigkeiten dar; nur mußte man sich Klagenfurts bemächtigen, das der Feind mit 800 Mann besetzt hielt. Zu diesem Zuge sollten sich 10 Schützenkompagnien aus dem Burggrafenamte und dem Etschthale, sowie sämmtliche Kompagnien aus dem Pusterthale, im Ganzen 3000 Schützen, unter dem Oberkommando des Andreas Hofer mit den Truppen des Generals Schmidt verbinden. Zur Unterstützung des Unternehmens sollte Oberstlieutenant Leiningen einen Ausfall aus dem Etschthale und dem Valsugana machen, während Freischaaren vom *Nons*berge über den Tonal in das Lombardische vorrücken

und sich mit den Freischaaren aus Vintschgau, welche die Valteliner um Sold anwarben, verbinden sollten. Gleichzeitig sollte an der ganzen Nordgränze unter Mitwirkung der Vorarlberger ein kombinirter Ausfall nach Baiern und Schwaben in sechs Kolonnen unternommen werden. Der Tag zu dem gemeinsamen Aufbruch nach Baiern und Schwaben war auf den 17. Juli festgesetzt, aber so wenig geheim gehalten worden, daß man im ganzen Lande darum wußte und der Feind frühzeitig genug davon Kunde erhielt, um geeignete Anstalten zum Empfange der Angreifer zu treffen. So kam es, daß das wohl geplante Unternehmen fehlschlug und erfolglos blieb.

Andreas Hofer war den Schützenkompagnien, die für den Zug nach Kärnthen und Steiermark bestimmt waren, nach dem Pusterthal vorausgeeilt und wurde dort überall als der Retter des Vaterlandes mit Begeisterung empfangen. Von Lienz aus rückte er bis Sachsenburg vor. Hier erhielt er die unterdessen bei allen Gränzposten eingetroffene Nachricht von dem zu Znaim am 12. Juli abgeschlossenen Waffenstillstande; er hielt sie jedoch für eine Kriegslist des Feindes und glaubte nicht daran. Eben so wenig Glauben fand diese Nachricht, die sich allmählig im ganzen Lande verbreitete, unter dem tirolischen Volke. Ein vom 18. Juli datirtes Schreiben des Erzherzogs Johann an den General Buol, durch welches dieser angewiesen wurde, „falls der Feind auf Grund eines Waffenstillstandes die Aufforderung an ihn ergehen lasse, Tirol zu räumen, derselben nicht nachzukommen, es sei denn, daß die Weisung dazu von ihm — dem Erzherzoge — selbst ausgehe," wurde allgemein als eine sichere Bürgschaft angesehen, daß kein Waffenstillstand bestehe. Endlich, am 15. Tage nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes, erhielt General Schmidt von demselben die officielle Anzeige, die

von ihm weiter an den General Buol befördert wurde. Auch der Abgesandte Hofers, Peter Wieland, kam vom Erzherzoge Johann mit der Bestätigung dieser Nachricht zurück. Hofer schickte diese Botschaft unverzüglich dem Landgerichte Sterzing zur Verbreitung nach Passeier und Meran mit dem Beisatze, daß der Waffenstillstand gehalten werden müsse, vorausgesetzt daß auch die Franzosen und Baiern ihn pünktlich hielten. Der Erzherzog Johann und der Kaiser selbst, fügte er hinzu, hätten versprochen, Tirol niemals zu verlassen. Zugleich wurden die Vorsteher ersucht, religiöse Andachten zu veranstalten, um den göttlichen Schutz für das Vaterland zu erflehen.

In den Artikeln des Waffenstillstandes war zwar die Uebergabe der Veste Sachsenburg an das französische Militär festgesetzt, jedoch nicht die feindliche Besetzung von Tirol und Vorarlberg. Als nun Hofer erfuhr, daß die Franzosen und Baiern von allen Seiten in das Land eindrangen, hielt er dies für eine Verletzung des Waffenstillstandes und rief die Bewohner des Pusterthals und des benachbarten Kärnthens zum allgemeinen Widerstande auf. „Setzet euer ganzes Vertrauen auf Gott!" so hieß es in seinem Aufrufe; „Haben wir denn nicht schon Dinge gethan, über die das Ausland staunte, — nicht durch Menschenkräfte, sondern durch unverkennbare Macht von Oben? Tugend gibt wahre Kraft und schaffet den Schwachen zu einem Helden um. Es gilt jetzt nicht bloß die Rettung unserer Habe und unseres zeitlichen Eigenthums. Nein! augenscheinliche Gefahr drohet unserer heiligen Religion. Für diese haben wir das große Werk begonnen; jetzt handelt es sich um die Vollendung desselben. Halb gethan, ist Nichts gethan! Wohlan denn, Brüder und Nachbarn! stehet auf, ergreifet die Waffen wider den allgemeinen Feind des Himmels und der Erde. Keiner bleibe weg. Unser Aller einziges

und letztes Loos sei: Für Gott und den Kaiser Franz siegen oder sterben!"

XIV.

Lefebvre wieder in Tirol. Hofer der Hoffnungsstern in der allgemeinen Entmuthigung. Kämpfe zwischen Sterzing und Brixen. Expedition nach Oberinnthal. Flucht Lefebvre's von Sterzing nach Innsbruck. Ruska im Pusterthal.

> „Lern dieses Volk der Hirten kennen, Knabe!
> Ich kenn's, ich hab' es angeführt in Schlachten,
> Ich hab' es fechten sehen bei Favenz.
> Sie sollen kommen, uns ein Joch aufzwingen,
> Das wir entschlossen sind, nicht zu ertragen."
> Schiller, Wilhelm Tell, II. Aufz. 1. Sc.

Während die widersprechendsten Nachrichten vom großen Kriegsschauplatze die erregten Gemüther in der tirolischen Felsenburg verwirrten, ließ Napoleon nach dem Waffenstillstand von Znaim sogleich das ganze siebente Armeekorps unter dem Marschall Lefebvre aus Oesterreich nach Salzburg marschiren, um von da nach Tirol vorzurücken. Zu demselben stieß auch noch ein sächsisches Infanterie-Regiment aus Passau unter dem Obersten von Eglofstein. Dieses Regiment wurde beim Einrücken in Tirol zur Avantgarde des großen französischen Korps bestimmt. Die baierischen Abtheilungen unter den Obersten Grafen von Arco und Oberndorf sollten sich vereinigen und vom französischen General Montmarie durch das Achenthal nach Tirol geführt werden. Gleichzeitig rückte der französische General Beaumont mit dem Reservekorps nach Schongau im Lechthale, von wo sich eine Abtheilung unter General

Piccard über Kempten gegen Immenstadt, eine zweite unter dem General Lacoste über Füssen gegen Reutte, und eine dritte, von den Generalen Legrange und Froment geführt, über Partenkirch gegen Scharnitz in Bewegung setzte. Gegen Vorarlberg marschirte das würtembergische Korps unter dem Befehle des Kronprinzen, dem sich eine Abtheilung badischer Truppen anschloß. General Ruska erhielt die Weisung, durch das Drauthal gegen Sachsenburg und nach dem Pusterthale vorzudringen. Aus dem Venetianischen endlich sollte General Castella mit allen verfügbaren Truppen über Feltre und Belluno im Piavethale gegen Cortina und Ampezzo und General Peyry von Verona in das Etschthal hinaufrücken. Die Zahl aller dieser gegen Tirol aufgebotenen Truppen betrug mindestens 50,000 Mann, unterstützt von zahlreichem Geschütze. Mit dieser Macht sollte Tirol während der Waffenruhe erdrückt werden, weil es im Znaimer Vertrage nicht namentlich in dieselbe aufgenommen worden war. Daß dies nicht geschehen, war wohl der Grund, weßhalb von Seiten Oesterreichs so lange gezögert wurde, den für Tirol so unerwarteten und schmerzlichen Waffenstillstand dort officiell bekannt zu geben; allein dabei wurde nicht erwogen, daß man durch diese auf eine Täuschung der Tiroler hinauslaufende Verzögerung das Volk in Waffen hielt und das Land allen Verheerungen eines übermächtigen Feindes preisgab.

Unter den gegebenen Verhältnissen war die Lage Tirols in der That trostlos genug. General Buol war mit seinem regulären Militär vom Brenner bereits abgezogen, um sich auf den Höhen von Schabs zu postiren, und hatte dadurch deutlich angedeutet, daß im Augenblicke der Gefahr auf ihn nicht zu zählen sei. Der Intendant Hormayr flüchtete sich in größter Eile nach Kärnthen und brachte *dadurch* die Finanzmänner Tirols in nicht geringe Ver-

legenheit; denn eine Menge Schuldurkunden über das eingeflossene forcirte Darleihen waren von dem Intendanten noch nicht unterfertigt und ebenso wenig über die an ihn abgelieferten Geldbeträge Empfangsbescheinigungen ausgestellt; auch hatte der Finanzrath Rapp noch die vom Intendanten zurückbehaltene Schuldurkunde über das freiwillige Anleihen zu erheben. Um diese wichtige Angelegenheit in Ordnung zu bringen, mußte Rapp dem Intendanten bis Sachsenburg in Kärnthen nachreisen, wo er mit gerechter Entrüstung erfuhr, daß Hormayr die Schuldverschreibung schon in Brixen zerrissen und vernichtet habe. Es bedurfte der ganzen Energie des Finanzrathes, um den Intendanten zur Abfassung eines neuen, von ihm unterzeichneten Schuldbriefes zu bewegen.

Solche Thatsachen waren wenig geeignet, bei der drohenden Feindesgefahr den Muth der Tiroler und ihr Vertrauen auf Oesterreich zu erhöhen. Schon pochte der mächtige Feind an die Thore der Pässe des unteren Innthales und des Pinzgaues, und noch hatte der dortige Unterintendant von Roschmann keinerlei Anstalten zur Vertheidigung derselben getroffen. So kam es, daß General Deroy am 24. Juli bei seinem Vorrücken in's Pinzgau und Zillerthal den Luegpaß unbesetzt fand. Der Oberkommandant Anton Wallner, der das ganze Pinzgau zu den Waffen gerufen hatte und die Pässe Luftenstein und Hirschbühel besetzt hielt, sah sich plötzlich von seinen Leuten verlassen, die, den Mahnungen des Fürstbischofs von Chiemsee Gehör schenkend, in ihre Heimath zurückkehrten, und so konnten diese Pässe nicht behauptet werden. Ungehindert setzte Deroy seinen Marsch bis St. Johann fort; aber an der Brücke von Taxenbach standen 400 Helden, die bei Wallner, einem zweiten Leonidas, ausgeharrt hatten. Mit dieser geringen Zahl hielt Wallner 7000 Feinde sieben

Stunden lang auf, schlug 5 Stürme ab und tödtete oder verwundete dem Feinde mehr als 1000 Mann. Dieser verzweifelte Widerstand brachte den Feind in Wuth, so daß er in Taxenbach noch wilder und grausamer hauste, als früher in Schwaz.

Dies war der einzige hartnäckige Widerstand, der dem Heere des Marschalls Lefebvre auf dem ganzen Zuge nach Innsbruck begegnete. General Montmarie mit den baierischen Obersten Arco und Oberndorf rückte durch das Achenthal vor, wo Kommandant Aspacher alle Brücken hatte abwerfen lassen und in der Klause ein kurzes Gefecht mit dem Feinde bestand. Gleichzeitig hatte General Froment Partenkirch und Mittewald besetzt, um von da nach Scharnitz und Innsbruck vorzudringen. General Ruska zog gegen das Pusterthal heran, und Castella stieg das Piavethal hinauf, wurde aber von den Oesterreichern und Tirolern unter dem Rittmeister Banizza über die Piave zurückgeschlagen. Der Erfolg der feindlichen Invasion schien gesichert; denn die Lage Tirols war in diesem Augenblicke wirklich eine verzweifelte. Oberstlieutenant von Taxis sammelte in Innsbruck die österreichischen Truppen-Abtheilungen, leerte die Salinenkasse in Hall, nahm alles transportable Aerarialgut von dort weg und zog, dem Befehle Buols gemäß, auf den Brenner. Ihm folgten die hervorragendsten Schützenkommandanten des Innthales nach: Teimer, Aschbacher und Major Sieberer. Nur Straub ließ die an ihn ergangene Aufforderung, sich den Oesterreichern anzuschließen, unbeachtet und zog sich mit seinen Getreuen in die Gebirge zurück, um neue Pläne zur Befreiung des Vaterlandes vorzubereiten. Er sandte den Joseph Speckbacher als Kundschafter über den Brenner, um den Oberkommandanten Andrä Hofer aufzusuchen und dessen Weisungen einzuholen.

Unterdessen war Lefebvre ziemlich unangefochten durch das Unterinnthal nach Innsbruck heraufgezogen; doch ging es auch diesmal nicht ohne Raub und Plünderung ab, besonders in den Dörfern zwischen Schwaz und Hall. Eine rühmliche Ausnahme machten bei diesen Excessen die sächsischen Truppen, welche ein menschliches Mitleid über die Verheerung von Schwaz an den Tag legten, ja sogar unter Thränen und mit Geld in der Hand um Speise und Trank baten. Die baierischen Soldaten dagegen zeigten sich auch diesmal roh und gefühllos. Es kamen sogar baierische Bauern mit Wagen in das Land und führten die abgeschnittenen Feldfrüchte von Achenthal, Innbach und Stans hinweg.

Am 30. Juli rückte Marschall Lefebvre mit seinen beiden Divisionen in Innsbruck ein und bezog mit seinem Generalstabe die Hofburg. Am nämlichen Tage war der französische General Beaumont mit 10,000 Mann, zu welchen noch eine baierische Brigade kam, über Scharnitz nach Seefeld vorgedrungen und zog durch das Oberinnthal nach Vorarlberg, wo sich der aus Oberschwaben heranrückende General Piccard mit ihm vereinigte. Die dritte baierische Division unter Deroy kam am 30. Juli nach Zell im Zillerthale und am 31. nach Volders, ohne irgendwo Widerstand gefunden zu haben. Lefebvre ließ durch die Innsbrucker Zeitung verkünden, daß seine Armee aus 40,000 Mann bestehe und die Divisionen derselben durch alle Pässe eingedrungen seien und das ganze Land besetzt hätten. Zugleich ließ er in dem nämlichen Blatte, mit den neun Artikeln des abgeschlossenen Waffenstillstandes, eine von ihm ausgehende, aus 15 Artikeln bestehende Verordnung veröffentlichen, durch welche unter Anderem die Ablieferung aller Waffen und Munition bis zum 10. August, sowie die Ausstellung eines Verzeichnisses der in jedem Gerichte während des Aufstandes organisirten

Kompagnien verfügt und allen Kommandanten, insbesondere jenen, welche von Hormayr und Buol unter dem 20. Juni ernannt worden waren, aufgegeben wurde, am 10. August in dem Hauptquartier zu erscheinen. Auf der Liste der Vorgeforderten stand Andreas Hofer an der Spitze, ein Beweis, daß auch der Feind in ihm das Haupt der Landesvertheidiger erblickte. Die Vorgeforderten wurden für den Fall des Nichterscheinens mit Niederreißung ihrer Häuser, Einziehung ihres Vermögens, ewiger Landesverweisung und, falls sie es wagen sollten, den tirolischen Boden wieder zu betreten, mit dem Tode bedroht. Ein besonderer Artikel schloß „den sich so nennenden Major Teimer, welcher, als Haupträdelsführer der Tiroler Empörung bekannt, die Insurgenten von Ober- und Unterinnthal kommandire," von der den übrigen Kommandanten durch ihre Vorladung zugestandenen Begünstigung aus und verfügte, daß derselbe, wo immer man seiner habhaft werde, einer Militärkommission überantwortet und in Zeit von 24 Stunden hingerichtet werden solle. Der Schlußartikel der Verordnung versprach allen denjenigen, welche sich nach den getroffenen Verfügungen richten würden, Schutz und Sicherheit für ihre Person und ihr Eigenthum. Zur Ausführung aller getroffenen Maßregeln wurde eine provisorische Militär- und Regierungskommission unter dem Präsidium des Generals Grafen von Rechberg eingesetzt. Aus dieser provisorischen Kommission erwuchs eine Hofkommission unter dem Vorsitze des Freiherrn von Rechberg, welche ein neues Amnestie-Patent entwarf. In demselben wurden, außer den Anstiftern und Rädelsführern des Aufruhrs, zu welchen selbst diejenigen gezählt wurden, die Sturm geläutet hatten, auch diejenigen von der Amnestie ausgeschlossen, welche durch ihre Theilnahme an der Rebellion zugleich ihre Dienstpflicht verletzt hätten. Denjenigen,

welche die von der Amnestie ausgeschlossenen Verbrecher einliefern oder auch nur ihren Aufenthaltsort anzeigen würden, verhieß das Patent eine Geldbelohnung von 100—1000 fl. Besonders gehässig mußte die Verfügung erscheinen, daß die Bewohner der drei südlichen Kreise für allen Schaden zu haften hätten, welcher durch den Aufruhr und durch die räuberischen Ausfälle dem Staatsgute sowie dem Privatvermögen treuer Unterthanen zugefügt worden, wogegen dieselben Anspruch auf das Besitzthum der Verbrecher haben sollten. Die Angehörigen der gefallenen Offiziere und Soldaten sollten aus den genannten Kreisen eine angemessene Unterstützung erhalten. Zur Untersuchung und Aburtheilung der diesfälligen Verbrechen wurde ein eigenes Specialgericht ernannt, und für die Specialgerichte eine eigene Norm festgesetzt. Es schien fast, als wolle der Herzog von Danzig Tirol durch die gleichen Mittel pacificiren, die einst der Herzog Alba in den Niederlanden zur Anwendung gebracht.

Der Hofkommissär Freiherr von Rechberg war mit diesen harten Verordnungen durchaus nicht einverstanden; denn sein richtiger Blick sagte ihm, daß sie nur einen schädlichen Schrecken verbreiten würden. Diese Martialgesetze waren in der That die allergrößte Unklugheit, die begangen werden konnte, und keineswegs geeignet, die Tiroler zur Niederlegung der Waffen zu vermögen. Aber der Feind pochte auf seine ungeheure Militärmacht und hielt jeden Gedanken an Widerstand für Wahnsinn. Lefebvre glaubte das niedergeworfene Tirol vollständig in seiner Hand zu haben. Aber die Dinge gestalteten sich ganz anders, als Lefebvre gedacht. Wenn auch die Glieder des Landes unterbunden waren, so schlug doch das Herz frisch und kräftig. Der stolze Marschall sollte dies bald bitter empfinden.

Am 1. August schickte Lefebvre den General Rouyer mit einer Division und einem baierischen Kavallerie-Regimente nach dem Brenner, in der Absicht, die Verbindung mit den aus dem Pusterthale und dem Etschthale heranrückenden Franzosen herzustellen. Unbelästigt zog der Feind über den blutgetränkten Iselberg, nach Matrei und Steinach; selbst der Brenner, der Thermopylen-Paß von Tirol, war nicht besetzt. Die Fahne der Freiheit, die Hofer dort zum Schrecken der Feinde entfaltet hatte, war unsichtbar geworden. Die Wehrkraft Tirols war auseinander gegangen; die Schutzdeputationen und Kommandantschaften waren aufgelöst; der Bischof von Brixen ermahnte zur Ruhe und Niederlegung der Waffen. Der heldenmüthige Graf Leiningen mußte, erhaltenem höheren Befehle gemäß, Trient verlassen und durch das Pusterthal dem abziehenden Obergeneral Buol nachfolgen; dorthin folgte auch der Oberstlieutenant von Taxis mit seinen Truppen vom Brenner her. Letzterem hatten sich zur Flucht aus Tirol, außer den Kommandanten Aschbacher, Sieberer und Teimer, auch Frischmann und viele Anderen angeschlossen; selbst Eisenstecken trennte sich in Sterzing von Andreas Hofer und zog den Flüchtigen nach. Hofer selbst, der kurz vorher von Sterzing aus den Landsturm der Umgegend und durch seinen Schwager Joseph Gufler den Landsturm in Passeier und im Burggrafenamte hatte aufbieten lassen, hatte dieses Aufgebot nach dem Abzuge der Oesterreicher widerrufen, weil er den Feind weiter entfernt glaubte; als er aber von der Nähe desselben sichere Kunde erhalten, ließ er durch Eilboten überall den Landsturm neuerdings aufrufen. Es herrschte demnach bei Hofer und seiner Umgebung offenbar Unentschlossenheit und Verwirrung.

Gleich nach dem Erlasse des zweiten Aufgebotes sandte *Hofer einen* Kourier mit einem Schreiben an den Komman-

danten des feindlichen Vortrabes ab, von dem er glaubte, daß er sich noch in Matrei oder Steinach befinden dürfte. In diesem Schreiben protestirte er, unter Berufung auf eine Instruktion vom Erzherzog Johann, gegen jedes weitere Vorrücken, als dem Waffenstillstande entgegen, und drohte für den Fall der Nichtbeachtung seines Protestes mit bewaffnetem Widerstande. Der Kourier traf den General Rouyer, bei dessen Annäherung die beiden bei Gossensaß stehenden Schützenkompagnien die Flucht ergriffen hatten, schon diesseits des Brenners. Bei der Nachricht von dem Herannahen des zahlreichen Feindes verließ Hofer eiligst seinen Aufenthalt bei Sterzing und zog sich über den Jaufen in ein Versteck zurück.

Ohne irgend welchen Widerstand zu finden, rückten die Sachsen und Baiern in Sterzing ein. Hier erkundigte sich General Rouyer bei dem im Städtchen anwesenden Finanzrath Rapp nach dem Sandwirth Hofer, indem er dessen Zuschrift vorzeigte, die er vor wenigen Stunden erhalten hatte. Der Finanzrath suchte ihn über Hofers Drohungen zu beruhigen, indem er ihm sagte, daß Hofer auf die Nachricht von dem Anrücken der Truppen sich unsichtbar gemacht und seine Umgebung sich nach allen Seiten hin zerstreut habe; daß ferner alle Verbindungen des wehrhaften Volkes aufgelöst, alle Anstalten zur Vertheidigung aufgegeben und eben darum auch die festen Punkte des Brennerpasses gar nicht mehr besetzt worden seien. Diese beruhigenden Mittheilungen veranlaßten den Divisionsgeneral, mit seinen Truppen zu Sterzing einen Rasttag zu halten, der indessen für den Verlauf seiner Expedition verhängnißvoll werden sollte.

Unterdessen hatte der Aufruf Hofers, der sich mit dem Wirth in der Mahr, Peter Mayr, und dem Kapuziner Haspinger in Klausen in Verbindung gesetzt, seine Wirkung

gethan. Schon am 2. August kamen zahlreiche Sturmhaufen unter Mayr und Haspinger in Brixen an, uud obwohl sie unter dem Hinweis auf den Abzug der Oesterreicher von verschiedenen Seiten dringend zur Heimkehr aufgefordert wurden, achteten sie doch nicht darauf, sondern rückten nach Bahrn und der Brixener Klause vor. An dem gleichen Tage marschirten auf Hofers Ruf 1500 Untervintschgauer auf Meran zu. Auch im Oberinnthal, wohin Hofer gleichfalls unter dem 2. August Boten und Schreiben gesandt, regte sich auf's Neue die Volkskraft. Wie erfolgreich Hofers Aufruf und die Thätigkeit seiner Boten im Lande war, erhellt aus der nachfolgenden Proklamation, die Lefebvre von Innsbruck aus ergehen ließ: „Da man erfahren hat, daß der Andreas Hofer, sogenannter Sandwirth, Rebellenhauptmann von Passeier, sich erfrecht, Boten in dem Lande herumschleichen zu lassen, welche falsche Gerüchte verbreiten und die Einwohner zur Wiederergreifung der Waffen zu verführen trachten, so wird befohlen, daß Jedermann, welcher, ohne mit einem gesetzlichen Vorweis von seiner Behörde versehen zu sein, außerhalb seines Dorfes oder Dorfbezirkes ertappt wird, verhaftet, der Militärkommission überantwortet und binnen 24 Stunden hingerichtet werde.“ Dieser strenge Erlaß Lefebvre's blieb ohne alle Wirkung, da kein einziger Bote eingefangen werden konnte; denn auf den Bergen befand sich kein Militär und unter den Bauern gab es keine Verräther.

Hofer hielt sich kurze Zeit in einer Schlucht des Schneeberges im hintersten Theile des Passeierthales verborgen, von wo aus er durch einen Vertrauten seine Aufträge ausführen ließ. Aus diesem Verstecke erließ er eine Ansprache an die Tiroler, worin er sie dringend aufforderte, seinen Anordnungen treulich Folge zu leisten. „Berichtet *allen* Gerichten, so im Lande Tirol sind,“ hieß es in der-

selben, „und dies mit eilfertigen Estafetten, daß mein Herz nicht untreu sei; man möchte mir verzeihen. Indem ich vogelfrei bin und eine große Summe Geldes auf mich gesetzt worden ist, so bin ich dermal in einem abgelegenen Ort und werde nicht sichtbar werden, bis ich sehe, daß sich die wahren Patrioten von Tirol hervorthun, welche Gegenliebe einander erzeigen und sagen werden: wegen Gott, Religion und Vaterland wollen wir streiten und kämpfen. Dann werde ich den ersten Augenblick sichtbar sein und sie anführen und kommandiren, soviel mein Verstand vermag. Die Botschafter aber sind auszuschicken in Eile von einem Gericht zum andern an wahre Landesvertraute.“ Am Schlusse seines Schreibens zeigte Hofer an, daß zu Gries bei Bozen Munition zu erheben sei, und daß das Weib des Badlwirthes (Eisenstecken) darum wisse.

Obwohl der Aufruf Hofers in Passeier und in der Umgegend von Meran die durchgreifendste Wirkung hervorbrachte und die Untervintschgauer mit starker Mannschaft nach Meran rückten, so wäre dies Alles doch wohl ohne weiteren Erfolg geblieben, wenn nicht in den Engpässen zwischen Sterzing und Brixen ganz unerwartete Ereignisse eingetreten wären, die außer aller menschlichen Berechnung lagen. Speckbacher, der von Straub an Hofer abgeschickt worden war, um Verhaltungs-Maßregeln für das Innthal einzuholen, hatte den Sandwirth am 31. Juli in der Nähe von Bruneck getroffen und war leicht von diesem bewogen worden, sich von den übrigen kleinmüthigen Patrioten zu trennen, die eben im Begriffe standen, dem Lande den Rücken zu wenden. Er begab sich nach Unterau, wo er den Kapuziner Haspinger und die beiden Wirthe von der Mahr und von Schabs, Mayr und Kemenater, mit der Ordnung der Vertheidigungsanstalten eifrigst beschäftigt fand. Diese unverhoffte Rührigkeit erfüllte den Helden von

Rinn mit neuen Hoffnungen und trieb ihn zur regsten Mitwirkung an. Besonders sorgte er dafür, daß die Uebergänge nach Sarnthal gut besetzt wurden. Auf den Felsenköpfen und steilen Wänden der Thalschlucht wurden Rollsteine und Baumstämme in Bereitschaft gehalten, um sie im gegebenen Augenblicke auf den vorüberziehenden Feind niederfallen zu lassen. An Hofer, den er in Passeier vermuthete, schickte er Eilboten, damit durch schnellstes Aufgebot des Landsturmes der Uebergang über das Jaufengebirg verlegt werde.

Am 4. August Morgens brach die Division Rouyer von Sterzing auf, nachdem der General 100 Mann in der Stadt zurückgelassen hatte. Zwei sächsische leichte Bataillons mit einiger Reiterei und 2 Geschützen bildeten auf dem Marsche nach Brixen den Vortrab. Der Feind traf die ersten tirolischen Stürmer bei Mauls und drängte sie bis Mittewald zurück. Auch von da mußten die Tiroler, um nicht umgangen zu werden, bis zur Brücke von Oberau zurückweichen, wo sie endlich Stand hielten. Die Brücke wurde von den Tirolern kluger Weise in Brand gesteckt, wodurch der Feind im Vorrücken aufgehalten und getrennt wurde. Da dem Feind auf diese Weise der Weg durch das Kläusel verlegt war, versuchte er, über Aicha nach Brixen vorzudringen. Aber am Plasbichler Hofe auf dem linken Eisackufer leisteten die Tiroler einen so kräftigen Widerstand, daß ein dreimaliger Sturm der Sachsen zurückgeschlagen wurde. Wie ein Augenzeuge erzählt, lagen die Sachsen zwischen Oberau und der Brücke wie Garben auf dem Acker. Die Sachsen verloren den Muth und wurden am folgenden Tage von den Tirolern mit leichter Mühe zurückgetrieben. Die Hauptursache jedoch, weßhalb der Durchbruch nach Brixen nicht gelang, lag in den Hindernissen, welche die nachrückende Division mit den Ge-

schützen und Wagen zwischen Sack und Mittewald fand. Als die Massen der Division langsam durch die Engpässe dahinzogen, wurden plötzlich die bereitgehaltenen Steinmassen und Baumstämme losgelassen, die nun lawinenartig auf die dicht gedrängten Reihen des dahinziehenden Feindes niederstürzten und sie niederschmetterten oder in die wild hinbrausende Eisack schleuderten. Auf diese Weise wurde die Heerstraße so verrammelt, daß General Rouyer die Unmöglichkeit, den Marsch nach Brixen zu forciren, einsah und sich eiligst nach Mauls und Sterzing zurückzog, aber um 53 Offiziere und 1200 Mann ärmer, als er ausgezogen war. Dadurch waren die zwei sächsischen Bataillons preisgegeben, da sie weder vor- noch rückwärts einen Ausweg hatten. Nach Oberau zurückgedrängt, wurden sie am 5. August in früher Morgendämmerung von allen Seiten mit Sturm angegriffen, so daß sie sich nach kurzem Kampfe ergeben mußten. Die Zahl der unverwundeten Gefangenen betrug 683 Mann.

Am 5. August erschien Hofer, nachdem er sich drei Tage verborgen gehalten, wieder in Passeier und erließ von dort eine offene Ordre, in welcher er dem Landsturm den Befehl ertheilte, sich eilends aufzumachen und über den Jaufen nach Sterzing oder Gasteig zu marschiren. Am 6. August erhielt Hofer von Peter Mayr, Wirth in der Mahr, den Bericht über das Gefecht bei Oberau und schickte eine Abschrift davon sogleich nach Meran, mit dem Beifügen: „Diese Abschrift ist dem Originale gleich. Machen Sie, daß dies von einem Orte zum andern durch Ordonanzen berichtet werde, damit der Feige sowohl als der Herzhafte ersieht, daß Gott mit uns ist.“ Zu gleicher Zeit gab Hofer dem Kommandanten Tschöll in Meran Nachricht über den feindlichen Verlust, sowie die Weisung, so schnell als möglich alles streitbare Volk über den Jaufen zu

senden, damit dem Feinde die Retirade abgeschnitten werden könne.

Während der Kämpfe in den Engpässen zwischen Sterzing und Brixen hatten sich auch die Bewohner der Brennergegend erhoben und bedrohten die geschlagene Division Rouyer mit gänzlicher Vernichtung. Die Verbindung zwischen dem Brenner und Sterzing wurde von ihnen auch wirklich abgeschnitten; doch war es Rouyer gelungen, die baierische Infanterie und Kavallerie, die unter dem Grafen von Wittgenstein am Brenner stand, um die Verbindung mit Innsbruck zu unterhalten, vorher an sich zu ziehen. Durch das Vordringen derselben nach Mauls war auch noch ein Theil des zurückfliehenden sächsischen Korps gerettet worden. — Am 6. August ging Peter Mayr mit seinen Schaaren bis Mauls vor, während die Passeirer mit den Kompagnien von Meran und dem Sturmvolke von Untervintschgau über das Jaufengebirge gegen Sterzing rückten. Hofer nahm sein Hauptquartier am Kalch im Angesichte von Sterzing, und bald war die Verbindung zwischen ihm, Speckbacher und Peter Mayr hergestellt.

Während die Division Rouyer in den Engpässen zwischen Sterzing und Brixen auf das härteste mitgenommen wurde, lebte der Reichsmarschall Lefebvre zu Innsbruck der stolzen Zuversicht, daß die Beruhigung Tirols für ihn ein leichtes Spiel sein und das Erscheinen seiner Person allein hinreichen werde, „die elenden Bauern zu zerstäuben.“ Er gab sich der Täuschung hin, daß er, wie er durch das untere Innthal unbelästigt nach Innsbruck vorgedrungen, auch durch alle anderen Thäler Tirols ziehen könne, ohne auf ernstlichen Widerstand zu stoßen. Und doch war selbst das untere Innthal nichts weniger als beruhigt, besonders seitdem Lefebvre durch sein grausames Verfahren gegen die Gemeinde Weerberg Oel ins Feuer gegossen hatte. Er hatte

nämlich zur Strafe dafür, daß dieselbe einen Offizier und 6 Mann, wegen übermäßiger Forderungen von Lebensmitteln festgehalten, durch eine starke Truppen-Abtheilung den Pfarrer des Orts nebst mehreren Bauern nach Innsbruck abführen lassen, wo dieselben vor ein Kriegsgericht gestellt wurden, das über zwei der gefangenen Bauern nicht nur das Todesurtheil aussprach, sondern auch das Niederreißen ihrer Häuser verfügte. Dieses grausame Verfahren entflammte die Bevölkerung des Unterinnthals zur Wuth und wurde das Signal zur Zusammenziehung des dortigen Landsturmes.

Am 5. August erhielt Marschall Lefebvre die unerwartete Nachricht von den Unfällen der Division Rouyer. Er ließ sogleich die erste baierische Division nach Steinach abmarschiren und folgte ihr selbst nach. Die baierische Division wurde auf dem Marsche über den Brenner heftig beschossen. Aus Rache dafür und um Schrecken zu verbreiten, ließ Lefebvre das Dorf Ried, eine halbe Stunde vor Sterzing, in Asche legen. Als der Marschall nach Sterzing gekommen war, hielt er Musterung über die Ueberreste der sächsischen Division und machte ihnen die bittersten Vorwürfe, daß sie sich von den Bauern hätten schlagen und zurückwerfen lassen. Er selbst kundschaftete die ganze Gegend um Sterzing aus, und obschon er in den verächtlichsten Ausdrücken von dem „dummen Bauernvolke“ sprach, „das seiner Macht widerstehen zu können glaube,“ so schickte er doch den Studenten Pichler, der sein Vertrauen zu gewinnen gewußt, mit einem Schreiben nach Mauls, worin er im Tone väterlicher Ermahnung das Volk aufforderte, die Waffen niederzulegen und friedlich nach Hause zu ziehen. Statt diese Aufforderung zu unterstützen, ermunterte Pichler seine Landsleute zum muthigen Kampfe und brachte dem großsprecherischen Marschall von dem siegreichen und kampfbegeisterten Bauernvolke eine kräftige, von dem Feldpater

der Villanderser, Johann Gruber, verfaßte Antwort zurück, worin demselben die grausame Behandlung der gefangenen Tiroler, sowie die ganze unmenschliche Art seiner Kriegsführung vorgehalten und die Drohung ausgesprochen wurde, daß man, falls dieselbe fortdauere und die bisher verübten Mordbrennereien nicht sofort eingestellt würden, an den gefangenen, bis dahin gut behandelten Feinden das Vergeltungsrecht üben werde.

Nachdem Marschall Lefebvre die Gegend von Sterzing zur Genüge ausgekundschaftet, bestimmte er den 7. August zum Angriffe auf die Landesvertheidiger und traf dazu die nothwendigen Anstalten. Unterdessen wuchs im Lager der Bauern mit jeder Stunde die Zahl der Streiter und mit derselben auch ihr Muth und das Vertrauen auf den Beistand des Himmels. Entschlossen, den Feind gebührend zu empfangen, sahen sie dem Angriff desselben mit Siegeszuversicht entgegen.

Am 7. August, um 3 Uhr Morgens, brach Lefebvre von Sterzing auf, nachdem er seine Mannschaft in drei Heereszüge getheilt. Sein Ziel war Mauls. Der rechte Flügel, aus dem baierischen Leibregiment und drei andern Kompagnien bestehend, zog über die Anhöhen auf der rechten Seite des Eisackthales, wo Hofer und Speckbacher dem feindlichen Anpralle mit dem kräftigen und kampflustigen Gebirgsvolke kräftigen Widerstand leisteten. Das Regiment Kronprinz, welches mit dem Bataillon Habermann den linken Flügel bildete, bestieg die Berge auf der linken Seite des Thales und mußte auf ungebahnten Wegen über Felsen, Klüfte und tiefe Schluchten vordringen. Dieser Flügel hatte die Pfitscher und Pusterthaler auf den Höhen über sich und die Sieger von Oberau und Mittewald vor sich. Die Hauptmacht unter dem Kommando des Generals *Naglovich*, bei welcher sich Marschall Lefebvre selbst befand,

bewegte sich auf der Heerstraße langsam vorwärts, um den Erfolg des Vorgehens der Seitenkolonnen abzuwarten. Der linke Flügel, der die schwierigste Aufgabe zu lösen hatte, indem die ungünstigen Terrain-Verhältnisse, die versengenden Sonnenstrahlen, sowie Mangel an aller Erfrischung und die vortheilhafte Aufstellung der Tiroler auch übermenschliche Anstrengungen aufwogen, mußte sich mit Verlust auf die Hauptkolonne zurückziehen. Der Marschall selbst sprengte dieser flüchtigen Truppe mit einer auserlesenen Reiterschaar zu Hilfe. Aber mit beispiellosem Ingrimme fielen die Rodenecker ihm in die Seite, rissen die Reiter von den Rossen und schlugen sie mit Kolben todt. Kaum gelang es dem Marschall, das eigene Leben zu retten, und er mußte seinen reichen Federhut zurücklassen. Er fand in Mauls seine geschlagenen Leute in der schrecklichsten Verwirrung. Der stolze Marschall kam nicht einmal so weit wie die von ihm verhöhnten Sachsen und sah sich drei Tage lang eine Stunde unterhalb Sterzing festgebannt. Seine Verlegenheit steigerte sich mit jedem Tage, und nur die Hoffnung, daß die französischen Korps unter den Generalen Ruska und Fiorella aus dem Pusterthal und Südtirol den Bauern in den Rücken kommen und ihm den Weg nach Brixen öffnen würden, hielt seinen Muth aufrecht. Allein auch in dieser Erwartung sah er sich bitter getäuscht. Dazu gesellte sich auch noch Mangel an Lebensmitteln für das feindliche Korps, da die Tiroler die ganze Umgegend von Sterzing cernirt hatten. Die Franzosen gedachten sich durch Viehabtriebe von den Alpen mit Nahrung zu versehen; allein nur eine solche Heldenthat gelang ihnen in der Alpe Vollming bei Gossensaß.

In der Nacht vom 7. auf den 8. August sandte der Marschall eine größere Truppen-Abtheilung gegen das Penser-Jöchl, um von da durch das Schalderthal nach

Brixen vorzudringen und die Bauern zu umgehen; allein diesen Uebergang hatte Speckbacher bereits gut versorgt, und die feindlichen Truppen wurden von den handfesten Sarnthalern theils versprengt, theils gefangen genommen. Ueberall hielten sich die Tiroler dem Feinde gegenüber heldenmüthig und zur vollen Zufriedenheit ihrer Führer; nur mit den Stürmern aus dem Untervintschgau, die über den Jaufen gekommen waren, war Hofer nicht zufrieden. Er schrieb über sie an Johann Mösl (gewöhnlich Stallele genannt) in Mais: „Besonders lieber Stallele! Indem die Vintschgauer wahrhaft schlecht sind und alle zum Teufel laufen, und wir also, wegen den Vintschgauern, zu schwach sein könnten, so wirst du dringend ersucht, gleich 6 oder 7 Kompagnien hieher zu verordnen, aber nur geschwind. Es geht sonst Alles gut; pur wegen den Vintschgauern, damit sie uns nicht alleweil rechts und links auf den Buckel kommen. Lieber Stallele! mach' nur, daß sie Tag und Nacht gehen."

Der Aufforderung Hofers wurde schnellstens Folge geleistet. Selbst den drei Kompagnien, die aus dem Burggrafenamte über Bozen nach Brixen marschirten, wurden Eilboten nachgesandt, damit sie ihren Marsch beschleunigen möchten. Da Hofer der festen Ueberzeugung war, daß sich Lefebvre in Sterzing nicht lange halten könne und an den Rückzug denken müsse, so sandte er Eilboten über das Gebirge nach dem Oberinnthal und an die Bewohner des Mittelgebirges bei Innsbruck und rief sie zu den Waffen, um dem Feinde den Rückzug zu erschweren.

Unterdessen hielt Lefebvre noch immer in Sterzing aus, weil er die Hoffnung noch nicht aufgab, daß ihm Hilfe aus dem Pusterthale und von Südtirol kommen und ihn aus der Klemme ziehen werde. Um die Bauern von jedem Angriffe abzuhalten, knüpfte er zum Scheine Friedens-

unterhandlungen mit Hofer an. Da dieser froh war, Zeit zu gewinnen, um den Landsturm zu sammeln und für den bevorstehenden Entscheidungskampf heranzuziehen, schickte er den Hauptmann von Auckenthaler und den Wirth Seiler aus Passeier mit Vollmachten an Lefebvre. Statt jedoch mit den Abgeordneten Hofers, die er freundlich aufnahm, in friedliche Unterhandlungen zu treten, hielt der Marschall sie als Geißeln zurück.

Die Kunde von den Vorfällen im Herzen von Tirol, das thatenlose Verweilen Lefebvre's in Sterzing, die vielen Wagen mit Verwundeten, welche nach Innsbruck kamen, verfehlten ihre Wirkung nicht. Auch im Norden Tirols machte die frühere Entmuthigung mehr und mehr einer entschieden kriegerischen Stimmung Platz, und der Präsident der baierischen Hofkommission, Baron Rechberg, sowie der Kommandant von Innsbruck, General Drouet, gaben unzweifelhafte Beweise, daß sie die Lage der Dinge klar durchschauten und an der Eroberung von Tirol verzweifelten. Ihre Entmuthigung wurde durch die ungünstigen Nachrichten erhöht, die aus dem Oberinnthal eintrafen. Dort sollten zwei Linienregimenter mit einer Abtheilung des 2. Dragonerregiments Taxis, die in Imst und Landeck ihr Standquartier hatten, die Verbindung mit der Division Beaumont in Vorarlberg aufrecht erhalten; als aber Lefebvre nach Sterzing zog, erhielt der baierische Oberst Freiherr von Bourscheidt, dem der französische Oberstlieutenant Bassereau beigegeben wurde, den Auftrag, mit einem dieser beiden Infanterie-Regimenter, einer Eskadron Reiter und zwei dreipfündigen Kanonen von Landeck durch das Oberinnthal, den Finstermünz-Paß und das Vintschgau nach Meran zu eilen, um von da aus den Bauern im Eisackthale in den Rücken zu kommen. Ein solcher Zug mit 1400 Mann durch eine so ausgedehnte, von Natur aus

so gefährliche und stark bevölkerte Gegend war ein im höchsten Grade waghalsiges Unternehmen, und kein gesunder Menschenverstand konnte unter den gegebenen Verhältnissen an irgend welchen Erfolg denken; dennoch baute Lefebvre darauf seine letzte Hoffnung. Hofer hatte auch für den Fall dieser beabsichtigten Umgehung gesorgt, indem er rechtzeitig durch seine Eilboten den Landsturm im Oberinnthal und im obern Vintschgau aufbieten ließ und den Pfarrer von Fließ brieflich beauftragte, dafür Sorge zu tragen, daß an den steilen Wänden der Thalschlucht gegen die Pontlatzbrücke Steinbatterien in Bereitschaft gehalten würden. Die Obervintschgauer zogen, dem Befehle Hofers gemäß, sogleich mit 5 Kompagnien durch den Finstermünz-Paß. Im Oberinnthal hatte man sich zwar bewaffnet, aber nicht gesammelt, und überdies fehlte ein ordnender Führer. So kam es, daß die Baiern nicht nur ohne Unfall durch die enge Thalschlucht von Landeck bis zur geschichtlich berühmten Pontlatz-Brücke ziehen, sondern auch selbst diese ungehindert passiren und bis Entbrücke, einer Häusergruppe gegenüber dem Dorfe Prutz, vorrücken konnten. (8. Aug.) Zum Glücke war die Innbrücke, die nach Prutz führt, noch rechtzeitig abgeworfen worden. Die baierische Truppenabtheilung, welche die Brücke wieder herstellen wollte, wurde besonders von den mannhaften Kaunsern so heftig beschossen, daß dieser Versuch aufgegeben werden mußte. Dem Feinde blieb zum Vormarsche kein anderer Weg übrig, als der am linken Innufer über die schiefe Thalwand unter der majestätisch überragenden Ruine der Veste Landeck, nach Ladis, Fiß und Serfaus. Aber auch da traten ihm die Männer der genannten Dörfer mit ihren tödtlichen Geschossen entgegen und warfen ihn die steile Thalwand hinab auf die Thalfläche, das Tullenfeld genannt, zurück, so daß ihm kein anderer Ausweg offen stand,

als die Straße, von woher er gekommen war. Er entschloß sich auch, unter dem Deckmantel der Nacht in aller Eile nach Landeck zurückzukehren. Um die Aufmerksamkeit der Schützen vom Rückzuge abzulenken, steckten die Baiern vor ihrem Abmarsche den Weiler Entbruck in Brand. Dies sowohl, als auch die grausame Mißhandlung der gefangenen Kaunser entflammte das Volk zu Rache und Wuth. Selbst Weiber griffen zu den nächsten besten Waffen, um über die Mordbrenner herzufallen. Die umliegenden Bergwände bedeckten sich immer mehr mit Schützen, und zahlreiche Wachtfeuer loderten, Unheil verkündend, in die dunkle Nacht hinein.

Unterdessen hatte die abziehende feindliche Kolonne unbemerkt die Pontlatzbrücke erreicht, und schon war die Vorhut darüber hinaus, als die Schützen auf den beiderseitigen Bergesengen, die wie Brückenköpfe in die Schlucht hineinragen, plötzlich in dem Traben der Pferde und dem Gerassel der Wagen den Abzug des Feindes erkannten. Nun knallten die Stutzen, und ein Hagel von Kugeln fiel auf die Brücke nieder. Dies war das Signal für die Wächter der aufgethürmten Steinbatterien, die Befestigungsmittel derselben zu durchhauen. Urplötzlich erdröhnte der Bergabhang jenseits der Brücke, und unter donnerähnlichem Getöse stürzte eine Lawine von Bäumen und Steinen auf den in der Tiefe der Schlucht vorüberziehenden, dicht gedrängten Feind. Alles, was getroffen wurde, wurde zerschmettert oder in den tobenden Innstrom geschleudert. In wenigen Augenblicken war das ganze Defilé mit Felsenstücken und Bäumen, mit todten und verwundeten Soldaten, mit Pferden, mit zertrümmerten Wagen im gräßlichsten Gewirre angefüllt und jede Passage abgeschnitten. Nur ein Theil der vorausgeeilten Infanterie gelangte unter dem Schutze der Nacht nach Landeck; was sonst von der Kolonne dem Verderben entronnen, kehrte voll Schrecken und Angst

auf den kaum verlassenen Lagerplatz zurück und sah der unvermeidlichen Aufreibung entgegen.

Kaum graute der Morgen, als das schlagfertige Landvolk von allen Seiten gegen das Lager des Feindes herandrängte. Auf dem rechten Innufer, dem Lager des Feindes gegenüber, hatten die Tiroler drei Doppelhacken aufgestellt. Dem Feinde war nur noch eine einzige Kanone mit zerbrochener Laffette geblieben; doch hatte er noch immer eine bedeutende Anzahl Reiter, welche noch einige Stunden lang die Haufen der Bauern abhielten, in die Ebene herabzusteigen und das feindliche Lager zu erstürmen, obgleich einige Waghälse sich mehr und mehr näherten und ihnen durch ihre Treffschüsse stark zusetzten. Während dem Feinde seine einzige Kanone wenig nützte, da sie nur den Wiederhall im Thale vermehrte, brachten die wohlgezielten Schüsse der Doppelhacken sichtbare Angst und Unordnung in das feindliche Lager und gaben zugleich dem geschlossenen Ringe der Bauern das Signal zum allgemeinen Vorrücken und zur Ueberrumpelung des Feindes.

Als Bourscheidt und Vassereau diese bedenkliche Bewegung gewahrten, entschlossen sie sich, eine Kapitulation mit den Bauern zu versuchen, und ritten zu diesem Ende, indem sie ihre weißen Taschentüscher in der Luft schwenkten, auf den nächsten Bauernhaufen zu. Auf die Frage, wo ihr Anführer sei, erhielten sie von den herbeieilenden Bauern die Antwort: „Wir haben keinen Anführer! Steigt ab; sonst sprechen wir nicht mit euch!“ Nachdem Beide dieser Aufforderung nachgekommen, erklärten sie sich zur Kapitulation bereit, falls ihrer Kolonne freier Abzug bewilligt werde. Dies wurde jedoch von den Bauern einstimmig abgelehnt und die unbedingte Ergebung mit Waffen und Gepäck gefordert, wobei jedoch eine gute Behandlung in Aussicht gestellt wurde. Ehe man sich noch hierüber

geeinigt, stürzten die im weiteren Umkreise stehenden Bauern, in der Meinung, die Kapitulation sei abgeschlossen, mit lautem Jubel auf das feindliche Lager los, wo die Soldaten, die in der gleichen Meinung waren, Gewehre, Säbel und Patrontaschen vor ihnen ablegten. Auch die Reiter stiegen ab und überließen Pferde und Waffen den Bauern. Die Zahl der gefangenen Baiern betrug 800, die der erbeuteten Pferde 150. Den Gefangenen widerfuhr nicht die mindeste Unbill; vielmehr wurden sie in Prutz mit Speise und Trank erquickt und die Verwundeten menschenfreundlich gepflegt.

Auch die nach Landeck entkommene Vorhut hatte kein günstiges Loos. Nachdem sie sich mit einem dort aufgestellten Bataillon des Infanterie-Regiments Preising vereinigt hatte, mußte sie sich mit diesem vor den unausgesetzten Beunruhigungen der Bauern aus dem Patznaun- und Stanzerthale eiligst nach Imst zurückziehen. Auf diesem fluchtähnlichen Rückzuge gerieth sie oberhalb Mils unter einen von Weibern losgelassenen Steinhagel, der einem Theile der Mannschaft das Leben kostete. Auch in Imst war ihres Bleibens nicht. Von den Bauern der angränzenden Thäler hart bedrängt, mußte sie, im Verein mit dem dort stehenden Bataillon, ihren Rückzug über Nassereit nach Mieningen fortsetzen, wo ihr ein heftiges Feuer des Landvolkes abermals großen Schaden zufügte. In verworrener Flucht eilten die Truppen, nachdem sie den nahen Weiler Affenhausen angezündet, nach Telfs, und da auch hier schon die Sturmglocken ertönten, weiter nach Zirl. So endete der 9. August und die Expedition durch das Oberinnthal nach Meran, von der Lefebvre so viel erwartet hatte!

Als Marschall Lefebvre, der noch immer in Sterzing weilte, den unglücklichen Ausgang der Expedition nach dem Oberinnthal erfuhr, war er nur mehr auf den eiligsten Rückzug

bedacht und trat denselben auch, um von den Bauern nicht beobachtet zu werden, in der Nacht vom 10. auf den 11. August an. Das Korps des Grafen Arco, das in den letzten Tagen zwischen Schellenberg und Lueg Stellung genommen, bildete die ansehnliche Vorhut. Der nächtliche Rückmarsch wurde bis Matrei hin wenig beunruhigt: hier jedoch wurde es anders; denn Hofer und Speckbacher waren mit ihren Leuten dem fliehenden Feinde dicht an den Fersen, und aus den benachbarten Seitenthälern strömte Alles, was Waffen tragen konnte, zur Treibjagd herbei. Der Feldkaplan Johann Degeser von Meran, der die Verfolgung des Feindes unter Hofer mitmachte, schildert die Flucht Lefebvre's folgendermaßen: „Von allen Seiten ertönte die Sturmglocke, selbst in Ortschaften an der Straße, wo der retirirende Feind durchzog. Wir nahmen viele ermatteten Soldaten gefangen und erbeuteten mehrere Kisten Munition und Gewehre. Im Matreier Walde konnten wir die fliehenden Feinde beinahe mit Steinen erreichen. Die feindlichen Reiter, welche die Retirade schlossen, trieben die ermatteten Infanteristen mit dem Säbel vorwärts. In Matrei theilten sich die Landesvertheidiger. Der Kommandant Valentin Tschöll von Meran schlug mit 14 Kompagnien, worunter sich mehrere aus dem Burggrafenamte befanden, die Straße über die Ellbögen ein und kam am 12. August Abends in Lans an. Die Meraner und Passeirer unter dem Kommando des Sandwirths verfolgten den Herzog und Marschall Lefebvre auf der Landstraße gegen den Schönberg hin, wo wir den flüchtigen Feind einholten. Von da nach Unterberg stürzten sich die Flüchtigen in schrecklichem Gedränge und unter wiederhallendem Geschrei und Lärmen hinab. Die Verwirrung war so groß, daß die zwei gefangenen Geißeln, der Hauptmann Auckenthaler von der Meraner Kompagnie und der mitgenommene P. Guardian

von Sterzing, ungehindert entfliehen konnten. Vom Unterberge an kamen die fliehenden Feinde eigentlich unter die blutige Traufe. Die beherzten Männer von Stubai, Mutters und Natters kamen gerade zur rechten Zeit heran. Von Unterberg, Garberbach bis zum Berg Isel hin hatten diese Tapfern die bewaldete linke Seite der Straße besetzt. Jetzt trat eine gräßliche Verwirrung unter dem fliehenden Feinde ein. Im Rücken wurde er von den Passeirern und Etschländern, an der Spitze und an der linken Seite von den Stubaiern, welche im Walde versteckt waren, heftig beschossen. Es entstand ein entsetzliches Gedränge. Alles mußte auf der engen Straße laufen oder liegen bleiben. Die vielen Blessirten wurden überritten und überfahren. Diese Halbtodten stießen ein schauderhaftes Geheul aus, und während wir darüber hinsprangen, wollten sie uns an den Füßen halten und baten um Hilfe. Lefebvre's Kutsche wurde schon vor Steinach mehrmals durchschossen; dann retirirte er zu Fuß zwischen dem Fuhrwesen, in einen gewöhnlichen Soldatenmantel gehüllt, bis Innsbruck, wo er zwischen 4 und 5 Uhr Abends in schmählicher Flucht anlangte."

Einen bessern Erfolg konnten die Waffen des Feindes auch im Pusterthal nicht erringen, das General Ruska von Kärnthen her erobern sollte, um sich im Herzen von Tirol mit dem Hauptkorps zu vereinigen. Auch hier scheiterte der gut angelegte Plan des Feindes an der Tapferkeit der aufgestandenen Landbevölkerung. Andreas Hofer hatte am 31. Juli zu Lienz als Kommandanten für das Pusterthal den Anton Steger aufgestellt. Dieser berieth sich am 3. August, nachdem die Oesterreicher die Festung Sachsenburg in Kärnthen an die Franzosen übergeben hatten, mit den angesehensten Männern von Lienz, ob es bei dem bevorstehenden Abzug der Oesterreicher gerathen erscheine,

den Kampf fortzusetzen. Der exaltirte Mitkommandant von Kolb setzte mit seinem Anhange den Beschluß durch, den anrückenden Feind sofort anzugreifen, und nur mit Mühe konnte der bedächtige Steger die aufgeregten Schaaren dahin bringen, die offene Gegend von Lienz zu verlassen und die Lienzer Klause, dieses Felsenthor im Südosten Tirols, in guten Vertheidigungszustand zu setzen. Steger, der seine Kompagnien in Bruneck zusammengezogen, begab sich nach Niederdorf zum österreichischen General Buol, um Verhaltungsbefehle einzuholen. Dort erhielt er jedoch nur die Einladung, den abziehenden österreichischen Truppen nach Lienz zu folgen.

Zu Niederdorf befand sich damals auch ein gewisser Herr von Luxheim (eigentlich Ulrich genannt, der sich den Titel Baron beilegte), der mit mehreren Freiburger Studenten nach der Unterwerfung Vorarlbergs den Oesterreichern nach dem Pusterthal nachgefolgt war und sich hier den kampflustigen Bauern als Anführer anbot. Einige tumultuarischen Auftritte bewogen den Kommandanten Steger, diesem Baron Luxheim, der von mehreren tirolischen Anführern warm empfohlen war, die Führerschaft im Pusterthal abzutreten. Der neue Kommandant sammelte nach dem Abzuge der Oesterreicher aus Tirol die Schützen- und Sturmkompagnien bei der Lienzerklause und schickte einen Theil derselben nach Ampezzo und dem Kreuzberge, wo feindliche Angriffe zu erwarten standen. Steger, der mit seiner Mannschaft zur Vertheidigung der Lienzer Klause beordert war, fand dieselbe in äußerst mangelhaftem Zustande. Schanzen und Verhaue waren unvortheilhaft angelegt, und an Vorkehrungen gegen Umgehungen war gar nicht gedacht worden. Auf Stegers Veranlassung wurde Georg Hauger, ein Akademiker aus Freiburg, der sich bereits bei den Kämpfen in Vorarlberg ausgezeichnet hatte,

beauftragt, mit einer Schützenabtheilung neue Verhaue anzulegen. Während seine Leute damit beschäftigt waren, patrouillirte Hauger mit etlichen Schützen gegen Lienz hin und warf den französischen Posten vor dem Dorfe Leisach mit leichter Mühe zurück. Da man den Feind für eingeschüchtert hielt, wurden alle Vorkehrungen zum schleunigen Angriffe getroffen. In der Nacht vom 7. auf den 8. August setzten sich die Kompagnien in Bewegung. Hauger führte die Vorhut und kam unbemerkt über das Dorf Leisach hinaus bis auf Schußweite zu den feindlichen Vorposten. Bei dem ersten Morgengrauen eröffneten die Tiroler das Feuer, und schnell war der Feind zurückgedrängt. Nun ging es rasch an den beiden Draufern vorwärts; Luxheim besetzte das Dorf Leisach, und Hauger schlich sich mit seinen Schützen links am Walde von Baum zu Baum bis in die Nähe der feindlichen Geschütze. Plötzlich donnerte eine ganze Batterie auf die Schützen ein; doch sie wichen nicht. Durch diese heftige Kanonade wurden alle Häuser und Scheunen in der nächsten Umgebung in Brand gesteckt, und bald füllte sich das ganze Thal mit dichten Rauchwolken, welche ein ungünstiger Wind gerade gegen die Tiroler hintrieb, während er den Franzosen das Vordringen erleichterte. Diese erstürmten das Dorf Leisach und zündeten es an. In diesem Augenblicke verließ den Kommandanten Luxheim sein ganzer Heldenmuth. Er warf Waffen und Uniform, ja selbst seinen Geldbeutel von sich und suchte auf seinem guten Pferde sein Heil in der Flucht. Während seine Leute sich nach allen Seiten in die Gebirge zerstreuten, leistete Hauger mit der zurückgebliebenen Schützenkompagnie noch eine Zeit lang tapferen Widerstand und mußte sich endlich, da ihm der Feind durch eine unbesetzte Schlucht in den Rücken gekommen, den Rückweg zur Klause erkämpfen, wodurch auch diese tapfere Schaar in Unordnung gerieth.

Hauger kam mit einem Theile seiner Kompagnie zu einem Bauernhause, wo er eine Anzahl Stürmer fand, die vor einem an der Mauer hängenden Kruzifixe betend auf den Knieen lagen. Mit jugendlichem Feuer rief er sie zur Vertheidigung der bedrohten Klause auf, und als sie sich nicht sogleich erhoben, riß er das Kreuz von der Mauer, hielt es hoch empor und beschwor Alle, für die heilige Religion, für das geliebte Vaterland einen letzten Versuch zu wagen. Sogleich erklärten sich Alle bereit, ihm zu folgen, und mit dem Kreuze in der Hand eilte er ihnen voran auf dem engen Felsenpfade, der zur Klause führte. Schon war Steger, dem nur noch wenige Schützen zur Seite standen, da Luxheim alle ihm zugetheilte Mannschaft an sich gezogen, im Begriffe, die Klause zu verlassen, als die unerwartete Verstärkung anlangte. Sogleich erheiterte sich sein finsteres Gesicht, und voll neuen, frohen Muthes, bat er Hauger, ihm einige Leute in der unteren Klause zu lassen und mit den anderen die obere zu besetzen. Kaum hatte Hauger seine Mannschaft in die beiden Klausen vertheilt, als der nachgerückte Feind seine Nähe durch das Abbrennen einiger Häuser verkündete. In diesem wichtigen Augenblicke rückten die Sextener Standschützen und Gemsjäger unter ihrem wackeren Hauptmanne Aschhammer in der Klause ein, und ihnen folgten Hauptmann Hibler mit der Kompagnie von Sillian und Adam Weber mit seinen trefflichen Schützen. Der Feind wagte es nicht, zu einem raschen Sturme gegen die Klause vorzugehen, sondern begnügte sich vorerst damit, die noch unzerstörten Gebäude der Umgegend in Brand zu stecken. Er wollte, wie es schien, die Tiroler mehr durch die Schrecken des Krieges als durch die Spitze des Schwertes beugen. Nach diesem wilden Vorspiele rückte er zum Angriffe gegen die Klause vor, wurde aber mit *einem* wohl berechneten Stutzenfeuer so kräftig empfangen,

daß er nach großem Verluste den Kampfplatz verließ und nach Lienz zurückkehrte.

Ueber 200 Häuser und Scheunen nebst mehreren Kirchen lagen in Schutt, und alle Dörfer rings um Lienz, die das Feuer verschont hatte, waren rein ausgeplündert. Diese Mordbrennereien erhöhten nicht nur die Wuth des Volkes, sondern steigerten auch seine Kampfbegier, und jede Stunde führte der Lienzer Klause neue Vertheidiger zu; allein es fehlte an Munition, um den Kampf mit Ruska mit Erfolg aufnehmen zu können.

Steger, der nach Luxheims Flucht wieder das Kommando übernommen hatte, begab sich nach Mittewald, um mit den Männern des Pusterthales zu berathen, was demnächst zu thun sei. Während dieser Berathung, zu welcher sich auch der entflohene Luxheim eingefunden, der den günstigen Stand der tirolischen Sache in Welsberg erfahren hatte, erschien ein Franziskaner aus Lienz als Ueberbringer eines Aufrufs des Generals Ruska, worin in den heftigsten Ausdrücken sofortige Unterwerfung gefordert wurde. Der eingeschüchterte Luxheim wollte dem feindlichen General im höflichsten Tone antworten; allein Steger riß ihm das Blatt aus der Hand und wies in den derbsten Ausdrücken das Ansinnen Ruska's zurück. Als der Mönch hierauf den Rückweg antrat, begleitete ihn Steger eine Strecke weit und erzählte ihm viel Uebertriebenes von der Macht der Bauern, in der Hoffnung, dadurch den feindlichen General zur Umkehr zu bewegen. In der That verließ Ruska gleich darauf den tirolischen Boden und kehrte mit seinen 2500 Mann in der Nacht des 10. August nach Kärnthen zurück. Die Ursache dieses plötzlichen Abzugs dürfte indessen weniger in den Mittheilungen des Franziskaners zu suchen sein als in dem ihm bekannt gewordenen unglücklichen Ausgang der Expedition des Marschalls Lefebvre,

nach welcher er den ganzen Plan zur Eroberung Tirols als gescheitert ansehen mußte. In der That war die Lage Lefebvre's selbst in Innsbruck eine unhaltbare geworden; denn schon schloß die Kernmannschaft von Deutschtirol einen eisernen Ring um sein zusammengedrängtes Korps.

XV.

Die dritte Iselschlacht und dritte Befreiung Tirols durch Andreas Hofer.

Die Siege des Landvolkes über Lefebvre und Ruska erfüllten auch das Volk im unteren Innthale wieder mit neuem Muthe. In Schwaz drang ein Schwarm von Unterinnthalern gewaltsam in das Landgerichtsgebäude und bemächtigte sich der in demselben aufgehäuften Waffen, die von den Bauern hatten abgeliefert werden müssen. Bewaffnete Bauern besetzten die Straße zwischen Schwaz und Hall, wodurch jede Verbindung mit Baiern abgebrochen wurde. Zwei auf der Flucht begriffene baierische Offiziersfrauen, die Gräfinnen Spaur und Epple, fielen sammt ihrem Gefolge in die Hände der Bauern und wurden nach dem Dorfe Weerberg gebracht, gegen dessen Bewohner der Marschall Lefebvre kurz vorher mit so grausamer Härte vorgegangen war. Zu gleicher Zeit machten die Bauern auf der Straße durch das Achenthal einen glücklichen Fang, indem sie sechzig aus Baiern kommende, mit Fruchtkörnern beladene Wagen sammt den Pferden hinwegnahmen. Die Unterinnthaler waren bereit, mit ihrem Landsturme gegen Innsbruck aufzubrechen; sie wurden jedoch durch die Zillerthaler zurückgehalten, die ihre nach Rattenberg berufenen Vorstände nicht in Lebensgefahr bringen wollten. Dagegen *waren* die Schützen der Wildschönau bereits gegen Ratten-

berg vorgerückt und harrten auf dem von ihnen besetzten Stadtberg oberhalb Rattenberg auf das Zeichen, über die baierische Garnison der Stadt herzufallen.

Alle diese Vorgänge konnten nicht verfehlen, in dem Marschall Lefebvre, für dessen ausgehungerte Truppen die Stadt Innsbruck kaum mehr die nöthigen Lebensmittel aufzubringen vermochte, die ernstesten Besorgnisse zu erwecken. Die zahlreichen Wachtfeuer der Bauern, die auf den umliegenden Höhen in das Dunkel der Nacht hinein leuchteten, erschienen ihm und seinen entmuthigten Truppen als die sicheren Vorboten neuer verhängnißvoller Kämpfe. Er fluchte gleich einem Wüthenden über die Tiroler und ihr Land und versicherte, daß er in Spanien selbst nichts Aehnliches gefunden habe. Er äußerte wiederholt, daß er nicht länger in diesem „verfluchten Lande" bleiben werde, und die von ihm getroffenen Anstalten schienen anzudeuten, daß es ihm mit dieser Aeußerung Ernst sei. Die Sachsen hatte er schon nach seinem Rückzuge von Sterzing nach Hall beordert; nun erhielt auch der Graf Arco unterm 12. August den Auftrag, mit seinem Korps dorthin zu ziehen und die Passage durch das Unterinnthal offen zu halten. Doch der stolze Marschall sollte nicht ohne neue schwere Demüthigungen aus den Bergen Tirols entrinnen; er sollte noch kräftiger fühlen, was ein Volk vermag, das für seine Sitte und für seine Freiheit einsteht und das Leben nicht für der Güter höchstes hält.

Das Korps des Marschalls, das ungeachtet seiner großen Verluste noch immer 25,000 Mann mit 2300 Pferden und 40 Kanonen zählte, lagerte bei Innsbruck in der Ebene zwischen Wilten und Ambras. Auf dem Berg Isel standen die baierischen Pikete.

Andreas Hofer war mit seinen Leibkompagnien am 12. August am Schönberg angekommen; Kommandant Tschöll

stand mit seinen vierzehn Kompagnien in Lans am rechten Sillufer; die Hauptleute und Anführer Peter Mayr, Kemenater, Speckbacher, Graf Mohr, die beiden Thalguter u. a. m. hatten mit der Hauptmacht ihr Nachtquartier zu Unterschönberg, in der Schupfen und am Gärberbach. Mit den Oberinnthalern dies- und jenseits des Innstromes hatte man sich in Verbindung gesetzt. Hofer hatte beschlossen, den Feind am 13. August, einem Sonntage, anzugreifen, und bot dazu noch in der vorhergehenden Nacht das streitbare Volk der Gerichte Matrei und Steinach auf. Die Feldkapläne der einzelnen Kompagnien lasen dem Volke in aller Frühe die heilige Messe und ertheilten die Generalabsolution. Hierauf wurde auf allen Punkten zum Angriffe vorgerückt. Der Angriffsplan der Tiroler war derselbe wie am 29. Mai. Die Zahl der Schützen und weniger gut bewaffneten Stürmer mochte beiläufig 18,000 Mann betragen. Auf dem rechten Flügel, der in weiter Ausdehnung von der Höhe des Paschberges bis hinab zur Brücke von Volders stand, kommandirten Valentin Tschöll, Andrä Angerer und der kühne Speckbacher; der begeisterte Kapuziner Haspinger übernahm die Führung des linken Flügels, der sich über Mutters, Natters, den Huslhof und die Gallwiese ausdehnen sollte. Den Oberbefehl im Centrum und über die Reserve auf der Heerstraße gegen den Berg Isel hin führte Hofer selbst. Die Höhenpunkte von Kranewitten bis Hötting herab hatten die Oberinnthaler zu besetzen.

Die Tiroler drangen in großen Massen von allen Seiten vor, und schon um 7 Uhr entspann sich ein lebhaftes Gefecht. Nachdem um 8 Uhr die feindlichen Pikets bereits überall geworfen worden, marschirte das baierische, meist von Franzosen befehligte Korps in einzelnen Abtheilungen gegen die Aufstellung der Tiroler auf den Anhöhen, und nun *entwickelte* sich auf der ganzen Linie ein wüthender Kampf,

wobei das Glück hinüber und herüber schwankte. Die Tiroler mußten die genommenen Stellungen da und dort verlassen, erstürmten sie aber bald wieder oder gewannen sie durch Umgehung des Feindes zurück. Nachdem Anfangs das Gefecht bei der Gallwiese mit ganz besonderer Heftigkeit geführt worden, warf sich der Feind gegen 10 Uhr mit aller Kraft auf das Centrum. Die Erbitterung, womit hier gestritten wurde, spottet aller Beschreibung. Nicht nur mit sicherem Schusse, sondern auch mit umgekehrten Stutzen drangen die Tiroler auf den Feind ein, der von Wilten aus durch den dortigen Hohlweg immer neue Kolonnen nach dem Berg Isel entsandte. Es wurde sogar mehr geschlagen als geschossen. Mit bewunderungswürdiger Tapferkeit hielten die Baiern im Kampfe Stand; sie vermochten jedoch Nichts gegen die Festigkeit der Tiroler Schützen, deren sichere Schüsse selten ihr Ziel verfehlten, während sie selbst auf den waldigen Höhen vor den feindlichen Kugeln ziemlich geschützt waren. Mitten im Kampfe berief Hofer die noch übrigen Landesvertheidiger von Stubai und den umliegenden Orten durch Eilboten nach dem Berg Isel, um den im Feuer stehenden Brüdern Hilfe zu leisten.

Unterdessen war auch der Kampf an der Nordseite von Innsbruck, auf dem Paschberge und auf den Höhen von Ambras mit der gleichen Heftigkeit entbrannt. Auch hier waren die Tiroler längere Zeit im Vortheil, bis es endlich den Baiern gelang, mit starker Uebermacht die Höhen von Hötting zu gewinnen und die dort aufgestellte Kolonne der Tiroler bis über Kranewitten zurückzudrängen. Außerhalb Kranewitten setzten sich die Bauern jedoch wieder fest und hemmten in den engen Wegen das weitere Vorrücken des Feindes.

Gegen 2 Uhr Nachmittags wurden die Tiroler auch auf dem Berg Isel hart bedrängt, und der Ausgang des Kampfes schien sich mißlich für sie zu gestalten; denn die

Baiern stürmten mit verstärkten Massen den Iselberg hinan, so daß selbst die ausgezeichneten Kompagnien der Passeirer vor dem gewaltigen Stoße wankten. In diesem Augenblicke schickte Hofer die Reserven vor, die dem bedenklichen Spiele bald eine andere Wendung gaben und den furchtbaren Gegner wieder zum Weichen brachten. Am hitzigsten war das Gefecht am rechten Ufer der Sill. Dreimal wurde hier von den feindlichen Soldaten Sturm gelaufen, um durch diesen kräftigen Anprall und das lebhafte Kanonenfeuer die Bauern vom Paschberge zu vertreiben; allein der Kommandant Tschöll leistete mit seinen vierzehn unerschrockenen Kompagnien so kräftigen Widerstand, daß alle drei Stürme heldenmüthig zurückgeschlagen wurden. Vorzüglich blutig war der Kampf um den Besitz des Coretshofes auf der Felsenhöhe am rechten Sillufer. Dem leichten Bataillon Buttler gelang es endlich, sich des Gebäudes zu bemächtigen; allein in dem Augenblicke, wo die Baiern das herrliche Haus in Flammen steckten, stürzte eine Masse Schützen aus dem Walde hervor, warf sich, einer donnernden Lawine gleich, mit vernichtender Kraft auf den Feind und schleuderte ihn bis zum Fuße des Berges hinab.

Während des langen, wechselvollen Kampfes auf der ganzen Linie, wobei Nichts entschieden, aber eine große Zahl der tapfersten Krieger hingeopfert wurde, hatte Marschall Lefebvre, der bei der Wiltener Pfarrkirche das Treffen in eigener Person leitete, das baierische leichte Bataillon Habermann, das bei Kranewitten stand, in aller Eile herbeiführen lassen. Der Berg Isel sollte um jeden Preis genommen werden. Siebenmal stürmte das tapfere Bataillon, das zum grausen Schlachtopfer auserſehen schien, gegen den Berg an und wurde siebenmal mit einem Verlust von 300 Mann zurückgeworfen. Der Hohlweg hinter dem Röseler Hof und der Abhang des Schrofenhütten-Berges waren mit Leichen be-

deckt. Nun machte der Feind den Versuch, den Hohlweg hinter der Gallwiese zu gewinnen und den Schaaren Haspingers in den Rücken zu kommen; aber auch dieser Versuch mißlang vollständig. Alle Anstrengungen der Baiern scheiterten an dem Muthe der Tiroler. Die Nacht setzte endlich den fruchtlosen und blutigen Stürmen, die von dem feindlichen Oberbefehlshaber bis zur gänzlichen Erschöpfung der gehetzten baierischen Truppen angeordnet worden waren, ein Ziel. Am Morgen des folgenden Tages wollten die Bauern den Angriff auf die feindlichen Stellungen erneuern; aber ein heftiger und anhaltender Regen hinderte die Ausführung. Nur die Passeirer überfielen die feindlichen Posten am Berg Isel und warfen sie in langem heftigem Kampfe in die Ebene zurück.

Marschall Lefebvre war um so untröstlicher über die erlittene Niederlage, als er durch dieselbe die bittere Ueberzeugung erlangt hatte, daß er den Muth und die Ausdauer des tirolischen Gebirgsvolkes nicht zu brechen im Stande sei. Auch die Truppen des Marschalls fühlten ihre Ohnmacht, gegen den Heldenmuth und die Schlagfertigkeit der Tiroler Bauern etwas auszurichten. Ueberdies durfte Lefebvre die Verluste seines zertrümmerten Korps nicht übersehen. Wie hoch sich dieselben am letzten Kampfestage beliefen, blieb unbekannt, weil der Feind seine Todten in die Flammen der von ihm angezündeten Häuser geworfen hatte. Unterrichtete gaben die Zahl derselben auf mehr als 2000 an, während die Tiroler nur 50 Todte und 140 Verwundete zählten.

Seit dem 4. August hatte der Marschall an Todten 4—5000 Mann verloren; die Zahl der Verwundeten war viel bedeutender und die der Gefangenen betrug 6000 Mann. Unter diesen Verhältnissen konnte er an keine Erneuerung des Kampfes denken; vielmehr stand sein Ent-

schluß fest, sich aus den „verfluchten Bergen“ zurückzuziehen. Alle Anstalten, die er am 14. August traf, verriethen den bevorstehenden Abmarsch. Er ließ die Verwundeten und Kranken nach Hall führen, wo sie auf dem Inn eingeschifft wurden, um nach Baiern geschafft zu werden. Das unbrauchbar gewordene Geschoß wurde in den Inn versenkt. Um 9 Uhr Abends erhielt die erste Division den Befehl zum Abzuge nach Hall, von wo bereits am Tage vorher Graf Arco mit dem General Montmarie und dem Obersten Oberndorf nach dem untern Innthale aufgebrochen war. Lefebvre wollte indessen nicht ohne Geißeln von Innsbruck abziehen; deßhalb ließ er den greisen Appellationsgerichts-Präsidenten Grafen von Sarnthein, den Generalkommissär Freiherrn von Schneeburg und die verwittwete Baronin von Sternbach durch Gensdarmen aus ihren Wohnungen abholen und in das Gasthaus zum goldenen Adler bringen, wo bereits der bekannte Kommandant Straub in Haft gehalten wurde. Sie Alle sollten als Geißeln mitgeschleppt werden. Allein Straub ersah, während die übrigen Geißeln den für sie bestimmten Rüstwagen bestiegen, einen günstigen Augenblick zur Flucht und entkam, indem er über die Wagendeichsel sprang, der Innbrücke zulief, in den Strom sprang und an das andere Ufer schwamm, wo er bald ein glückliches Versteck fand. Um 11 Uhr Nachts zog die letzte feindliche Division von Innsbruck ab, so daß die Stadt um Mitternacht ganz vom Feinde geräumt war.

Bald nach dem Abzuge der feindlichen Truppen fiel das städtische Gesindel über das verlassene Lager her und schleppte alles Brauchbare mit sich fort; dann wurde in den Kasernen in ähnlicher Weise aufgeräumt. Auch einzelne Privathäuser wurden von räuberischen Angriffen heimgesucht. Aber schon um 3 Uhr Morgens langten Bauern an, die das Gesindel auseinandertrieben. Zwei Stunden später

strömten die Bauern massenweise von allen Seiten in die Stadt, aber mit ihnen auch viele ranzionirten österreichischen Soldaten und einige Nachzügler vom Buol'schen Korps, die statt der Waffen größtentheils nur Zaunstecken trugen und mit der Hefe des Volkes im Geschäfte der Gelderpressungen und des Raubes gemeinschaftliche Sache machten. Zum Glück für die Stadt rückten bald die Schützen vom Puster-, Eisack- und Etschthal und die Passeirer ein, welche sogleich die Hauptwache besetzten und daselbst auf's Neue den Doppeladler aufstellten. Alle Bedrängten fanden bei diesen rechtschaffenen Männern Schutz und Hilfe. Der eigentliche Schutzgeist Innsbrucks aber war der Sandwirth Andreas Hofer. Dieser langte um 10 Uhr Vormittags in einer offenen Kalesche in Innsbruck an und stieg in der Neustadt bei Joseph von Stadler ab. Sogleich verfügten sich Abgeordnete der Stadt zu ihm und baten um seinen Schutz, welchen er ihnen kräftigst zusicherte und ebenso kräftig leistete.

Unterdessen waren die Oberinnthaler in einer endlosen Procession mit einem Kreuzträger an der Spitze in die Stadt eingezogen. Während ein Theil derselben sich nach der Pfarrkirche wandte, stürzten die Andern, welche vernommen hatten, daß die eingelieferten Gewehre in der Hofburg lägen, dorthin und durchsuchten die Gemächer, bis sie die Gewehre fanden. Der Burgverwalter machte sogleich dem Sandwirthe hiervon die Anzeige, und dieser begab sich auf der Stelle mit ihm in die Burg, schaffte die Eingedrungenen fort, mahnte von dem Balkone herab zur Verfolgung des Feindes und versah die Burg mit Schutzwachen.

Es war keine Kleinigkeit für die Bewohner von Innsbruck, so viele Tausende von Landesvertheidigern zu versorgen und zu befriedigen. Um die Stadt zu schonen, beschloß Hofer, die größere Masse der Bauern dem Feinde nachzusenden. Er ließ daher Sturm schlagen und durch alle

Straßen und Gassen der Stadt zum Abzuge nach dem Unterinnthale trommeln. Er selbst ging mit den Hauptleuten in der Stadt herum und ermahnte und bat die Landesvertheidiger, den Baiern nachzueilen; allein er predigte tauben Ohren. Eine größere Gruppe von Bauern fragte ihn, was jetzt zu thun sei. „Dem Feind nochi geaht's!" war seine Antwort. Und als sie ihn fragten, was sie dafür bekommen würden, antwortete er ihnen schnell: „Das ewige Leben." Nachdem er möglichst Ruhe und Ordnung hergestellt und alle Wachposten mit seinen verläßlichsten Männern besetzt hatte, kehrte er in seine Wohnung in dem Hause Josephs von Stadler zurück, wo er mit dem Provinzial der Kapuziner, P. Jakob Gepp, der sehr viel zur Verhütung von Excessen beigetragen hatte, das Mittagsmahl einnahm.

Unterdessen hatte sich die ganze Neustadt mit Bauern gefüllt, von denen viele durch geistige Getränke erhitzt waren. Bald kam es unter den aufgeregten Massen zu einem Tumulte, in welchem Schimpf- und Drohworte gegen die Bewohner Innsbrucks ausgestoßen wurden. Alles gerieth in Schrecken und fürchtete Unheil, als sich plötzlich in der Wohnung des Herrn von Stadler ein Fenster öffnete und der über diesen Unfug entrüstete Sandwirth aus demselben mit der ganzen Kraft seiner Stimme den Tumultuanten in seinem Passeirer-Dialekte zurief: „Zwui seit ös do? Oeper zum Rab'n und Leut z'peinig'n? Wöllt's es den Boarn nochmach'n? Schamt ös enk nit? Wos habt's no in der Stadt z'thien? Zwui geaht's nit dem Feind noch, der no gor nit weit fort is? Obaus, in's Unterland, glei, sog i enk, glei geaht's alle fort und obaus! I will koan mer do söch'n, und wenns mir nit folgt, so will i enker Anführer nit mer sein" [1]).

1) Wozu seid ihr da? Etwa um zu rauben und die Leute zu mißhandeln? Wollt ihr es den Baiern nachmachen? Schämt ihr euch nicht?

Diese einfachen Worte des erzürnten Mannes machten einen so tiefen Eindruck, daß die dicht gedrängte Masse der Bauern ruhig und still auseinander ging und großentheils noch an diesem Tag die Stadt räumte. Viele zogen nach dem Unterinnthal, Andere kehrten nach Hause zurück.

Hofer selbst beeilte sich nicht, dem Feinde nachzuziehen; denn es lag nicht in seiner Absicht, denselben gänzlich aufzureiben; ihm genügte es, das Land von seinen Bedrückern befreit zu sehen. Die von ihm nach Unterinnthal kommandirten Schaaren sollten nur den flüchtigen Marschall einschüchtern und eine nochmalige Aufstellung desselben in Unterinnthal verhüten. Er schrieb daher auch am 15. August an die Kommandantschaft von Meran, daß die von ihm unter dem 13. August aus dem Hauptquartiere auf dem Schönberg aufgebotenen Kompagnien zu Hause bleiben sollten, da sich die Baiern am 14. auf dem Wege nach Kufstein retirirt hätten. Dies war der erste Erlaß, worin sich Andreas Hofer als „Oberkommandant von Tirol“ unterfertigte. Am 16. August ließ er an den Hauptplätzen von Innsbruck zwei von ihm unter diesem Titel unterfertigte Verordnungen anheften, wovon die eine alle österreichischen Ranzionirten auf die Hauptwache berief, um sie dort von ihrer Bestimmung in Kenntniß zu setzen, die andere aber das Schießen in der Stadt strengstens verbot. Darauf fuhr Hofer noch am nämlichen Tage nach Hall, wohin er den Kommandanten Straub vorausgeschickt hatte, um durch die Aufstellung von Sicherheitswachen der Verschleppung der Salzvorräthe vorzubeugen. Zu Hall erfuhr Hofer, daß sich der Feind im

Was habt ihr noch in der Stadt zu thun? Warum geht ihr nicht dem Feinde nach, der noch gar nicht weit von hier ist? Hinunter (in's Unterinnthal)! Gleich, sage ich euch, gleich geht Alle fort — hinunter! Ich will Keinen mehr hier sehen, und wenn ihr mir nicht folgt, so will ich euer Anführer nicht mehr sein.

Markte Schwaz verschanze. Er beorderte daher die ganze Landesvertheidigungsmannschaft nach Schwaz und bestellte den Major Stebele zum Kommandanten derselben. Straub wurde von Hofer zum Stadtkommandanten von Hall ernannt und angewiesen, in der Stadt und ihrer Umgebung alle Waffenfähigen zu sammeln und mit denselben eiligst vorzurücken.

Der Feind war auf seiner Flucht nicht ohne Unfall nach Schwaz gekommen. Die Vorhut unter dem Grafen Arco hatte das Schloß Aschach bei Volders und mehrere an der Straße gelegenen Häuser eingeäschert und dadurch unter den Bauern eine solche Erbitterung wachgerufen, daß sie sich zur Verfolgung des Feindes aufgemacht. Bei Heiligkreuz oberhalb Schwaz, wo der Inn sich dicht an die Heerstraße hindrängt, sammelten sie sich auf den Anhöhen, welche die eingeengte Straße beherrschen, die zugleich durch Verhaue ungangbar gemacht war. Graf Arco ritt selbst vor, um die gefährliche Stelle zu untersuchen; da ertönte plötzlich von der Höhe herab ein Schuß, und das Pferd seines Adjutanten fiel todt zur Erde. Oberst Arco ließ sich dadurch nicht irre machen und drang weiter vor; doch in demselben Momente stürzte er, von einer Kugel durch den Kopf getroffen, todt vom Pferde. Es entbrannte ein heftiges Gefecht, und erst nach zweistündigem Kampfe gelang es den Baiern, mit einem Verlust von 200 Mann Schwaz zu erreichen, wo sie mit ruchloser Leidenschaft wütheten.

Am 15. August, am Feste der Himmelfahrt Mariä, rückte Marschall Lefebvre, dessen Korps gleichfalls auf der Flucht von beiden Innseiten her heftig beschossen worden war, in Schwaz ein. Seine Truppen lagerten sich auf den umliegenden Feldern und verwüsteten die ganze noch nicht eingebrachte Ernte des Jahres. Die Anstalten, die

der Marschall in Schwaz traf, bekundeten deutlich, daß er daselbst Stellung nehmen und sich durch das nahe Achenthal auf dem kürzesten Wege mit Baiern in Verbindung setzen wolle. In augenblicklicher Ermannung trug er sich sogar mit dem Gedanken, wieder nach Hall umzukehren. Als er aber bei einbrechender Nacht auf den umliegenden Höhen unzählige Wachtfeuer erblickte, brach er noch am nämlichen Abende nach Rattenberg auf. Da die nacheilenden Schützen zu beiden Seiten des Innstromes die feindliche Nachhut angriffen, und Speckbacher und Haspinger mit Ungestüm dem Feinde nachsetzten, so fürchtete Lefebvre, gefangen zu werden, und verließ Rattenberg, ohne das schon bereitete Gabelfrühstück einzunehmen. Von den Tirolern noch zwei Stunden weit verfolgt, eilte er nach Wörgl, wo ein Bivouak bezogen wurde. Von da marschirte die eine Division um Mitternacht über die Achbrücke nach Kufstein, wo sie am 18. August Morgens ohne weitere Beunruhigung ankam. Die andere Division bivouakirte mit den ihr zugetheilten Truppen am 18. August Nachts in St. Johann, am 19. in Lofer und Unken und gelangte am 20. Morgens nach Salzburg.

Tirol war auf's Neue vom Feinde befreit! Es war dies seine **dritte und glorreichste Befreiung**. Sie zeigte in noch höherem Grade als die früheren, wessen ein Volk fähig ist, das sich mit aufrichtiger Begeisterung für Gott und Vaterland erhebt, um ein unerträgliches Joch von sich abzuschütteln.

„Auf der Tiroler Berge goldnen Spitzen
Sah man der Freiheit Abendroth noch blitzen,
Als rings die Flächen längst schon Nacht umgeben!
Der Alpen Sohn, fest wie der Alpen Höhen,
Will mit der Freiheit steh'n und untergehen;
Ihm ist der Güter Höchstes nicht das Leben!"

XVI.

Andreas Hofer Regent von Tirol.

Eine ansehnliche Armee hatte sich gezwungen gesehen, dem Lande der Berge in schmählicher Flucht den Rücken zu wenden; ein stolzer Marschall des allgewaltigen Napoleons hatte mit Schimpf und Schande aus den Thälern Tirols entweichen müssen: in die finstere Nacht der Trübsal, die schwer und drückend über dem Felsenlande gelegen, war ein Lichtstrahl gefallen, dessen Glanz die Herzen des biederen Gebirgsvolkes mit neuen, frohen Hoffnungen erfüllte. Der schlichte Wirth am Sande war das Werkzeug, das die Vorsehung sich zur Befreiung des geknechteten Landes von seinen stolzen Bedrückern ausersehen. Durch das Vertrauen des tirolischen Volkes als Führer desselben im kühnen Waffentanze auf den Schild erhoben, hatte er die Seinen zum glänzenden Siege geführt und den Feind zum schmählichen Rückzug über die Gränzen des Tirolerlandes gezwungen. Da sich für den Augenblick keine gesetzliche Gewalt im Lande befand, ging auch die friedliche Oberleitung der Landesangelegenheiten von selbst auf den Oberkommandanten, den Mann des allgemeinen Vertrauens, auf Andreas Hofer über. Und Hofer hat sich in der kurzen Zeit seiner Regierung das große Verdienst erworben, das verwirrte Land und die erregten Gemüther in friedliche Bahnen gelenkt und Ordnung und Gesetz aufrecht erhalten zu haben, was unter den gegebenen Verhältnissen auch dem

ausgezeichnetsten Staatsmanne schwerlich gelungen sein dürfte.

Die neue, oberste Würde im Lande brachte in dem Auftreten Hofers keine Veränderung hervor: er blieb in Kleidung, Sitte und Gewohnheit der alte schlichte Sandwirth. Nachdem er von Hall nach Innsbruck zurückgekehrt war, schlug er mit seinen Adjutanten und Vertrauten seine Wohnung in der Hofburg auf; aber er wählte dazu die minder ansehnlichen Gemächer. Im Speisezimmer ließ er sogleich ein Crucifix und ein Bild der Mutter Gottes aufhängen, mit den schlichten Worten: „A bißl a christlas Zoachen konn nit schod'n!" (Ein Wenig von einem christlichen Zeichen kann nicht schaden). Morgens und Abends besuchte er die an die Hofburg anstoßende Pfarrkirche, deren Gnadenbild „Mariahilf" ein Gegenstand seiner besonderen Verehrung war. Nach dem Abendessen betete er täglich seiner Umgebung den Rosenkranz vor und verband damit noch eine Anzahl „Vaterunser" um die Fürbitte verschiedener Heiligen zu erlangen. Alle seine Leute mußten mit ihm beten. „Habt's mit'gessen, könnt's auch mitbet'n," pflegte er zu sagen. Seine tägliche Kost, die er aus dem der Burg gegenüberliegenden Kaffeehaus bringen ließ, war höchst einfach und kostete, mit Einschluß des aus Brod und Käse bestehenden Frühstücks, für ihn und jeden seiner Tischgenossen täglich 45 Kr. R. W. Der Wein wurde ihm aus dem Etschlande nachgeführt. Wie er selbst jedes Uebermaß in Speise und Trank verabscheute, so ermahnte er auch seine Umgebung zum dankbaren und christlichen Genusse der „köstlichen Gottesgabe," wie er Speise und Trank zu nennen pflegte. Bevor Hofer sich zur Ruhe begab, wurde häufig ein geistliches oder auch weltliches Lied, bisweilen ein tirolisches Kriegslied gesungen, wobei er selbst den Vorsänger machte. Die Abendunterhaltungen

Hofers mit seinen Freunden trugen ein ächt bäuerliches Gepräge: man rauchte Nürnberger Knaster, pfiff, sang und spielte fleißig Karten. Hofer verschmähte jede vornehme Lebensweise und wiederholte oft die Worte: „Wir sind Bauern und keine Herren.“ Den äußern und innern Wachtpostendienst der Hofburg versahen meist die Passeirer. Die Wachen auf den Stiegen und vor den Zimmern hatten Stühle neben sich, worauf sie sich setzten, wenn sie des Stehens müde waren.

Bauern und Geistliche konnten unangemeldet vor dem Oberkommandanten erscheinen; andere Personen mußten angemeldet werden und hatten oft lange zu warten, bis sie vorkamen; denn er wurde den ganzen Tag über von Besuchern förmlich bestürmt. Bei Audienzen nahm er nie den Hut ab, außer vor Geistlichen. Wenn ein Schmeichler oder Schalk ihm den Titel „Excellenz“ gab, wurde er unwillig und wies diese Benennung mit den Worten zurück: „Ich heiße Andrä Hofer, Wirth am Sand in Passeier!“ Er ließ sich nur „Oberkommandant“ oder einfach „Hofer,“ und von vertrauten Freunden „Sandwirth“ oder „Anderle“ nennen. — Aus den verschiedensten Gegenden des Landes kamen Abgeordnete zu ihm, um ihm allerlei Gemeindeangelegenheiten vorzutragen. Er fertigte sie gewöhnlich mit ebenso viel Takt als Kürze oder mit dem Wahlspruche ab: „Vertrauen wir auf Gott, und es wird Alles recht werden.“ Die Bewohner des Thales Stubai, welche unter der baierischen Regierung ihr eigenes Gericht verloren hatten, baten durch ihren Abgesandten, Elias Domanig vom Schönberg, einen vertrauten Freund Hofers, um Wiederherstellung desselben. Der schriftliche Bescheid Hofers lautete: „Sobald der gesammte Gerichtsausschuß von Stubai *mir einen* Vorschlag machen wird, wie und auf welche Art

das Hofgericht Stubai ohne Unkosten des Acrariums, welches dermal möglichst für Sparsamkeit besorgt sein muß, wieder gehörig restaurirt werden kann, wird weitere Entschließung folgen."

Ein Adeliger, der ein sehr eifriges Mitglied der Innsbrucker Schutzdeputation war und bei dem Hofer sein Absteigquartier genommen hatte, stellte den Antrag, die Universitätsbibliothek untersuchen und alle gefährlichen und ketzerischen Bücher daraus entfernen und verbrennen zu lassen. Hofer wies die Zumuthung des studirten Herren mit der treffenden Antwort zurück: „Die baierische Regierung hat keine neuen Bücher angeschafft, die österreichische sicher keine schädlichen."

In der Hofburg wohnten auch die aufgefangenen Gräfinnen Spaur und Epple. Hofer besuchte sie öfters und scherzte mit ihnen ganz zutraulich. Wenn er sich zum Ausfahren der vier Schimmel bedienen wollte, die dem Grafen von Spaur als Beute abgenommen worden waren, fragte er stets bei der Gräfin um Erlaubniß an.

Hofer verleugnete selbst als Oberkommandant und Regent von Tirol nie seine bäuerliche Natur. Wenn das Alpenvieh durch die Hofgasse bei der Burg vorüber getrieben wurde, eilte er auf den Balkon und sah vergnügt auf die geschmückten Kühe herab, bis der ganze Zug vorüber war.

Das traurige Schicksal der von Lefebvre mitgenommenen Geißeln ging dem weichen Herzen Hofers besonders nahe. Der Gräfin Sarntheim machte er gleich nach dem Abzuge des Feindes von Innsbruck einen Besuch und tröstete sie mit der Versicherung, daß er alle Mittel anwenden werde, um die Zurückgabe der Geißeln zu erwirken. Und diese Zusage hat er auf die nachdrücklichste Weise erfüllt.

Alles, was Hofer that und verfügte, geschah im Namen des Kaisers Franz oder des Erzherzogs Johann, als deren Stellvertreter er sich ansah. Er erkannte es sehr wohl, daß Tirol ohne Verbindung mit Oesterreich nicht gehalten werden könne. In dieser Erkenntniß ließ er durch den Baron Luxheim eine Vorstellung an den Kaiser Franz abfassen, deren Schluß also lautete: „In dieser traurigen Lage wage ich es, im Namen der ganzen Nation zu dem Vaterherzen Eurer Majestät die Zuflucht zu nehmen und flehendst zu bitten, Eure Majestät wollen gnädigst geruhen, dem bedrängten Vaterlande, das von allen Seiten mit Feinden umzingelt ist, eiligste Hilfe zu schicken, oder wenn die Umstände unmittelbare Hilfe unmöglich machen, dem getreuen Lande wenigstens die gegenwärtige Lage der Dinge mitzutheilen, um hieraus ersehen zu können, ob weiterer Widerstand die Rettung des so theuren Vaterlandes oder den gänzlichen Untergang desselben herbeiführen würde."

Hofers vorzüglichste Sorge ging dahin, Recht und Gesetz aufrecht zu erhalten, die Ordnung herzustellen und das Eigenthum zu sichern. Im Lande streifte sehr viel verdächtiges und müßiges Volk unter dem Namen österreichischer Ranzionirter herum, das sich zu einer förmlichen Räuberbande auszubilden drohte. Gegen dieses Unwesen schritt Hofer kräftig ein und ließ in Innsbruck allein 200 solcher Gesellen durch seine Passeirer auf die Hauptwache zusammentreiben und durch Luxheim nach Pusterthal abführen, um sie von da nach Oesterreich weiter zu befördern. Zugleich wurden die Ortsobrigkeiten des ganzen Landes angewiesen, alle derartigen Militär-Individuen aufzugreifen und nach Pusterthal an den Oberst Baron Luxheim abzuschieben. Dadurch wurden Land und Leute von einer großen Plage befreit.

Um die durch die jüngsten Ereignisse gestörte Ordnung und Sicherheit für Personen und Eigenthum schleunigst wieder herzustellen, erließ Hofer eine organische Verordnung, worin er erklärte, daß sich das wahre Glück der bürgerlichen Gesellschaft auf Ordnung gründe und zu diesem Zwecke die Wiederherstellung der erforderlichen Autoritäten oder Behörden nothwendig sei, damit der Landesbewohner bei denselben Handhabung seiner Rechte und Hilfe suchen und auch finden möge. „Von diesen Ansichten geleitet," hieß es in dieser Verordnung weiter, „und in der weiteren Erwägung, daß von mir, dem unterfertigten Oberkommandanten, alles, was gehandelt wird, für Seine Majestät den Kaiser bewirkt werde, werden demnach nicht nur die Patrimonial- und Landgerichte, die Rentämter, die Finanz-Kameraldirektionen, die Generalkreiskommissariate und die dahier und in Trient bestehenden Appellationsgerichte in ihren ehemaligen Wirkungskreisen provisorisch bestätigt und zur schleunigen Fortsetzung ihrer Funktionen angewiesen, sondern die unterzeichnete Oberkommandantschaft hat den gegenwärtigen Verhältnissen auch angemessen und nothwendig befunden, in Innsbruck noch überdieß für das Publico-Politicum und für das Camerale eine centralisirte Oberbehörde unter der Benennung: provisorische General-Landesadministration in Tirol zusammenzusetzen und aufzustellen und dieser Stelle die Oberleitung über die, in bemeldete Dienstesfächer einschlägigen Kreisbehörden und über jene Behörden, welche bisher nur eigenen Hofstellen unterstanden, vom ganzen Lande Tirol zu übertragen, auch derselben andurch die Erledigung jener Geschäftsgegenstände zur Pflicht zu machen, die bisher nur von der Vorlage und Entscheidung des Hofes abhingen." Zum Schlusse wurde das Volk aufgefordert, den aufgestellten Behörden und

Aemtern den schuldigen Gehorsam und die gebührende Achtung zu leisten, den Beamten aber aufgetragen, sich schnellstens auf ihre Posten zu begeben und ihre Berufspflichten pünktlich zu erfüllen, unter dem Anfügen, daß jeder Beamte, der diesen Anforderungen nicht entsprechen sollte, als ein Feind des Vaterlandes anzusehen und zu behandeln sei.

Die Unterbehörden wurden von der General-Administration überall provisorisch angestellt, und nur ausnahmsweise gestattete Hofer den Gerichtsausschlüssen die Wahl und Anstellung der Obrigkeit. Erst im October wurde Hofer gegen die Dienstbesetzungen der General-Administration mit Mißtrauen erfüllt und dadurch veranlaßt, sich die Bestätigung jedes neu Angestellten vorzubehalten, indem er in dem hierüber erlassenen Schreiben an die General-Administration eigenhändig hinzufügte: es sei nie gemeint gewesen, daß er um die Besetzung der Obrigkeiten und anderer Beamten gar nichts wissen sollte, weil wohl gar schlecht denkende Männer provisorisch angestellt werden könnten.

Ohne Geld konnte das Land weder verwaltet noch vertheidigt werden. Dieses herbeizuschaffen, war für den Oberkommandanten die wichtigste Angelegenheit und für die General-Administration die schwerste Aufgabe. Um der Finanznoth abzuhelfen, drang Hofer zuvörderst auf die pünktliche Entrichtung des Aufschlages auf Wein und Branntwein bei den Zollämtern, des Weg- und Brückengeldes, der Mauth und ähnlicher Gefälle, und verbot allen Kommandanten des Landes strengstens, sich in diese Geldangelegenheit zu mischen. Um diese Einnahmen genau zu erheben, stellte er neue Beamte an und gab ihnen ehrbare *Landleute* an die Seite. Alle Ausnahmsgesuche in solchen

Sachen schlug er rund ab, ebenso nachgesuchte Beschränkungen der Gewerbe zu Gunsten Einzelner. Er begünstigte, so gut er konnte, die Erzeugung und den Verschleiß des Salzes in Hall, das noch immer wöchentlich 2000 fl. für die Landeskasse abwarf. Mit Anweisungen von sogenanntem Freisalze war er dergestalt sparsam, daß er die unter Oesterreich üblichen Schenkungen auf die Hälfte herabsetzte und in dieser Beziehung nur mit den im Kriege verunglückten Ortschaften Ausnahmen machte. Die übrigen Bergwerke des Landes warfen nicht nur Nichts ab, sondern mußten, um fortbestehen zu können, von der Regierung noch unterstützt werden. Um die Ausbeute derselben zu vermehren, befreite Hofer alle Bergarbeiter vom Auszugs- und Sturmdienste. Aber ungeachtet dieser sorgsamen Vorkehrungen mußte er für die laufenden Bedürfnisse auch noch die Gelder der gezwungenen Anleihe, die Hormayr eingeleitet hatte, eintreiben, so weit sie ausständig waren. Um die Landesschuld in Achtung zu erhalten, gestattete er, daß bei Zahlungen an's Aerar oder an Private Zinsquittungen öffentlicher Fondskapitalien verwendet werden konnten. Dadurch wurde den dringendsten Bedürfnissen in der allgemeinen Geldnoth wesentlich abgeholfen, wobei Hofer um so größere Anerkennung verdient, als er selbst arm blieb. Wenn man bedenkt, daß sich das Gebirgsland Tirol keines Nationalreichthums erfreut, so muß man sich wundern, daß Hofer dennoch genügende Geldmittel aufzubringen wußte, um eine geordnete Verwaltung des Landes fortzuführen und die kostspieligen Anstalten zur Vertheidigung desselben zu bestreiten.

Das wirksamste Mittel, wodurch Hofer seinen finanziellen Anordnungen beim Volke Eingang verschaffte, bestand darin, daß er die Befolgung derselben nicht nur als Gewissenssache, sondern auch als Pflicht der Religion, der Vater-

landsliebe und der Anhänglichkeit an das angestammte Haus Oesterreich darstellte. Ungemein rührend ist die im Druck erschienene Anrede, welche Hofer an die „Hochwürdigen Seelsorger in Tirol“ veröffentlichte, worin er sie feierlichst aufforderte und bat, „die öffentlichen Gebete ebenso wie die Danksagungen zu verstärken, und besonders mit angestrengten Bemühungen dahin zu wirken, daß im Vaterlande die Hindernisse des Guten geschwächt und gehoben, die Gefahren für die christliche Religion und Tugend nach Möglichkeit entfernt, die Anhänglichkeit an Religion und Tugend belebt und in Allem das wahre gemeine Beste gefördert werde.“

Hofer gab bei dem Gelingen aller seiner Unternehmungen Gott allein die Ehre und erwartete nur von der göttlichen Hilfe, welche Tirol durch die Fürbitte der gnadenvollen Jungfrau Maria in allen früheren Kriegen erfahren, das Heil und die Rettung des Vaterlandes. Das ganze Volk sollte sich durch rastlose Stählung seiner Kräfte, durch Sittlichkeit und Vertrauen auf Gott des Segens und Beistandes des Himmels würdig machen. Diese erhabenen Gesinnungen, welche Hofer bei jeder Gelegenheit an den Tag legte, entquollen seinem edlen, sittenreinen und wahrhaft frommen Herzen und mußten unter der anregenden Mitwirkung der Seelsorger, an welchen das Volk mit ganzer Seele hing, in den Herzen der biederen Tiroler Anklang und Wiederhall finden. Zur Danksagung „für die wunderbare Rettung von dem Alles verheerenden Feinde“ ordnete er eine zehntägige Andacht vor dem ausgesetzten allerhöchsten Gute mit passender Kanzelrede und feierlichem Te Deum an. Er drang nachdrücklich darauf, daß man „Gottes Vaterhuld durch wahre Gegenliebe, durch auferbaulichen und frommen Lebenswandel, durch aufrichtige und wahre Liebe des

Nächsten zu erlangen sich bestrebe, also Haß und Neid und Raubsucht und alles Lasterhafte verbannen, dem Vorgesetzten Gehorsam und dem bedrängten Mitbürger alle mögliche Hilfe leisten, überhaupt aber alle Aergernisse vermeiden solle."

Hofer gab der Sittenreinheit seines Herzens den lebendigsten Ausdruck durch seine Verordnung vom 25. August, worin er den Frauenzimmern einen züchtigen Anzug strengstens befiehlt und sich beklagt, „daß die Frauenzimmer von allerhand Gattungen ihr Brust- und Armfleisch viel zu wenig oder doch nur mit durchsichtigen Hadern bedecken und also zu sündhaften Reizungen Anlaß geben, welches Gott und jedem christlich Denkenden höchst mißfallen muß." Seine Verordnung that schnelle und beste Wirkung. Um dem Verderbnisse der Sitten zu steuern, verbot er alle Bälle und Tanzmusik, ausgenommen bei Hochzeiten, ebenso den Besuch der Schenken und Gasthäuser während des Gottesdienstes. Auch drang er auf strenge Beobachtung der Polizeistunden und forderte die Behörden auf, die Uebertreter unnachsichtlich zu strafen. Gegen Lüstlinge und Verführer von Frauenspersonen, welche ihr Lasterleben auf fremde Kosten zu treiben pflegen, erließ er ein heilsames Gesetz. War nämlich eine solche Person Mutter geworden, so mußte sie sowohl dem Seelsorger als auch dem betreffenden Gerichte den Vater des Kindes angeben. Die Obrigkeit hatte alsdann sofort den angegebenen Vater einzuberufen und zu verhören, in der Sache zu urtheilen, den Schuldigen zur Erfüllung seiner Vaterpflichten anzuhalten und nach Verhältniß der dabei angewandten Verführung zu bestrafen. Das Gesetz schloß mit einer dringenden Aufforderung an alle geistlichen Vorsteher und weltlichen Behörden, eingedenk ihrer großen Pflichten und der ihnen

zukommenden Gewalt, sorgfältig zusammenzuwirken, um allenthalben Unsittlichkeit und Laster hintanzuhalten und christliche Religion und Tugend zu befördern.

Die Käufer oder Besitzer jener Gegenstände, welche von dem baierischen Militär geraubt oder den verunglückten Bewohnern Tirols während des Kriegs abgenommen worden waren, forderte er unter Androhung empfindlicher Strafe auf, diese Sachen binnen acht Tagen in die Hofburg abzuliefern. — Wahrlich, das schwer geprüfte Land Tirol durfte sich glücklich preisen, einen solchen Biedermann als Oberhaupt zu besitzen!

Es lag ganz im Charakter Hofers, daß er den religiösen Anstalten mit besonderer Vorliebe Schutz und Unterstützung angedeihen ließ und der Geistlichkeit sein vorzügliches Vertrauen schenkte. Diese machte von demselben im Allgemeinen den besten Gebrauch; doch wurden mitunter von ihr auch an die edle Glaubensinnigkeit des schlichten Mannes, der für Recht und Billigkeit stets einstand, Zumuthungen gestellt, die weder maßvoll noch zeitgemäß waren. Die baierische Regierung hatte das Seminargebäude in Brixen, sowie dessen Güter und Einkünfte eingezogen. Dieser baierische Gewaltakt blieb während der Intendantschaft Hormayrs unerledigt und wurde erst durch Hofer gutgemacht. Während seines Aufenthaltes in Brixen zu Anfang September ließ er an das Generalkommissariat und die übrigen Kreisbehörden den Befehl ergehen, das Seminargebäude binnen dreimal 24 Stunden zu räumen und dem Fürstbischof zur Verfügung zu stellen. Auch die rechtmäßigen Güter und Einkünfte wurden dem Seminar zurückerstattet. Der Forderung des Bischofs bezüglich der Beschaffung der zur Wiederherstellung der philosophischen und theologischen Studien zu Brixen nöthigen Gelder wurde

durch eine Verfügung Hofers Genüge geleistet, durch welche das Rentamt angewiesen wurde, die Präbenden der drei verstorbenen und der drei abwesenden Domherrn zu diesem Zwecke zu verwenden. Ueber den weiteren Antrag auf Restitution des durch die Säcularisation eingezogenen Vermögens, sowie auf eine ganz neue Besetzung aller Lehrkanzeln nicht nur in Brixen, sondern auch an der Universität, dem Gymnasium und der Normalschule zu Innsbruck, berieth sich Hofer mit der General-Landesadministration, welche in einer sehr freimüthigen und ausführlichen Darstellung erklärte, daß die Anträge des Ordinariats zu Brixen durchaus solche Gegenstände beträfen, die nur in den Wirkungskreis der Majestätsrechte gehörten, daß somit die General-Administration ohne Verletzung der landesfürstlichen Rechte sich auf die Vorschläge des Ordinariats nicht einlassen könne, und daß hierüber auch der Oberkommandantschaft die Entscheidung nicht zustehe. Auf diese energische Vorstellung der General-Administration antwortete Hofer in einem ebenso entschiedenen Rescripte, das ihm vom Klerus eingegeben und von dem neu ernannten Professor der Theologie, Köck, verfaßt worden war. In demselben wurde vor Allem die außerordentliche Lage Tirols als Grund angegeben, weßhalb man die außerordentlichen Mittel der Selbsthilfe und Selbstvertheidigung eintreten lassen müsse, und erklärt, daß der Regent Hofer, der ohne Widerspruch und ohne erhobene Bedenken die General-Landesadministration eingesetzt habe, auch berechtigt sei, nothwendige Maßregeln in der innern Verwaltung des Landes zu treffen. Zudem „rechne die Oberkommandantschaft darauf, daß Seine Majestät der Kaiser von Oesterreich die Gewaltschritte der nun erloschenen baierischen Regierung um so weniger als einen Zuwachs landesherrlicher Rechte ansehen werde, je deutlicher derselben die Mißbilligung von Seiten Oesterreichs ausgedrückt

worden sei. Seine Majestät der Kaiser Franz werde die Wiederherstellung einiger Lehranstalten zuverlässig genehmigen, da diese schon unter Oesterreich bestanden hätten und nur von Baiern abgewürdigt worden seien.“ Hiernach bestätigte der Oberkommandant nicht nur die bezüglich des Lyceums und des Gymnasiums zu Brixen bereits getroffenen Bestimmungen, sondern verfügte auch die von dem Ordinariate beantragte Neubesetzung verschiedener Lehrkanzeln, sowie die Entfernung aller nicht im Sinne der römisch-katholischen Kirche verfaßten Lehrbücher.

In Bozen hob der Oberkommandant auf die Bitten des Volkes die früher gegründete Realschule auf und stellte das Gymnasium wieder her, welches die Franziskaner sogleich eröffneten. Das Nämliche geschah in Meran, wo die Gymnasial- und philosophischen Studien auf das Ersuchen des Stadtmagistrats unter der Leitung der Benediktiner von Marienberg wieder ins Leben traten.

Der Oberkommandant wurde von mehreren Seiten gedrängt, die von der baierischen Regierung aufgehobenen Prälaturen und Kollegiatstifte wieder herzustellen und ihnen das eingezogene Vermögen zurückzugeben. Schon die österreichische Intendantschaft hatte dieses Vorhaben gehegt; allein es stellte sich die Unmöglichkeit heraus, das Unrecht der baierischen Regierung so schnell wieder gut zu machen, als es gewünscht wurde. Wäre den Prälaturen und Kollegiatstiften ihr Vermögen zurückerstattet worden, so hätten alle Studienanstalten, deren Professoren aus dem Studienfond besoldet wurden, in Stillstand gerathen müssen, da dieser Studienfond zum größten Theile aus dem Vermögen der aufgehobenen Stifte bestand. Dies erkannten die Prälaten und Stiftsvorsteher recht wohl und begnügten sich damit, daß ihnen vorläufig nur die Einsicht in die Verwaltung ihres Vermögens gestattet wurde.

Dagegen wurde der Oberkommandant dem Bischof von Chur sofort gerecht, indem er ihm sein Schloß Fürstenburg sammt Zugehör und andern Gütern, welche die baierische Regierung eingezogen, gegen das Gutachten der General-Landesadministration zurück gab. — Das selbstständige Vorgehen des Oberkommandanten in allen diesen Angelegenheiten führte allmählig eine gewisse Spannung zwischen ihm und der obersten Verwaltungsbehörde herbei, wodurch Hofer immer mehr auf die Seite des Volkes und des Klerus hingedrängt wurde.

In Justizsachen griff Hofer weniger ein. Staunen muß man, daß nach dem gewaltsamen Sturze eines verwickelten Regierungssystemes und der Herstellung einer ganz neuen Regierung mit einem einfachen Landmanne an der Spitze beinahe keine Verbrechen vorkamen, — ein Umstand, der mehr als alle anderen die tirolische Erhebung vom Jahre 1809 in ihrer ganzen Reinheit kennzeichnet. Wenn Hofer in dieses ihm weniger geläufige Fach ausnahmsweise sich einmischte, so zeugten seine Urtheile durchaus von seiner natürlichen Redlichkeit. Hatte er in solchen delikaten Dingen einen Fehltritt begangen, so änderte er nach erlangter besserer Einsicht augenblicklich seinen früheren Spruch.

Der ehemalige baierische Kreishauptmann Max Joseph Graf von Nyß war während der baierischen Regierung wegen des Verbrechens der Veruntreuung zu 15jährigem schwerem Kerker verurtheilt worden, konnte aber seine Appellation nach München wegen Unterbrechung alles Verkehres nicht anbringen, weßhalb er an die Oberkommandantschaft die Bitte stellte, daß er mit den Akten seines Processes an das nächste baierische Landgericht ausgeliefert werden möchte. Hofer bewilligte die Bitte ohne Anstand, jedoch unter der Bedingung, daß er selbst oder seine Verwandten die veruntreute Summe ersetzen

müßten. — Hormayr hatte aus unbekannten Gründen den Landrichter von Sterzing, Dr. Regulati, seines Amtes entsetzt, und in Brixen einsperren lassen, und die wiederholten Bitten des Verhafteten um Untersuchung oder Freilassung waren erfolglos geblieben. Als Hofer auf diese Sache aufmerksam gemacht wurde, überwies er dieselbe der Landesadministration zu schleuniger Untersuchung, und die Folge davon war, daß der Eingesperrte unverzüglich in Freiheit gesetzt wurde. — Der tapfere Hauptmann der Bozener Standschützenkompagnie, Franz Gasser, hatte Hofer als Oberkommandanten nicht anerkannt, sondern ihm unter beleidigenden Aeußerungen den Gehorsam verweigert. Er wurde deßhalb verhaftet und einem Verhör unterworfen, worauf Hofer die Untersuchungsakten der Landesadministration zustellen ließ. Diese schrieb Gassers Benehmen einem Mißverständnisse zu und rieth zu dessen Entlassung. Hofer verlangte hierauf von Gasser eine Abbitte und verfügte, nachdem dieser Forderung Genüge geschehen, dessen sofortige Freilassung. — Gegen den baierischgesinnten Schuldirektor Hubel in Innsbruck war Hofer besonders aufgebracht; er ließ ihn nach Meran bringen und dort interniren; aber nie konnte er dazu bewogen werden, dessen Besoldung zurückzuhalten, noch weniger dazu, ihm dieselbe ganz zu entziehen.

Hofer machte auch von dem Rechte der Begnadigung Gebrauch. Auf seinen Befehl wurden zwei Sträflinge, die von ihrer siebenjährigen Strafzeit erst drei Jahre abgebüßt hatten, aus der Haft entlassen. — Der Wildschütze Peter Schwaiger von Wattenberg hatte einen Jäger des Freiherrn von Lochau, der ihm die Flinte abgenommen, erschlagen und sich nach Baiern geflüchtet. Nach mehreren Jahren freiwilliger Verbannung stellte er sich vor Hofer und bat unter Thränen der Reue um Begnadigung für seine übereilte That. Hofer gewährte ihm dieselbe, schärfte aber dem

Bußfertigen auf das Nachdrücklichste ein, „daß er sich in derlei Händel nicht mehr einzulassen und sich rechtschaffen aufzuführen habe.“

Die von Hofer ausgehenden Erledigungen von Bittschriften und Gesuchen waren oft sehr originell und charakteristisch. Seinen kurzen, bündigen Bescheid pflegte er auf die Rückseite der schriftlichen Eingaben zu schreiben. Bei seinem Aufenthalte in Bozen wurde er von einem dortigen Einwohner, der unter der baierischen Regierung Klostergüter gekauft hatte, schriftlich um Bestätigung des Kaufkontraktes angegangen. Hofer schrieb eigenhändig auf die Rückseite des Gesuches: „Kann nit sein, dieweilen der bayrische Kontrakt bei mier kain Bstand hat.“ — Einem baierischen Händler, der ein Bittgesuch an Hofer richtete, um mit Limonien vom Gardasee nach München Handel treiben zu dürfen, gab er die kurze schriftliche Antwort: „Kann nit sein, dieweilen mier (wir) uns nit wölln die Läus in Belz züglen.“

Da sich in der Kanzlei Hofers eine große Menge von Geschäften anhäufte und er nicht in der Lage war, allen diesen verschiedenartigen Arbeiten zu genügen, so mußte er sich natürlich um vertraute Männer umsehen, die ihn hierin unterstützten. Zu seinem ersten Adjutanten wählte er den früheren Schullehrer von Schlanders, Mathias Purtscher, einen ebenso rechtschaffenen als gewandten Mann, der als Lieutenant in der Kompagnie des Franz Frischmann an dem Befreiungskampfe Theil genommen hatte und hierauf von dem Intendanten Hormayr zu seinem Adjutanten erhoben und in dessen Kanzlei verwendet worden war. Zu seinem zweiten Adjutanten ernannte er den Mathias Ritter aus Lama, Aktuar beim Landgerichte Sonnenburg. Die Kasse der Oberkommandantschaft verwaltete Johann Holzknecht, Gastwirth von St. Leon-

hard in Passeier, ein ehrenfester Mann mit hervorragendem Verstande und feinen Manieren. Den geheimen Rath Hofers bildeten einige ehrenwerthe und angesehene Bauern aus dem Landgerichte Meran. Auch der Kronenwirth zu Hall, Joseph Straub, genoß fortwährend Hofers ganz besonderes Vertrauen und wurde stets zu den Konferenzen in Innsbruck beigezogen. Der einzige Passeirer in Hofers Umgebung, Karl Turnwalder, der, gleich dem Fanatiker Kolb, von himmlischen Erscheinungen und Eingebungen zu erzählen wußte und stets die Worte im Munde führte: „Die Engel wollen Blut sehen,“ hatte nicht den geringsten Einfluß: Hofer und sein Bauernrath beflissen sich in allen Stücken der Besonnenheit und Mäßigung.

Ueberblickt man die ganze innere Verwaltung des Landes, welcher Hofer als Bauernkönig vorstand, so kann man sein Verdienst um das Land nicht hoch genug anschlagen, indem er nach dem Sturze der baierischen Herrschaft unter den schwierigsten Verhältnissen den plötzlichen Uebergang unfühlbar zu machen und Gesetz, Ordnung und Zucht durchgehends auf's kräftigste aufrecht zu erhalten wußte. Hofers Augenmerk war unverrückt auf das Wohl des Vaterlandes gerichtet, während er für sich selbst weder Ruhm noch Vortheil suchte. Willkür oder Parteilichkeit fanden bei ihm keinen Zutritt. Alle seine Regierungshandlungen trugen das bewunderungswürdige Gepräge der Gerechtigkeit, Billigkeit und Milde, und das Land Tirol, das in Hofer seinen Retter erkannte, fühlte sich während seiner Regentschaft glücklich.

XVII.

Thätigkeit Hofers als Oberkommandant des Landes Tirol. Ausfälle vom Pusterthal aus in das feindliche Gebiet. Eroberung der Pässe in Unterinnthal. Kampf bei Unken. Kaiserliche Auszeichnung Hofers.

In der Landesverwaltung hatte Hofer seine Behörden zur Seite, die nach seinem ernsten Willen Gesetz und Ordnung aufrecht erhielten, und deßhalb war seine Thätigkeit in dieser Richtung nicht so sehr in Anspruch genommen. Anders verhielt es sich mit der militärischen Oberleitung des Landes, die Hofer unumschränkt in seiner Hand behielt. Seine vorzüglichste Sorge war, alle nothwendigen Anstalten zu treffen, um das Land gegen neue Einfälle zu vertheidigen und sicher zu stellen. Er rechnete mit Zuversicht darauf, daß Oesterreich keinen Frieden schließen, sondern den bestehenden Waffenstillstand künden werde, und er sah klar ein, daß bei einem neuen Ausbruche des Kriegs der fortgesetzte Widerstand Tirols für die Erfolge der österreichischen Waffen von der größten Bedeutung sein werde. In dieser Anschauung wurde er durch eine Botschaft aus dem österreichischen Hoflager bestärkt. Blasius Trogmann (nach seinem Hofe auch Fink genannt), Hauptmann der ersten Schützenkompagnie von Mais, welcher zu Anfang August von der Konferenz zu Meran mit dem Freiherrn Joseph von Lichtenthurn und dem Vorarlberger Schützenmajor Müller an Seine kaiserliche Hoheit den Erzherzog Johann abgeordnet worden war, kam zurück und überbrachte die mündliche Versicherung, „daß von Seiten Oesterreichs kein Friede angenommen, sondern der Krieg sicher fortgesetzt werden würde, obschon der Waffenstillstand nicht gekündet worden sei; weßhalb der Erzherzog wünsche, daß sich die Tiroler stand-

haft und tapfer vertheidigen möchten und ihm, je eher, je lieber, ein vertrauter Mann mit verläßlichem mündlichem Berichte über die Lage von Tirol geschickt werde, um dem Lande die näheren Aufschlüsse geben zu können." Dem Wunsche des Erzherzogs war Hofer bereits durch den Erlaß eines Aufrufs zuvorgekommen, nach welchem „alle waffenfähigen Männer von 18—60 Jahren ordentlich beschrieben, in Kompagnien eingetheilt, in jeder Kompagnie taugliche und rechtschaffene Offiziere gewählt und die Standeslisten an das Oberkommando eingeschickt werden sollten."

Wer zum Dienste untauglich befunden wurde, aber Vermögen besaß, wurde verpflichtet, den ausrückenden Kompagnien eine billige, von der Ortsobrigkeit zu bestimmende Zulage zu verabfolgen. Der ganzen Mannschaft wurde strengstens anbefohlen, ihre selbstgewählten Offiziere gehörig zu respektiren und deren Befehle genau zu vollziehen, da Ordnung die Seele der Geschäfte sei, mit vereinten Kräften zu wirken und den Segen des Himmels anzuflehen, um die gute Sache glücklich zu vollenden. — Gleichzeitig forderte Hofer die Einlieferung der erbeuteten Pferde mit Sätteln und Zeug, sowie der Gewehre nebst Munition und besonders der Kanonen. Er wollte nämlich ein Kavalleriekorps errichten und besonders das Ordonnanzwesen verbessern und stellte deßhalb in allen Gerichten und Ortschaften die Ordonnanzen wieder her, wofür alle Ortsobrigkeiten und Gerichtsverpflichtete unter schwerster Verantwortung haften mußten.

Für alle Thäler des Landes bestimmte der Oberkommandant vertraute, tüchtige Männer, welche die wehrhafte Mannschaft organisiren und für den Fall der Noth in Bereitschaft halten sollten, zugleich aber auch angewiesen waren, ihm selbst über Alles getreuen Bericht zu erstatten und,

wenn möglich, seine Befehle einzuholen. In Brixen hatte Hofer den Kreuzwirth, Martin Schenk, und in Bozen einen Bauern aus Ritten, Franz Lang (Köbel) als Stadtkommandanten aufgestellt. In Meran führte Valentin Tschöll die Kommandantschaft fort. Im Pusterthal standen an der Spitze der Landesvertheidigung der k. k. Intendant Philipp von Wörndle und die Schutzdeputation in Bruneck. In der Gränzstadt Lienz bestand ein Platzkommando unter Johann von Kolb, ein gleiches in Brixen und Sterzing.

In Wälschtirol, für welches Oberstlieutenant von Leiningen bei seinem Abzuge dem Jakob Torggler das Kommando übertragen, hatte sich ein gewisser Dal Ponte zum Oberkommandanten aufgeworfen und als solcher aus Trient und seinem Hauptquartier Ala gedruckte Verordnungen und Proklamationen erlassen. In seiner angemaßten Machtvollkommenheit traf er die Verfügung, daß die österreichischen Civil- und Criminalgesetze, wie sie im Jahre 1805 bestanden, im ganzen südlichen Tirol wieder in Wirksamkeit treten und die Ortsbehörden überall Patrouillen aus rechtschaffenen Männern bilden sollten, „um dem Unfug einiger Bösewichte zu steuern, welche die Einwohner und Reisenden zu beleidigen, ja sogar deren Leben zu bedrohen wagten“. So sehr aber auch der angebliche Oberkommandant Dal Ponte gegen Räuber und Mörder eiferte, so nahm er doch keinen Anstand, einen der größten Verbrecher, Sebastian Garbini, in seinen Schutz zu nehmen und zum Kommandanten zu ernennen. Ein Kommandant wie Garbini konnte nur französische Deserteurs, Räuber und Mörder unter seine Fahne versammeln, und nicht viel besser waren die Horden Dal Ponte's. So kam es, daß im südlichen Tirol kein Eigenthum mehr geachtet und die persönliche Sicherheit gefährdet war und das Volk durch willkürliche Erpressungen schwer gedrückt wurde. Als

Hofer von diesem gesetzlosen Zustande in Wälschtirol Kunde erhielt, sprach er seine Entrüstung darüber in einem eigenen Aufrufe an die „Herzliebsten wälschen Tiroler“ aus: „Mein aufrichtiges Herz,“ hieß es in demselben, „das mit Euch Allen rechtschaffen und redlich denkt, verabscheuet Räuberbanden und Plünderung — verabscheuet Requisitionen und Kontributionen und alle Arten Bedrückungen und Forderungen an quartiertragende Parteien. Keine von diesen niederträchtigen Handlungen finden in meinem vaterländischen Herzen Platz. Ein jeder brave, rechtschaffene Vaterlandsvertheidiger hat sich wohl in Acht zu nehmen, daß er seine Ehre nicht besudle und seine Nächstenliebe nicht verletze, wodurch Gott sein Mißfallen über uns verbreiten könnte, der uns so augenscheinlich und wunderbarlich beschützt hat.“ Der durchweg in dem gleichen gemüthlichen Tone gehaltene Aufruf schloß mit der Anzeige, daß in Abwesenheit des Oberkommandanten der Herr Joseph von Morandell zu Kaltern im südlichen Tirol als authentisirter und berechtigter Kommandant aufgestellt, und folglich keinen Proklamationen, Anordnungen und was immer für Befehlen, Glauben beizumessen sei, wenn nicht solche von diesem oder von dem Oberkommandanten selbst unterzeichnet seien.

Bald darauf erließ Herr von Morandell eine Proklamation, durch welche genaue Untersuchungen über alle vorkommenden Excesse angeordnet, sämmtliche Hauptleute oder Kommandanten für jeden Unfug verantwortlich gemacht und die Herren Joseph Schweigl, Anton Tönig und Jakob Torggler als allein berechtigte Kommandanten im südlichen Tirol bezeichnet wurden. Dagegen veröffentlichte Dal Ponte eine Botschaft, durch welche er seine alleinige Oberkommandantschaft im südlichen Tirol aufrecht zu erhalten suchte. Von dieser Anmaßung nahmen die eingesetzten deutschen Kommandanten natürlich keine Notiz. Der Verwirrung in

Wälschtirol wurde durch die Verhaftung Dal Ponte's und Garbini's gesteuert.

Im Unterinnthal war die Landesvertheidigung am wenigsten geordnet; denn die Hauptführer des dortigen Volkes waren mit den Oesterreichern abgezogen, und dieser Landestheil blutete noch unter den Nachwehen und Verheerungen der feindlichen Durchzüge. Nur drei Männer waren daselbst noch für die Wiederbelebung des kriegerischen Sinnes unter dem entmuthigten Volke thätig, nämlich Straub, Margreither und Pfarrer Siard von Straß. Der Letztere, der nach allen Seiten hin pünktlich die Ordonnanzen besorgte, war besonders bemüht, das salzburgische Zillerthal für die Sache Tirols zu gewinnen. An den wichtigen Gränzpunkten gegen Salzburg hin entwickelte Speckbacher auf's Neue seine kühne Thätigkeit, indem er für den Anschluß des benachbarten salzburgischen Gebirgslandes, des Pinzgaues und Pongaues, an den tirolischen Freiheitskampf arbeitete. Die einflußreichste Persönlichkeit in diesem auswärtigen Landestheile war der bekannte Held von Taxenbach, Anton Wallner.

Unterdessen hatte Hofer beschlossen, die Gränzen des Unterinnthals mit zahlreichen Kompagnien aus andern Landestheilen, besonders aus dem Etschlande, zu besetzen. Zur Ermuthigung des streitbaren Volkes kamen ihm die günstigen Nachrichten aus dem österreichischen Hoflager sehr gelegen, die der zurückgekehrte Hauptmann Aschbacher mitbrachte. Diesen Nachrichten zufolge, die Hofer von kräftigen Ermahnungen begleitet durch den Druck verbreiten ließ, zählte die österreichische Hauptarmee, die noch durch andere Hilfskorps verstärkt werden sollte, noch immer 300,000 Mann und stand eine nachdrückliche Unterstützung der Tiroler von Seiten Oesterreichs in sicherer Aussicht. Man habe zwar, meldete Aschbacher, den Waffenstillstand

pünktlich gehalten und sich sogar in Friedensunterhandlungen eingelassen; allein Seine Majestät der Kaiser Franz sei durchaus und immer bedacht, seine getreuen Länder Tirol und Vorarlberg auf diese oder jene vortheilhafte Weise kräftigst und dergestalt zu unterstützen, daß diese Länder als die ersten Perlen in seiner Krone erhalten oder wenigstens für einen österreichischen Prinzen behauptet würden.

Nachdem Hofer diese erfreulichen Nachrichten veröffentlicht hatte, reiste er noch am nämlichen Tage frohen Muthes nach dem Etschlande ab. Von Sterzing aus ließ er an die Kommandantschaft von Meran den Befehl ergehen, sogleich 23 Kompagnien nach Innsbruck zu entsenden, woselbst sie Munition und die weiteren Weisungen erhalten würden. Kurz vorher war der Graf von Mohr, Major und Kommandant von Vintschgau, in Meran eingetroffen mit der Vollmacht von Jakob Torggler, im Burggrafenamte 10 oder 12 Kompagnien zu errichten und nach Südtirol zu führen. Ebenso drang Hofer nach seiner Ankunft in Bozen darauf, in dieser Gegend sogleich alle Streitkräfte zu sammeln und nach dem südlichen Landestheile zu schicken. Von dem Bozener Handelsstande verlangte und erhielt er die Ausrüstung für 50 Reiter. In Meran, wohin Hofer von der Stadt Bozen durch einen glänzenden Postzug mit 2 Vorreitern befördert wurde, betrieb er die Lieferung von 50 Kavalleriemänteln. Von Meran begab er sich nach Passeier, wo er kurze Zeit bei seiner Familie verweilte. Hier erfuhr er, daß die Engadiner viel Getreide aufkauften und aus dem Lande führten. Sogleich verbot er jede weitere Getreide-Ausfuhr, weil er mit Recht befürchtete, daß das Land, wenn dessen isolirter Zustand fortdauern sollte, in nicht geringe Verlegenheit gerathen könnte. Ferner verordnete er die Anlegung von Getreidemagazinen in Meran, Bozen, Brixen und Bruneck, an welche

jeder Steuerknecht 4 Star (2 Metzen) Korn oder 8 fl. abzuliefern habe.

Von Passeier kehrte Hofer über den Jaufen nach Innsbruck zurück, wo ihm unter großem Zulauf des Volkes ein feierlicher Empfang mit Vivatrufen bereitet wurde. Fast gleichzeitig mit ihm trafen 23 Kompagnien aus der Gegend von Meran in Innsbruck ein, die er, nachdem er alle Wachen in der Stadt der Bürgerschaft übergeben, nach dem Unterinnthal sandte.

Hofers Fürsorge als Oberkommandant des Landes beschränkte sich nicht darauf, die wehrhafte Mannschaft zu organisiren und für ihre Verpflegung die nöthigen Vorkehrungen zu treffen; er war auch eifrig bemüht, das nöthige Kriegsmaterial herbeizuschaffen und das Land selbst in Vertheidigungszustand zu setzen. Alle Pulvermühlen wurden in Bewegung gesetzt; die alten Geschütze wurden allseits herausgefordert und neue gegossen. Ueberall wurde an der Befestigung und Verschanzung der Gränzposten gearbeitet; sogar im Innern des Landes wurden an geeigneten Stellen Schanzen und Verhaue angelegt. Durch eine öffentliche Kundmachung erklärte Hofer, daß alle jene Gerichts- und Privatpersonen, welche sich in der Landesvertheidigung nachlässig zeigen oder derselben die mindesten Hindernisse bereiten würden, als Feinde des Vaterlandes anzusehen seien.

Hofers unausgesetztes Bestreben war allein darauf gerichtet, die ganze Kraft Tirols zu sammeln, um sie im Falle des neuausbrechenden Krieges zu Gunsten Oesterreichs in die Wagschale zu werfen; denn er erkannte die Wichtigkeit Tirols in dem gehofften Kriege, indem von hier aus der Rücken des Feindes und alle Länder, die mit dem Feinde im Bunde standen, bedroht werden konnten, wodurch dem kriegführenden Gegner im Herzen der Monarchie eine bedeutende Militärmacht entzogen werden mußte. Und

das letzte Ziel Hofers war ja nur die Freiheit Tirols durch den Sieg Oesterreichs, da er sehr wohl einsah, daß eine dauernde Besserung der Dinge durch Tirol allein nicht herbeigeführt werden könne. Daher war er auch bei der unbestimmten und zweifelhaften Lage der augenblicklichen Verhältnisse jedem gewagten Unternehmen abhold; er wollte das Ende des Waffenstillstandes abwarten und dann erst feste Stellung nehmen. Deßhalb stand sein Entschluß fest, sich an der Gränze jeder Offensive zu enthalten, bis die Verhältnisse sich geklärt haben würden, und sich bis dahin auf die Vertheidigung der Landesgränzen zu beschränken. Allein dieser wohlüberlegte Plan sollte nicht durchgeführt werden; denn der Muth und die Kampfbegier der Tiroler ließen sich nicht überall in den rechten Schranken halten, und so kam es, daß durch unbesonnenen Thatendurst kriegerische Verwickelungen an der Gränze des Pusterthales und Unterinnthals heraufbeschworen wurden.

Der bekannte Baron von Luxheim hatte im Pusterthal aus 400 Ranzionirten die Freischaar „Erzherzog Johann“ gebildet und dabei die Freiburger Studenten Seethal und Hauger als Offiziere angestellt. Mit dieser Schaar machte Luxheim Einfälle in das Venetianische, um sich Lebensmittel zu verschaffen. Anfänglich ging Alles gut, indem Luxheim mit leichter Mühe die feindlichen Gränzposten vertrieb und bis Belluno verfolgte. Aber hier stieß er auf überlegene Macht und wurde gänzlich geschlagen. Der siegreiche Feind rückte bis nach Ampezzo vor und richtete daselbst durch Brand und Plünderung großen Schaden an. Die zerstäubten Freischärler sammelten sich in der Festung Peutelstein; aber Luxheim verschwand, wie er dies gewöhnlich unter mißlichen Verhälten zu thun pflegte. Unterdessen zog sich der Feind, in der Befürchtung, vom Kreuzberg her abgeschnitten zu werden, wieder von Ampezzo zurück. Kaum

war die Gefahr vorüber, als Luxheim wieder zum Vorscheine kam und mit den gesammelten Truppen einen neuen Streifzug nach Belluno unternahm. Aber hier wurde er wiederum von feindlicher Uebermacht angegriffen und seine Schaar zum anderen Male gänzlich zersprengt. Seethal und viele Offiziere blieben todt, und Luxheim selbst verdankte seine Rettung nur der Schnelligkeit seines Pferdes. Nachdem er seine zersprengte Schaar auf's Neue gesammelt, zog er nach Lienz, wo ihm das Vorpostenkommando im Mühlthale übertragen wurde.

Wie Luxheim im südlichen Tirol, so handelte der excentrische Kapuziner Haspinger im Unterinnthale ganz gegen Hofers Willen. Er hatte nichts Geringeres im Sinne als die Eroberung von Salzburg, wozu viele Kärnthner und Steiermärker ihm ihre Unterstützung zugesagt. Hofer, der den Kapuziner Rothbart wohl kannte, schickte den ruhigen und vorsichtigen Straub nach Unterinnthal hinab, um die Hitzköpfe in die Schranken der Vernunft zurückzuführen.

Während dieser Zeit war der baierische Oberlieutenant Baron von Völderndorff mit Zustimmung Hofers nach München gereist, um wegen Auswechslung der Geißeln Unterhandlungen anzuknüpfen; da er jedoch keinen Erfolg erzielt hatte, indem der greise Graf Sarntheim bereits an den Folgen der auf seiner Deportation erlittenen Mißhandlungen gestorben, der Baron Schneeburg aber mit der Freiin von Sternbach und den übrigen Geißeln von den Franzosen nach Straßburg abgeführt worden war, kehrte er, seinem Worte getreu, in die Gefangenschaft zurück. Eine Reise, die er zu dem gleichen Zwecke nach Schönbrunn machte, wo Napoleon sich eben aufhielt, hatte kein günstigeres Resultat. Napoleon entließ ihn zwar mit Versprechungen; allein die Depeschen, die er ihm an den König

von Baiern mitgab, erwähnten der Gefangenen mit keiner Silbe; wohl aber enthielten sie die Versicherung, daß der Abschluß des Friedens nahe bevorstehe.

Beunruhigende Gerüchte von einem in Aussicht stehenden für Tirol ungünstigen Frieden waren schon seit einiger Zeit in Umlauf; doch hatten sie bisher wenig Glauben gefunden. Selbst die Bestätigung dieser Gerüchte von Seiten des Appellationsrathes Dipauli aus Baiern, der in zwei die glühendste Anhänglichkeit an sein tirolisches Vaterland athmenden Briefen dem Oberkommandanten seine Ueberzeugung aussprach „daß Tirol seinen Widerstand auf die Dauer nicht fortsetzen könne, indem von dem unglücklichen Oesterreich, das vermuthlich in wenigen Tagen einen sehr nachtheiligen Frieden geschlossen haben werde, durchaus keine Hilfe mehr zu hoffen sei," und denselben um Bezeichnung eines sicheren Ortes zu einer mündlichen Besprechung dieser wichtigen Angelegenheit bat, fand Anfangs bei dem allzu zuversichtlichen Hofer keine Beachtung. Als jedoch Baron von Völderndorf von seiner zweiten Reise die sichere Nachricht des nahen Friedens zurückbrachte, war Hofer geneigt, an Napoleon, wenn derselbe nach München komme, eine Deputation abzusenden und um seinen Schutz für Tirol zu bitten. Von dieser ruhigen Auffassung der Dinge brachte ihn jedoch der fanatische Haspinger ab, der ihn auf jede Weise zur Fortsetzung des Krieges zu verleiten suchte und ihn durch irrige Berichte dahin zu bringen wußte, daß er ihn nicht nur im Unterinnthal frei gewähren ließ, sondern selbst unter dem 27. September an die Bewohner von Kärnthen den nachfolgenden Aufruf richtete: „Unter dem sichtbaren Beistande des Himmels ist es uns Tirolern gelungen, vier Heere des Feindes theils zu vernichten, theils zu fangen, theils zur Flucht zu nöthigen. Was hierzu von menschlicher Seite

beitragen konnte, war Unerschrockenheit und Thätigkeit in Zubereitung der Streitkräfte, vorzüglich aber der feste Entschluß, sich eher unter der Hausschwelle begraben als für den unersättlichen Feind der deutschen Nation auf die Schlachtbank führen zu lassen. Dieses haben leider so viele deutschen Völker empfunden, welche, gleich Schafherden von den feindlichen Generalen mit dem Säbel in der Faust angetrieben, ihr Blut auf fremdem Boden verspritzen mußten. — — Kärnthner, Oesterreichs Unterthanen! euch droht das nämliche traurige Schicksal, wenn ihr eure Streitkräfte nicht anwendet. — — Ich schicke euch Tiroler Schützen unter muthigen Anführern zu Hilfe; schließt euch an dieselben an; machet Hand in Hand Bruderschaft mit ihnen. — — Die Gebirgsvölker müssen diesem Kriege ein Ende machen. Laßt euch nicht schrecken, wenn es dem niederträchtigen Feinde gelingt, da und dort zwecklose Grausamkeiten zu begehen; dies muß unsern Muth nicht niederschlagen, sondern vielmehr erhöhen; Gott wird zwischen ihm und uns Richter sein."

Unterdessen hatten die an der nordöstlichen Gränze aufgestellten Kommandanten beschlossen, am 25. September einen Angriff auf die in den verschiedenen Gebirgspässen vertheilten Baiern zu unternehmen, und Hofer, obwohl mit ihrem Plane nicht einverstanden, ließ sich durch den Ungestüm des leidenschaftlichen Kapuziners bestimmen, sie gewähren zu lassen. Dieser hatte sich die Aufgabe gestellt, die Baiern aus dem Pongau zu verjagen, während Speckbacher mit dem heldenmüthigen Wallner, dem Kommandanten der Pinzgauer, den Paß Lustenstein wegnahm und nach Lofer vorrückte. Gleichzeitig brach Major Graf von Hendl mit einigen Meraner Kompagnien und mit der Mannschaft des Kommandanten Firler von St. Johann auf und vertrieb die Baiern aus dem Strubpasse. Während

der Feind von mehreren Seiten in der Fronte angegriffen und gezwungen wurde, die Stellung bei Lofer zu verlassen und nach Unken zurückzugehen, wurde er zugleich umgangen und ein heftiger Angriff in seinem Rücken gegen ihn ausgeführt.

Der größere Theil der Meraner Kompagnien unter dem Kommando des Joseph Glatzl von Meran, unterstützt von der Mannschaft des Kommandanten Wintersteller, hatte sich nämlich am 24. September von St. Johann aufgemacht und die Richtung über Kössen, den Reiterwinkel und das Kirchthal nach Unken eingeschlagen. Diese Abtheilung marschirte Tag und Nacht über steile, unwegsame Gebirge. Ein anhaltender, heftiger Regen machte den Weg noch beschwerlicher; allein man hörte kein Wort des Unmuths; die wackeren Männer beteten vielmehr auf ihrem mühevollen Marsche mit ungestörter Andacht einen Rosenkranz nach dem andern. Nur eine Stunde wurde auf einer Alpe ausgeruht. Am 25. September früh Morgens hatten die Kompagnien die Höhen von Unken erreicht und das feindliche Lager im Gesichte. Obschon die Mannschaft von Müdigkeit erschöpft und vollständig nüchtern war, stieg sie dessenungeachtet unverweilt in das Thal hinab und schreckte den Feind durch eine Salve in seinem Lager auf. Die Baiern hatten von dieser Seite her keinen Angriff erwartet und wurden daher durch denselben nicht wenig aus der Fassung gebracht. Die Tiroler ließen aber dem überraschten Feinde keine Zeit, sich von seinem ersten Schrecken zu erholen, sondern stürzten mit umgekehrten Stutzen unter wildem Geschrei auf das Lager los, wo sie einen zwar heftigen, aber nur kurzen Widerstand fanden. Es wurde nicht geschossen, sondern nur geschlagen. Der Feldpater der Meraner Kompagnie, Johann Degeser, der Augenzeuge dieses Kampfes war und dessen Manuscripte sich in den Händen des Ver-

fassers befinden, schreibt hierüber: „Die Wuth unserer Etschländer Bauern beim Sturmlaufen läßt sich gar nicht beschreiben; es war gerade, als wenn die Furien die Bauern auf den Feind getrieben hätten. Ganz besonders zeichnete sich bei dieser Gelegenheit Sebastian Bernhard von Untermais aus, der in der Meraner Kompagnie diente. Er war der Erste, der in das feindliche Lager mit umgekehrtem Stutzen eindrang, wie ein Rasender um sich schlug und mit seinen gewaltigen Armen manchen erprobten Soldaten niederhämmerte. Zu seinen Füßen legten 55 Soldaten ihre Gewehre nieder. Ich sah mit eigenen Augen diese fast unglaubliche Thatsache und bezeugte sie vor Gericht.“ Durch die Heldenkraft der Tiroler erschüttert, warfen viele Soldaten die Waffen weg, und bald verließen alle in flüchtiger Eile das Lager, um sich nach Unken zu retten. Die Meraner Kompagnien verfolgten sie rastlos, ohne das Lager voll dampfender Kessel und all' die verlassene Bagage zu beachten. Die fliehenden Baiern begegneten bald ihren von Lofer her versprengten Brüdern, welchen Speckbacher, Wallner und Hendl mit den jauchzenden Schützen an der Ferse hingen. Nun gerieth der Feind in ein fürchterliches Kreuzfeuer und hatte keinen Ausweg mehr; auf der einen Seite thürmte sich steiles Gebirge auf; auf der andern schreckte der reißende Saalbach. In der Verzweiflung sprangen Offiziere und Gemeine in die wilden Fluthen der brausenden Saale, wobei es einigen gelang, das jenseitige Ufer zu erreichen, während andere von den mitleidigen Tirolern bei den Haaren und Mänteln aus dem Wasser gezogen wurden, viele jedoch auch in den tosenden Fluthen den Tod fanden. Das königlich-baierische Leibregiment war aufgerieben; 1700 Gefangene, 2 Kanonen, viele Gewehre, bedeutende Munition fielen den Tirolern in die Hände. Die Zahl der Todten und

Verwundeten auf feindlicher Seite überstieg weit die der Tiroler.

Der Ruhm des Tages bei Unken gehörte dem Geiste und der Umsicht des Kommandanten Wintersteller und der Kraft und Ausdauer der Meraner Kompagnien.

An dem Siegestage von Unken erstürmte auch der Kapuziner Haspinger den Luegpaß und warf den Feind überall mit großem Verluste so entscheidend, daß er sich nach Berchtesgaden zurückziehen und am folgenden Tag auch diesen Ort räumen mußte. Haspinger besetzte Berchtesgaden und bald darauf auch Hallein, während Lefebvre die baierischen Truppen nach Salzburg zurückzog. So sahen sich die Tiroler im Besitze des ganzen salzburgischen Gebirgslandes. Auch die kostbaren künstlichen Leitungen der Salzsoole nach Reichenhall kamen in die Gewalt der siegreichen Tiroler. Einige derselben wollten die bleiernen Röhren abtragen, um daraus Kugeln zu gießen; allein die Kommandanten verhinderten zum Glücke das Zerstörungswerk. Selbst der Kommandant Firler stellte an Hofer die Anfrage, ob diese Leitungen nicht zu zerstören seien; allein Hofer erklärte sich dagegen, und so unterblieb die Zerstörung. Dafür wurden aber alle Salzvorräthe in Beschlag genommen und um billige Preise verkauft.

Straub sandte einen ausführlichen Bericht über die errungenen Siege an den Oberkommandanten, der hierin einen neuen Beweis des göttlichen Beistandes erblickte und dadurch in seinem Entschlusse zur Fortsetzung des Widerstandes bestärkt wurde. In seiner Antwort an Straub belobte Hofer das standhafte und tapfere Verhalten der Landesvertheidiger, fügte jedoch die Mahnung bei, daß sich dieselben nicht zu weit in die Ebene hinauswagen sollten, und empfahl die gesammte Mannschaft mit ihren Kommandanten dem göttlichen Schutze. Zugleich ertheilte er

Straub den Auftrag, den größeren Theil der erbeuteten Kavalleriepferde und die vom Hauptmanne Harrasser eroberten 6 Kanonen nach Innsbruck zu schicken. Hofer war über diese Beute hocherfreut, weil er die Verwirklichung seines sehnlichsten Wunsches, ein tirolisches Artillerie- und Kavalleriekorps zu errichten, näher gerückt sah.

Am 29. September langten die gefangenen Baiern in Innsbruck an und wurden auf dem Platze vor der Hofburg aufgestellt. Dem Oberkommandanten war hinterbracht worden, daß der gefangene Hauptmann Osterhuber auf dem Marsche grobe Schimpfworte gegen die Tiroler ausgestoßen und dem ganzen Lande das Schicksal von Schwaz gewünscht habe. Dies brachte den sonst so ruhigen Hofer aus seinem gewöhnlichen Gleichmuthe. Er trat auf den Balkon der Hofburg und rief den Gefangenen zu: „Ihr habt euch nicht zu fürchten; ihr werdet von mir gut behandelt und mit allem Nothwendigen versorgt werden. Aber wo ist der Hauptmann Osterhuber?“ Der Aufgerufene trat vor und ward von Hofer in derbster Sprache mit Vorwürfen überhäuft und zur Einsperrung im Zuchthause verurtheilt, wo man ihm jedoch alle Bequemlichkeit und die beste Verpflegung zu Theil werden ließ.

An dem gleichen Tage — dem 29. September — kamen auch die beiden Landesschützen-Majors Sieberer und Eisenstecken, die der österreichischen Armee bei ihrem Abzuge aus Tirol gefolgt waren, nach einer mühe- und gefahrvollen Reise durch das Gebirge, als Ueberbringer der goldenen Medaille mit goldener Kette, durch welche Kaiser Franz die Treue und Hingebung Hofers belohnen wollte, und einer kaiserlichen Beisteuer von 3000 Ducaten zu den Kosten der Landesvertheidigung, in Innsbruck an. Der hocherfreute Hofer schrieb sogleich an sämmtliche Kommandantschaften des Landes: „Sehr gute Nachrichten sind uns

eingelaufen an dem herrlichen Festtage des hl. Michael. Es werden die Herrn Pfarrer ermahnt, eine Andacht anzustellen am Feste des hl. Franziskus — als am 4. October d. J. — und das „Te Deum laudamus“ abzuhalten zum Kaisers Namenstage. Wie er diesmal uns Tirolern eine so schöne Meldung gemacht, es muß uns erfreuen.“ Die Ueberbringer der kaiserlichen Huldbeweise empfing Hofer, der alle Kommandanten, die mit den österreichischen Truppen das Vaterland verlassen hatten, als Abtrünnige und Fahnenflüchtige ansah, Anfangs mit großer Kälte; doch wandte er bald den beiden verdienten Männern sein früheres Vertrauen wieder zu. Dem tüchtigen Eisenstecken übertrug er das Kommando in Südtirol und dem umsichtigen Sieberer das Kommando im Unterinnthal.

In Innsbruck wurde der von Hofer angeordnete Gottesdienst mit ganz besonderer Feierlichkeit abgehalten. Alle Behörden waren dazu eingeladen und begleiteten den Oberkommandanten im festlichen Zuge nach der Kirche. Der Prälat des Stiftes Wilten führte den Mann von Passeier zu dem Betstuhle, der für ihn vor dem Hochaltar aufgestellt und mit fürstlicher Pracht ausgestattet war. Eine Kompagnie Landesschützen stellte sich in der Kirche in Parade auf. Der von Hofer besonders hoch gehaltene Exjesuit P. Tschiderer hielt die Festpredigt, worin als Hauptgedanke durchgeführt wurde, „daß das Gedeihen alles Guten nur von Gott komme und ihm allein alle bisherigen Siege der guten Sache zu verdanken seien.“ — „Nicht eure Kugeln,“ sprach der Redner, „sondern ganz andere Kugeln, nämlich die Korallen eurer Rosenkränze, haben die Feinde besiegt.“ Nach dem feierlichen Hochamte weihte der Prälat von St. Wilten die goldene Medaille sammt Kette und hängte sie dem Oberkommandanten, der von inbrünstiger Andacht erglühte, um den Hals, worauf alle Anwesenden sich zu ihm

drängten, um ihm ihre Glückwünsche darzubringen. Maßlos war der Jubel des Volkes über die Auszeichnung, die dem Manne zu Theil geworden, in welchem es den Retter des Vaterlandes verehrte; unbeschreiblich die Rührung und Freude, von der Hofers Herz überströmte. Wie Kaiser Franz durch die ihm übersandten Ehrenzeichen seine Interimsregierung anerkannt und gut geheißen, so stand von nun an auch in ihm der Glaube unerschütterlich fest, daß sein geliebter Kaiser niemals dazu bewogen werden könne, sein treues Tirol aufzugeben.

Hofers Stern stand in seinem Zenith. Von der Hofburg zu Innsbruck aus übte er über das tirolische Volk, das in ihm den lebendigen Ausdruck seines eigensten inneren Wesens, die Stütze seiner Hoffnungen und die Bürgschaft einer besseren Zukunft erblickte, eine Gewalt aus, die kein anderer Statthalter des Kaisers je im Lande besessen. Aber der ungewohnte Glanz seiner Stellung blendete das Auge des schlichten Mannes und verhüllte ihm die bedenkliche Lage der Dinge. Mit der Klarheit seines Blickes aber schwand auch allmählig die Festigkeit seines Willens, und in dem gleichen Grade, in welchem es einzelnen Fanatikern aus seiner Umgebung gelang, ihn mit ihren eigenen verderblichen Täuschungen zu umgarnen, wurde er auch das immer willenlosere Werkzeug einer Partei, die in unbegreiflicher Verblendung mit seinem und des Landes Geschick ein frevelhaftes Spiel trieb.

XVIII.

Ungünstige Ereignisse in Südtirol und in Unterinnthal. Ungewißheit der Lage der Dinge. Der Feind erobert neuerdings Unterinnthal.

Der Freudenrausch Hofers und seiner bäuerlichen Umgebung über die glänzenden Gefechte an der salzburgischen Gränze und die dem Helden von Tirol gewordene Auszeichnung wurde gar bald durch ungünstige Nachrichten getrübt. Noch an dem Tage, an welchem Hofer mit dem Zeichen der kaiserlichen Anerkennung geschmückt worden, verbreiteten sich düstere Gerüchte über die Lage der Dinge in Südtirol. Bis gegen Ende September war dieser Landestheil vom Feinde nicht bedroht gewesen; aber am 25. September rückte General Peyri von Süden herauf in drei Kolonnen gegen denselben vor. Da sich unter der tirolischen Vertheidigungsmannschaft nur wenige deutschen Kompagnien befanden und die meisten wälschen Kompagnien nirgends Stand hielten, konnte der Feind ohne viele Schwierigkeiten bis Trient vordringen. An der Fersina und in Trient wurde zwar lebhaft gekämpft; allein da sich die deutschen Bauern im Rücken bedroht und von den wälschen Landesvertheidigern verlassen sahen, mußten sie sich fechtend nach Lavis zurückziehen. Die Stadt Trient wurde von dem feindlichen Generale schonend behandelt, und zwar um so mehr, da der Magistrat erklärte, daß die kluge Bevölkerung niemals der Verführung (d. h. der tirolischen Volkserhebung) ihr Ohr geliehen habe; nur die denuncirten Anhänger Oesterreichs wurden nach Italien gebracht. Ihr Loos theilten die gefangenen Bauern, welche nach Mantua und der Insel *Elba* abgeführt wurden.

Daß die Landesvertheidigung in Südtirol weniger glückte, hatte, neben den geringeren Sympathien, die der tirolische Volkskrieg in diesem Landestheile gefunden, und der Unzuverlässigkeit der wälschen Kompagnien, seinen Grund auch darin, daß dort von Hofer drei Kommandanten eingesetzt worden waren: von Morandell, Torggler und Joseph Schweigl von Meran, deren Befehle sich oft durchkreuzten, wodurch die Einheit des Handelns verloren ging. General Peyri, der von diesen Verhältnissen wohl unterrichtet war, beschloß im Vertrauen auf dieselben, am 2. October Lavis, das Centrum der tirolischen Aufstellung, anzugreifen. Eine Seitenkolonne sollte über Vigo di Meano den Tirolern in die Flanke fallen, während er selbst auf der Straße gegen Lavis vorrückte. Obgleich die Seitenkolonne mit großem Verluste von den Tirolern zurückgeworfen wurde und Peyri der erwarteten Mitwirkung derselben entbehren mußte, war er entschlossen, allein zum Angriff gegen die Brücke von Lavis vorzugehen. Dieser Angriff würde indessen schwerlich den gewünschten Erfolg gehabt haben, wenn es ihm nicht gelungen wäre, Lavis auf einer anderen Seite umgehen zu lassen und dadurch die Tiroler zwischen zwei Feuer zu bringen. Die Räuberrotte des berüchtigten Garbini war nämlich in französische Dienste getreten, und da dieselbe eine genaue Kenntniß der Gegend hatte, so ließ Peyri unter ihrer Leitung eine starken Abtheilung Infanterie und Kavallerie mit 2 Kanonen oberhalb Lavis über den Bach setzen, wodurch Lavis mit seinen Verschanzungen umgangen war. Von zwei Seiten zugleich angegriffen, erlitten die Tiroler eine vollständige Niederlage. Die einzige Kanone, welche sie besaßen, fiel in die Hände des Feindes; die Kompagnien von Bozen verloren allein über 100 Mann. Was nicht gefallen war oder gefangen genommen wurde, floh nach allen Richtungen auseinander.

In dieser allgemeinen Verwirrung und Entmuthigung traf Eisenstecken, von Hofer gesandt, als Oberkommandant auf dem südlichen Kriegsschauplatz ein. Dieser unerschrockene Mann hielt die fliehenden Landesvertheidiger auf, vereinigte sie in Kompagnien und stellte wieder Ordnung her. Durch seine Thätigkeit wurden sogleich die verlassenen Schanzen bei Salurn und die wichtigsten Gebirgsposten wieder besetzt; zugleich wurden Eilboten nach allen Seiten hin ausgesandt, um frische Mannschaft, Munition und Lebensmittel an Ort und Stelle zu bringen. In Bozen wurde alle waffenfähige Mannschaft zusammengetrommelt, und der Oberkommandant von Morandell ließ überall die Leute durch die Sturmglocke nach dem Kampfplatze rufen, forderte von der Kommandantschaft von Meran eiligen Nachschub und bot den ganzen Vintschgau auf. Die im Unterinnthal stehenden 17 Kompagnien der Kommandantschaft Meran sollten durch neue abgelöst werden, die sich bereits auf dem Wege befanden. Diese erhielten jedoch von Hofer den Befehl, umzukehren und nach Trient zu ziehen. Die gesammte streitbare Bevölkerung von Nons- und Sulzberg besetzte den Rocchettapaß und den Tonal, welch' letzteren Paß der Feind ebenfalls bedrohte. Eisenstecken traf unermüdet die besten Anordnungen und fühlte sich bald stark genug, dem Feinde nicht nur die errungenen Vortheile zu entreißen, sondern ihn selbst gänzlich aufzureiben.

Am 5. October rückten die Tiroler, deren Zahl sich auf 15—20,000 belief, auf beiden Seiten der Etsch vor, und am folgenden Tage wurde der Feind in allen seinen Aufstellungen mit Macht angegriffen, überall geworfen und so hitzig verfolgt, daß er hinter den Mauern von Trient sein Heil suchte, die Stadtthore verrammelte und das Schloß möglichst verschanzte. Die Stadt Trient wurde

nun von den Bauern, von denen jedoch der größte Theil aus wälschen Sturmmassen bestand, in engem Kreise eingeschlossen und hart bedrängt. Alle Zufuhr, selbst das Wasser war ihr abgeschnitten, und mit wachsender Besorgniß sah die Bevölkerung dem Augenblicke entgegen, wo der Sturm auf die Stadt beginnen werde. Eisenstecken war fest entschlossen, die Stadt mit stürmender Hand zu nehmen und den Feind aufzureiben; allein seine Befehle wurden von den früheren Kommandanten, die sein Oberkommando nicht anerkennen wollten, wenig beachtet; diese trafen vielmehr nach ihrem Gutdünken ihre eigenen Maßregeln. Diese Uneinigkeit der Führer hinderte jedes einheitliche Vorgehen, so daß der Feind in Trient sich von seiner anfänglichen Bestürzung vollständig erholen konnte. Da Eisenstecken unter den gegebenen Verhältnissen keinen durchschlagenden Erfolg hoffen konnte, so machte er den Versuch, den General Peyri zur freiwilligen Räumung der Stadt und des Landes zu bestimmen. General Peyri wies jedoch dieses Ansinnen in gemäßigter Sprache zurück und erklärte nur, daß er geneigt sei, die Feindseligkeiten einzustellen, bis der Friede, an dessen Zustandekommen er nicht zweifle, officiell verkündet sein werde.

Auf diese Antwort hin ließ Eisenstecken die Stadt Trient einen Tag lang beschießen; allein dies hatte keinen andern Erfolg, als daß viel Munition unnütz verschleudert wurde. Dagegen beschloß General Peyri, einen Schlag gegen die Bauern auszuführen, eigentlich nur um der großen Wassernoth in der Stadt abzuhelfen; aber der Erfolg war viel glänzender, als er erwarten konnte. — Eisensteckens linker Flügel, der ungefähr 3000 wälsche Bauern und einige Kompagnien aus der Meraner Gegend zählte, dehnte sich über Alle Laste bis gegen Pergine aus. Diese Mannschaft dachte an keinen feindlichen Ausfall und überließ sich

daher einer sorglosen Ruhe. Da auf dieser Seite das Mühlwasser abgeleitet war, so schickte Peyri am 10. October vor Tagesanbruch eine starke Abtheilung seiner Krieger dahin, welche, geschützt durch das Dunkel der Nacht, unbemerkt die Anhöhen erstieg. Nun gaben die feindlichen Soldaten plötzlich auf die schlafenden Bauern ein aufschreckendes Pelotonfeuer. Betäubt und verwirrt, stürzten sich die wälschen Bauern in die wildeste Flucht und rissen auch die sonst so wackern Meraner Schützen mit sich fort. Keiner von den Anführern hatte den Muth und die Geistesgegenwart, die Stärke des Feindes zu untersuchen und die Fliehenden aufzuhalten. Diese allgemeine Flucht verbreitete auch unter den entfernteren Aufstellungen der Bauern Schrecken und Verwirrung, so daß General Peyri bei einem weiteren Angriff auf das Centrum der Bauern keinen Widerstand fand. Eisenstecken, der Alles aufgeboten hatte, den gesunkenen Muth der Seinigen zu heben, sah sich, da auch auf seinem rechten Flügel die Nons- und Sulzberger schmählich das Weite gesucht hatten, genöthigt, die feste Stellung aufzugeben. Hocherfreut über diesen leichten oder vielmehr zufälligen Sieg, erließ General Peyri eine prunkhafte, von Uebertreibungen strotzende Proklamation. Anstatt jedoch zur Verfolgung seines Sieges aufzubrechen, blieb er ruhig in Trient, wurde aber bald darauf von dem Divisionsgenerale Vial abgelöst, der gleichfalls einen langen Aufruf an die Tiroler erließ, worin er sie durch Schmeicheleien und Drohungen zur Ruhe zu bewegen suchte.

Nachdem Eisenstecken die zerstreuten Landwehrmänner wieder gesammelt und geordnet und dazu noch neue Verstärkungen erhalten hatte, eroberte er die feste Stellung bei Lavis auf's Neue; allein von nachhaltiger Wirkung war diese günstige Thatsache nicht, da in die südliche Landesvertheidigung nie ein nachhaltiger Ernst gebracht werden

konnte und unter den Kommandanten der alte Hader fortdauerte. Ueberdies nahmen die Friedensgerüchte eine immer bestimmtere Gestalt an, und bei einer solchen Schwebe zwischen Krieg und Frieden durfte man von den klugen Wälschen nicht erwarten, daß sie ihr Gewicht in die Wagschale der Entscheidung legen würden. Am 14. October traf endlich ein Kourier des Vicekönigs von Italien in Trient ein, welcher die Nachricht von dem Wiener Frieden überbrachte.

Während dieser Vorfälle in Südtirol herrschte im nördlichen Landestheil im Ganzen Ruhe. In der Scharnitz hütete der umsichtige und tapfere Hauptmann Joseph Patsch die Gränze, machte aber keinen Ausfall in das feindliche Land. Im Achenthale stand der vorsichtige Kommandant Balthasar Pletzacher mit drei Kompagnien und gab keinen Anlaß zu Reibungen mit den Baiern. Ebenso verhielt sich die feindliche Besatzung von Kufstein ruhig und erregte bei den Tirolern keinerlei Besorgniß. In Kössen zog Wintersteller fortwährend Verstärkungen an sich, weil er einen baldigen feindlichen Angriff befürchtete. Kommandant Wallner hielt Berchtesgaden und Haspinger Hallein besetzt.

Um diesen letzteren Ort wieder zu erobern, rückte Marschall Lefebvre mit überlegener Macht gegen Haspinger vor, dessen Mannschaft bei Oberalm durch den plötzlichen Angriff des Feindes so überrascht wurde, daß sie ihre einzige eiserne Kanone stehen ließ und sich in das Gebirge verlief. Das verrammelte Hallein wurde von dem übermächtigen Feinde erstürmt, und die Bauern mußten nach einem blutigen Straßengefechte die Stadt verlassen. Durch diesen Schlag sah sich der Kommandant Wallner genöthigt, auch Berchtesgaden zu räumen und sich nach Weißbach zurückzuziehen.

Während man an der Gränze all zu große Hoffnungen auf die geringe tirolische Streitkraft setzte und die Macht des Feindes unterschätzte, gaben sich auch in Innsbruck die Gemüther einem verderblichen Wahne hin. Kaum war nämlich durch die Innsbrucker Zeitung die Nachricht von dem zwischen Oesterreich und Frankreich abgeschlossenen Frieden veröffentlicht worden, der indessen für Oesterreich und insbesondere für Tirol äußerst vortheilhaft ausgefallen sein sollte, als Hofer von dem Hauptmann Harrasser einen ganz entgegengesetzten Bericht erhielt, nach welchem die Feindseligkeiten zwischen Oesterreich und Frankreich wieder begonnen und die Oesterreicher die Franzosen bis über Wien hinauf zurückgedrängt haben sollten. Auf diese Nachricht hin ließ Hofer an alle Gerichte die Verordnung ergehen, daß sämmtliche in Bereitschaft stehenden Kompagnien unverzüglich nach dem Unterinnthal aufbrechen und dem Hauptmanne Harrasser sogleich zwei Kompagnien nach Abtenau im Pongau zugeschickt werden sollten. In Innsbruck wurde die Kundmachung erlassen, daß alle vorfindlichen Gewehre und Waffen in die Hofburg abzuliefern seien. Die Kommandanten im Unterinnthal erhielten die strengste Anweisung, keiner vom Feinde ausgestreuten Friedensnachricht Glauben beizumessen, vielmehr die Verstärkung aller Posten vorzubereiten und den Landsturm aufzubieten, um jeden Einfall abzuwehren. Sollte jedoch ein k. k. österreichischer Offizier mit der Friedensnachricht ankommen, so sei dieser sofort, von einem Schützenoffiziere begleitet, in das Hauptquartier nach Innsbruck zu senden.

Major Sieberer hatte im Auftrage Hofers sämmtliche Posten besichtigt und in seinem Berichte darüber, unter Bezeichnung der vorhandenen Mängel, auf Beschleunigung der Vertheidigungsanstalten gedrungen. Hofer sandte einen Boten mit der schriftlichen Vollmacht ab, die gesammten

Kompagnien sowohl in Unterinnthal als auch im Zillerthale aufzubieten. In dieser Vollmacht war zugleich ein Aufruf enthalten, folgenden Inhalts: „Liebe Brüder! Säumt nicht und greift bereitwillig zu den Waffen; denn es droht unserm Vaterlande ein gewaltiger Sturm. Haben wir diesen ausgehalten, dann sind wir befreit und können einer glücklichen Zukunft entgegen sehen. Gott hat uns bisher augenscheinlich geholfen; er wird uns auch diesmal, wenn wir das Unsrige thun, gewiß helfen.“ Gleichzeitig wurde in der Umgegend von Innsbruck der Landsturm aufgeboten und die Stadt selbst als Sammelpunkt bestimmt.

Hofer selbst schenkte den umlaufenden Friedensgerüchten so wenig Glauben, daß er den Ausspruch that, „er wette seinen Kopf, daß kein Friede geschlossen sei,“ und zwei Personen einsperren ließ, welche das Gegentheil behaupteten. In seiner Ueberzeugung wurde er durch mehrere aus Oesterreich zurückkehrenden Tiroler bestärkt, welche alle Friedensgerüchte bestritten und sie für eine feindliche List erklärten. Freiherr von Lichtenthurn schrieb aus dem Hoflager zu Totis unter dem 6. October, daß weder der Krieg, noch der Friede enschieden sei. Wenn indessen auch der letztere wahrscheinlicher sei, so werde doch das Loos für Tirol in jedem Falle sich günstig gestalten; nur müsse die Vertheidigung fortgesetzt werden, damit das Land nicht als ein erobertes behandelt werde. Diesem Schreiben lagen zwei Adressen bei, eine von dem englischen, die andere von dem spanischen Botschafter am österreichischen Hofe, in denen die Tiroler mit Lobsprüchen überhäuft und zum hartnäckigen Widerstande gegen den Feind des gesammten Europa's ermuntert wurden. Zugleich berichtete Lichtenthurn, daß zwei Deputirte mit Empfehlungsschreiben nach England abgereist, und daß von dorther bedeutende Geldunterstützungen zu hoffen seien.

Am 13. October traf der ehemalige Unterintendant Roschmann, der sich mit großer Lebensgefahr mitten durch die Feinde als verkleideter Viehhändler durchgewunden hatte, von dem bekannten Kaffeesieder Nessing begleitet, als österreichischer Civil- und Kriegskommissär in Lienz ein. Während Nessing nach Bozen eilte, wo er bei Joseph von Giovanelli eine große Summe Papiergeld hinterlegte und feierlichst versicherte, daß für Tirol sowohl für den Fall des erneuerten Krieges, als des etwaigen Friedens auf das Beste gesorgt sei, lud Roschmann den Oberkommandanten Hofer auf den 16. October zu einer Besprechung nach Sterzing ein. Da Hofer durch Unpäßlichkeit verhindert war, selbst in Sterzing zu erscheinen, so schickte er den Kassirer Holzknecht als seinen Stellvertreter dahin. Roschmann wies sich vor demselben als ernannter Oberlandes- und Militärkommissär aus und bestätigte die Nachricht von den Friedensunterhandlungen, versicherte aber zugleich, daß noch Nichts entschieden sei, und daß über den Ausgang der Verhandlungen ein Kourier genaue Nachricht überbringen werde. Bis dahin meinte er, solle alle Macht des Landes aufgeboten werden, um den eindringenden Feinden Widerstand zu leisten.

Ehe noch der Wiener Frieden abgeschlossen war, hatte der französische Divisionsgeneral Drouet d'Erlon, der an die Stelle Lefebvre's getreten war, von Napoleon den Auftrag erhalten, mit den drei baierischen Divisionen von Salzburg aus über Rosenheim in Tirol einzubrechen. Der Aufbruch derselben geschah am 16. October. Die Division des Kronprinzen rückte von Reichenhall in 4 Kolonnen und nach vier verschiedenen Richtungen in das Gebirge, um die Stellung der Bauern bei Unken und Meleck, beim Bodenbühel und an der Wegscheide zu umgehen. Es war das *nämliche* Manöver, durch welches früher die Bauern in

derselben Gegend einen glänzenden Sieg über die Baiern davon getragen hatten; nun aber geriethen sie selbst in die gleiche Schlinge. Im ganzen Salachthale hatten die Tiroler nur zwölf unvollzählige Kompagnien; aber die beiden Kommandanten Speckbacher und Firler hatten auch keine Ahnung von einem feindlichen Angriffe und dachten nicht daran, daß die Baiern gleich den Tirolern weite und beschwerliche Umwege machen und durch die gefährlichsten Schluchten dringen würden. Zu ihrem Schrecken sahen sie sich plötzlich bei Meleck so gänzlich eingeschlossen, daß ihnen jeder Ausweg abgeschnitten war. Da die Bauern, die den gewissen Tod vor Augen sahen, ihr Leben so theuer als möglich verkaufen wollten, entspann sich ein mörderischer Kampf, in welchem Speckbacher selbst zu Boden geworfen und seiner Schriften, die er in einer ledernen Tasche bei sich trug, beraubt wurde. Nachdem er sich mit Riesenkraft losgerissen, gelang es ihm, mit hundert Schützen eine steile Felswand zu erreichen, wo er vor den feindlichen Kugeln gesichert war; sein Sohn dagegen blieb als Gefangener in den Händen der Baiern zurück.

Zu derselben Zeit wurde auch Haspinger bei Gölling angegriffen. Der Angriff blieb zwar ohne Erfolg; doch mußte der Kapuziner seine unhaltbar gewordene Stellung aufgeben. Die salzburgischen Gebirgsbewohner verloren nach dem Umfalle bei Meleck allen Muth und erklärten sich bereit, die Waffen niederzulegen und sich zu unterwerfen. Die Päße und Schanzen wurden verlassen, und ohne Hinderniß drangen die Baiern im Pongau und Pinzgau vor. Nicht minder leicht wurde es der Division Wrede, über Kössen und St. Johann vorzudringen, und der Division Deroy, nach Kufstein zu gelangen, da auch hier die Tiroler überall die Schanzen und Verhaue verlassen und sich zerstreut hatten.

In der Zwischenzeit hatte sich Major Sieberer nach Innsbruck begeben, um sich mit dem Oberkommandanten über die Vertheidigungsanstalten zu besprechen. Hofer hatte die Absicht, das Unterinnthal preiszugeben und die Rettung des Vaterlandes zum dritten Male auf dem Berge Isel zu erkämpfen, ein Plan, der sicherlich die meiste Aussicht auf Erfolg gehabt hätte; allein die unterinnthalischen Führer wollten das wohlverschanzte Rattenberg vertheidigen und Stellung an der Ziller nehmen. Hofer schwankte eine Zeit lang; als er jedoch von den umfassenden Vertheidigungsmaßregeln hörte, die Sieberer, Speckbacher und Straub in Rattenberg und an der Ziller getroffen, sah er von seinem früheren besseren Plane ab und benachrichtigte seinen Freund Straub, daß er ihm den aufgebotenen Landsturm Oberinnthals nachsenden werde.

Indessen war der Feind am 18. October auf der Hauptstraße bis Wörgl gekommen, und die Seitenkolonne, welche durch Pinzgau marschirte, näherte sich bereits dem Zillerthale, wodurch der Rücken der Bauern bedroht wurde. Sieberer eilte sogleich zu den Verschanzungen bei Gerlos und Krimml, um die Vertheidigung derselben zu leiten. Während die baierische Division Kronprinz sich bei Kundl aufstellte und die Division Wrede gegen Rattenberg vorging, hatte Deroy von seiner Division mehrere Abtheilungen in das Gebirge von Wildschönau vorgeschoben. Diese erreichten unter großen Anstrengungen die Höhen, vertrieben die Schützen und Stürmer von Wildschönau und umgingen Rattenberg. Da der Feind zu gleicher Zeit auch in das Zillerthal eingebrochen war, blieb den Kommandanten Speckbacher, Straub und Firler nichts übrig, als die Stellung bei Rattenberg und an der Zillerbrücke augenblicklich zu verlassen, um der unvermeidlichen Gefangenschaft zu entgehen. Während sie ihre Schaaren gegen Hall und Inns-

bruck zurückführten, zog Wrede unbelästigt durch Rattenberg, ließ die Zillerbrücke, die Sieberer hatte zerstören lassen, wieder herstellen und schob durch das Zillerthal Truppenabtheilungen nach Schwaz vor. Major Sieberer flüchtete über die hohe Hundskehle nach dem Pusterthal. — Wohin die Baiern in ihrem Vormarsche kamen, verkündeten sie durch Kanonenschüsse den abgeschlossenen Frieden und waren bestrebt, das Volk zur Ruhe und Niederlegung der Waffen zu bewegen. Da jedoch von österreichischer Seite das Land ohne Aufschluß über die obwaltenden Verhältnisse blieb, indem der Oberlandeskommissär Roschmann keinen Kourier erhalten hatte, fand die Verkündigung des Friedens durch den Feind beim Volke keinen Glauben, und zwar um so weniger, als der kaiserliche Kommissär bei jeder Gelegenheit zur Fortsetzung des Krieges ermahnte.

In Innsbruck wimmelte es von Schützen, Stürmern und flüchtigem Volke aus dem Unterinnthal. Roschmann, der gleichfalls nach Innsbruck gekommen, verhielt sich still und schweigsam und hatte keinen anderen Rath als den, Innsbruck aufzugeben und nur den Berg Isel zu halten. Hofer sah die bedenkliche Lage des Landes ein und erkannte, daß nichts Anderes mehr zu halten sei als die Thermopylen von Tirol, die Schluchten vom Berg Isel bis zum Brenner. Ehe er dahin abging, wollte er von der Stadt Innsbruck ein Darlehen von 10,000 fl. aufnehmen; allein im Drange der kurz bemessenen Zeit konnten nur 2000 fl. aufgebracht werden. Diese Nothforderung wäre unterblieben, wenn Roschmann einen Theil des von Oesterreich mitgebrachten Geldes dem Oberkommandanten zur Verfügung gestellt hätte.

Am 21. October brach Hofer von Innsbruck auf und zog sich hinter die Höhen des Iselberges zurück, wo alle

Schützen und Stürmer der Umgegend versammelt waren Speckbacher nahm seinen alten Posten zwischen Patsch und Hall ein; Firler stand auf den Anhöhen von Hötting bis Kranewitten; Straub sammelte mit Hilfe des Oberfeldkaplan Donay die verstreuten Bauern in Innsbruck und bewog sie durch sein Ansehen, auf den Iselberg hinauf zu ziehen. Hofer schlug sein Hauptquartier in Steinach am Fuße des Brenners auf. Von da aus schrieb er an die Kommandantschaft von Meran. „Nun hat uns das Schicksal so weit getroffen, daß wir Innsbruck gestern Abends verlassen mußten. Wir postirten und auf dem Berg Isel; allein ich fürchte, daß wir uns hier nicht halten können, indem die Leute völlig in der Furcht sind und bereits Niemand mehr Stand hält."

Hofer hatte von der Meraner Kommandantschaft drei Passeirer- und sechs Meraner Kompagnien verlangt; da jedoch der Feind seinen Aufbruch von Schwaz verzögerte und die Zahl der Landesvertheidiger auf dem Iselberge sich bedeutend vermehrt hatte, nahm er am folgenden Tage diese Ordre zurück. Damit ihm der Feind nicht vom Zillerthale her in den Rücken falle, ließ er durch die Wippthaler das Duxerjoch stark besetzen.

Drei Tage waren bereits verstrichen, seitdem Hofer von Innsbruck aufgebrochen, und noch immer lag der Feind ruhig in Schwaz; aber gerade in diesem Zuwarten lag seine beste Kriegskunst. Aufgebotene Sturmmassen verlangen einen raschen Kampf und lassen sich nicht lange in strenger Zucht und Ordnung halten. So wurde auch die thatenlose Ruhe, gegen die sich ohnehin der muthige Gebirgssohn sträubt, den Landesvertheidigern auf dem Iselberge verhängnißvoll.

Am 24. October brach Wrede mit seiner Division von Schwaz auf und langte am Nachmittage des nämlichen

Tages in Hall an. Seine Truppen lagerten in der Haller-Au, und der Obergeneral, Graf Drouet, schlug sein Hauptquartier in Hall auf. Die Division Kronprinz hielt die Gegend von Schwaz bis Hall, und jene des Generals Deroy den Bezirk zwischen Rattenberg und Schwaz besetzt. Auf diese Weise hatten sich die kriegerischen Verhältnisse Tirols gerade so gestaltet, wie im verflossenen Monate Mai; aber die Lage Tirols war in fünf Monaten eine andere geworden. Damals stand Oesterreich in voller Kriegsrüstung, und Tirol durfte mit ihm auf einen günstigen Erfolg der verbündeten Waffen hoffen. Nun war Oesterreich besiegt und dadurch für Tirol der letzte Hoffnungsstern erblaßt. Uneinigkeit, Sorglosigkeit und tollkühne Verwegenheit der Führer hatten, indem sie die letzten unglücklichen Kämpfe herbeigeführt, die Lage des Landes schwer gefährdet, und das Vertrauen des Volkes auf eine hoffnungsvolle Zukunft war wankend geworden. Ueberdies hatten die Friedensgerüchte und Friedensnachrichten bereits eine Scheidung der Gemüther im Lande hervorgebracht. Die Muthlosen fanden darin einen Deckmantel für ihre Feigheit, und die Engherzigen, die nur sich selbst im Auge hatten, durften sich klug und verständig nennen, wenn sie der Sache des Vaterlandes den Abschiedsbrief gaben. So kam es, daß sich das erhebende Drama des Jahres 1809 in eine erschütternde Tragödie verwandelte.

XIX.

Hofer auf dem Berg Isel. Hofer schwankt und fällt den Fanatikern anheim. Der Freiheitskampf wird zum Aufruhr. Hofer unterwirft sich.

Wenn sich auch der Abfall der Muthlosen und Engherzigen von Hofer und der Sache des Vaterlandes voll-

zogen hatte, so wog doch dieser Ausfall in materieller Beziehung nicht schwer: auf das wehrhafte Bauernvolk übte Hofer, als Träger des vaterländischen Freiheitsgedankens, nach wie vor den gleichen ungetrübten Zauber aus, und die siegreichen Gebirgssöhne, denen in ihrem unbedingten Vertrauen auf Gott Nichts unmöglich schien, waren entschlossen, zur Rettung des Vaterlandes Alles, auch das Unmögliche zu wagen; — verhängnißvoll für Hofer und das biedere Volk der Tiroler wurde nur der wachsende Einfluß, den die Fanatiker auf den irregeleiteten Führer gewannen. Diesem Einfluß preisgegeben, verlor er mehr und mehr die Klarheit des Urtheils und ließ sich in Bahnen reißen, die zum Verderben führen mußten.

Von Hall aus ließ der Obergeneral Drouet an Hofer die Aufforderung ergehen, mit Rücksicht auf den abgeschlossenen Frieden, von welchem er ihm die bestimmte Nachricht gab, alle weiteren Feindseligkeiten einzustellen. Hofer verlangte dagegen Waffenruhe bis zur Ankunft eines Kouriers des Hauses Oesterreich, oder einen Freipaß für einen Abgeordneten an Kaiser Franz. „Friede ist also, wie Sie selbst gestehen, zwischen Oesterreich und Frankreich," hieß es unter Anderem in seiner Rückantwort, „und doch rücken Sie feindlich in diesem Lande vor, heben Geißeln aus und bedrohen das Eigenthum und die Personen der Unterthanen. Dies heißt wahrlich nicht das heilige Wort der beiden Kaiser respektiren! — Ein Blick um sich, Herr General, wird Sie überzeugen, daß Tausende meiner Landsleute alle Stunden zum Kampfe bereit stehen." Der Schluß der Antwort lautete: „Machen Sie uns daher mit Ihrem Entschlusse bekannt und halten Sie sich gleichfalls versichert, daß wir auch dann nicht zagen werden, wenn Sie mit Verwerfung unserer friedlichen Anträge feindlich gegen uns vorrücken." Gleichzeitig gab Hofer den Befehl, auf beiden Innufern gegen den Feind

vorzurücken, nicht um denselben anzugreifen, sondern nur um ihm seine Macht zu zeigen. Kaum waren indessen die Landwehrmänner über Mühlau hinausgekommen, als sie das feindliche Lager und die marschfertigen Truppen erblickten. Um nicht in den Bereich der zahlreichen feindlichen Reiterei zu gerathen, zogen sie sich eiligst nach Innsbruck und von da auf den Berg Isel zurück. Da alle rechtlichen Männer von Innsbruck ihnen dorthin folgten, blieb das Gesindel allein Herr der Stadt, die nur durch den Priester Donay, einen Freund Hofers, vor Plünderung geschützt wurde.

Die tirolische Wehrkraft stand auf den Anhöhen an beiden Seiten des Inns in weiter Ausdehnung. Die Linie der Bauern auf dem linken Innufer unter dem Kommando Firlers reichte von Zirl bis zu den Höhen über Mühlau; auf dem rechten Ufer von der Gallwiese bis zur Sill kommandirte Mathias von Lama; von der Sill bis in die Gebirge von Volders, Waltens und Weer führten Straub und Speckbacher das Kommando, und im Centrum am Berg Isel befehligte der Landesmajor Aschbacher. Diese achtunggebietende Stellung der Bauern, die bei den unzähligen Wachtfeuern doppelt drohend erschien, bewog den feindlichen Obergeneral Drouet, behutsam vorzurücken. Am 25. October Morgens kam eine starke Abtheilung der Division Wrede nach Innsbruck, nachdem die schwachen Posten der Bauern an der Mühlauer Brücke durch grobes Geschütz versprengt worden waren. Die feindliche Kavallerie verfolgte die Bauern bis zum Berg Isel, wurde aber hier von einem so lebhaften Stutzenfeuer empfangen, daß sie bald wieder umkehren mußte. Nachmittags folgte eine größere Anzahl von Linientruppen nach, bei welchen sich der Kronprinz, Drouet und Wrede befanden. Nachdem sie eine Recognoscirung gegen den Berg Isel vorgenommen

und die Mitglieder der provisorischen Landesadministration als Geißeln in ihre Gewalt bekommen hatten, kehrten sie von Innsbruck wieder in die Haller-Au zurück, doch ließen sie einen starken Posten an der Mühlauer Brücke und eine Kavallerie-Abtheilung beim Löwenhause zurück. Hofer gab der Kommandantschaft von Meran Nachricht über den Einmarsch der Baiern in Innsbruck, fügte aber bei, daß sie sich am Berg Isel schon die Nase verbrannt hätten, und daß seine Leute voll Muth und Kampfbegierde seien. Er empfahl Gebet und Einigkeit.

Am 26. October rückten die Baiern von Hall über die Innbrücke, um das Landvolk von den dortigen Höhen zu vertreiben; sie fanden aber einen so kräftigen Widerstand, daß ihnen an 100 Mann, unter welchen sich mehrere Offiziere befanden, getödtet oder verwundet wurden. Im Zimmerthale fielen sogar 300 Mann in die Gefangenschaft der Bauern. Am 27. October sprengte ein baierischer Dragoner, eine weiße Fahne schwingend, in vollem Galopp durch die Stadt Innsbruck. Er brachte zwei Pakete, eines an Andreas Hofer und das andere an den Stadtmagistrat. Sie enthielten gedruckte Proklamationen des Vicekönigs von Italien, in welchen der abgeschlossene Frieden verkündigt, und unter der Bedingung der Rückkehr zur Ruhe und Ordnung dem Lande allgemeine Straflosigkeit zugesichert wurde. Da dieselben von Villach aus erlassen waren und das Datum des 25. Octobers trugen, auch das Druckpapier noch ganz feucht schien, hielt man sie für untergeschoben und schenkte ihrem Inhalte keinen Glauben. So wurde der kleine Krieg mit geringer Unterbrechung fortgesetzt. Die Schuld dieser nutzlosen Plänkeleien trug hauptsächlich der fanatische Kapuziner Haspinger, welcher in den letzten Tagen gleichfalls auf dem Berg Isel angelangt war.

Hofer hatte sein Hauptquartier auf dem Schönberg.

Bei ihm befand sich der Oberlandeskommissär von Roschmann, der für Hofer zum Theil die Korrespondenz besorgte und stündlich die Ankunft eines österreichischen Kouriers erwartete. Dieser traf endlich am 29. October auf dem Schönberge ein. Es war der Freiherr Joseph von Lichtenthurn, der aus dem kaiserlichen Hoflager zu Totis kam; in seiner Begleitung befand sich der Intendant von Wörndle. Er überbrachte dem Oberkommandanten Hofer mit der Proklamation des Vicekönigs von Italien ein Handschreiben Sr. kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Johann, folgenden Inhalts: „Die Nachricht des abgeschlossenen Friedens wird nun auch bis zu Euch gelangt sein. Ich muß Euch dieselbe auf allerhöchsten Befehl bestätigen. Alles würde der Kaiser gethan haben, um die Wünsche des Landes in Erfüllung zu bringen; allein so nahe dem Kaiser das Schicksal der biedern Bewohner dieses Landes geht, so ist doch die Nothwendigkeit eingetreten, Frieden zu schließen. Ich setze Euch hiervon auf allerhöchsten Befehl mit dem Beifügen in Kenntniß, daß der Wunsch Seiner Majestät dahin geht, daß die Tiroler sich ruhig verhalten und nicht zwecklos sich aufopfern mögen."

Diese unerwartete Nachricht traf wie ein Wetterstrahl die Herzen der Patrioten. Sie konnten es nicht fassen, daß der Kaiser das unbezwungene Felsenland, das Gut und Blut für die höchsten Güter die Menschheit geopfert, in den unersättlichen Schlund des korsischen Gewalthabers habe werfen können. Der Seelenschmerz der Patrioten fand an dem Ueberbringer der traurigen Nachricht selbst einen erschütternden Ausdruck. Freiherr von Lichtenthurn war seit seiner Jugend mit der fallenden Sucht behaftet. Als er nun seine Trauer-

post verkündigen wollte, ward er vom Schmerz so tief ergriffen, daß seine Krankheit zum Ausbruche kam und er mit einem herzzerreißenden Schrei zu Boden stürzte. Entsetzt verließen alle Anwesenden das Zimmer. Hofer hatte hierauf mit Roschmann eine vertrauliche Besprechung, an der seine geheimen Bauernräthe, sowie der Intendant von Wörndle und der Schützenmajor von Plawen aus Schlanders Theil nahmen. Nachdem Roschmann die Versammelten von der Thatsache des Friedensschlusses überzeugt hatte, ermahnte er den Oberkommandanten Hofer und seine Umgebung auf das Nachdrücklichste, den Feindseligkeiten sogleich ein Ende zu machen und das bewaffnete Landvolk nach Hause zu schicken. Hofer nahm mit allen Anwesenden diesen allein vernünftigen Vorschlag an und fügte sich mit Ergebung in das Unvermeidliche. Roschmann verfaßte in Eile Abberufungsschreiben an alle Kommandanten, sowie Friedenserklärungen an die französischen und baierischen Generale, welche Schriftstücke Hofer mit seinem Namen unterfertigte und durch Eilpost und Sendboten überall hin verbreiten ließ. In das baierische Hauptquartier nach Hall wurde Thurnwalder als Kourier mit dem Austrag geschickt, die Einstellung aller Feindseligkeiten von Seiten der Tiroler anzuzeigen und den Antrag auf einen vierzehntägigen Waffenstillstand zu stellen, da Hofer die Zustimmung des ganzen Landes für nothwendig hielt. Nach Meran wurde die Nachricht von dem Friedensabschlusse durch Johann Holzknecht gebracht, dem Hofer zugleich den Auftrag ertheilte, einige Männer in sein Hauptquartier zu schicken, um mit ihnen weitere Berathungen zu pflegen und die geeigneten Maßregeln festzusetzen.

Vor seiner Abreise nach der Schweiz übergab Roschmann dem Oberkommandanten 20,000 fl. in öster-

reichischen Banknoten zu freier Verfügung und ertheilte ihm den Rath, mit den vier Schimmeln des Obersten Spaur in das baierische Hauptquartier zu fahren, die Pferde zurückzugeben und sich dem Kronprinzen von Baiern vorzustellen. Hofer war entschlossen, diesen Rath zu befolgen, und schon war der Wagen angespannt, als plötzlich der Kapuziner Haspinger, welcher nach erhaltenem Abberufungsbefehle vom Berge Isel sofort nach dem Schönberge geritten war, wuthschäumend in Hofers Zimmer stürzte, alle Anwesenden mit Schimpfworten, Verwünschungen und Drohungen überschüttete und alles, was im Einvernehmen mit Roschmann beschlossen worden war, für Betrug und Prellerei erklärte, indem er, unter Verpfändung seiner priesterlichen Ehre und Würde, die Versicherung gab, daß kein Friede geschlossen sei, und den Umstand, daß der Kourier bei der Uebergabe der Depesche gleich todt zu Boden gestürzt, für eine augenscheinliche Strafe Gottes erklärte. Tief ergriffen von den im Feuer der leidenschaftlichsten Aufregung gesprochenen Worten des Kapuziners, stand Hofer wie versteinert da. Sein schlichter Verstand reichte nicht aus, um Wahrheit und Täuschung zu unterscheiden, und je schwerer es seinem treuen, für sein Vaterland und seinen Kaiser glühenden Herzen geworden war, der lang genährten Hoffnung auf den endlichen Sieg der gerechten Sache zu entsagen, desto geneigter war er, den Versicherungen Haspingers Glauben zu schenken und dessen Anschauungen zu seinen eignen zu machen. Zu schwach, um dem stürmischen Drängen des fanatischen Kapuziners Widerstand zu leisten, ließ er es geschehen, daß dieser Befehl gab, den bereitstehenden Wagen umzuwenden, und fuhr, trotz aller Gegenvorstellungen der Anwesenden, mit ihm nach Matrei. Von nun war Hofer das willenlose Werkzeug des fanatischen Kapuziners, und alles Unheil, das

jetzt noch über das unglückliche Land hereinbrach, fällt diesem zur Last.

In Matrei wurde der noch immer schwankende Hofer planmäßig bearbeitet. Man schilderte ihm in den lebendigsten Farben das Elend, das dem Lande bevorstehe, wenn es wieder an Baiern käme, und stellte die versprochene Amnestie als äußerst zweifelhaft dar, da Napoleon so oft sein Wort gebrochen habe. Der Kapuziner berief sich auf die Stimmung des Volkes, auf den Muth der schlagfertigen Schaaren, auf den sichern Beistand Gottes, der die Waffen der Tiroler bisher so augenscheinlich gesegnet habe, und auf die Schwäche der feindlichen Truppen, obwohl er weder von der Stärke des Feindes, noch von der Lage der Dinge in den übrigen Landestheilen unterrichtet war. Hofers gänzliche Sinnesänderung war das Werk des von Baiernhaß durchglühten Fanatikers Johann Maria von Kolb, der mit dem kärnthnerischen Kommandanten Türk aus dem Pusterthal und einigen anderen Kommandanten vom Berg Isel nach Matrei gekommen war. Am folgenden Morgen trafen zwar die Herren von Wörndle und Stolz in Matrei ein, um den letzten Versuch zu machen, neues Unglück fernzuhalten; allein sie wurden nicht mehr vorgelassen. Die Fortsetzung der Feindseligkeiten war bereits beschlossen. Hofer wurde in diesem unglücklichen Entschlusse noch bestärkt durch die Weigerung des französischen Obergenerals Drouet, auf den erbetenen vierzehntägigen Waffenstillstand einzugehen. Sofort wurden Gegenbefehle an die Anführer des Volkes versandt, aus denen der bethörende Einfluß des Kapuziners deutlich hervorleuchtete.

Am 1. November früh Morgens sollte der Angriff auf die Baiern beginnen, und zwar zuerst auf dem linken Innufer, wo Martin Firler kommandirte. Dieser sollte

das Signal geben für den Aufbruch der ganzen Linie auf dem rechten Innufer. Allein durch Firlers Saumseligkeit wurde der ganze Angriffsplan vereitelt. Er ließ nicht nur die Feldmesse zu spät lesen, sondern auch noch seinen Leuten unter freiem Himmel eine lange Predigt über Napoleons Charakter und Wortbrüchigkeit halten. Während dieser verlorenen Zeit waren die beiden Divisionen Kronprinz und Wrede mit ihren zahlreichen Geschützen von Hall nach Innsbruck marschirt. Von einem starken Herbstnebel begünstigt, rückten sie unbemerkt überall den Aufstellungen der Bauern entgegen und eröffneten, ehe diese noch den Angriff begonnen hatten, mit 40 Geschützen eine so furchtbare Kanonade gegen den Berg Isel und den Paschberg, daß die überraschten Bauern, deren schlecht gebaute Erdwälle in kurzer Zeit ganz durchlöchert oder über den Haufen geworfen waren, während Nebel und Rauch sie verhinderten, ihr eigenes Geschütz auf einen sichern Punkt zu lenken, bald in die größte Verwirrung geriethen. Als hierauf die Baiern auch auf dem linken Innufer beim Pulverthurm mehrere Kanonen aufgepflanzt und in Verbindung mit jenen des rechten Ufers bei der Ziegelhütte den linken Flügel der Tiroler beim Hußlhofe und an der Gallwiese auf das heftigste beschossen hatten, mußte der schwer bedrängte Kommandant von Lama seinen verschanzten Posten aufgeben. Dadurch war die Linie der Bauern am Berg Isel durchbrochen, und sie sahen sich in der Flanke und im Rücken bedroht. Die Verschanzungen mußten auf der ganzen Linie aufgegeben und durch schnellen Rückzug die Höhen gewonnen werden. In der Zeit von drei Stunden war sowohl der Berg Isel als auch der Paschberg von den Bauern geräumt und ihr weniges Geschütz in den Händen der Sieger.

Als Hofer in seinem Hauptquartier zu Matrei den unglücklichen Ausgang des Kampfes auf dem Berg Isel

vernommen hatte, berichtete er dies sogleich an die Kommandantschaft von Meran und deutete an, daß man sich nach dem Verluste des Iselberges vielleicht auf den Brenner werde zurückziehen müssen, und daß somit alle waffenfähige Mannschaft eiligst dorthin zu senden sei. Er schloß das Schreiben mit den Trostworten: „Liebe Brüder! noch ist nicht zu verzagen; noch ist nicht Alles verloren. Es lebt noch der alte gerechte Gott; vertrauet auf ihn, und wir werden mit der Hilfe Gottes wieder siegen.“

Da Hofer die Absicht hatte, das streitbare Volk auf dem Brenner zusammenzuziehen, so verlegte er sein Hauptquartier am 2. November von Matrei nach Steinach. Hier wurde ihm vom Schützenhauptmanne Joseph Reinisch von Weer ein zwischen Wattens und Volders aufgefangener französischer Stabsoffizier Namens Sevelinges vorgeführt, der als Kourier von Salzburg kam und Depeschen des Vicekönigs von Italien an den König und den Kronprinzen von Baiern, sowie an den kommandirenden General Drouet bei sich hatte. Schnell wurde der Priester Donay, dem die französische Sprache geläufig war, von Matrei herbeigerufen. Von den durch ihn übersetzten Depeschen enthielten die erste und zweite die Bestätigung des Friedens, die dritte aber die Mittheilung, daß von der italienischen Armee drei Divisionen am 2. November in Lienz und am 6. November in Mühlbach eintreffen würden; daß General Peyri beauftragt sei, den Tirolern über Gröden in die Flanke zu fallen, und daß General Vial von Trient nach Bozen vorrücke. Der Vicekönig hatte dabei befohlen, mit der möglichsten Schonung vorzugehen, weil er, wie das Schreiben ausdrücklich bemerkte, zuversichtlich erwarte, daß die Tiroler sich unterwerfen und zur Ruhe zurückkehren würden.

Der Kourier, dessen artiges Benehmen dem Sandwirth und seinen Leuten Vertrauen einflößte, machte diese darauf

aufmerksam, wie sehr es unter den obwaltenden Verhältnissen im Interesse des Landes liege, daß der Oberkommandant und die Landesabgeordneten durch eine Deputation dem Vicekönige die Erklärung ihrer Unterwerfung zustellen ließen. Diese Mahnung des gefangenen Offiziers, der mit der größten Achtung behandelt wurde, blieb nicht ohne Wirkung. Am 3. November hielt Hofer mit seinen Vertrauten und mehreren Deputirten, welche aus dem Vintschgau und der Gegend von Meran in Steinach eingetroffen waren, eine sehr ernste Berathung. Der volksfreundliche Landrichter von Mörl aus Meran führte dabei das Wort und bewies in einer ausführlichen Rede die Nothwendigkeit der Ergebung und Unterwerfung mit so unwiderlegbaren Gründen, daß ihm endlich die ganze Versammlung beistimmmte. Nur der Kapuziner Haspinger machte noch Einwendungen, welche jedoch kein Gehör fanden und ganz unberücksichtigt blieben.

Donay verfaßte das Schriftstück an den Vicekönig, dessen wesentlicher Inhalt dahin ging, „daß die Gefertigten im Vertrauen auf die Güte, Weisheit und Gerechtigkeit Sr. kaiserlichen Hoheit das Schicksal des tirolischen Volkes in dessen Hände übergäben und bereit seien, sich zu unterwerfen und die Waffen niederzulegen.“ Es wurde noch beigefügt, „daß sie sich, so bald sie Sicherheitskarten erhalten könnten, Sr. kaiserlichen Hoheit selbst vorstellen und zugleich gegen die gegründeten Beschwerden des Landes um Schutz und Abhilfe bitten würden.“ Hofer, der sich bei dieser Verhandlung fast ganz passiv verhalten hatte, setzte seinen Namen zuerst unter das Schreiben, wobei er die wehmüthigen Worte hören ließ: „Nu, in Gottes Namen. Unser lieber Herr wird wohl Alles recht machen.“

Zu Deputirten an den Vicekönig, der sich damals

in Villach aufhielt, wurden der Landesschützenmajor Sieberer und der Priester Donay gewählt. Diese verließen gleich an dem nämlichen Tage Steinach, nachdem sie von dem französischen Kourier einen Reisepaß erhalten hatten.

Inzwischen hatten die Pusterthaler aus eigenem Antriebe Deputirte an den Vicekönig nach Villach abgeschickt, welche sehr gut empfangen und mit der Versicherung entlassen wurden, daß die Tiroler die schonendste Behandlung zu erwarten hätten, wenn sie die Waffen niederlegten und zur Ruhe und Ordnung zurückkehrten. Hofer, der hiervon in einem am 4. November erhaltenen Schreiben in Kenntniß gesetzt worden war, theilte diese Nachricht noch an demselben Tage dem kommandirenden Generale Drouet mit und fügte bei, daß er nunmehr keinen Anstand nehme, die gesammte Mannschaft von allen Posten abzuberufen und nach Hause zu schicken. Zugleich stellte er das dringende Ersuchen, das Vorrücken des Militärs um einige Tage verschieben zu wollen, damit man Zeit gewinne, das Landvolk über die Lage der Dinge zu belehren. Diese Erklärung Hofers machte General Drouet in seiner Proklamation vom 5. November als einen Unterwerfungsakt mit dem Befehle kund, daß jeder, der nach 24 Stunden, von dem Zeitpunkte der Kundmachung jener Proklamation an gerechnet, mit den Waffen in der Hand ergriffen werde, als Straßenräuber betrachtet und auf der Stelle hingerichtet werde solle. Dieses Benehmen des französischen Generals, der doch wissen mußte, daß die empörten Wogen nach einem Sturme nur langsam sich legen, sowie das rücksichtslose Vormarschiren der Baiern ging dem guten Hofer sehr zu Herzen. Aeußerst verstimmt zog er sich mit seiner Umgebung nach Sterzing zurück, wo er die Rückkunft der Deputirten au den Vicekönig abwarten wollte. Diese Zeit des Schwankens benutzte der Feind zu seinem Vortheile,

um das noch immer gefürchtete Felsenland in die Mitte zu nehmen und zu erdrücken.

Größer noch als im Norden Tirols, wo es dem baierischen General Rechberg unter Mitwirkung des Generals Beckers gelang, die von den Bauern besetzten Verhaue und Verschanzungen bei der Martinswand zu überwältigen und dadurch die Verbindung mit dem Obersten Grafen von Oberndorf herzustellen, war die Verwirrung im südlichen Landestheile. Hier trieben, bei dem gänzlichen Mangel einer festen Oberleitung, Leidenschaftlichkeit und blinder Fanatismus ein höchst verderbliches Spiel. Eine Ausnahme hiervon machte die Stadt Bozen, welche auf den 1. November eine Versammlung aller Obrigkeiten und Gerichtsausschußmänner einberief, die den einstimmigen Beschluß faßte, die Waffen niederzulegen, um sich der versprochenen Amnestie theilhaftig zu machen. Das Unterwerfungs-Protokoll wurde dem Generale Vial nach Trient überschickt. Es gelang indessen den Bozener Friedensstiftern nicht, das bewaffnete Volk von der Nothwendigkeit der Unterwerfung zu überzeugen und zum Abzuge zu bewegen. Erst als die Franzosen über Cembra her den Landesvertheidigern in den Rücken und in die Flanke gekommen waren und die Niederlegung der Waffen innerhalb einer halben Stunde verlangten, gingen die Kompagnien auseinander. Die wilde Gährung, die der ungünstige Friede unter den Bauern hervorgerufen, dauerte jedoch fort, und nur für kurze Zeit gelang es den Kommandanten, die aufgeregten Gemüther im Zaume zu halten.

Der General Peyri, der am 3. November mit einem Korps von 1200 bis 1500 Mann von Reichenstein aufgebrochen war, um im Vereine mit den aus dem Pusterthale erwarteten Truppen des Generals Baraguay d'Hilliers Bozen zu besetzen, hatte auf seinem Zuge

schwere Kämpfe mit dem von allen Seiten zusammengeströmten Gebirgsvolke zu bestehen, in welchen fast die Hälfte seiner Truppen aufgerieben wurde. In Kollmann gossen die Einwohner aus den Fenstern ihrer Häuser siedendes Wasser auf die durchziehenden Soldaten. So groß war der Haß und die Erbitterung des Volkes!

Die von Hofer an den Vicekönig von Italien entsandten Deputirten kamen am 5. November in Villach an und erhielten sogleich die erbetene Audienz. Donay bemühte sich, mit dem ganzen Feuer seiner angeborenen Beredtsamkeit die Erhebung der Tiroler zu rechtfertigen. Am Schlusse seiner Rede bat er um Schonung und Schutz für sein unglückliches Vaterland. Der Vicekönig sagte Beides zu und entließ die Abgeordneten mit den Worten: „Eilt zu euren Landsleuten zurück und saget ihnen in meinem Namen: sobald der Handwerker wieder in seiner Werkstätte, der Bürger in seiner Handlung und der Bauer bei seinem Pfluge sein wird, sollen sie Deputirte an mich senden, und ihre Beschwerden sollen Abhilfe finden.“ Am folgenden Morgen wurde ihnen die schriftliche Antwort des Vicekönigs an den Oberkommandanten Hofer behändigt, mit welcher sie sogleich nach Tirol zurückeilten.

Unterdessen war General Ruska in dem Pusterthal vorgerückt und am 4. November nach Bruneck gekommen, wo der Kommandant Steger sich ihm unterwarf. Am folgenden Morgen rückte er bis Kiens vor, während die Bauern, deren edlen Führer, Peter Mayr, der fanatische Kolb durch schmähliche Lügen von der Annäherung des Erzherzogs Johann, sowie durch angebliche Visionen und Erscheinungen der Mutter Gottes gänzlich berückt hatte, sich bis St. Sigismund zurückzogen. Kolb, der leider bei dem Volke Glauben und Anhang gefunden, ließ überall Sturm läuten und zwang die Bewohner der umliegenden

Ortschaften, die Waffen zu ergreifen, um das weitere Vordringen des Feindes zu vereiteln.

Den Abgeordneten Donay und Sieberer wurden auf ihrer Rückreise weder durch Baraguay d'Hilliers noch durch Ruska Schwierigkeiten in den Weg gelegt, obgleich sich Beide über den fortgesetzten Widerstand des Gebirgsvolkes äußerst erbittert zeigten; als sie jedoch zu dem nächsten Bauernposten gelangten, wurden sie angehalten, obwohl sie sich als Abgesandte Hofers auswiesen. Der halbbetrunkene Bauernhauptmann brach in Schimpfreden und Schmähungen aus, die keinen Zweifel darüber übrig ließen, daß der vermeintliche Freiheitskampf in den wildesten Aufruhr ausgeartet war. Mit einem Geleite von Bauern wurden die Deputirten nach Obervintl gebracht, wo sich zu ihrem Glücke der Schützenmajor Harrasser befand, der sich mit dem Kapuziner Haspinger nach dem Pusterthal begeben hatte. Harrasser warnte die Deputirten, vom Frieden ja nicht zu sprechen, und schrieb ihnen einen Geleitbrief, vermittelst dessen sie sich durch das leidenschaftlich aufgeregte Volk durchwinden konnten; ihrem Wagen wurden jedoch einzelne Schüsse nachgesandt. Nach diesen widerlichen Erlebnissen kamen die Deputirten endlich ohne weitere Gefahr nach Sterzing, wo sie von Hofer mit Sehnsucht erwartet wurden.

Während Verwirrung, Bethörung und offener Wahnsinn immer tiefere Schatten über die Thäler Tirols warfen, rückte die feindliche Uebermacht mehr und mehr gegen das Herz des Felsenlandes vor. Die Baiern standen bereits auf dem Schönberg und bei Matrei. Speckbacher und Straub boten Alles auf, ihrem weiteren Vordringen Einhalt zu thun; da jedoch überall feindliche Angriffe zu erwarten standen, blieben die Hilferufe, die sie nach allen Seiten hin ergehen ließen, ohne Wirkung. Mehr und mehr entschwand dem Widerstande des Landvolkes die ge-

hörige Leitung und das nothwendige Zusammenwirken, und Hofer sah ein, daß es hohe Zeit sei, einem Kampfe ein Ziel zu setzen, der den Tirolern weder Ehre noch Segen, sondern nur Unheil bringen konnte. Zu diesem Ende bat er den Priester Donay, in seinem Namen alle jene Verfügungen zu treffen, wodurch das Volk zur Ruhe und Heimkehr bewogen werden könnte. Demzufolge diktirte Donay in Sterzing mehreren Schreibern den so merkwürdigen Aufruf des abtretenden Oberkommandanten Andreas Hofer vom 8. November, in welchem er den Tirolern, seinen lieben Brüdern, die unzweifelhafte Richtigkeit des zwischen Oesterreich und Frankreich abgeschlossenen Friedens bestätigte und ihnen den vollen Inhalt des vom Vicekönige unter dem 5. November an ihn erlassenen und durch seine Deputirten Donay und Sieberer überbrachten Schreibens mittheilte. Der Aufruf schloß mit den Worten: „Ich kann Euch ferner nicht mehr gebieten, sowie ich nicht für weiteres Unglück und unvermeidliche Brandstätten gut stehen kann. Wir wollen uns nun durch Ergebung in den göttlichen Willen des Himmels fernern Schutzes, und durch brüderliche Liebe und geforderte Unterwerfung der Großmuth Napoleons und seiner allerhöchsten Gnade würdig machen.“ Nachdem dieser Aufruf in zahlreichen Exemplaren von Hofer unterschrieben und besiegelt war, wurde derselbe überall hin versendet. Der Priester Donay bestieg noch Abends den Jaufen, um Hofers Abdankung in Passeier, Meran und Vintschgau bekannt zu machen. Sieberer reiste mit der Depesche nach Innsbruck und löste die am Brenner befindliche Sturmmannschaft auf. Hofer selbst zog sich mit seiner Umgebung von Sterzing nach Passeier zurück und blieb ruhig im Schoße seiner Familie.

XX.

Hofers erzwungener Wortbruch. Gährung im Volke. Kämpfe bei Meran und in Passeier. Hofers Verblendung. Tirol niedergeworfen.

Der Priester Donay hatte dem Andreas Hofer, als er von ihm in Sterzing schied, den klugen und wohlmeinenden Rath ertheilt, nicht nach Passeier zurückzukehren, sondern sich einige Zeit anderswo verborgen zu halten. Allein Hofer beachtete Donay's Rath nicht; er zeigte sich vielmehr öffentlich in Passeier und bewegte sich vollkommen frei in seinem Wirthshause am Sand; doch erklärte er seinen Freunden, Johann Holzknecht und Andreas Ilmer, mit aller Bestimmtheit, daß Nichts mehr zu thun sei. Hofers Ueberzeugung von der wirklichen Lage der Dinge schien festzustehen; allein er wurde die Geister, die er gerufen, nicht los. Verworfenes Gesindel, das durch den Frieden Nichts gewinnen konnte, wohl aber im Kriege durch Raub und Plünderung, drängte sich um ihn und setzte alle Hebel in Bewegung, um von ihm ein neues Sturmaufgebot zu erzwingen. Eine Zeit lang widerstand Hofer mit Festigkeit dem ungestümen Drängen; allein verschiedene anderen Umstände machten ihn auf's Neue wankend und rissen ihn endlich gegen seinen eigenen bessern Willen fort. Der fanatische Kolb schickte Berichte über Berichte, die von seinen wüsten Hirngespinsten strotzten. Es kamen Leute von Kärnthen und Oberpusterthal zu ihm, welche durch schriftliche und mündliche Nachrichten allerlei Zweifel und Bedenken über den Friedensabschluß in ihm erregten. Der Kapuziner Haspinger, der nach Graubündten hatte flüchten wollen, aber von den Vintschgauern aufgehalten worden war, kam gleichfalls nach Passeier und wirkte in seiner bekannten

Weise nachtheilig auf Hofer ein. Selbst sein Schwager, Joseph Gufler, redete dem von allen Seiten bestürmten Manne zu, den Leuten nachzugeben, die um jeden Preis den Krieg wollten. Sein neuer Geheimschreiber, der Student Kajetan Sweth, gewöhnlich Döninger genannt, der von Sarnthal kam, erzählte ihm, daß die Bewohner des genannten Thales nur auf einen Wink von ihm harrten, um loszuschlagen. So wurde Hofer auf's Neue von der Meinung bethört, das gesammte Volk von Tirol wünsche die Fortsetzung des Kampfes. Als er eines Tages zu Saltaus bei seinem Freunde und Vetter, Joseph Haller, mit seinem Schreiber allein in einer Stube saß, stürzte ein Passeirer herein, den geladenen Stutzen in der Hand, und fuhr ihn, vor wilder Aufregung keuchend, mit den Worten an: „Nun, wie ist's Anderle? Was thun wir mit den Franzosen? Willst was thun oder nicht? — Und willst Nichts thun, so wisse, daß mein Stutzen so gut für dich, als wie für einen Franzosen geladen ist. Angefangen hast's; nun mach' es auch aus!" Als Hofer auf vernünftige Erörterungen mit ihm eingehen wollte, that der Mann wie ein Rasender und legte auf ihn an. In dem Wahne, Gott selbst gebe ihm durch den Rasenden ein Zeichen, ertheilte Hofer seinem Schreiber den verhängnißvollen Auftrag: „Geh', Döninger, mach' einen Aufruf!" Döninger ging sogleich an's Werk, und Hofer unterschrieb den Aufruf, in welchem das Volk auf's Neue zum Widerstande aufgefordert wurde; aber er unterschrieb damit auch sein eigenes Todesurtheil, um als Sühnopfer für die Schuldigen zu sterben.

Der erzwungene Aufruf Hofers, der ungeachtet des Widerstrebens der Geistlichkeit in allen Kircheu von Passeier verlesen wurde, verbreitete sich wie ein Lauffeuer in allen umliegenden Gemeinden und Thälern und wurde von den

jungen Burschen, welche sich beim Friedensstande vor der Rekrutirung fürchteten, mit Jubel aufgenommen. Das Burggrafenamt war bereits fast vollständig beruhigt, und man war theilweise mit der Ablieferung der Waffen beschäftigt, als der als Parlamentär bekannte Johann Wild, früher Hausknecht beim Mondscheinwirth in Bozen, mit zwei Sandwirthsreitern in Meran eintraf und auf dem Hauptplatze der Stadt im Namen des Andreas Hofer das Sturmaufgebot bekannt machte. Wirkungslos verhallte die mahnende Stimme der Geistlichkeit, die jeden ferneren Widerstand als im Gewissen unerlaubt und vor Gott strafbar erklärte. Donay, der sich damals gerade in Meran aufhielt, wollte mit seiner Donnerstimme die aufgeregte Volksmasse beschwichtigen; allein er hatte von Glück zu sprechen, daß er mit dem Leben davon kam. Er flüchtete sich in seinen Heimathsort Schlanders; aber auch hier fand er das Volk in Folge des neuen Aufrufs Hofers in voller Gährung, und er mußte die Bemerkung hören, daß ein Geistlicher (Donay) den Sandwirth und das Vaterland verrathen habe. Als Donay die Schwelle des väterlichen Hauses betrat, kam ihm seine Mutter laut schreiend entgegen und nannte ihn einen Seelenverkäufer. So stand es um die Stimmung des Volkes in einzelnen Gegenden! Vernunft und Besonnenheit hatten keinen Einfluß mehr auf die fanatisirten Massen, welche die Obergewalt an sich gerissen hatten. Die Beruhigungsversuche der Verständigen waren eine Stimme in der Wüste und wurden als Verrath an der Sache des Vaterlandes angesehen. So sah es im Burggrafenamt aus, das die Wiege der glorreichen Erhebung des Jahres 1809 gewesen war und die Garde Tirols in den Freiheitskämpfen gestellt hatte. Da, wo die Flamme der Freiheit am hellsten aufgelodert, sollte sie in düsterem Schimmer erlöschen.

Die unruhigen Vorgänge im Burggrafenamte und in Passeier bewogen den General Ruska, am 12. November mit 2000 Mann von Bozen nach Meran vorzurücken. Nachdem er am Abend des gleichen Tages dort eingetroffen, sandte er an Hofer eine diesem genehme Person und ließ ihn unter der Zusicherung vollkommenster persönlicher Sicherheit zur Mittagstafel einladen. Der Abgesandte kam jedoch mit der Nachricht zurück, daß Hofer nicht frei und durch Todesdrohungen zur Erneuerung des Aufstandes gezwungen worden sei. Ruska, der den die Stadt Meran überragenden Küchelberg besetzt hatte, requirirte hierauf Verstärkung aus Bozen. Um jedoch zunächst den Weg einer gütlichen Verständigung zu versuchen, sandte er am 14. November mehrere Kapuziner aus, welche das Volk zur Niederlegung der Waffen bereden sollten. Während zwei derselben, denen eine Abtheilung Franzosen auf dem Fuße folgte, sich in Riffian, wo die Mannschaft über Mittag in den Quartieren vertheilt war, mit den Bauern besprachen und sie zur friedlichen Heimkehr zu bewegen suchten, kam es bei der Kuenser Ecke zu einem Gefechte, in welchem der französische Anführer und ein zweiter Offizier den Tod fanden. Durch das gleichzeitige Eintreffen eines bewaffneten Haufens erschreckt, der von Schenna herüberkam, zogen sich die Franzosen eiligst nach dem Segenbüchel, dem höchsten Punkte des Küchelberges, zurück. Am folgenden Tage rückte Ruska, der unterdessen Verstärkung aus Bozen erhalten hatte, nach dem Vintschgau, um die Vintschgauer von den Passeirern zu trennen; seine Truppen stießen jedoch bei Naturns auf eine solche Masse bewaffneten Volkes, daß sie rasch nach Meran zurückkehrten.

Unterdessen hatte Hofer die Nachricht erhalten, daß auch in den Umgebungen von Meran alles streitbare Volk unter den Waffen stehe; er beschloß daher mit seinen Rath-

gebern, am 16. November den Feind anzugreifen. Nach einem heißen Kampfe, in welchem die Passeirer einen ganzen Tag lang mit bewunderungswürdigem Muthe einem weit überlegenen Feinde Stand hielten, da die Vintschgauer, auf deren Unterstützung sie gerechnet, erst gegen Abend eintrafen, wurden die Franzosen mit großem Verluste von den Höhen des Küchelberges herabgeworfen und in verworrener Flucht bis hinter die Mauern von Meran zurückgetrieben.

Eine Truppenabtheilung, welche Ruska von Meran nach der Marlinger Etschbrücke gesandt, um auf dem rechten Etschufer über den Marlinger Berg den Bauern in die Flanke zu fallen, mußte sich gleichfalls, nach einem mehrstündigen Gefechte mit den aufgestandenen Bewohnern der Umgegend, mit bedeutendem Verluste nach Meran zurückziehen. Der Versuch des Feindes, von Obermais aus die Höhe von Schenna zu gewinnen, um von dieser Seite aus den Bauern in den Rücken zu kommen und die Passeirer abzuschneiden, hatte keinen besseren Erfolg. Die Truppen, die um 3 Uhr Nachmittags dorthin beordert wurden, geriethen auf dem Hohlwege, der gerathen Wegs nach Schenna führt, unter den heftigsten Kugelregen der Schennaer Schützen und wurden so sehr in die Enge getrieben, daß sie nicht mehr auf dem alten Wege zurückkehren konnten, sondern den Passeierbach durchwaten mußten.

Je mißlicher sich die Lage der französischen Brigade auf allen Seiten gestaltete, desto muthiger und kraftvoller wurde der Widerstand der Bauern. Da zu erwarten stand, daß General Ruska sich nach Bozen zurückziehen werde, wurde noch in der nämlichen Nacht die Straße zwischen Untermais und Burgstall am Sinachkopfe abgegraben und mit Schützen gut besetzt. In der That brach Ruska kurz nach Mitternacht in größter Stille von Meran auf, um den

Rückzug nach Bozen anzutreten. Um jedes Geräusch zu vermeiden, hatte man die Räder der Wagen und die Hufe der Pferde mit Wolle und Leinwand umwunden, und kein lautes Wort durfte gesprochen werden. Ohne Hinderniß kam der stille Zug bis zum Einachkopfe; allein hier harrte seiner ein furchtbarer Empfang. Ein tiefer Graben und gewaltige Steinbarrikaden hemmten jeden Schritt, während Stutzenfeuer aus dem nahen Gebirge und rollende Steine Tod und Verderben unter der festgebannten Schaar verbreiteten. Nach unsäglichen Anstrengungen gelang es endlich der Mannschaft, mit den Pferden durchzudringen; doch mußten, außer einer Kanone, mehrere Montur-, Armatur- und Munitionswagen zurückgelassen werden. Erst gegen Mittag kam die hart mitgenommene Brigade in der größten Unordnung in Gries bei Bozen an.

In derselben Nacht, wo General Ruska von Meran abziehen mußte, überstieg eine französische Kolonne von 1200 Mann, geführt von dem General Dorelli, das Jaufengebirge, um den General Ruska in der Bändigung des widerspenstigen Passeierthales zu unterstützen. Da sie behutsam vorgehen wollte und überdies durch ungünstige Witterung aufgehalten wurde, so übernachtete sie in dem Oertchen Walten auf dem Jaufen. Hier wurde sie am folgenden Tage (18. November) beim ersten Morgengrauen von einem Haufen Passeirer unter der Anführung des kühnen Georg Laner aufgescheucht. Rasch eilten sie dem Dorfe St. Leonhard zu; doch mußten sie auf dem Marsche eine Anzahl Gefangener, Gemeine und Offiziere, in den Händen der Bauern zurücklassen. Anstatt nach Meran vorzugehen, was sie ungehindert hätten thun können, da die Passeirer Kompagnien abwesend und die Bewohner von Meran und Mais bereits zur Ruhe zurückgekehrt waren, nahmen die Franzosen, die Nichts von der Niederlage

Ruska's und überhaupt Nichts von der Lage der Dinge wußten, vom Dorf St. Leonhard Besitz. Die Passeirer Kompagnien, welche die flüchtigen Schaaren Ruska's bis Jenesien verfolgt hatten, wurden sogleich von dem feindlichen Einfalle in ihr Thal benachrichtigt, und am Abende des 18. Novembers waren sie schon in ihrer Heimath. Vier Tage lang wurden die Franzosen in St. Leonhard in fortgesetzten Kämpfen auf's Aeußerste bedrängt und immer enger eingeschlossen, bis sie sich endlich am 22. November, vollständig entmuthigt, zur Kapitulation bereit erklärten. Da sie während des Kampfes durch Anzünden der Häuser Schrecken zu verbreiten gesucht, verlangte Hofer, der selbst an den Gefechten keinen Theil genommen hatte, aber zum Abschlusse der Kapitulation aus dem Sandwirthshause herbeigeholt worden war, Ersatz für den durch die muthwillige Brandlegung entstandenen Schaden, und ohne Widerrede wurde ihm alles ausgeliefert, was die Mannschaft an baarem Gelde und Kostbarkeiten besaß. Das bedeutend zusammengeschmolzene Korps zog über das Dorf Tirol nach dem Vintschgau ab.

Hofer gab von dem bei St. Leonhard errungenen Siege den Tirolern in einer durch Ordonnanzen nach allen Richtungen hin verbreiteten „offenen Ordre" Nachricht, worin sich die ganze unheilvolle Verblendung aussprach, in welche seine fanatische Umgebung den leichtgläubigen Mann zu versetzen gewußt. In derselben forderte er das tirolische Volk zu verdoppelten Anstrengungen im Kampfe gegen die Feinde des Landes auf, „da man sichere Nachricht habe, daß das Haus Oesterreich wieder auflebe und die Kaiserlichen durch Kärnthen heranrückten, um den Tirolern zu Hilfe zu kommen."

Nach der Gefangennehmung der Franzosen in St. Leonhard hielt Hofer zum ersten Male ein Kriegsgericht. Ein

Vintschgauer aus dem Dorfe Naturns, der sich von den Franzosen als Spion gebrauchen ließ, hatte sich während des Gefechtes unter die kämpfenden Bauern gemischt und sie in feindliche Hinterhalte verlockt. Zugleich hatte dieser Elende einen Kelch aus dem von dem Brande ergriffenen Kirchlein entwendet. Er gestand sein Verbrechen und wurde von Hofer und seinen Hauptleuten zum Tode verurtheilt. Nachdem er auf Hofers Veranstaltung die Tröstungen der Religion empfangen, wurde er auf dem Gottesacker zu St. Leonhard am 23. November erschossen.

Die Vollstreckung dieses einzigen Todesurtheils Hofers mag in den Umständen hinreichende Entschuldigung finden; aber Hofer war in seiner bedauernswerthen Leichtgläubigkeit und Verblendung nahe daran, zwei Unschuldige zu opfern, den Priester Donay und den Major Sieberer, die er im Verdachte hatte, daß sie ihm nach ihrer Rückkehr vom Vicekönige die wahre Lage der Dinge verschwiegen und das Land durch trügerische Vorspiegelungen zur Ablegung der Waffen verleitet hätten, da nach seiner Meinung noch kein Frieden zwischen Oesterreich und Frankreich bestand. Donay hatte sich der von Hofer angeordneten neuen Volksbewaffnung im Vintschgau mit aller Kraft widersetzt und war deßhalb von einigen Fanatikern, unter denen sich selbst der sonst so verständige Frischmann befand, bei Hofer verklagt und auf dessen Befehl verhaftet worden. Major Sieberer, der von dem kommandirenden General Drouet in Innsbruck den Auftrag erhalten hatte, als Friedensbote nach dem Oberinnthal und dem Vintschgau zu reisen, wurde in Pfunds in Oberinnthal von einem Haufen bewaffneten Gesindels, weil er Zweifel darüber ausdrückte, daß Hofer die Tiroler auf's Neue zu den Waffen gerufen, zu Boden geworfen, geschlagen und halbtodt aus dem Wirthshause auf die Straße getragen. Zwei bessere Männer

retteten ihm das Leben und beförderten ihn weiter nach Nauders und von dort nach Graun. Unglücklicher Weise kam der berüchtigte Martin Firler nach Graun, um neue Aufrufe des Sandwirths zu veröffentlichen. Auf sein Anstiften wurde Sieberer verhaftet und an Hofer nach Passeier abgeliefert. Er grüßte den Sandwirth mit aller Herzlichkeit und beklagte sich bei ihm über die erlittene Mißhandlung; allein Hofer empfing ihn sehr kalt und erklärte: „er habe zwar, um des Lebens sicher zu sein, die Waffen wieder ergreifen müssen; nun aber habe er sichere Nachrichten, daß kein Friede bestehe, daß die Oesterreicher in Baiern eingefallen seien und durch Unterinnthal heraufrückten, daß der Erzherzog Johann sein Hauptquartier in St. Johann aufgeschlagen habe und daß die Oesterreicher bereits durch das Pusterthal bis Bruneck vorgedrungen seien." Sieberer erschrack über diese unbegreifliche Verblendung Hofers und betheuerte ihm, daß Niemand im Unterinnthale, von wo er eben komme, von den Oesterreichern das Geringste wisse, daß vielmehr der von Wien angekommene Graf Dönhof leider den höchst ungünstigen Friedensschluß bestätigt, und die neue Gränzberichtigung zwischen Oesterreich und Frankreich bereits begonnen habe. Bei diesen Worten schnitten die umstehenden Bursche lange Gesichter; Hofer aber unterbrach den Sprechenden mit den heftigen Worten: „Jetzt hast genug g'schwatzt, halt's Maul; ich lasse dich und den Pfaffen (Donay) todtschießen. Ich will euch für eure Lügen warmes Blei geben, da ich bei meinen Leuten selbst nicht sicher wäre. — Ich lasse alle Kouriere und Offiziere, die von Oesterreich mit der Friedensnachricht kommen, gleich aufhängen oder todtschießen. Wie könnte der Kaiser einen so schlechten Frieden eingehen und die Tiroler in so großes Unglück stürzen!" Als Sieberer noch Etwas entgegnen wollte, schrie Hofer:

„Hinaus mit ihm! Nehmt ihm alle Sachen ab; sperrt ihn in ein finsteres Loch und verwahrt ihn gut; denn sobald der Pfaff da sein wird, lasse ich sie Beide todtschießen." Sieberer wurde hinausgeführt, seiner Papiere und seines Geldes beraubt und zum unteren Wirth in St. Martin gebracht, wo er bei strenger Bewachung und schlechter Nahrung den Tod erwartete. Der rasche Gang der traurigen Ereignisse gab ihm, wie Donay, bald die Freiheit zurück. Sieberer erzählte selbst, „daß bei dem dargestellten Auftritte dem Sandwirthe die Haare gen Berg standen, daß sein Bart ganz zerrauft war, daß seine Stimme kreischte und sein ganzes Benehmen dem eines Verzweifelten glich." So sehr hatten boshafte Bethörung und unbegreifliche Verblendung den sonst so milden und edlen Sandwirth umgewandelt.

Während die Passeirer in St. Leonhard ihren letzten Sieg über die Feinde des Landes erfochten, standen mehrere Schützenkompagnien und beträchtliche Sturmmassen aus der Gegend von Meran auf den Anhöhen rechts und links von der Etsch im Angesichte der Stadt Bozen. Man trug sich mit dem kühnen Gedanken, die Franzosen auch aus Bozen zu verjagen. Der allgemeine Angriff war auf den 20. November festgesetzt. Furchtbar schön war in der vorausgehenden Nacht die ausgedehnte Gebirgskette von Wachtfeuern beleuchtet, die unheilverkündend in die dunkle Niederung hinabglänzten. Allein General Ruska, der von dem Vorhaben der Bauern Kunde erhalten hatte, kam ihrem Plane zuvor. Während sein Centrum in Moritzing, oberhalb Bozen, blieb, entsandte er in der Nacht vom 19. auf den 20. November eine Abtheilung seines Heeres nach Jenesien. Auf dem letzteren Gebirge lagen die Schützen von Algund, Schenna und Mais. Sie waren beinahe alle in Häusern einquartirt und hatten keine Ahnung von einem feindlichen

Ueberfalle. Sehr klug hatten die Franzosen die Wachtposten zu umgehen gewußt, so daß die ganz unvorbereiteten Bauern vollständig überrascht, einige sogar vom Schlafe aufgeschreckt wurden. Schnell rannten sie in das Freie hinaus, sahen sich aber von allen Seiten von Feinden umringt. In dieser äußersten Gefahr wollte der heldenmüthige Peter Thalguter, der Sieger auf dem Küchelberge und Hauptmann der Algunder Kompagnie, doch noch Stellung nehmen und rief seinen Leuten zu: „Mir nach!“ Aber kaum hatte er diese muthvollen Worte gesprochen, als er von einer Kugel getroffen zu Boden sank. Sein Tod verbreitete allgemeine Verwirrung; die gesammte Masse des bewaffneten Volkes löste sich in wilde Flucht auf.

Nachdem die Stellung der Bauern auf Jenesien gesprengt war, rückten die Franzosen von allen Seiten gegen Meran vor, das von dem größten Theile des Heeres schon am 23. November erreicht wurde. Am folgenden Tage hielt auch der Oberkommandant, Graf Baraguay d'Hilliers, seinen Einzug in diese Stadt. So war das Herz von Tirol, von wo aus sich die Lebensader des Freiheitskampfes über das ganze Land verzweigt hatte, mit erdrückender Macht unterbunden. Nur die höchsten Berge um Meran, die Tschegot- und Gammerspitze, glänzten noch im Abendrothe der tirolischen Freiheit; über die Thalfläche unter der Töll war die Nacht der Knechtschaft ausgebreitet. Die Wachtfeuer, die von den genannten Bergeshöhen herab den Katafalk des erdrückten Tirols beleuchteten, zeigten dem überlegenen Feind, wohin er noch seine Ketten zu tragen habe. Mit dem unterbundenen Herzen erlahmten auch die Glieder. Im Pusterthal hielt Broussier mit der Grausamkeit eines Henkers jeden Widerstand durch Todtschießen, Hängen und Brennen nieder. Auf dem Brenner wehte die baierische Fahne, und im Oberinnthal hatte der baierische

General Raglovich den letzten Widerstand gebrochen, Pfunds und den Vinstermünz-Paß ohne Hemmniß passirt. Vintschgau war durch Donay, der mit Sieberer durch die Franzosen aus der Gefangenschaft befreit worden war, beruhigt worden; der südliche Theil Tirols war zur Ruhe und Ordnung zurückgekehrt. Nur in der Gegend von Brixen trieb der tollsinnige Kolb noch seinen blutigen Spuk, zum Unheile der dortigen Gegend und zum Verderben manches braven, durch ihn bethörten Mannes. — Tirol lag niedergetreten zu den Füßen des korsischen Weltbezwingers.

XXI.

Hofer im Verstecke. Seine Gefangennehmung.

Der französische Obergeneral, Graf Baraguay d'Hilliers, ein durchaus edler und menschenfreundlicher Mann, der wohl erkannte, daß Hofers Auftreten nach seiner feierlichen Abdankung ein durch Todesdrohungen erzwungenes gewesen, wünschte den unglücklichen Sandwirth zu retten, und ließ ihm daher gleich nach seiner Ankunft in Meran durch zwei Kapuziner die schriftliche Versicherung zugehen, daß er sich für ihn beim Vicekönige verwenden werde und Verzeihung für ihn zu erwirken hoffe, wenn er sein Thal zur Ablieferung der Waffen und zur Ruhe bestimmen wolle. Hofer betrat jedoch auch diesen letzten Gnadenweg nicht, sondern nahm von dem Besuche der Abgeordneten des französischen Obergenerals Veranlassung, den Brantacher Berg, wo er mit seiner Familie und seinem Schreiber, Kajetan Sweth, bei einem gewissen Pfandler gastfreundliche Aufnahme gefunden, zu verlassen und in höheren

Gebirgsregionen größere Sicherheit zu suchen. Nachdem er seine Frau mit seinen fünf Kindern nach dem Schneeberge geschickt, stieg er selbst am 2. December mit seinem Schreiber Sweth auf die höchste Alpe hinauf. Dort verbarg er sich in einem Heustadel, der ebenfalls dem Bauer Pfandler gehörte. Auf dem Heu entdeckte man ein Dutzend Gewehre, wovon fünf scharf geladen waren. Dieser Fund weckte unheimliche Ahnungen. Das Gefühl völliger Sicherheit war dahin; doch einen andern Zufluchtsort zu finden, war nicht möglich. Der Heustadel wurde, so gut als möglich, zu einer Wohnstätte hergerichtet. Welch' ein Wechsel des Schicksals! Die Hofburg in Innsbruck — und der Heustadel auf der Brantacher Alpe! Hofers Schwager, Joseph Gufler, die Gebrüder Wild und Joseph Absfalter waren in diesem seltsamen Quartiere Hofers gewöhnliche Gäste. Sie versahen ihn mit Lebensmitteln und saßen manchen Abend bei einem Glase Branntwein und grauem Käse mit ihm zusammen. Hofer erfuhr durch sie alles, was in und außer dem Thale vorging, auch daß auf seinen Kopf eine Prämie von 1500 fl. gesetzt sei. Von Freunden aus den besseren Tagen ließen sich nur wenige sehen, aus Passeier, außer seinem Schwager Gufler, nur der Landesschützenhauptmann Andreas Ilmer; dagegen kamen desto häufiger Flüchtlinge, welche guten Rath, Zeugnisse oder Geld begehrten und erhielten.

An sonnenhellen Tagen kletterte die Gesellschaft, wenn das übliche Morgengebet sammt Rosenkranz und Litanei verrichtet war, den hohen Steinbüchel hinauf, von welchem aus man den Thalweg übersieht. Da erblickte man französische Patrouillen, ja ganze Kompagnien, die Thal aus, Thal ein zogen. Man suchte den Sandwirth zur Flucht nach Oesterreich zu bereden, die, wenn auch durch die Versäumniß einer kostbaren Zeit erschwert, doch noch immer

nicht ganz unmöglich schien. Besonders wurde ihm dieser Rath durch Geistliche gegeben, die ihn darauf aufmerksam machten, daß sein Aufenthalt bereits vielfach bekannt sei und durch die Briefe, welche er durch Sweth schreiben und durch seine Vertrauten in Umlauf setzen ließ, um den Glauben zu verbreiten, daß er längst mit seiner Familie in Sicherheit zu Wien lebe, dem Feinde nicht auf die Dauer verheimlicht werden könne. Hofer betheuerte oft, daß er lieber zehnmal sterben, als sich den Franzosen ergeben werde; allein zur Flucht konnte er sich nicht entschließen. Es war, als ob sein Herz sich nicht losreißen könne von den heimathlichen Bergen, ohne zu verbluten, als ob Flucht aus dem Lande und Tod für ihn gleichbedeutend geworden.

Schon hatte Hofer nahezu vier Wochen in seinem einsamen Verstecke gelebt, als eines Tages plötzlich seine Frau mit ihrem Sohne Johann vor ihn trat. Ihr Aufenthalt auf dem Schneeberge war von dem Feinde entdeckt geworden, und nur mit genauer Noth war sie demselben entronnen. Ihre vier Töchter hatte sie einem treuen Freunde in der Nähe von St. Martin anvertraut. Die ohne Zweifel verrätherische Entdeckung des Aufenthaltes seiner Familie erhöhte auch für Hofer die gleiche Gefahr; doch erschien ein Fluchtversuch, wenn Hofer sich zu einem solchen hätte entschließen können, kaum mehr möglich, da ein dichter Schneefall den anderen ablöste. Wie hätte man hoffen dürfen, durch die hohen Wälle von Schnee und Eis bis zur Grenze gelangen zu können, da alle gangbaren Wege vermieden werden mußten?

Gegen Neujahr trennte sich Johann Wild von der kleinen Gesellschaft in der Alpenhütte, um dem Kaiser Franz ein Schreiben Hofers zu überbringen. Kurz darauf erschien ein Mann in der Hütte, der in Passeier ansäßig

war, aber in dürftigen Umständen lebte und einen schlechten Leumund im Thale hatte. Er nannte sich Joseph Raffl. Durch den Rauch, den er aus der einsamen Alpenhütte hatte aufsteigen sehen, aufmerksam und neugierig gemacht, war er zu derselben hinaufgestiegen, um zu sehen, wer dieselbe mitten im Winter bewohne. Hofers Frau, die seiner zuerst ansichtig wurde, war ob dieser verdächtigen Erscheinung wie vom Blitze getroffen. Hämische Freude durchflog das von Leidenschaft durchwühlte Gesicht des verhängnißvollen Gastes, obwohl er sich bemühte, eine gleichgiltige Miene zu zeigen. Während er seine Tabakspfeife stopfte, fing er an, vom Wetter zu sprechen; allein Hofers Frau lenkte das Gespräch bald auf etwas Wichtigeres. Sie beschwor den verrufenen Menschen, nicht zum Verräther an ihrem Manne zu werden, und rief ihm in's Gedächtniß zurück, wie oft er im Sandwirthshause Hilfe in der Noth gefunden. Hofer selbst bat ihn, seinen Aufenthaltsort nicht zu verrathen, und bot ihm Geld an. Der Elende schlug das Geld aus; doch gelobte er mit Wort und Handschlag, Hofers Versteck geheim zu halten; dann nahm er zum Unterpfande seines redlichen Sinnes das wiederholt angebotene Geld und ging seines Weges. Hofer hatte alle Ursache, Verrath zu befürchten; dennoch widerstand er den dringenden Vorstellungen und flehentlichen Bitten seiner Umgebung, eiligst den unsicheren Ort zu verlassen; es war, als wäre er an den Boden festgebannt. Dagegen drang er in seinen getreuen Döninger, sich durch die Flucht zu retten; allein dieser wies den wohlgemeinten Vorschlag mit den Worten zurück: „Nie und nimmer verlasse ich Sie; Freud und Leid, selbst den Tod will ich mit Ihnen theilen."

Am 27. Jänner, — es war ein Samstag, — stiegen zwei Männer, deren sich Hofer als Boten bediente, nach Brantach hinab, um die Frühmesse in St. Martin zu hören und neue

Lebensmittel herbeizuholen. Weicher als sonst drückte Hofer ihnen die Hand; es war als stiege ein dunkles Vorgefühl in ihm auf, daß er diese Getreuen zum letzten Male sehe. In der That war sein Judas Iskarioth schon in der Nähe.

Schon am 5. Jänner hatte der treulose Raffl dem Peter Ilmer in St. Martin anvertraut, daß er wisse, wo Hofer verborgen sei, und daß er vorhabe, dessen Versteck dem französischen Generale in Meran anzuzeigen. Ilmer mißbilligte sein Vorhaben und rieth ihm, sich an den Ortsrichter Andreas Auer in St. Leonhard zu wenden und dessen Rath zu hören. So geschah es; allein der Richter schenkte der Aussage des Uebelbeleumundeten keinen Glauben und wies ihn ab. Als dieser jedoch nach einiger Zeit seine Anzeige mit noch größerer Umständlichkeit und gesteigertem Nachdrucke erneuerte, hatte Auer, der von Zeit zu Zeit Spähberichte nach Meran schicken mußte, keine andere Wahl, als die gerichtliche Anzeige zu Papier zu bringen und sie dem Kommandanten von Meran, General Huard, zu übermitteln. Zum Ueberbringer derselben wählte er den Verräther selbst. Auf dem Wege nach Meran begegnete Raffl wieder dem Peter Ilmer und bemerkte diesem mit höllischer Freude: „Jetzt habe ich es in der Tasche!“ Ilmer schwieg, und Raffl setzte seinen Weg fort.

General Huard schickte noch am Abende desselben Tages (27. Jänner 1810), gleich nach erhaltener Anzeige, ein italienisches Freikorps von 1500 Mann, welchem Raffl als Wegweiser diente, nach Passeier. Die Truppen marschirten die ganze Nacht hindurch. Der größere Theil derselben blieb in St. Martin zurück, während 600 Mann die Brantacher Hochalpe hinaufstiegen, auf welcher sie, nachdem sie sich mühsam durch den tiefen Schnee durchgearbeitet, um 4 Uhr Morgens anlangten. Raffl führte sie bis zur Alpenhütte, in welcher Alles noch in festem

Schlafe lag. Der Schreiber Sweth, der mit dem vierzehnjährigen Sohne Hofers in dem obern Theile der Hütte im Heu ruhte, wurde durch knarrende Fußtritte zuerst geweckt. Er sprang auf und erblickte durch die Ritzen der Hütte Soldaten mit dem Wegweiser an der Spitze. Augenblicklich weckte Sweth den jungen Hofer und stieg mit ihm an der hintern Seite der Hütte hinab. Allein diese war bereits von den Soldaten umzingelt. Sweth und der junge Hofer, die Beide nur spärlich angekleidet waren, wurden ergriffen und gebunden auf den Schnee hingestreckt. Das Jammergeschrei des Sohnes weckte Vater und Mutter, die im untern Theile der Hütte schliefen. Hofer eilte mit seiner Gattin zur Thür, sah die bewaffnete Masse und sprach mit fester Stimme: „Wer spricht deutsch?" Der Anführer drängte sich vor, und Hofer sprach zu ihm: „Sie sind gekommen, mich gefangen zu nehmen. Ich bin Andreas Hofer. Mit mir thun Sie, was Sie wollen; ich bin schuldig. Für mein Weib und mein Kind und den jungen Menschen da (Sweth) bitte ich aber um Gnade; denn sie sind wahrhaftig unschuldig."

Sweth, der Leidensgefährte Hofers, erzählt weiter: „Wie mir, banden die Soldaten auch dem Hofer die Hände auf den Rücken, um den Hals einen Riemen und um die Lenden einen Strick. Erst als Hofer auf solche Weise unwehrbar war, trat ein Soldat nach dem andern zu ihm hinzu und raufte ihm Haare aus dem Bart mit den Worten: „Diese Haare will ich wohl aufbewahren und mit nach Hause nehmen, damit ich sagen kann: ich war bei der Gefangennehmung des Generals Barbone" (so nannten die Franzosen den Andreas Hofer). Den Sohn und die Gattin befestigte man nur um die Lenden. Die Hütte wurde vollständig durchsucht, das Geld ge-

nommen, ebenso auch Hofers Säbel und Pistolen sowie die früher erwähnten zwölf Gewehre. So endete die achte Woche unseres Fluchtaufenthalts. Nun begann der Zug. Hofer und ich gingen voraus; seine Gattin und sein Sohn Johann hintendrein, und so führte man uns über das mit Schnee und Eis bedeckte steile Gebirge unweit St. Martin der Ebene zu. Kaum eine Viertelstunde von der Hütte entfernt, ließen wir, Hofers Sohn und ich, schon den Pfad blutig hinter uns; denn man ließ uns keine Stiefel oder Schuhe anziehen. Der edle Hofer, dessen Gesicht voll Blut und dessen Bart blutvereist war, sprach uns oft mit einem zum gestirnten Himmel gerichteten Blicke tröstend zu: „Betet, seid standhaft, leidet mit Geduld und opfert es Gott auf; dann könnt ihr auch Etwas von eueren Sünden abbüßen!" So sprach er öfters, der christliche Held, der über seinen Feind nicht zürnte, sondern alles Ungemach mit Geduld ertrug."

Um 7 Uhr in der Frühe langte der traurige Zug in der Ebene von St. Martin an, wo die mit den Kanonen zurückgebliebene Truppen-Abtheilung in der Zwischenzeit das Sandwirthshaus rein ausgeplündert und verwüstet hatte. Als das Truppenkorps mit dem gefangenen Hofer durch St. Martin zog, war bereits viel Volk versammelt, laut jammernd und weinend, oder vor Wuth mit den Zähnen knirschend. Hier endlich durften Hofers Sohn und Sweth ihre Kleider anziehen, worauf sie neuerdings gebunden wurden. Hierauf ging der Zug mit brennenden Lunten nach Meran. Dort hatte sich die gesammte französische Generalität nebst vielen Stabs- und Oberoffizieren vor dem Passeirerthore versammelt. Die Gefangenen wurden durch die Stadt geführt, wobei die Musik lärmende Siegesmärsche spielte. Die Franzosen frohlockten; die Bürger von Meran hingegen vergossen Thränen der aufrichtigsten

Theilnahme. General Huard befreite endlich die Unglücklichen von weiteren Mißhandlungen der Soldaten und ließ ihnen, nachdem er einige Worte mit ihnen gewechselt, Speise und Trank reichen. Hierauf nahm er sogleich das erste Verhör mit Hofer vor. Dieser erklärte unumwunden, „daß er der Urheber des Aufstandes sei und hierzu von Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich aufgefordert, nach dem Friedensabschlusse aber zur Fortsetzung desselben von seinen Leuten unter Todesbedrohung gezwungen worden sei.“

Am folgenden Tage (29. Jänner) in aller Frühe wurden die Gefangenen zu Wagen nach Bozen eskortirt, wo ihnen der menschenfreundliche Obergeneral Baraguay d'Hilliers, der über die ihnen zugefügten Mißhandlungen sehr aufgebracht war, die schonendste Behandlung angedeihen ließ. Die Einwohner von Bozen beeiferten sich, die Unglücklichen mit Kleidungsstücken zu versehen und durch Liebeswerke aller Art ihr trauriges Schicksal zu erleichtern. Den jungen Hofer und den Schreiber Sweth, deren Füße ganz wund und erfroren waren, nahm sogleich ein französischer Arzt in Behandlung. Eine der edelsten und angesehensten Frauen von Bozen, Maria Anna von Giovanelli, geborne von Pach, that vor Baraguay d'Hilliers einen Fußfall und brachte es, von der vortrefflichen Frau des feindlichen Obergenerals, einer Deutschen, lebhaft unterstützt, dahin, daß Hofers Frau und Sohn die Freiheit erhielten.

Nachdem Hofer in seinem düsteren Kerker zu Bozen von seiner Gattin, die er nicht mehr wiedersehen sollte, einen herzzerreißenden Abschied genommen, wurde er mit Sweth unter starker Bedeckung in einer Kutsche nach Mantua abgeführt. Auf der Reise dorthin erfuhr er eine schonende Behandlung. In Ala, wo übernachtet wurde,

brach durch die Unvorsichtigkeit seiner betrunkenen Führer in der Nacht Feuer aus. Hofer war der Thätigste beim Löschen, und als man ihm Fluchtgedanken zuflüsterte, die in der allgemeinen Verwirrung leicht ausführbar gewesen wären, wies er sie als unehrlich mit Entrüstung zurück. Als das Feuer gelöscht war, standen selbst die feindlichen Offiziere nicht an, ihm für seine besonnene und erfolgreiche Thätigkeit zu danken. Hofer aber meinte: „da sei weiter nicht zu danken; denn es verstehe sich von selbst, daß jeder Christ beim Feuerlöschen thätig sein müsse.“ Von diesem Augenblicke an war er für die Führer, welche am vorhergehenden Abende über seine Weigerung, an einem Freitage Fleisch zu essen, gespottet hatten, ein Gegenstand hoher Verehrung. — Am 5. Februar 1810 kam Hofer in Mantua an, wo ihm und Sweth eine gemeinsame Casematte im Fort am Mincio zum Aufenthalt angewiesen wurde.

Hofers Schicksal erregte im ganzen Lande Tirol die tiefste Trauer und Theilnahme, und wo der Name des Elenden genannt wurde, welcher Hofers Versteck verrathen hatte, da geschah es nur mit Abscheu und Verwünschungen. Man hielt Anfangs ziemlich allgemein den Priester Donay für den eigentlichen Verräther Hofers und Raffl nur für dessen Werkzeug; doch ist Donay's Unschuld durch die urkundliche Erklärung des Generals Baraguay d'Hilliers, „daß Herr Joseph Donay, Priester zu Schlanders, an den Anzeigen, die den verborgenen Aufenthalt des Andrä Hofer und seiner Familie entdeckten und die Gefangennehmung dieses Hauptanführers der Tiroler Insurrection zur Folge hatten, nicht den geringsten Antheil habe,“ zur Genüge dargethan. Der wahre Verräther, der elende Raffl, wurde im Thale Passeier nicht mehr geduldet; er mußte sogar Tirol verlassen und nach Baiern auswandern, wo er eine ärmliche Anstellung erhielt und an seinem Judaslohne zehrte.

XXII.

Andreas Hofer im Kerker zu Mantua und im Tode.

Hofer war nie größer, als auf der Bastei von Mantua. Sein edler, liebenswürdiger Charakter; seine warme Begeisterung für sein Vaterland und seinen Kaiser, für das alte Recht und den alten Glauben; der gewaltige Einfluß, den er auf sein Volk ausgeübt; seine hervorragende Rolle in dem Heldenkampfe der Tiroler, so lange derselbe ein berechtigter gewesen; die Verdienste, die er sich als Regent von Tirol um das verwaiste Land erworben, — Alles dies würde hingereicht haben, ihm in der Weltgeschichte eine unbestrittene Ehrenstelle zu erwerben: doch höheren Ruhm noch als je im Leben hat er sich im Tode erworben; denn in seinem Tode steht er da in der vollen Glorie eines christlichen Helden, der, das Auge fest und unverwandt auf das selige Jenseits gerichtet, mit unerschütterlichem Muthe den Schrecken des letzten Augenblicks entgegengeht.

Nicht nur das ganze Land Tirol war über das herbe Schicksal seines Helden in tiefe Trauer versunken: selbst die wälschen Bewohner von Mantua waren von edlem Mitgefühl für den Tiroler Helden durchdrungen. Sie zahlten nicht nur die Kost für ihn, sondern sammelten auch für seine Freigebung 5000 Scudi, — freilich umsonst. In seinem Kerker betete Hofer mit Döninger täglich mehrere Rosenkränze. Das Schicksal seiner Freunde, insbesondere einiger Innsbrucker Beamten, flößte ihm lebhafte Besorgniß ein. Zuweilen, gleichsam um seiner gewaltigen, in vier engen Mauern eingezwängten Körperkraft eine Ableitung zu verschaffen, trug er seinen lieben Döninger wie ein kleines Kind auf den Armen umher. Dabei pflegte

er zu sagen: „Meine eigenen Kinder habe ich nicht mehr getragen, sobald sie einmal gehen konnten; aber dich trage ich jetzt noch. Du bist mir lieb geworden, wie mein eigen Kind. Sollte mir Gott das Leben schenken, dann will ich kund thun, welch' eine treue Seele ich an dir gefunden, und wie du bis in diese Festungsmauern herein Allesmit mir ertragen hast. Muß ich aber sterben, so hoffe ich, ein Kind der Seligkeit zu werden, und will recht für dich beten, damit du hienieden glücklich und im andern Leben auch selig wirst." Nach der Rückkehr von seinem zweiten Verhöre sagte Hofer zu Döninger: „Ich sehe ein, daß ich bald werde sterben müssen. Ich sterbe gern; es ist weit besser, ich sterbe für mein Land Tirol, als wenn noch mehr Tiroler für mich und die Heimath stürben." Der Gouverneur der Festung Mantua, der General Bisson, der nämliche, der sich bei der ersten Befreiung Tirols den Bauern in Wilten hatte ergeben müssen, kam mehrere Male zu Hofer in seinen Kerker und rieth ihm, Dienste unter dem großen Kaiser Napoleon zu nehmen, der nun doch einmal der Herr der Welt sei und bleiben werde. Dadurch könne er nicht nur sein Leben retten, sondern sich auch eine Stellung sichern, die seiner früheren sicher nicht nachstehen werde. Hofer erklärte jedoch entschieden und feierlich: „Ich war, ich bin und bleibe dem Hause Oesterreich nnd meinem Kaiser Franz getreu. Werde ich auch zum Tode verurtheilt, so bin ich dennoch besser daran, als viel tausend Andere. Ich kenne dann doch mein Sterbestündlein und kann mich gehörig darauf vorbereiten; wie vielen Andern aber wird dies nicht zu Theil!"

Die kurzen Tage verstrichen den beiden Gefangenen unter Gebet und Gesprächen ziemlich rasch; dagegen waren ihnen die langen Nächte peinlich; denn das Rasseln der

schweren Kerkerriegel, die mehrere Male geöffnet wurden, das Klirren der Waffen in den Gängen und die dröhnenden Schritte und lauten Unterhaltungen der nachsehenden Wächter, die einander ihre Bemerkungen mittheilten oder auch rohe Spässe machten, gestatteten ihnen keine Stunde ruhigen Schlafes. Die schwerste Nacht für Hofer war die, in welcher er von seinem Leidensgefährten Abschied nehmen mußte. Um Mitternacht öffnete sich die Thüre des Kerkers, und es erschienen die Mitglieder des aus sieben Offizieren bestehenden Kriegsgerichtes mit dem Eisenmeister und dem Krankenwärter, um den beiden Gefangenen zu eröffnen, daß sie von einander scheiden müßten. Zum letzten Male drückten sie sich fest und innig die Hände; dann sagten sie einander mit umflorten Augen und gebrochener Stimme das letzte Lebewohl.

In der Nacht vom 18. auf den 19. Februar versammelte sich das Kriegsgericht, um das Urtheil über Hofer zu fällen. Der Spruch desselben lautete: „Nach rangmäßiger Aufnahme der Stimmen verurtheilt die Kommission den genannten Andreas Hofer, mit dem Beinamen Barbone, zur Todesstrafe in Kraft des zweiten Artikels der Verordnung Sr. kaiserlichen Hoheit vom 12. Wintermonate 1809.“ Uebrigens soll sich für den Tod keine Einhelligkeit der Stimmen, ja selbst keine entschiedene Majorität ergeben haben. Auf eine nach Mailand ergangene telegraphische Anfrage erfolgte sofort die Antwort: „Hofer ist binnen 24 Stunden zu erschießen.“ Man wollte durch die schleunige Vollstreckung des Urtheils der Vermittelung Oesterreichs zuvorkommen.

Hofer war auf das schlimmste Urtheil gefaßt und wurde durch dessen Ankündigung nicht im Mindesten überrascht. Er war nur mehr darauf bedacht, als treuer Katholik sich auf den Todesgang vorzubereiten und sich

durch die Tröstungen der heiligen Religion zu stärken. Diesen letzten Liebesdienst leistete ihm der Erzpriester Manifesti von Mantua. Dieser ehrwürdige Priester vollzog auch die letzten Aufträge Hofers und überbrachte dem treuen Döninger mit dem Scheidegruß des Freundes einiges Geld, welches gute Menschen auf der Reise nach Mantua Beiden zugesteckt hatten, nebst einem Zettel, worauf Hofer mit einem Bleistift die Worte geschrieben hatte: „Lieber Kajetan! Empfange hier das letzte Vermögen, das ich habe; lebe wohl und bete für mich; denn um 11 Uhr muß ich heute sterben.“ Ebenso schrieb Hofer unmittelbar vor seinem Tode einen rührenden Brief an seinen Freund, Herrn von Pühler in Neumarkt, worin er seinen letzten Willen kund gab und von der Welt Abschied nahm. Wie ergreifend und wahr spiegelt sich darin seine himmlische Seelenruhe, die Frucht seiner reinen, heiligen Absichten bei allem, was er that, sein unerschütterliches Vertrauen auf Gott, die männliche Ergebung in sein Schicksal und die richtige Anschauung von dem Werthe alles Irdischen! Aus diesem letzten Briefe Hofers leuchtet der edle Mensch, der christliche Held rein und unverfälscht hervor; denn nur ein solcher konnte in dem letzten Augenblicke die tiefgefühlten Worte niederschreiben, womit der Brief schloß: „**Ade, du schnöde Welt! So leicht kombt mir das Sterben, daß mir nit die Augen naß werden. Um 11 Uhr Reiß ich mit der Hilf aller Heiligen zu Gott.**“

Seine Anordnung für die in den Pfarreien St. Martin und St. Leonhard abzuhaltenden Seelenämter kann man nicht ohne Rührung lesen. Er wollte, daß den dazu Geladenen Speise und Trank verabreicht werde. Seine Gattin ermahnte er, daß sie sich nicht allzu sehr dem Kummer überlasse, und allen Passeirern und Bekannten legte er die Bitte an's Herz, seiner in ihrem Gebete zu gedenken.

An seine Feinde und Richter stellte er nur die Bitte, seine Landsleute, deren viele in Mantua gefangen saßen, um sich versammeln und an sie einige Abschiedsworte richten zu dürfen; doch diese Bitte wurde ihm nicht gewährt. Er ließ hierauf sein noch übriges Geld, mit Abzug dessen, was sein Schreiber Sweth erhielt, durch einen Geistlichen unter sie vertheilen und ihnen sagen, daß er voll Trost in den Tod gehe und um ihr Gebet auf der Todesreise bitte.

Am 20. Februar gegen 11 Uhr Vormittags ertönte der Generalmarsch, und Offiziere führten den Verurtheilten, der in heldenmüthiger Fassung, ein Cruzifix in der Hand und von seinem Beichtvater begleitet, voranschritt, auf die breite Bastei unfern der Porta Ceresa. Ein Grenadierbataillon schloß sich an. Die Tiroler in den Casematten an der Porta Molina, wo der Zug vorbeiging, beteten, weinten und schluchzten. Auf der Richtstätte bildeten die Grenadiere ein Viereck, in dessen Mitte Andreas Hofer auf erhaltenen Wink eintrat, aufrecht und sicheren Schrittes, die in langer Reihe aufgestellten Krieger rechts und links grüßend. Dem Priester, welcher noch einmal in tiefster Rührung mit ihm betete, schenkte er zum Andenken sein silbernes Kreuz, an welchem ein Kokosrosenkranz angekettet war.

Nun traten zwölf Mann mit den Gewehren im Arme bis auf zwanzig Schritte gegen Hofer vor. Man reichte ihm ein weißes Tuch, um sich die Augen zu verbinden; allein er lehnte es ab. Man bedeutete ihm, sich auf die Kniee nieder zu lassen; er that es nicht. „*Ich will,*“ so sagte er, „*Dem, der mich erschaffen hat, stehend meinen Geist zurückgeben.*“ Nach kurzer Pause rief er laut: „*Hoch lebe Kaiser Franz!*“ Darauf betete er, die Hände emporgehoben, noch einmal einige Minuten lang, winkte dann den Soldaten und kommandirte selbst mit

fester Stimme: „Gebt Feuer!“ Die sechs ersten Schüsse, — vielleicht waren die Krieger von Mitleid oder Ehrfurcht erschüttert, — trafen schlecht; der Held sank nur in die Kniee und auf die eine Hand. Die sechs folgenden streckten ihn zwar zu Boden; aber sie tödteten ihn nicht; er schien sich noch aufrichten zu wollen. Erst der dreizehnte Schuß, bei welchem ein Soldat ihm die Mündung der Muskete an den Kopf setzte, machte dem Leben des unerschrockenen Märtyrers ein Ende.

Größer als je im Leben war Hofer im Tode. Für ihn sind die Worte des großen britischen Dichters vollkommen zutreffend:

„Er starb, als hätt' er einstudirt den Tod.“

Hofers Beichtvater schrieb über seinen Tod: „Ich habe mit dem größten Troste und der größten Erbauung einen Mann bewundert, der wie ein christlicher Held zum Tode ging und ihn wie ein unerschrockener Märtyrer erlitt.“

Der Leichnam Hofers blieb nicht auf dem Richtplatze, wie dies bei anderen Hinrichtungen der Fall war, sondern die Grenadiere trugen ihn auf einer schwarz ausgeschlagenen Bahre in die St. Michaels-Pfarrkirche, wo er bei den feierlichen Exequien ausgesetzt wurde. Während des Gottesdienstes bemerkte man an dem weißen Tuche, mit welchem der Leichnam zugedeckt war, eine auffallende, zitternde Bewegung. Diese eigenthümliche Erscheinung, welche anzudeuten schien, als könne er erst unter der für ihn gehaltenen und von ihm selbst bestellten Seelenmesse vollenden, machte auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck. Hierauf wurde der Leichnam in aller Stille beerdigt. Hierzu bewilligte der Pfarrer von St. Michael, Anton Bianchi, einen Platz in seinem Garten, — dem alten Gottesacker — und ließ auf das Grab eine Marmortafel mit folgender Inschrift

ßen: „Qui giace la spoglia del fù Andrea Hofer, detto eneral Barbone, Commandante supremo delle milizie del irolo, fucilato in questa fortezza nel giorno 20. Febr. 1820, polto in questo luogo."

Die Nachricht von der Hinrichtung Hofers erregte cht nur in Tirol, sondern weit über dessen Gränzen naus die tiefste Trauer und den lautesten Unwillen über e französische Gewaltherrschaft. Der Zorn der unter-:ückten Völker loderte in hellen Flammen auf, und höher s je stieg die Sehnsucht nach der Befreiung aus dem un-träglichen Joche. Der Name Hofer aber wurde in allen rer Unabhängigkeit beraubten Ländern gefeiert als der ame eines Helden der Freiheit und eines Blutzeugen für e gerechte Sache.

XXIII.

Hofers Verherrlichung nach seinem Tode.

Mag es immerhin vereinzelte Menschen gegeben haben, elche aus unedlen Beweggründen, aus Eigennutz oder uhmsucht die ehrwürdige Gestalt des Helden von Tirol rzerrt haben, um sich selbst auf das Piedestal des welt-schichtlichen Ruhmes empor zu schwingen; mag es noch zt verblendete Parteimänner geben, die von ihrem Stand-inkte aus begeisterte Vaterlandsliebe, die ausgeprägteste irstentreue, religiöse Sitte und natürliche Einfachheit für n Trugbild ansehen und den größten Mann aus dem utschen Bauernstande als einen „Popanz" hinstellen: so irb doch eine solche Entstellung der historischen Wahrheit

dem einstimmigen Urtheil der Koryphäen deutsche
schreibung gegenüber nie zur Geltung komm
Alle großen Männer Deutschlands haben in
von Tirol eine achtunggebietende Erscheinung
dem Heldensinne, den er im Leben und im To
Bewunderung gezollt. Hat die Schweiz ihren
Tell, so hat Tirol seinen historischen Hofer;
Tell zu seiner Verherrlichung einen Schiller,
nur einen Immermann gefunden. Dagegen
würdige Heldengestalt Hofers andere deutsche
Ladislaus Pyrker, Julius Mosen, Körner, Uhlan
dorf u. a. m. zu unsterblichen Liedern begeistert.
seufzenden Völker und die Patrioten der geknecht
kaum für möglich gehalten, das hat der einfache
dem Thale Passeier in's Werk gesetzt, indem er
der Fremdherrschaft zerbrach und selbst dem
Napoleon ungeahnten Respekt einflößte E
Mittel- und Einigungspunkt aller Kräfte, die in
Kampfe für die Befreiung Tirols von dem
Fremdherrschaft entfaltet wurden, und wußte die
artigsten Charaktere durch den unwiderstehlich
seines Wesens zu einigen und zusammen zu h
würde er auch dann für alle Zeiten eine idea
Gestalt geblieben sein, wenn sein blutiger T
Wällen von Mantua ihn nicht mit der Palm
tyriums geschmückt hätte.

Der Führer des tirolischen Volkes, auf
Tausende, gleich einem Manne, sich erhobe
Helden standen in dem heißen Kampfe gegen
Heere, der Mann von Tirol, den Europa mi
nannte, ruhte viele Jahre in fremder, ungew
ohne Zeichen der Dankbarkeit, ohne Zeichen d
In dem schönen Gedichte Weißenbachs ruft

„Nichts als das Eine hab' ich noch zu fordern:
Franz! eine Schaufel Erde von Tirol.“

Eine zufällige Veranlassung sollte diesen gerechten Wunsch zur Erfüllung bringen. Am 8. Jänner 1823 rückte das erste Bataillon des Tiroler-Jägerregiments, welches seit dem Jahre 1820 mit dem vierten Bataillon theils in Neapel, theils in Piemont und Oberitalien verwendet worden war, auf dem Marsche in's Vaterland in Mantua ein, um daselbst Rasttag zu halten. Der Unterlieutenant Georg Hauger (wohlbekannt aus dem Jahre 1809), der daselbst am 8. Jänner den Kasernen-Inspectionsdienst hatte, wünschte, das Grab Hofers zu besuchen, und beklagte sich bei den Hauptleuten von Sternbach, Rumpelmaier und Chevalier de Roqueville und dem Oberlieutenant Joseph Schön, daß ihm dies durch das verspätete Eintreffen des Offiziers, der ihn hätte ablösen sollen, unmöglich gemacht worden. Im Laufe des Abends, den Hauger in der Gesellschaft der erwähnten Offiziere zubrachte, kam die Rede darauf, daß schon im Jahre 1815 Oberlieutenant Gensbacher von dem Fenner'schen, aus Tirolern bestehenden Jägerkorps den Gedanken gehabt, Hofers Gebeine auszugraben und in die geweihte Erde des Vaterlandes zu übertragen, und sofort wurde von sämmtlichen Offizieren der Beschluß gefaßt, diesen Gedanken jetzt zur Ausführung zu bringen. Zwei Offiziere begaben sich in die Kaserne, wo die Kompagnie des Hauptmanns Sternbach lag, und nahmen sechs Mann mit sich, die, in Ermangelung anderer Werkzeuge, mit Holzhacken versehen wurden, da diese für den stark gefrorenen Boden besonders geeignet schienen. Es war schon Abends gegen zehn Uhr, als die Offiziere mit der ausgewählten Mannschaft vor der Wohnung des Pfarrers Anton Bianchi erschienen und unter Mittheilung ihres Vorhabens um Einlaß baten. Der Pfarrer erhob Anfangs gegen das

beabsichtigte Unternehmen einige Bedenken, gab aber doch schließlich seine Einwilligung. Nun ging es bei sternheller Nacht an die Arbeit. Andere nothwendige Grabwerkzeuge wurden herbeigeschafft; auch der Todtengräber, der den Leichnam beerdigt hatte, wurde gerufen. Nach zweistündiger mühevoller Arbeit sah man sich am Ziele. Das ganze Scelett lag am Tage; beim Scheine der Lichter erglänzten die Zähne; kreuzweise herabhangend lagen die Hände. Die Gebeine wurden sorgfältig in einen Sack gesammelt, jene des Kopfes aber in ein Taschentuch gebunden, damit sie auf dem Transporte keinen Schaden leiden möchten. Der Pfarrer Bianchi fertigte ein Dokument in lateinischer Sprache aus, das die Art der Ausgrabung und die Echtheit der Gebeine Hofers bestätigte, und das von Verona aus mit der dienstlichen Anzeige des ganzen Vorfalles an das Kaiserjäger-Regimentskommando zu Innsbruck abgesandt wurde. Als das Bataillon in seiner neuen Garnison zu Trient angelangt war, wurden Hofers Gebeine durch den Militärarzt Murko mit Draht zusammengefügt und in einen Sarg gelegt. Die Offiziere hatten die Absicht, die theuren Ueberreste des Anführers der Tiroler vom Jahre 1809 auf dem Friedhof zu Mareit unweit Sterzing, wo der Hauptmann Freiherr von Sternbach seine Herrschaft hatte, auf gebührende Weise beizusetzen; es kam jedoch von Innsbruck die Weisung, die Gebeine Hofers dorthin zu senden. Dieselben wurden hierauf durch eine Eskorte von sieben Kaiserjägern mittelst Wagen nach Bozen gebracht und von dort durch einen eigenen Fuhrmann nach Innsbruck in das Servitenkloster übergeführt. Von hier aus wurde der Sarg am 21. Februar 1823 in Begleitung eines nie gesehenen Leichenzuges, an dem sich alle Civil- und Militärautoritäten, die Geistlichkeit aller Korporationen und mehrere Landesschützenkompagnien betheiligten, in die Hofkirche übertragen,

wo die theuren Ueberreste in einer Seitennische versenkt wurden.

Kaiser Franz hatte indessen das Wagestück der fünf Offiziere als eine gesetzwidrige Willkürlichkeit sehr ungnädig aufgenommen und mittelst Handschreibens vom 31. Jänner 1823 eine kriegsgerichtliche Untersuchung gegen die betreffenden Offiziere angeordnet; das Schlußerkenntniß lautete indessen wegen mildernder Umstände nur auf einen denselben zu ertheilenden Verweis.

Wiederum verflossen elf Jahre, bis endlich der tirolische Nationalheld sein schönes, wohl verdientes Grabdenkmal in der Hofkirche zu Innsbruck erhielt. Ein grau und gelb melirter Marmorstein in länglichtem Vierecke, glänzend geschliffen, trägt die sieben Fuß hohe Statue Hofers in landesüblicher Tracht, den Stutzen über der Schulter, die tirolische Feldfahne in seiner Rechten, mit entblößtem Haupte, den Blick zum Himmel gerichtet. Neben ihm ist Felsgestein, von Eichenlaub und Epheu, den Sinnbildern der Kraft und Treue, umschlungen. Dazwischen zeigt sich der Tiroler Adler. Zur Rechten liegt der breitkrämpige Hut. Gestalt und Haltung sind männlich-kräftig, lebendig und warm. Aus dem Antlitze leuchtet der begeisterte Kommandant, der Gott und seinem Kaiser mit Leib und Seele ergebene Krieger. Die Statue mit den Zuthaten ist 9½ Fuß hoch und aus einem einzigen Stücke weißen vaterländischen Marmors aus Laas im Vintschgau gearbeitet. Der Meister dieses im Mai 1834 aufgestellten Standbildes war der rühmlich bekannte Professor Schaller in Wien. Das Piedestal enthält ein schönes Basrelief aus carrarischem Marmor, mit 32 Hauptfiguren, von denen einige im Vordergrund die Höhe von 14 Zoll erreichen. Es enthüllt den feierlichen Akt, wie Hofer mit den Abgesandten der Gerichte des Landes auf die gesenkte Fahne den Eid schwört, mit Gut und

Blut für das Vaterland und den Kaiser zu stehen und zu kämpfen bis auf den letzten Mann. Das ganze Monument wurde auf kaiserliche Kosten hergestellt.

Der Adel war dem Andreas Hofer bereits durch die kaiserliche Entschließung vom 10. Mai 1809 verliehen worden; allein unbekannte Hindernisse verzögerten die Ausfertigung des Diploms. Erst am 26. Jänner 1818 erfolgte sie mit einem sinnreichen Wappenschilde. Aus dem offenen Ritterhelme steigt der Doppeladler hervor. Der aufrechte Schild, in Gold und Roth, ist vierfach getheilt. Das erste Feld zeigt den rothen Tiroler Adler, das zweite einen Lorbeerzweig, das dritte einen Tiroler Schützen unter einem drohenden Felsen, auf seinen Kugelstutzen gelehnt, mit der Rechten vorwärts zeigend; das vierte einen Gefängnißthurm. — Welch ein bedeutungsvolles Bild! Für den österreichischen Doppeladler erhob sich Hofer an der Spitze des tirolischen Volkes in siegreichen Kämpfen, muthvoll vorwärts schreitend, trotz der drohendsten Gefahren; doch Gefängniß und Tod war sein Ende. — Der tirolisch-ständische Adelsausschuß versetzte mit kaiserlicher Genehmigung die Nachkommen des Andreas Edlen von Hofer unter die immatrikulirten Geschlechter des Landes.

Die Familie Hofers blieb fortwährend für den Kaiser Franz und seinen Nachfolger Ferdinand ein Gegenstand besonderer Fürsorge. Die Wittwe Hofers und ihre vier Töchter erhielten ansehnliche Jahrespensionen. Der einzige Sohn Johann wurde, nachdem er aus dem französischen Spitale zu Bozen entlassen worden, nach Wien geschickt und unter die nicht eben wünschenswertheste Vormundschaft Roschmanns gestellt. Er wurde dann in das Kloster Admont gebracht, angeblich um ihn dort studieren zu lassen, in der That aber, um ihn dem Auge der Welt zu entrücken. Von Admont kam Johann Hofer nach Leon-

ding in Oberösterreich, wo Kaiser Franz ein kleines Bauerngut für ihn angekauft hatte. Die Verwaltung dieses Gutes wurde Speckbacher übertragen; allein es mußte bald um einen geringen Preis verkauft werden. Johann Hofer wurde hierauf zu seiner weiteren Ausbildung in das Kloster Heiligenkreuz in Niederösterreich geschickt, wo Kaiser Franz für ihn eine jährliche Pension von 600 fl. zahlte. Nach seiner Verehelichung mit Klara Weikmann, der Tochter eines Gastwirthes, erhielt er einen Tabakverlag in Fischament und später in Wien. Seine Ehe war eine sehr gesegnete; es entsprossen daraus fünf Söhne: Karl, jetzt Beamter in Wien, ein wahrer, edelmüthiger Tiroler; Joseph, der im Jahre 1848 als Lieutenant im Tirolerjägerregiment im Kampfe bei Goito, in der Nähe von Mantua, als Held fiel; Johann, ebenfalls Offizier, der im Jahre 1859 fiel; Andreas, Dr. jur., k. k. Notar in Amstetten in Niederösterreich, tirolischer Landtagsabgeordneter des adeligen Großgrundbesitzes, und Ferdinand. — Alle Enkel und Enkelinnen Andreas Hofers wurden von den Kaisern Franz und Ferdinand aus der Taufe gehoben. — Kaiser Ferdinand kaufte den Sandhof in Passeier um den Preis von 18,388 fl. an und wandelte denselben, um Hofers Andenken zu verewigen, für dessen Nachkommen in ein landesfürstliches Lehen um, mit der Nachfolgeordnung in männlicher Abstammung und, in deren Ermangelung, mit Gestattung der subsidiarischen Weiber-Lehenfolge nach dem Rechte der Erstgeburt, doch unter der Verpflichtung des Vasallen, dieses Gut immer unter dem Namen „Hofers Sandhof" zu besitzen. Die erste feierliche Belehnung vollzog Kaiser Ferdinand selbst im August 1838, bei Gelegenheit seiner Huldigungsreise, auf dem Schlosse Tirol an dem Vasallen Andreas von Hofer, dem Enkel des verewigten Helden.

Im Jahre 1867 feierte Tirol ein erhebendes National-

fest. In dieses Jahr fiel der hundertjährige Geburtstag des Helden vom Jahre 1809. Die vorzüglichsten Patrioten und angesehensten Männer des Burggrafenamtes griffen, im Einverständnisse mit anderen Verehrern unseres Nationalhelden, den patriotischen Gedanken auf, zum hundertjährigen Geburtstage des Sandwirths eine Hoferfeier zu veranstalten und dem Manne von Tirol durch den Bau einer Herz-Jesu-Kapelle auf seiner Geburtsstätte ein würdiges, bleibendes Denkmal zu setzen. Zu diesem Zwecke bildete sich ein Comite mit dem Hauptsitze in Meran, das unter dem 4. October einen Aufruf an sämmtliche Patrioten Tirols und an alle Verehrer des tirolischen, österreichischen und deutschen Helden ergehen ließ, um sie zu zahlreicher Betheiligung der Feier des 28. Octobers einzuladen, bei welcher zugleich die Grundsteinlegung der beantragten Herz-Jesu-Kapelle stattfinden sollte. Dieser Aufruf fand innerhalb und außerhalb Tirols den lebhaftesten Anklang. Den Beweis hievon lieferten die großmüthigen Beiträge zur Festfeier und zum Kapellenbau. Se. Majestät Kaiser Franz Joseph spendete zu diesem Zwecke allein 500 fl.; auch von anderen Gliedern des allerhöchsten Kaiserhauses liefen Beiträge ein.

Zu dem Nationalfeste selbst waren die höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträger des Landes herbeigeeilt. Auch die beiden Enkel des Helden von Tirol, Dr. Andreas und Karl von Hofer, wollten Zeugen der Verherrlichung ihres unsterblichen Großvaters sein.

Schon am Vorabende des Festes, einem wunderschönen Herbsttage, wogte eine Menge Volkes dem Thale von Passeier zu, darunter Deputationen der Landesschützen und Schießstände des gesammten Landes. Auch eine bedeutende Anzahl von Veteranen aus den verschiedenen Thälern Tirols waren herbeigekommen, um ihren Anführer vom Jahre 1809

zu ehren, unter ihnen auch einer der Vertrauten Hofers, der bekannte Kreuzwirth von Brixen, Martin Schenk. — Das Sandwirthshaus, die Heiliggrabkapelle, Ebenwies, wo das Festmahl gehalten werden sollte, Saltaus, die Gemeinden St. Martin und St. Leonhard prangten im Festschmucke und waren mit Triumphbögen und sinnigen Inschriften geziert.

Mit Anbruch der Dämmerung waren am Vorabende des Festes alle Berge von den Gipfeln bis zur Thalsohle herab, wie auf ein gegebenes Zeichen, mit unzähligen Bergfeuern beleuchtet; das ganze Thal sah einem heiligen Grabe ähnlich. Allein die Elemente waren dem Feste des folgenden Tages nicht gewogen: auf den prachtvollen Vorabend folgte ein unfreundlicher Tag. Schon früh Morgens trat strömender Regen ein; es war, als ob alle Schleusen des Himmels sich öffneten. Dieses entsetzliche Unwetter ließ das Festprogramm nicht in allen Einzelnheiten zur Durchführung kommen. Alles strömte, mehr oder weniger geordnet, nach St. Leonhard, wo die kirchliche Feier abgehalten wurde. Mit hinreißender Beredtsamkeit entwickelte der Fürstbischof von Brixen der ungeheuren Masse der Zuhörer das tiefe Gemüthsleben des Helden, sein Gottvertrauen, seine kindliche Verehrung zum Herzen Jesu. Nach der kirchlichen Feierlichkeit wurde in Gegenwart aller hoher Herren der Grundstein zur künftigen Kapelle gelegt, und in denselben eine lateinische Urkunde eingeschlossen, die in deutscher Uebersetzung also lautet: „Im Jahre 1867. Unter der allmächtigen und fürsichtigen Herrschaft unseres Herrn Jesu Christi; während der oberste Priester Pius IX. mit ungebrochenem Muthe die hart bedrängte Kirche tröstete; während unter dem Gerechtesten der Fürsten, Kaiser Franz Joseph, der trügerische Zeitgeist mit der aufrichtigen Treue stritt: kehrte zum hundertsten Male der Tag zurück, an dem durch Gottes

Gnade der Mann schlicht und recht, der Vertheidiger des Glaubens und der religiösen Sitte, der tapfere und treue Oberkommandant, der Befreier des Vaterlandes, der zum herrlichen Tode schmählich verrathene Siegesheld Andreas Hofer das Licht der Welt erblickte.

Die unentarteten Söhne der frommen Väter erwarteten mit Spannung diesen Zeitpunkt und jubelten in Freude auf; und die Thaten der Vorfahren hoch erhebend, beschlossen sie mit angestammter Pietät, die Wiege des berühmtesten Mannes würdig zu schmücken und den Säkulartag festlich und feierlich zu begehen. — Eingedenk des alten Bundes, durch den die Vorfahren, in den Schutz des heiligsten Herzens Jesu aufgenommen, aus den Quellen des Erlösers Muth schöpften, kamen sie über den Bau einer Kapelle zur Anbetung des heiligsten Herzens Jesu überein, und von der Gunst des freigebigsten Kaisers begleitet, von Landsleuten und Auswärtigen mit vereinten Kräften unterstützt, durch den Wetteifer und die Anordnung von Seiten der Künstler gefördert, legten sie unter der ceremoniellen Handlung und in Gegenwart der Unterzeichneten mit feierlicher Segnung und festlicher Pracht den Grundstein, — den Vätern zum frommen Andenken und der Nachwelt zum ewigen Zeugnisse."

Nach der feierlichen Handlung der Grundsteinlegung eröffnete der Landesoberkommandant, Freiherr von Kuhn, das Festschießen. Hierauf versammelten sich die hohen Gäste zu Ebenwies, nicht weit vom Sandwirthshause, zum Festmahle. Der Statthalter von Tirol, Ritter von Toggenburg, und Freiherr von Kuhn gedachten in gehobener Rede des Helden vom Jahre 1809, und der Enkel des Helden, Dr. Andreas von Hofer, dankte im Namen der von Hofer'schen Familie für die Verherrlichung des Großvaters. Abends trennten sich die hohen Gäste, deren Zahl weit über hundert

betrug, in gehobener Stimmung und nahmen das frohe Bewußtsein mit sich, dem Nationalhelden die schuldige Dankespflicht abgetragen zu haben.

Jetzt bleibt nur eine Pflicht noch zu erfüllen, nämlich die gelobte Herz-Jesu-Kapelle zu bauen. Allerdings ist das vorhandene Kapital von 4—5000 fl. dazu nicht ausreichend; allein der noch fehlende Theil müßte doch wohl durch patriotische Thätigkeit unter den zahllosen Verehrern und Bewunderern des tirolischen Helden und Märtyrers zusammengebracht werden können. Der wuchtige Grundstein fleht bis auf den heutigen Tag die erlösende Hilfe edler Menschenherzen an, um nicht der unabwendbaren Verwitterung zu erliegen.

Inzwischen hat ein hochherziger Mann, und zwar kein Tiroler, seinen Gefühlen tiefer Verehrung gegen den tirolischen Helden in anderer Weise Ausdruck verliehen. Der hochedle Reichsgraf Moritz von Fries aus Vöslau bei Wien hat auf der sonnigen Lehne von Obermais, nicht weit von der Oeffnung des Thales Passeier, einen palastähnlichen Prachtbau aufgeführt und den schönen Neubau zu Ehren des Helden vom Jahre 1809 „Hoferhaus“ genannt. Diese geschichtliche Benennung war jedoch nicht das Einzige, wodurch der edle Graf den „Mann von Tirol“ ehren wollte; er ließ auch mit großen Kosten eine sehr gelungene Hoferstatue in Lebensgröße anfertigen, die an jener Seite des Hoferhauses aufgestellt wurde, welche dem Thale Passeier zugekehrt ist. Zur Enthüllung dieser Statue wählte der Herr Graf treffend den heiligen Andreas-Tag des letztverflossenen Jahres und lud zu dieser Festlichkeit eine große Zahl seiner Freunde und neuen Gemeindegenossen ein. Bei dieser feierlichen Gelegenheit hielt Graf Fries an die zahlreiche Gesellschaft eine rührende Anrede, die zugleich als geeigneter Schluß des vorliegenden Buches dienen kann:

„Heute ist Andreas-Tag, also gerade der rechte Tag, um unsern Andreas Hofer zu ehren und sein an diesem Hause angebrachtes Bildniß zu enthüllen. Schon als Knabe hatte ich eine große Vorliebe für den braven und tapferen Tiroler-Bauern Andreas Hofer, und je mehr jetzt draußen in der Welt der alte Glaube und die alte Treue schwindet, desto größer erscheint mir Hofers Gestalt.

Aber Euer schönes Volkslied „Zu Mantua in Banden“ hatte ich noch nicht gekannt; — dieses rührende Lied habe ich erst vor fünf Jahren in Meran zum ersten Male gehört. Ich war ganz entzückt davon, und seitdem ist es mir nicht mehr aus dem Sinne gekommen. Dies ist die Ursache, warum ich, als ich mich entschlossen hatte, hier ein Haus zu bauen, den Gedanken faßte, dieses Lied gleichsam in Stein zu verkörpern, um dadurch den Andreas Hofer und zugleich den ehrenvollsten, ehrenfesten und gläubigen Bauernstand zu ehren.

Wie sollte ich aber unseren Helden darstellen lassen? Wie in Innsbruck, triumphirend, mit der Fahne? Dies paßt nicht für unsere traurige Zeit, wo die katholische Kirche in der ganzen Welt verfolgt und bedrängt wird! — Ihr werdet ihn also dort oben sehen mit dem Crucifix auf der Brust und den Blick gen Himmel gewandt.

Mein Zweck dabei ist, daß dieses Bildniß uns und unseren Kindern noch durch lange Jahre sage: Liebet das Kreuz und hoffet auf Gott, wie es Andreas Hofer gethan! Dann werden wir feststehen in den Stürmen der Welt und treu halten am alten tirolischen Wahlspruche:

Für Gott, Kaiser und Vaterland!“



Sammlung

historischer Bildnisse.

Zweite Serie.

X.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1874.

Isabella von Castilien

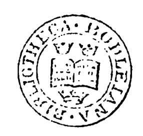
und

Ferdinand von Aragonien,

die „katholischen Herrscher" Spaniens.

Von

Reinhold Baumstark,
Kreisgerichtsrath in Constanz.



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1874.
Zweigniederlassungen in *Strassburg, München* und *St. Louis,* Mo.

Druck von Joh. Falk III., vorm. Fr. Sausen in Mainz.

Inhalt.



Vorwort.

Es ist nun schon das dritte Mal, daß ich als Mitarbeiter an dieser „Sammlung historischer Bildnisse" vor die Lesewelt trete; und dießmal habe ich mir einen ganz besonders schwierigen Gegenstand ausgewählt. Er ist dieß durch die reiche Fülle des Stoffes, der in einem so engen Raum bewältigt werden soll, und nicht minder durch den weiten Abstand der zu schildernden Zeit von der unsrigen. Wie sehr ich deßhalb der wohlwollenden Nachsicht meiner *sachkundigen* Leser bedarf, darüber täusche ich mich keinen Augenblick.

Zu der Wahl gerade dieses Gegenstandes bestimmte mich einerseits die naheliegende Vergleichung zwischen jener Periode, in welcher Spaniens Größe und Wohlfahrt unter Isabella und Ferdinand so rasch und herrlich aufblühte, und zwischen dem grauenhaften Zustand, welchen die Verkehrtheiten der Gegenwart über das schöne Land gebracht haben; andrerseits aber auch die Erwägung, daß die beiden genannten Monarchen in Spanien ein ähnliches Werk nationaler und politischer Einigung vollbrachten, wie es unseren Tagen in Bezug auf Deutschland zugewiesen ist.

Mir, als einem katholischen Schriftsteller, stehen natürlich keine Archive offen, noch habe ich mich irgend einer jener zahlreichen Begünstigungen zu rühmen, welche den im Dienste der herrschenden Gewalt arbeitenden Schriftstellern so reichlich blühen. Da ich mich aber gleichwohl des angeborenen Menschenrechtes erfreue, zu arbeiten, während Andere Anderes thun, so habe ich mit meinen geringen Hilfsmitteln an Zeit, Kraft und Literatur fröhlich den Versuch gewagt, über die „katholischen Herrscher" in diesem kleinen Büchlein alles wahrhaft Wissenswerthe, Wichtige und Wahre zu sagen, was ich selbst zu lernen im Stande war. Es schien mir, als ob es für diese Arbeit nicht ganz werthlos sei, daß ich das spanische Land und Volk selbst besucht habe, auch seiner Poesie und Literatur nicht fremd geblieben bin. Dadurch war es mir möglich, nicht nur mit der Hand, sondern auch mit dem Herzen zu schreiben.

Gleichwohl würde sich Jeder täuschen, der in dieser Schrift romanhaftes Geflunker oder unterhaltungssüchtige Anecdotenjägerei oder parteiische Liebhaberei irgend welcher Art suchen wollte. In der großen und strengen Schule des klassischen Alterthums erzogen und durch den Geist des Christenthums, so Gott will, ein wenig gebessert, erkenne ich in der Geschichte einen zu ernsten und heiligen Gegenstand, um sie anders als ernst und männlich zu behandeln. Wer mit mir wandeln will, der muß sich entschließen, gleich mir zu arbeiten, zu lernen und zu denken; weiter herabzusteigen, das ist mir nicht gegeben.

Eine ganze Masse von Gedanken, welche sich bei diesen Worten meinem Kopfe aufdrängen, will ich verschieben, bis ich einmal den längst in mir gährenden Entschluß ausführe, eine recht große und lange Vorrede ohne Buch zu schreiben.

Wie viel ich meinen Vorgängern in der Bearbeitung des hier behandelten Gegenstandes oder einzelner Theile desselben schuldig bin, namentlich dem wohlgesinnten, aber im fadesten Laubad seichter Aufklärung herumschwimmenden Amerikaner Prescott in seinem inhaltreichen Werke über „die Geschichte der Regierung Ferdinands und Isabellas der Katholischen von Spanien“ und dem hochwürdigsten Herrn Bischof v. Hefele in Rottenburg in seinem ausgezeichneten Buche: „Der Cardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts — das erkenne ich mit williger Dankbarkeit an. Ich beanspruche als mein Eigenthum nicht neue, kritische Forschungen über das Thatsächliche des Stoffes, sondern nur die geistige Durchdringung und Verarbeitung des Gegebenen.

Warum auf meinem Titelblatt der König nach der Königin erscheint, das weiß der Kenner, und jeder Andere wird es auch wissen, wenn er erst das Buch gelesen hat. Mich wundert nur, daß es nicht immer so gehalten wurde.

Schließlich kann ich nicht unterlassen, mein recht betrübtes Erstaunen darüber auszusprechen, daß die neuere und neueste Literatur Spaniens meines Wissens keine Bearbeitung der Geschichte Isabellas und Ferdinands aufzu-

weisen hat. Ist es mir doch begegnet, daß man mich, als ich in den besten literarischen Kreisen Madrids nach Literatur fragen ließ, auf — Prescott verwiesen hat. Dieser einzige Zug erklärt ein ganzes Stück neuester spanischer Geschichte.

Constanz, im Winter 1874.

R. Baumstark.

Einleitung.

Die Geschichte Spaniens hat dem denkenden Beobachter zu allen Zeiten hervorragende Eigenthümlichkeiten, und in denselben reichen Stoff zur Ausbildung des menschlichen Geistes und zur anbetenden Verehrung der göttlichen Menschheitserziehung dargeboten. Auf diese Wahrheit durch den Gang meiner Studien aufmerksam geworden, habe ich die wichtigsten Perioden der Geschichte und Literatur des spanischen Volkes in ihrer wesentlichen geistigen Bedeutung zu begreifen mich bemüht, auch durch eigene Anschauung mir wenigstens einige persönliche Kenntniß von Land und Volk erworben. Mit ganz besonderer Freude und Bewunderung mußte aber mein Blick immer von Neuem verweilen auf jener Zeit, in welcher die zerstückelten Bruchtheile der spanischen Nation mit kraftvoller Hand zusammengefaßt und zu einem großen staatlichen Ganzen vereinigt wurden durch die heiligmäßige Königin Isabella von Castilien und durch ihren Gemahl, den minder edlen, aber mit reicher staatsmännischer Begabung ausgerüsteten König Ferdinand von Aragonien. Die Geschichte dieses von dem Oberhaupte der katholischen Kirche, wie nicht minder von den Zeitgenossen und Nachkommen mit ganz besonderer Betonung so genann-

ten „katholischen" Königpaares ist jedoch im höchsten Grade lehrreich und merkwürdig für uns Deutsche in einer Zeit, wo an unserem Vaterlande ein ähnliches Werk theils schon vollbracht worden ist, theils noch vollbracht wird, wie Isabella und Ferdinand dasselbe für ihr Land und Volk zu Stande brachten. In welchem der beiden Fälle von Begründung eines großen Nationalstaates mehr politische Weisheit, Mäßigung und Besonnenheit durch die leitenden Geister an den Tag gelegt wurde, das möge uns neben manchen andern Wahrheiten die rasch und bündig aufgerollte Geschichte des königlichen Paares von Spanien zeigen. Zwar legt sich mir, indem ich zu diesem Vorhaben die Feder ergreife, in gewissem Grad die Befürchtung nahe, es möchte unter den immer heftiger werdenden Kämpfen dieser Tage der Lesewelt die ruhige Stimmung und der heitere Ernst fehlen, welche zu aufmerksamer und gewinnreicher Betrachtung geschichtlicher Dinge erforderlich sind. Allein, wie ich selbst in solchen Studien und Arbeiten Beruhigung, Trost und Erhebung suche und finde, so wird es wohl auch manchem Lesenden innerhalb der weiten Gränzen des deutschen Reiches ergehen. Zwischen dem streng fachmäßigen, umfassenden Werke des eigentlichen Gelehrten und dem im Sturm des Tages dahingerissenen Zeitungsblatt mag sich wohl eine Mittelgattung literarischer Arbeit behaupten, die nicht aufhört, ernst und gründlich zu sein, ohne darum durch gewaltige Bände und zahlreiche Anmerkungen der Mehrzahl der Sterblichen einen heilsamen Schrecken einzuflößen.

Ich habe schon an einem andern Orte den Gedanken ausgesprochen, daß es in der alten, mittleren und neueren Geschichte eine Eigenthümlichkeit Spaniens war und ist, periodenweise in einer Art träumerischer Versunkenheit *hinter* dem übrigen Europa zurückzubleiben, um sodann

durch gewaltige, mit zusammengefaßter Kraftanstrengung ausgeführte Vorstöße das Versäumte fast urplötzlich nachzuholen. Von der Richtigkeit dieser Bemerkung legt gerade diejenige Periode das sprechendste Zeugniß ab, welche den Gegenstand dieses Büchleins bilden soll.

Zu Anfang des achten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung hatten die Bekenner der mohammedanischen Religion die im nordwestlichen Afrika herrlich blühende katholische Kirche vernichtet, das Land erobert, und waren von da, begünstigt durch die inneren Zwistigkeiten und den sittlichen Verfall der bis gegen Ende des 6. Jahrhunderts arianischen Westgothen in Spanien, nach letzterem Lande herübergekommen. Eine einzige, freilich gewaltige Schlacht hatte genügt, um den spanischen Thron in Trümmer zu schlagen; während der nächstfolgenden drei Jahre dehnten die Eroberer ihre Herrschaft beinahe über die ganze Pyrenäen-Halbinsel aus. Nur im Norden derselben, unter dem Schutze der Gebirgsschluchten Biscayas und Asturiens, und unter der Leitung Pelayos, eines Sprößlings des alten Königshauses, behauptete sich christliche Religion und Bildung unerschüttert und unüberwindlich. Diese Leistung patriotischer Tugend und sittlicher Kraft ging genau von den nämlichen Volksstämmen aus, welche auch in unseren Tagen wieder die schwere Arbeit übernommen haben, ihr durch die praktischen Folgen verkehrter Grundsätze an den Rand des Verderbens gebrachtes Vaterland zu retten und zu verjüngen.

Während die mohammedanischen Eroberer in dem von der Natur so überreich ausgestatteten, gegenwärtig durch das Unmaß menschlichen Wahnwitzes verwüsteten Lande eine auf sinnlichem Lebensgenuß beruhende, und deßhalb trotz aller Verfeinerung falsche, verkehrte und nicht dauerhafte Cultur begründeten, wandte sich die geistige und kör-

perliche Kraft der in die rauhesten Berge zusammengedrängten christlichen Bewohner ausschließlich den höchsten geistigen und idealen Zielen und Gütern zu. Wiedergewinnung der heimathlichen Erde für die Religion des Kreuzes, das war die große Parole, unter welcher die Nachkommen der spanischen Gothen langsam, aber stetig, während beinahe acht Jahrhunderten von Norden nach Süden vordrangen, bis durch Ferdinand und Isabella das große Werk vollendet ward.

Allein mit der religiösen Begeisterung und sittlichen Tüchtigkeit hielt auch in Spanien, wie anderwärts bei den germanischen Völkern, die politische Einsicht keineswegs gleichen Schritt. Die Wiedereroberung Spaniens wäre vielleicht in weniger als der Hälfte derjenigen Zeit vollendet worden, welche in der That auf diese Arbeit verwendet werden mußte, wenn es dem spanischen Volke gelungen wäre, schon frühzeitig eine politische Einheit zu begründen. Aber daran fehlte es.

Auf und aus den Trümmern des westgothigen Staatslebens hatte sich eine Mehrzahl unbedeutender Herrschaften erhoben, welche zwar durch die Kraft und Tüchtigkeit ihrer Bürger die besten Keime einer eigentlichen Staatsbildung in sich trugen, vor der Hand aber sich gegenseitig mit beinahe ebenso grimmigem Hasse bekämpften, wie den gemeinsamen Feind ihres Glaubens und ihrer Nationalität. Dieser innere Zwiespalt, den die Geschichte auf allen ihren Blättern, ohne bis zur heutigen Stunde die menschliche Leidenschaft belehren oder bekehren zu können, als den furchtbarsten Feind des Völkerlebens brandmarkt, er war in viel höherem Grade als die Stärke der saracenischen Macht, die eigentliche Ursache der Langsamkeit, mit welcher die christlichen Waffen vorrückten. So vergingen *volle* drei Jahrhunderte, bis die Eroberungslinie wieder

am Tajo angelangt war, und man darf mit aller Bestimmtheit behaupten, daß es einzig nur dem auf das Große und Ewige gerichteten Einfluß des Christenthums und seiner Verkörperung, der katholischen Kirche, gelungen ist und gelingen konnte, die spanische Nation vor dem Untergang zu bewahren und in ihre früheren Rechte wieder einzusetzen. Das nämliche Erlösungswerk an dem nämlichen Volke abermals zu vollbringen, wenn auch in anderer Weise und gegen andere Feinde, ist der Beruf der Kirche in unserer Zeit.

In der That! die tapferen, unbotmäßigen, ungebildeten Haudegen des spanischen Mittelalters, als deren großartigste, im Herzen der Nation unsterblich lebende Gestalt die spanische Heldensage uns den Cid Rodrigo Diaz darstellt, sie würden ohne Zweifel in gegenseitiger Eifersucht und ausschließlicher Selbstliebe das große Ziel aus den Augen verloren haben, wäre nicht der katholische Priester dagewesen, um in seiner heiligen Kirche Namen zu begeistern, zum Kreuzzug aufzufordern, allen Thaten und Opfern die höhere Weihe zu ertheilen, und nöthigenfalls selbst die wankenden Schlachtreihen neuerdings zu sammeln und zum Kampfe der Entscheidung anzuführen.

In diesem jahrhundertelangen Ringen bildete und stählte sich der Charakter der Nation. Wie aber in allen menschlichen Dingen jeder Lichtseite eine Schattenseite gegenübersteht, so hat das spanische Volk aus dem furchtbar langen kriegerischen Drama der Wiedereroberung seines Bodens nicht nur den Zug zum Idealen und die religiöse Begeisterung, sondern auch den Hang zur Uebertreibung und religiösen Schwärmerei, sowie die Vernachlässigung industrieller Thätigkeit davongetragen, Fehler, welche in der späteren Geschichte Spaniens unzweifelhaft zu Tage

getreten sind und selbstverständlich ihre schlimmen Früchte gebracht haben.

Die verlängerte Dauer des großen Kampfes und die dadurch nothwendig gewordene erhöhte Anspannung aller geistigen und natürlichen Kräfte der Nation brachte es mit sich, daß die kleineren Staaten des christlichen Spaniens nach und nach erloschen, und um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts nur noch drei derselben sich zu behaupten vermochten, deren Vereinigung zu einem nationalen Ganzen das Werk Isabellas und Ferdinands sein sollte. Diese drei Staaten waren Castilien, Aragonien und Navarra.

Die Krone Castilien, welche sich ganz eigentlich und unmittelbar aus dem westgothischen Widerstand in den Gebirgen des Nordens herausgearbeitet hatte, umfaßte die Länder Biscaya, Asturien, Galizien, Leon, Alt- und Neu-Castilien, Estremadura und Andalusien, soweit diese letztere Provinz den bereits auf das kleine, aber reiche und herrliche Königreich Granada zurückgedrängten Mauren wieder abgewonnen war. Castilien ragte also, vom biscayischen Meerbusen bis zum Mittelmeere herrschend, an Länderbesitz, Macht und nationaler Bedeutung weit empor über die anderen Bestandtheile der Halbinsel. Gleichwohl behauptete neben ihm das Königreich Aragonien in mehrfacher Beziehung einen nicht unbedeutenden Rang. Es umfaßte außer der Landschaft Aragonien selbst noch das reiche, durch Handel und Industrie blühende, in Kunst und Poesie schwelgende Catalonien mit seiner von Cervantes und Calderon so zauberhaft geschilderten, selbst in unseren Tagen noch so verführerisch schönen Hauptstadt Barcelona, und außerdem noch das südlich reiche und glänzende Valencia. Dieses Königreich Aragonien unterhielt und vermittelte während mehrerer Jahrhunderte fast ausschließlich

Spaniens Verkehr und Zusammenhang mit dem übrigen Europa, es war auch die Grundlage der späterhin so wichtigen spanischen Herrschaft in Italien. Ein freies städtisches Bürgerthum, Volksvertretung und ständische Verfassung waren in diesem Lande wohl höher ausgebildet, als irgendwo sonst in Europa; die Sache ging mitunter bis zu einer Gränze, wo das Wesen der Monarchie aufzuhören beginnt.

Das kleine Pyrenäenkönigreich Navarra verdankte die ungewöhnlich lange Erhaltung seiner Selbstständigkeit weniger der eigenen Kraft, als der Eifersucht seiner verschiedenen Nachbarn und der Nähe Frankreichs. Nach der Vereinigung Castiliens und Aragoniens konnte es keine unabhängige Bedeutung mehr in Anspruch nehmen.

Nur weniger kurzer Züge wird es bedürfen, um den Leser vorzubereiten auf das geschichtliche Auftreten der beiden königlichen Gestalten, welchen diese Blätter gewidmet sind.

In Castilien war nach langen Bürgerkriegen im Jahre 1368 mit Heinrich II. das Haus Trastamare zum Thron gelangt. Unter ihm, und nach seinem i. J. 1379 eingetretenen Tod unter seinem Sohne Johann I. († 1390) und Enkel Heinrich III. († 1406) blühte die Macht des Landes nach außen, sein Reichthum und Wohlstand, die Bildung und Sitte seiner Bürger wesentlich auf. Allein nach Heinrichs III. frühem Tod ging die Krone auf dessen noch minderjährigen Sohn Johann II. über, der bis zum Jahre 1454 regierte und seinem Lande neben und nach dem traurig entarteten Sohne Heinrich IV. die wunderbar edle, im Glanze heiligmäßiger Tugend strahlende Tochter Isabella hinterließ.

Isabellas Vater war kein königlicher Geist. Alvaro de Luna, Großmeister des Ritterordens von Santiago,

ein Mann von glänzender Begabung und großer Gewissenlosigkeit, führte die Geschäfte des Landes im Namen des Schein-Monarchen. Die Eifersucht und der wohlbegründete Unwille des castilianischen Adels gegen diese Günstlingsherrschaft eines unehelichen, noch dazu aragonischen Emporkömmlings führte zu einer langen Reihe innerer Zwistigkeiten und Empörungen, wobei sogar des Königs Sohn und Thronerbe Heinrich auf die Seite der Aufrührer trat. Und während König Johann II. in literarischen Genüssen schwelgte, während an seinem Hofe die Poesie in allen Formen willkommene Aufnahme und Pflege fand, gingen dem eigentlichen Volke selbst die Lebens-Errungenschaften der vorangegangenen Zeit in traurigster Prosa größtentheils wieder verloren. Nach dem Tode von Johanns erster Gemahlin, Maria von Aragonien, vermählte er sich in zweiter Ehe mit Isabella von Portugal. Unter ihrem Einfluß wurde Alvaro de Luna gestürzt und zum Blutgerüste geführt. Nur ein Jahr später starb Johann II., auf dem Todbette bejammernd, daß er nicht lieber als eines Handwerkers Sohn, denn als Castiliens König geboren sein durfte. Außer dem Thronerben aus erster Ehe Heinrich IV., der von 1454 bis 1474 eine schmachvolle Regierung und ein entwürdigtes Leben führen sollte, hinterließ er aus seiner zweiten Ehe zwei minderjährige Kinder, einen Sohn Alphons und unsere, am 22. April 1451 zu Madrigal in Castilien geborene Isabella. Der sterbende König empfahl diese beiden Kinder der Liebe und Obsorge ihres Bruders Heinrich; für den standesgemäßen Unterhalt der Prinzessin Isabella insbesondere hatte er die Stadt Cuellar nebst ihrem Gebiete, und außerdem eine bedeutende Summe Geldes angewiesen.

Ein Jahr nach Isabella ward im Königreich Aragonien der Prinz geboren, welcher späterhin als Ferdi-

nand der Katholische an ihrer Seite den Thron der spanischen Gesammtmonarchie einnehmen sollte. Im Königreiche Aragonien war nach der Thronerledigung durch den Tod des Königs Martin im Jahre 1410 die Krone durch das Volk dem damals während Johanns II. von Castilien Minderjährigkeit dieses Land regierenden Bruder Heinrichs III. und Sohn Johanns I., Ferdinand dem Ersten übertragen worden, weil seine Mutter, die Königin von Castilien, eine Schwester Martins, des letzten aragonischen Herrschers, gewesen war. Durch diesen Dynastiewechsel kam auch Aragonien an das in Castilien herrschende Haus Trastamare; dieß war der Vorbote und die Vorbereitungsstufe der gänzlichen politischen Verschmelzung. Allein wie Castilien, so sollte auch Aragonien noch durch eine lange Reihe drangsalvoller Jahre hindurchzuschreiten haben, bevor das ersehnte Ziel einer großartigen, einheitlichen Gestaltung des Gesammtvaterlandes erreicht werden konnte. Ferdinand I. starb schon 1416; es folgte ihm sein Sohn Alfons V., der es vorzog, Neapel zu erobern und in diesem Lande seinen Sitz aufzuschlagen, wo die höhere Geistesbildung und der unterwürfigere Charakter der Bevölkerung ihm das Leben leichter und genußreicher machte, als er es zu Hause bei seinen starrköpfigen und freiheitsstolzen Aragonesen finden konnte. Während seiner Abwesenheit herrschte in Aragonien sein Bruder Johann als Regent, später nach Alfonsens Tod als König gleich seinem castilianischen Zeitgenossen Johann II. genannt. Seine Gemahlin Blanca von Navarra gebar ihm drei Kinder: Carlos, Prinz von Viana, Blanca, später Gemahlin Heinrichs IV. von Castilien und Eleonore, später Gattin des französischen Edelmanns Gaston, Graf von Foix. Im Jahre 1447 schloß Johann von Aragonien eine zweite Ehe mit Johanna Enriquez, Tochter des Admirals von

Castilien, einer Frau von hervorragenden Geistesgaben und rücksichtslosestem Ehrgeiz. Zwischen ihr und dem vorehelichen Sohne Carlos entstand Streit über die Regierung von Navarra, auf welche Carlos ausschließliche Rechte nach dem den Gemahl zu Gunsten der Söhne und Töchter ausdrücklich ausschließenden Ehevertrag seiner Mutter beanspruchte, während Johann von Aragonien die unnatürliche Laune hatte, seinem Sohn die Stiefmutter als Mitregentin zu geben. Es kam über die Herrschaft des durch den alteingewurzelten Haß der beiden navarresischen Parteien, der Beaumonts und Agramonts, zerrissenen Landes zum Kriege zwischen Carlos und seinem Vater; der Letztere siegte im Jahr 1452, und sein Sohn ward sein Gefangener. Während dieses Feldzuges, am 10. März des genannten Jahres, ein Jahr vor der Eroberung Constantinopels durch die Türken, gebar Johanna Enriquez in der kleinen aragonischen Stadt Sos ihren einzigen Sohn Ferdinand, den späteren Gemahl Isabellas von Castilien.

Sie waren Beide nachgeborene Kinder zweiter Ehen, durch ihre äußeren Verhältnisse nach menschlicher Berechnung für beschränkte Lebensrollen berufen, von der Vorsehung aber zu erhabener Bestimmung ausersehen.

I.

Lebensgeschichte bis zur Thronbesteigung.

Von Sturm und Drang jeglicher Art waren die Wiegen der beiden Königskinder umrauscht und erschüttert; die Leidenschaften der Erwachsenen kämpften in aller Wildheit über den Jahren ihrer bewußtlosen Unschuld; gegen sie und zu ihren Gunsten fehlte es selbst an Verbrechen nicht.

Der von seinem Vater mehr aus Rücksicht auf die entschiedene Gunst des Volkes, denn aus väterlichem Gefühle der Haft entlassene Prinz Carlos suchte eine Zuflucht am Hofe seines Oheims, des Königs Alfons V. in Neapel. Aber diesen huldvollen Beschützer entriß ihm der Tod im Jahr 1458. Alfons hinterließ keine rechtmäßigen Söhne, sondern vermachte Neapel seinem unehelichen Sohne Ferdinand, seine Erbstaaten in Spanien, Sicilien und Sardinien dagegen seinem Bruder Johann von Aragonien, welcher dadurch bei vorgerückten Jahren die königliche Würde erst empfing, deren Bürde er schon so lange als Regent getragen. Von jetzt an war sein Streben in aller Heftigkeit der Leidenschaft darauf gerichtet, mit Unterdrückung seines Erstgebornen Don Carlos die Thronfolge seinem zweitehelichen Sohne, unserem Ferdinand, zuzuwenden. Nach einer vorübergehenden und nur scheinbaren Aussöhnung mit Carlos suchte dieser Letztere, an der Liebe seines Vaters verzweifelnd, seiner Existenz und den Hoffnungen seiner Zukunft dadurch aufzuhelfen, daß er mit König Heinrich IV. von Castilien in Unterhandlung trat wegen einer Vermählung mit dessen Schwester, unserer damals neunjährigen Isabella. Allein dieß war gerade der verkehrteste Weg

zu dem von Carlos erstrebten Ziele. Denn König Johann und seine hochstrebende Gemahlin hatten längst die Vermählung dieser Isabella mit ihrem Ferdinand als das höchste Ziel nicht nur ihrer Elternliebe und ihres Ehrgeizes, sondern auch ihrer nationalen Politik sich vorgesteckt. Durch diese Heirath sollten die Kronen von Castilien und Aragonien vereinigt und dadurch ein großes, einheitliches Spanien geschaffen werden. Der Plan war kühn, aber keineswegs vermessen; denn der castilische Mannsstamm gab schon damals gegründete Aussicht, daß aus ihm keinerlei Nachkommenschaft den Thron besteigen werde. Als daher Johann II. die ernstlichen Heirathspläne seines Sohnes Carlos sah, nahm er denselben unter dem Vorwand, Carlos habe ihm nach dem Leben gestrebt, abermals gefangen. Da brach in Catalonien zu Gunsten des unglücklichen, vom Volke geliebten Königssohnes ein gewaltiger Aufstand aus und verbreitete sich rasch über das ganze Reich; zugleich fiel der König von Castilien in Carlos' Erbland Navarra zu dessen Gunsten ein. Johann mußte fliehen und war genöthigt, seinen Gefangenen nochmals zu entlassen. Catalonien unterwarf sich nur unter der Bedingung, daß Johann das Thronfolgerecht seines Erstgeborenen anerkenne, denselben als Generalstatthalter der Provinz ernenne, und daß der König selbst ohne seines Sohnes Erlaubniß nie die Provinz betrete. Der gedemüthigte König ergab sich in diese schmachvollen Bedingungen, gab aber innerlich keinen seiner Pläne auf. In diesem Augenblicke erkrankte der nach so langen Leiden und Drangsalen endlich siegreiche und scheinbar auf dem Boden fester Hoffnungen stehende Carlos, und starb 41 Jahre alt, am 23. September 1461. Ob ihn sein Vater hat vergiften lassen, weiß der Allwissende. Nach Carlos' Hinscheiden war der zehnjährige Ferdinand Johanns *einziger Sohn*.

Carlos hatte seinen Anspruch auf die Krone von Navarra, dem Ehevertrag seiner Mutter entsprechend, seiner Schwester Blanca hinterlassen, und Johanns Haß ging auch auf diese seine Tochter über, die ihren unglücklichen Bruder in allen Lebenslagen treu geliebt hatte. Johann begünstigte zu ihrem Nachtheil seine zweite Tochter Eleonore, die Gattin Gastons de Foix, und verfolgte mit allen Mitteln unbarmherzigster Leidenschaft den Plan, den Nachkommen Eleonorens, deren Sohn Gaston sich mit einer Schwester des Königs Ludwigs XI. von Frankreich vermählt hatte, die Thronfolge in Navarra zuzuwenden. Blanca, die unglückliche geschiedene Gattin Heinrichs IV. von Castilien, suchte sich dadurch zu retten, daß sie zu Gunsten dieses ihres Gemahls ihren Rechten auf Navarra entsagte. Allein von jenem tiefgesunkenen Menschen war keine That männlicher Kraft mehr zu hoffen. Er ließ es geschehen, daß seine Gattin am 30. April 1462 auf Befehl ihres Vaters festgenommen und der Obhut ihrer todfeindlichen Schwester übergeben ward. Blanca starb nach zwei Jahren; die Zeitgenossen sagen übereinstimmend, an Gift. Das Königreich Navarra aber sollte späterhin der nämliche Ferdinand, in dessen Jugend diese grauenvollen Ereignisse hineinragen, den Nachkommen Eleonorens für immer entreißen.

Nach dem Tode des Prinzen Carlos hatte Johanns Gemahlin das heiß ersehnte Ziel ihrer Wünsche erreicht gesehen; Aragonien und Catalonien hatten ihrem Sohne Ferdinand als dem muthmaßlichen Thronerben gehuldigt. Zwar brach unmittelbar nachher ein neuerlicher Aufstand gegen sie aus, bei welchem die unbeugsame Frau nebst dem Kinde, für welches sie keine That und kein Leiden scheute, in einem Thurm der Festung Gerona von ihren Unterthanen auf Tod und Leben belagert ward. Allein Johann verband sich mit Ludwig XI. von Frankreich, verpfändete demselben gegen

eine Unterstützung an Truppen die spanischen Grafschaften Roussillon und Cerdagne für Bezahlung einer Entschädigungssumme von 200,000 Goldkronen, und befreite unter dem Beistande der französischen Söldner seine auf's äußerste bedrängte Königin. Die catalonischen Empörer trugen die Herrschaft über ihr Land nach einander dem König von Castilien und einem portugiesischen Prinzen an; als der Letztere starb, wurde René der Gute von Anjou als Prätendent aufgestellt, der aber für gut fand, seinem abenteuerlichen und abenteuerlustigen Sohne Johann, Herzog von Lothringen, das Unternehmen zu überlassen. In der That kam der alte, um jene Zeit zu allem andern hin erblindete König Johann, nachdem er im Jahre 1464 einen großen Theil Cataloniens unter dem Beistand seines in frühester Jugend zu Kampf und unablässiger Arbeit herangezogenen Sohnes Ferdinand erobert hatte, im Jahre 1467 durch Johann von Anjou neuerdings in eine ganz verzweifelte Lage. Da stellten sich der junge Ferdinand und seine heroische Mutter persönlich an die Spitze der ihnen übrig gebliebenen Truppen. In drei Feldzügen kämpften Mutter und Sohn vielfach unglücklich, aber stets ungebeugt. Da kam im Winter 1468 der Tod, um die hochstrebende, in Krieg und Staatsgeschäften hervorragende, um die Wahl der Mittel nie verlegene Johanna Enriquez von der Seite des geliebten Sohnes zu reißen, um den sie so viel, wenn nicht Alles gewagt hatte. Der schon beinahe achtzigjährige Johann II. ließ auch durch diesen Verlust sich nicht niederschlagen. Stets voll Thatkraft und Hoffnung, war er sogar von der Zuversicht erfüllt, das Augenlicht wieder zu erlangen. Und in der That vollzog ein jüdischer Arzt die damals noch fast gänzlich unbekannte Operation des Staarstechens an einem von Johanns Augen mit vollem Glück, weigerte sich aber alsdann, an dem andern Auge dasselbe

zu thun, weil die Sterne Unheil verkündeten. Allein Johann, ein mit eiserner Realität auf dem Boden der Erde stehender Mann, kümmerte sich nichts um die Gestirne; er zwang den Arzt förmlich zur Operation, und auch das zweite Auge wurde vollständig hergestellt.

Die Sterne schienen in der That für Johann nichts weniger, als Unheil zu bringen. Sein bei den Volksmassen außerordentlich beliebter Gegner, der Herzog von Lothringen, starb im Dezember 1469, und durch diesen Tod war die Sache des catalonischen Aufstandes ihrer Seele beraubt. Johann und Ferdinand eroberten nun Stadt für Stadt, Bezirk für Bezirk, und schritten endlich zur Belagerung von Barcelona, die im Dezember 1472 mit der Unterwerfung der catalonischen Hauptstadt endete. Ferdinands Thronfolge im ganzen Reiche Aragonien war gesichert, Neapel sollte ihm später gleichfalls zu Theil werden.

Während sich Ferdinand solchergestalt durch eine Jugend voll Gefahren und Drangsalen jeder Art hindurchkämpfte, war Isabellas Antheil an harten Prüfungen nicht geringer. Ihr Bruder Heinrich IV. hatte im Jahr 1454 unter dem freudigen Jubel des Volkes den Thron von Castilien bestiegen; zuerst gewann und blendete er eine Zeit lang die Gemüther durch Freigebigkeit und Gutmüthigkeit. Bald aber zeigte es sich nur zu deutlich, daß des Monarchen Körper- und Geisteskraft in Ausschweifung vergeudet war. Der von ihm unter dem Andrängen der öffentlichen Meinung gegen Granada unternommene Krieg wurde so ruhmlos geführt, daß einmal des Königs eigene Leute ihn persönlich festzunehmen versuchten, um ihn vom Rückzuge abzuhalten. Der König von Granada aber, von welchem Heinrich eine Kriegssteuer zu verlangen wagte, gab die bezeichnende Erklärung ab: bei Heinrichs Thron-

besteigung würde er alles Mögliche angeboten haben, jetzt aber gebe er gar nichts.

Im höchsten Grade anstößig war des Königs Privatleben und das ganze Treiben an seinem Hof. Von seiner Gemahlin Blanca von Aragonien ließ er sich wegen Kinderlosigkeit scheiden, und vermählte sich i. J. 1455 mit Johanna von Portugal, unter deren leichtfertigem Einfluß das Schlimme noch schlimmer ward. Des Königs Günstling Beltran de la Cueva galt offenkundig als Geliebter der Königin. Unter einer solchen Wirthschaft verfielen gleichmäßig die Sitten des Volkes und die Kraft des Staates; Zusammenraffung von Geld zur Erreichung sinnlichen Genusses trat an die Stelle hoher Ziele und edler Beweggründe. Gegen die Günstlingswirthschaft am Hofe empörte sich der castilianische Adel unter der Führung von Juan Pacheco, Marquis von Villena, und dessen Oheim, dem unbeugsamen gewaltthätigen Alfonso Carillo, Erzbischof von Toledo und als solcher des Reiches erster Prälat. Als im Jahr 1462 die Königin eine Tochter Johanna gebar, die von der öffentlichen Stimme als Beltrans Kind bezeichnet und während ihres ganzen Lebens la Beltraneja genannt wurde, verlangten die aufständischen Adeligen von Heinrich IV., daß er ihnen seinen Halbbruder Alfons, den vollbürtigen Bruder Isabellas ausliefere, um diesen als Thronfolger anzuerkennen. In der That entsprach der ehrlose König diesem Verlangen unter der Bedingung, daß Alfons sich mit Johanna vermähle. Zugleich ward ein Ausschuß von fünf Männern ernannt, um die Lage des Vaterlandes zu untersuchen und die vorhandenen Mißbräuche abzustellen. Zwischen diesem Ausschuß und dem König kam es bald zu offenem Bruch. Heinrich suchte sich der Personen seiner Feinde zu bemächtigen, sie aber setzten ihn förmlich und feierlich ab, und erhoben den Prinzen Al-

fons auf den Thron (i. J. 1465). Allein nicht unbedeutend war auch die Zahl und der Einfluß derjenigen, welche dem König treu blieben. So behaupteten sich während geraumer Zeit in Castilien zwei Könige und zwei königliche Hoflager; und als Schlachtopfer, um dessen Preis einem so unerträglichen Zustand ein Ende gemacht werden sollte, ward die jugendliche Isabella ausersehen.

Der stets zweideutige Marquis von Villena hatte nämlich den Plan entworfen, durch Vermählung seines Bruders Don Pedro Giron mit Isabella das Uebergewicht seiner Familie in Castilien zu befestigen, und war bereit, gegen diese Leistung zu Heinrichs Partei zurückzukehren. Die ganze Sache war um so unpassender und ehrloser, als Don Pedro Großmeister des Ritterordens von Calatrava war und als solcher erst von dem Gelübde der Ehelosigkeit dispensirt werden mußte; zugleich war er ein wilder, den schlimmsten Leidenschaften jeder Art hingegebener Mensch.

Isabella hatte sich nach ihres Vaters Tod ganz auf die Obhut und den Schutz ihrer frommen Mutter, Isabella von Portugal, beschränkt gesehen. Die königliche Wittwe war mit ihrem Kinde in die kleine Stadt Arevalo gezogen; fern von dem Treiben eines grundverdorbenen Hofes wurde Isabella in natürlicher Einfachheit, strenger Arbeitsamkeit und das ganze Leben beherrschender katholischer Religiosität erzogen. Reiche Gaben des Geistes, holdselige Anmuth und Schönheit der äußeren Erscheinung schmückten die in glückseliger Verborgenheit heranblühende Jungfrau. Dieses hoffnungsreiche Stillleben ward unterbrochen, als die castilische Königin ihre Tochter Johanna zur Welt brachte. Damals (1462) wurde Isabella nebst ihrem Bruder Alfons an den königlichen Hof gebracht; Heinrich IV. hatte dies für das sicherste Mittel gehalten, um die Bildung einer Partei gegen Johanna's Thronansprüche zu verhindern.

Allein je schlimmer ihre Umgebung, je sittenloser das ganze Treiben der höfischen Kreise war, in desto reinerem Lichte leuchtete die makellose Hoheit der Tugend, Frömmigkeit und Seelengüte Isabella's. Schon in ihren zarten Jugendjahren war sie umringt von Bewerbern. Zuerst bat der aragonische Hof um ihre Hand für den noch in den Knabenjahren stehenden Ferdinand, dann wurde sie seinem ältern Bruder Carlos, und nach dessen Tod dem König Alfons von Portugal zugesagt. Diese letztere Verbindung hatte Isabella entschlossen abgelehnt, indem sie sich darauf stützte, daß eine Infantin von Castilien keine Ehe ohne Einwilligung der Großen des Reiches abschließen könne. Jetzt, in ihrem 16. Lebensjahre stehend, sollte sie der nichtsnutzigen Politik ihres Bruders geopfert werden zu Gunsten eines Menschen, der ihrer in jeder Hinsicht unwürdig war. Isabella war eine Spanierin mit jeder Ader und mit jeder Empfindung; die ihr zugedachte Schmach empörte sie auf's Aeußerste; sie beschloß, diesem elenden Plane einen Widerstand auf Tod und Leben entgegenzusetzen, und ihre treue Freundin Beatrix de Bobadilla gelobte, dem Großmeister von Calatrava bei der ersten Gelegenheit ihren Dolch in die Brust zu stoßen. Vor diesem Aeußersten bewahrte die leidenschaftlich erregten Mädchen des Großmeisters zur guten Stunde eingetretener Tod. Damit war Villenas Vermittlungsplan gescheitert; die Waffen mußten entscheiden. Bei Olmedo trafen sich die feindlichen Heere auf denselben Gefilden, wo Heinrich 22 Jahre früher gegen seinen Vater gekämpft hatte; der Erzbischof von Toledo führte an der Seite des Prinzen Alfons die Parteigänger des letzteren persönlich zum Kampfe. Die Schlacht hatte keinen entscheidenden Erfolg, obwohl Heinrichs Armee das Schlachtfeld behauptete; der Bürgerkrieg mit allen seinen Gräueln dauerte während der Jahre 1467 und 1468 fort. Allein

am 5. Juli 1468 starb Alfons plötzlich, 15 Jahre alt; ob an Gift oder an der Pest, ist eine bestrittene Frage, welche das ganze physische und moralische Elend jener Zeit ahnen läßt.

Jetzt stand Isabella ihrem entwürdigten Bruder allein gegenüber. Sie, die fromme und getreue Christin, die in allen Lagen ihres Lebens die richtige Linie des Handelns einzuhalten wußte, wich auch in dem dornenvollen Verhältniß zu Heinrich IV. von dem Pfade der Pflicht niemals ab. Sie hatte im Laufe des Bürgerkrieges Heinrichs lasterhaften Hof verlassen und sich zu Alfons begeben, nach dem Tode des Letzteren aber sich in ein Kloster zu Avila zurückgezogen. Hier suchte der Erzbischof von Toledo sie mit der dringenden Bitte auf, sich als Königin von Castilien ausrufen zu lassen; allein Isabella beharrte mit unerschütterlicher Standhaftigkeit auf ihrer Weigerung, etwas von ihr als Unrecht Erkanntes zu thun. Dagegen kam unter Isabellas Vermittlung eine Art von Friedensschluß zwischen dem König und seinen empörten Unterthanen zu Stande. Heinrich bewilligte eine allgemeine Amnestie, versprach, sich von seiner Gemahlin scheiden zu lassen, erkannte Isabella als Thronerbin an, und verpflichtete sich, sie zu keiner Heirath gegen ihre Wünsche zu nöthigen, wogegen sie nicht ohne seine Zustimmung sich vermählen sollte; auch sollte binnen 40 Tagen eine Cortesversammlung berufen werden, um diese Uebereinkunft zu bestätigen. Auf Grund derselben kamen Heinrich und Isabella am 5. September 1468 zu Toros de Guisando in Castilien persönlich zusammen. Heinrich erkannte mit aller Förmlichkeit und Feierlichkeit seine Schwester als die künftige Thronerbin an. In der That wurden auch die Cortes einberufen; daß dieselben dem Geschehenen ihre Zustimmung ausdrücklich ertheilt haben, ist höchst wahrscheinlich und wird von den

besten zeitgenössischen Geschichtschreibern behauptet, von Andern jedoch bestritten. Räthselhaft ist es immerhin, wie Heinrich die Ansprüche des Kindes, dessen Rechtmäßigkeit er so beharrlich vorher und nachher verfocht, bei dieser Veranlassung so urplötzlich und vollständig aufgeben konnte.

Die nunmehr unzweifelhaft rechtmäßige Thronerbin von Castilien war noch mehr als bisher eine vielumworbene Schönheit. Richard, Bruder König Eduards IV. von England, und der Herzog von Guyenne, Bruder Ludwigs XI. von Frankreich, baten vergeblich um ihre Hand. Sie selbst war dem ersten Gedanken ihrer Jugend treu geblieben; Spanierin durch und durch, vermochte sie den Gedanken an die Verbindung mit einem Fremdling nicht zu ertragen. Ferdinand von Aragonien war jung, ritterlich, tapfer, voll edlen männlichen Anstandes; die Vermählung mit ihm versprach nicht nur persönliches, häusliches Glück, sondern sie stellte auch die Erreichung jenes Zieles in Aussicht, nach welchem alle Umstände mit Gewalt hinzudrängen schienen und auf welches die Trefflichsten der Zeitgenossen sehnsüchtig harrten — die Vereinigung des ganzen Spaniens zu einem großen Reiche spanischer Nation.

Allein gegen diesen Plan lehnte sich mit aller Anstrengung derjenige Theil des Adels auf, welcher in der Fortdauer der bisherigen Günstlingswirthschaft seinen Vortheil erblicken konnte, ja mußte. Der Marquis von Villena stand abermals an der Spitze dieser Intrigue; eine erneuerte Werbung des verwittweten Königs Alfons von Portugal um Isabella, und die Vermählung des portugiesischen Thronerben mit Heinrichs IV. Tochter, Johanna la Beltraneja, ward vorgeschlagen. Als Isabella mit ruhigem, aber festem Nein antwortete, bedrohte ihr unwürdiger Bruder sie mit Einsperrung. Allein der Gedanke der Vereinigung von Aragon und Castilien hatte bereits das Volk

selbst in weiten Kreisen ergriffen und begeistert; der entschlossene Erzbischof von Toledo stand mit seiner ganzen Macht auf Isabellas Seite, und sie beschloß, nachdem Heinrich die Uebereinkunft mit ihr so schmählich gebrochen hatte, nunmehr auch ihrerseits ohne Rücksicht auf den König ihr Lebensschicksal nach eigener, freier Ueberzeugung zu bestimmen. Im Einverständniß mit dem Erzbischof und mit dem Admiral von Castilien, Don Fadrique Enriquez, dem Vater von Ferdinands kurz zuvor verstorbener Mutter, ließ sie ihr Jawort an Ferdinand gelangen. König Johann II., bei allen seinen Fehlern unstreitig ganz erfüllt von den Ideen einer richtigen nationalen Politik, hatte seinem Sohn und Liebling bereits den Titel „König von Sicilien" übertragen, und bediente sich seiner thatkräftigen Unterstützung nicht nur im Kriege, sondern auch bei allen Regierungsgeschäften, so daß der aragonische Thronfolger wirklich in jeder Beziehung als ein würdiger und ebenbürtiger Bewerber um Isabellas Hand auftreten konnte. Der Ehevertrag kam rasch zu Stande, und ward von Ferdinand am 7. Januar 1469 beschworen.

Diese hochwichtige Urkunde enthielt das politische Lebensprogramm des königlichen Paares, und legt beredtes Zeugniß davon ab, in wie hohem Grade die Krone Castilien den Vorrang in der öffentlichen Meinung behauptete, und mit welch' ernster, pflichtgetreuer Sorgfalt Isabella und ihre Rathgeber die Rechte des ihr nach dem Vertrag mit Heinrich dereinst zufallenden Königreiches zu wahren sich bemühten. Ferdinand verpflichtete sich nicht nur, Castiliens Gesetze und Gebräuche zu beobachten, kein Kroneigenthum zu veräußern, keine Fremden zu bevorzugen, sondern er sollte auch keinerlei Anstellung in der Armee oder im bürgerlichen Staatsdienst ohne Isabellas Zustimmung vornehmen, seinen Wohnsitz nach Castilien ver-

legen, und dieses Reich ohne Einwilligung seiner Gemahlin nie verlassen. Alle Gesetze und Verordnungen sollten von Beiden unterzeichnet werden; manche wichtigen Befugnisse, wie die Anstellung der Befehlshaber in den Festungen und die Verleihung geistlicher Pfründen, blieben der Königin als reina proprietaria (Königin — Eigenthümerin) vorbehalten. Außerdem verpflichtete sich Ferdinand zur Fortsetzung des Krieges gegen die Mauren und verzichtete auf alle Landansprüche, die seinem Vater etwa in Castilien zustehen möchten. Isabella hatte sich um jene Zeit in ihren Geburtsort Madrigal zurückgezogen, wo sie bei ihrer Mutter lebte. Heinrich IV. und sein Rathgeber, der Marquis von Villena, suchten sich hier ihrer Person zu bemächtigen, allein der unermüdliche Erzbischof von Toledo befreite sie mit bewaffneter Hand aus der ihr drohenden Gefangenschaft und führte sie nach der sicheren Stadt Valladolid. Es war unter diesen Umständen von der höchsten Bedeutung, daß der Eheschluß möglichst beschleunigt werde. Obwohl nun König Johann immer noch durch den catalonischen Aufstand sich im größten Gedränge befand, entschloß sich Ferdinand gleichwohl, seinen Vater zu verlassen, um den Besitz seiner Braut zu erlangen. Er nahm nur sechs als Kaufleute verkleidete Diener mit sich; er selbst hatte sich als Diener seiner Untergebenen verkleidet, besorgte ihre Maulthiere, wartete bei den Mahlzeiten auf. In dieser Weise gelangte er mitten durch Heinrichs auflauernde Wachen und unter vielfachen Gefahren glücklich durch den Theil Castiliens, welcher vorzugsweise unter Villena's Einfluß stand, und kam am 15. Oktober 1469 in Gegenwart des Erzbischofs von Toledo zum ersten Mal mit Isabella zusammen.

Sie stand im 19., er im 18. Lebensjahre. Mit wohl begründeter Vorliebe verweilen die zeitgenössischen wie die *späteren* Geschichtschreiber bei der Schilderung dieses jugend-

lichen Paares. Beide hatten inmitten einer lasterhaften, tief gesunkenen Zeit die volle Kraft und Frische der Tugend und der Gesundheit bewahrt; der Adel männlicher Schönheit, der bezaubernde Reiz weiblicher Anmuth und Unschuld ließ sie unter ihren Zeitgenossen beinahe als Wesen höherer Art erscheinen, um welche ein eigenthümlicher Duft poetischer Atmosphäre verbreitet war. Isabella wird von ruhigen und besonnenen Mitlebenden geradezu als die schönste Frau Spaniens bezeichnet, und Ferdinand, in der harten Schule beständigen Arbeitens und Kämpfens auferzogen, hatte sich durch unausgesetzte Uebung und enthaltsamste Mäßigkeit zu einem der vollendetsten Krieger und Ritter seiner Zeit ausgebildet. An wissenschaftlichen Kenntnissen und höherer Geistesbildung war Isabella ihm überlegen.

Sie waren im Augenblick Beide so arm, daß sie das Geld leihen mußten, um ihre Vermählungsfeier auch nur nothdürftig bestreiten zu können. Aber sie liebten sich und liebten ihr Vaterland; keine Schwierigkeit schreckte sie ab. Schon am 19. Oktober 1469 wurde die Vermählung öffentlich vollzogen, und sofort eine Gesandtschaft an Heinrich IV. abgeschickt, um ihn von der vollzogenen Thatsache in Kenntniß zu setzen. Heinrich IV. antwortete nur, daß er die Sache mit seinen Ministern überlegen werde; thatsächlich bestand seine Antwort darin, daß er die Ansprüche seiner Tochter Johanna wieder aufnahm und sie mit dem von Isabella zurückgewiesenen Bruder des Königs von Frankreich zu vermählen suchte. Isabella wurde, weil sie sich ohne ihres Brudes Einwilligung vermählt, des Thronfolgerechtes verlustig erklärt.

Allein diese Dinge kamen zu spät. Ferdinand und Isabella hatten sich in der Gunst der Nation bereits zu nachdrücklich festgesetzt; Heinrichs Sittenlosigkeit hatte ihn zu sehr der öffentlichen Verachtung preisgegeben und der Erz-

bischof von Toledo, wenn auch eigensinnig und ehrgeizig fast bis zur Unerträglichkeit, war doch ein zu getreuer und machtvoller Verbündeter Isabellas, als daß an der einmal geschaffenen Lage noch etwas Wesentliches hätte geändert werden können. Ferdinands Beliebtheit beim Volke wuchs, als er im Jahre 1473 seinen von dem französischen König bei Gelegenheit eines Aufstandes in Roussillon und Cerdagne in der Festung Perpignan belagerten Vater mit tapferer Hand befreite; in Castilien scheiterten alle Unterhandlungen, welche der unglücklichen Beltraneja einen Mann verschaffen sollten; der einflußreiche Erzbischof Mendoza vor Sevilla schloß sich der Partei Isabellas an, und die Wünsche aller Edlen uud Vaterlandsliebenden begleiteten ihre von Tag zu Tag hoffnungsreichere Sache.

Im Dezember 1473 wurde auf Veranlassung von Isabella's Jugendfreundin, Beatrix de Bobadilla, nunmehr Gattin des Commandanten von Segovia, Andres de Cabrera, nochmals ein Versuch gemacht, Heinrich und Isabella zu versöhnen. Es kam in der That zu einer Zusammenkunft zwischen Beiden, bei welcher sich auch Ferdinand einstellte; allein der vorübergehende Traum des Friedens und der Einigkeit machte nach wenigen Tagen neuem Argwohn und neuer Feindseligkeit Platz.

Im Jahre 1474 mußte Ferdinand abermals seinem alten Vater zu Hilfe eilen, der aus den Verwicklungen und Kriegen um seine zwei an Frankreich verpfändeten Landschaften nicht herauskam. Johann war in solch' äußerster Noth, daß er einmal sich genöthigt sah, auch seinen Pelzmantel, gleich Cerdagne und Roussillon, zu verpfänden; Ludwig XI. hatte die Hilfe nicht vertragsmäßig geleistet, für welche ihm diese Provinzen verpfändet waren, und der zähe Aragonier, der sie nicht einzulösen vermochte, war fest entschlossen, sie auf jede mögliche Weise wieder zu bekommen.

Während Ferdinand sich in Aragonien aufhielt, um seinem hart bedrängten Vater von den dortigen Ständen Unterstützung zu erwirken, starb in Castilien am 11. Dezember 1474 Heinrich IV. an den Folgen seiner Lebensweise, zerrüttet an Leib und Seele, und aller Wahrscheinlichkeit nach ohne Hinterlassung eines letzten Willens. Mit ihm erlosch die männliche Linie des Hauses Trastamare in Castilien. Er hinterließ, zum großen Theil durch seine eigene schwerste Schuld, sein Vaterland in tiefster Zerrüttung. Die Frage, ob Isabella an der Seite ihres jugendlichen Gemahls den Thron von ganz Spanien mit dauerndem Erfolg behaupten, oder ob Heinrichs Tochter Johanna ihre Ansprüche fortsetzen und durchführen werde, bedurfte vor Allem einer, voraussichtlich blutigen, Entscheidung.

II.

Der Erbfolgekrieg. Innere Neugestaltung Spaniens.

Beim Tode Heinrichs IV. residirte Isabella in der wichtigen und festen Stadt Segovia; die treue Anhänglichkeit und der thätige Beistand des Commandanten Andres de Cabrera war ihr gewiß. Unverzüglich nach Empfang der Nachricht von des Königs Ableben wurde sie auf dem Hauptplatze der Stadt, wo ihr Thron aufgeschlagen war, mit aller Feierlichkeit als Königin ausgerufen. Die von dem Herold hiebei gebrauchten amtlichen Worte lauteten: „Castilien, Castilien für König Don Ferdinand und seine Gemahlin Donna Isabella, Königin Eigenthümerin dieser Reiche.“ Sie nahm die Huldigung ihrer Unterthanen entgegen und beschwor die unverletzte Erhaltung ihrer Frei-

heiten. Dann begab sie sich in die Kathedrale, wo die kirchliche Feier sich an den politischen Act anschloß.

Indem Isabella, die in ihren 23 Lebensjahren schon so ernste Prüfungen durchgemacht hatte, mit fester Hand und reifer Besonnenheit die Zügel der Regierung ergriff, hatte sie nicht nur das wahre Wohl des Landes, sondern auch das positive Recht auf ihrer Seite. Es lag klar zu Tage, daß eine Regierung unter dem Namen der unglücklichen, damals zwölfjährigen Johanna, an deren Geburt schon die Makel des Ehebruchs haftete, das Land nur einer steigenden Zerrüttung preisgeben könne, während Ferdinands und Isabella's persönliche Eigenschaften nach menschlicher Berechnung alle Bürgschaften einer glücklichen und selbst glänzenden Zukunft des Vaterlandes zu gewähren schienen. Daß Johanna nicht Heinrichs Kind sei, ließ sich freilich nach Lage der Dinge mit zwingender Gewißheit nie feststellen. Desto gewisser war es, daß er durch feierlichen Vertrag seine Schwester als Thronerbin anerkannt und daß ein Beschluß gesetzmäßig berufener Cortes jenen Vertrag genehmigt hatte, sowie daß Heinrichs spätere Bemühungen, von den Cortes eine Anerkennung des Thronfolgerechtes seiner Tochter zu erlangen, vergeblich geblieben waren. In der That schloß sich auch beinahe das ganze Land dem Beispiel von Segovia unverzüglich an. Die staatsrechtlichen Verhältnisse zwischen Isabella und Ferdinand selbst wurden, obwohl nicht ohne alle Schwierigkeit, unter der entscheidenden Mitwirkung der Erzbischöfe von Sevilla und Toledo wesentlich so geordnet, wie es der früher besprochene Ehevertrag mit sich brachte. Die weibliche Thronfolge wurde als damaliges unzweifelhaftes Recht Castiliens anerkannt; alle Regierungsgewalt Ferdinands ging von der Königin aus; er persönlich war nur König oder vielmehr damals noch Kronprinz von Aragonien.

In diesem Augenblicke ging Alfonso Carillo, Erzbischof von Toledo, seit langen Jahren Isabella's zwar herrschsüchtiger, aber standhafter Freund und Beschützer, aus Eifersucht auf den steigenden Einfluß des Cardinal-Erzbischofs Mendoza von Sevilla zu ihren Feinden über. Im Einverständniß mit diesen beschloß König Alfons V. von Portugal, die Rechte seiner Nichte, der Beltraneja mit den Waffen in der Hand geltend zu machen, und rückte im Mai 1475 an der Spitze einer Armee von etwa 20,000 Mann in Spanien ein; zugleich verlobte er selbst sich mit Johanna, und ließ sich mit ihr als König und Königin von Castilien ausrufen.

Es war im Ganzen leicht einzusehen, daß dieses Unternehmen nur dazu dienen werde, Johanna bei den Spaniern vollends unmöglich zu machen. Denn der Haß zwischen ihnen und den Portugiesen, so unvernünftig und beiden Ländern nachtheilig er ist, war gleichwohl damals schon so tief eingewurzelt, daß eine von dem König von Portugal verfochtene Sache in Spanien so gut als verloren zu betrachten war.

Ferdinand und Isabella brachten mit äußerster Anstrengung, wobei die zarte Königin ihre Gesundheit und beinahe ihr Leben der unermüdlichsten Ausdauer in Leitung der Staatsgeschäfte zum Opfer brachte, bis Anfangs Juli eine Armee von etwa 40,000 Mann zusammen, worunter jedoch sehr viele Landleute ohne alle kriegerische Ausbildung waren, wogegen die feindliche Armee fast das ganze portugiesische Ritterthum in sich schloß.

Der Anfang des Feldzuges war für Isabellas Sache ungünstig genug; Alfons nahm die beiden wichtigen Städte Toro und Zamora weg, und der Erzbischof von Toledo ging offen in das portugiesische Lager über. Fest und treu hielt aber das Volk und die Masse des Klerus zu Isa-

bellas Fahne. Bei einer im August zu Medina del Campo gehaltenen Cortesversammlung wurde beschlossen, die Hälfte aller werthvollen Kirchengeräthe im ganzen Reich gegen eine binnen drei Jahren zu zahlende Entschädigung zur Bestreitung der Kriegskosten an den königlichen Schatz abzuliefern. Im Dezember sah sich Ferdinand in den Stand gesetzt, gegen Zamora vorzurücken; der portugiesische König zog bedeutende Verstärkungen unter der Führung seines Sohnes, des Prinzen Johann, an sich, und marschirte am 17. Februar 1475 von Toro aus seinem Feinde entgegen. Hier standen sich die beiden Armeen zwei Wochen lang gegenüber, bis endlich Alfons, von den Castilianern im Rücken bedroht, sich auf Toro zurückzog. Ferdinand folgte unmittelbar, und es kam am 1. März zur Schlacht. Die Erzbischöfe von Toledo und Sevilla kämpften persönlich, jener für Alfons, dieser für Ferdinand und Isabella, gleich zwei alten Haudegen, und es bedurfte der ganzen castilianischen Tapferkeit, um die ritterliche Gegenwehr der Portugiesen zu brechen. Um so entschiedener war aber endlich die Niederlage der portugiesischen Armee, von welcher mehr als 12,000 Mann getödtet oder gefangen wurden. Die Sache war mit diesem einzigen Hauptschlage entschieden; durch weise Milde und rücksichtsvolle Schonung machten die Sieger es den Ungetreuen leicht, sich zu unterwerfen; nur der Erzbischof von Toledo und der jüngere Marquis von Villena verloren einen großen Theil ihrer Besitzungen.

Bald nach dem Siege von Toro warf Ferdinand auch die in der Provinz Guipuzcoa eingefallenen Franzosen mit Hilfe der tapferen und patriotischen Bevölkerung zum Lande hinaus; Alfons sah seine Sache auf allen Seiten verloren.

Er hörte zwar nicht auf, sich um französische Hilfe zu bewerben; allein Ludwig XI. sah viel zu deutlich, auf

welcher Seite der Verstand und die Kraft war, um sich in Abenteuer zu Gunsten der armen Beltraneja einzulassen und schloß im Jahre 1478 einen Friedensvertrag mit Spanien, worin er ausdrücklich auf sein Bündniß mit Portugal und auf jede weitere Vertheidigung der Ansprüche Johannas verzichtete. Hieran schloß sich im nächsten Jahr (24. September 1479) der Friedensschluß mit Portugal. König Alfons, der eine rechtsgiltige päpstliche Dispensation zur Eheschließung mit seiner Braut und Nichte Johanna nicht erlangen konnte, verzichtete auf seine Bewerbung um ihre Hand und auf alle Ansprüche an die castilianische Thronfolge. Der armen Beltraneja wurde freigestellt, binnen 6 Monaten Portugal zu verlassen oder den am 28. Juni 1478 geborenen, also damals einjährigen Sohn Isabella's und Ferdinands, den Prinzen Johann, seiner Zeit zu heirathen und in Portugal auf die Heirathsfähigkeit dieses kindlichen Bräutigams zu warten, oder aber in's Kloster zu gehen. Zugleich wurde, um eine dauernde Eintracht zwischen Spanien und Portugal zu begründen, die eheliche Verbindung der am 1. Oktober 1470 geborenen Infantin Isabella, des ersten Kindes der castilianischen Herrscher, mit Alonso, dem Sohne des Prinzen Johann von Portugal verabredet.

Die unglückliche Johanna war weise genug, das Kloster zu wählen; sie trat bei den Clarissinen zu Coimbra ein, und nahm im folgenden Jahre den Schleier. Sie blieb übrigens in den nächsten Beziehungen zu der portugiesischen Königsfamilie, und starb auch, 68 Jahre alt, im Jahre 1530 im königlichen Schloß zu Lissabon. Ihr königlicher Oheim und Bräutigam Alfons V. war im Begriffe, sich gleichfalls in ein Kloster zurückzuziehen, als der Tod seiner mehr romantischen, denn glücklichen Lebenslaufbahn ein Ziel setzte.

Schon einige Monate vor dem Friedensschluß mit Portugal war der alte, 83jährige König Johann II. von Aragonien im vollsten Besitze seiner reichen geistigen Kraft gestorben. Bis in die letzten Lebenstage hatte seine ganz unverwüstliche Gesundheit allen Anstrengungen Trotz geboten; er hatte das Ziel seiner Wünsche erreicht, seinen Ferdinand als Herrscher von Castilien zu sehen und ihm sein aragonisches Reich in ungemindertem Bestand und ungestörtem Frieden zu hinterlassen. Ganz Spanien war jetzt geeinigt bis auf Navarra, wo Johanns II. Tochter Eleonore de Foix nur drei Wochen nach ihrem Vater gleichfalls starb. Auf Navarra's weitere Schicksale kommen wir später zu sprechen. Es war, menschlich gesprochen, die höchste Zeit, daß Spanien unter eine kraftvolle, einheitliche, vernünftige Regierung kam. Die tiefste Zerrüttung aller politischen, bürgerlichen, socialen und ökonomischen Verhältnisse war das Ergebniß der letzten Jahrzehnte, insbesondere der so unseligen Regierung Heinrichs IV.; Verbrechen ohne Maß und Zahl gefährdeten die Sicherheit und untergruben die Sittlichkeit; die Rechtspflege war feil, die politische Gewalt ohne alle höheren Beweggründe, das Geld verfälscht, Handel und Wandel zu Grunde gerichtet. Die drangsalvollen Zeiten des Erbfolgekrieges waren nicht darnach angethan, große Verbesserungen in's Leben zu rufen, so lange die Regierung noch um ihre eigene Existenz auf Tod und Leben kämpfen mußte. Erst jetzt, als Portugal besiegt, Frankreich zurückgeschlagen, Aragonien mit Castilien in der nämlichen Hand vereinigt war, erst jetzt konnte daran gedacht werden, die auseinander geworfenen Bruchstücke und Bausteine des nationalen Lebens wieder zusammenzulesen und einen neuen Bau mit ihnen zu begründen.

Dieser großen und schweren Aufgabe hat sich das *junge* Königspaar in treuer Pflichterfüllung, mit seltener

Thatkraft, mit entschiedenem Verstand, und unter Gottes reichstem Segen unterzogen. Man würde zwar entschieden irren und die geschichtliche Wahrheit durch die gefärbten Gläser vorgefaßter Meinung oder abstracter Theorie betrachten, wenn man annehmen wollte, Ferdinand und Isabella hätten nach einem fertigen, allseitig ausgebildeten Plane, nach einem eigentlichen System gehandelt. Nein! wo das offenbare Uebel ihnen praktisch unverkennbar mit seinen verderblichen Folgen entgegentrat, da suchten sie ebenso praktisch, von Fall zu Fall, immer das Nächste im Auge behaltend und in treuem, festem Anschluß an das geschichtlich Gewordene und Gegebene, nachzuhelfen, auszubessern, langsam und allmälig vorzurücken; und aus der Menge der einzelnen Leistungen und Thaten ergab sich nach und nach, fast unvermerkt, im langsamen und gründlichen Gang der Geschichte ein gutes und großes Resultat. So arbeiten staatsmännische Naturen, im Gegensatz zu Professoren. Wo möglich noch verkehrter würde es sein, sich Ferdinand und Isabella vorzustellen als in einer selbstbewußten Ueberlegenheit über ihrer Zeit und ihren Zeitgenossen schwebend. Bei Ferdinand kann von etwas Derartigem schon gar nicht die Rede sein. Gesund, tüchtig, kraftvoll, aber auch durchtrieben, sparsam bis zum Geize, und unter Umständen zurückhaltend bis zur Ränkesucht, war er durch und durch ein Kind seines Vaters und ein Sohn von seines Vaters Zeit. Isabella war freilich von ungleich höherer Naturanlage, geistig weiter und tiefer ausgebildet, und durch ihre tiefsinnige Religiosität den höchsten und ewigen Zielen des Lebens zugewendet. Allein auch sie trug alle Farben des Jahrhunderts und der Nationalität. In ihrem Wesen zeigte sich in schönster Harmonie jene Mischung orientalischer Phantasie und Schwärmerei mit gothischer Bedächtigkeit und Gemessenheit, welche in Folge

des vieljahrhundertlangen Zusammenlebens mit einem mohammedanischen Volk die eigentliche Grundlage des spanischen Nationalcharakters geworden ist. Gerade deßhalb war aber auch Isabella der allgemein verehrte Liebling ihres Volkes, weil dieses in seiner Königin sein eigenes Wesen wie in einem verschönernden Zauberspiegel erblickte. Nur von diesem Gesichtspunkte aus kann man das politische und administrative Walten der Königin verstehen.

Vollends lächerlich wäre es, wenn man der „katholischen Königin" irgend eine Tendenz rationalistischer Aufklärung gegenüber ihren minder gebildeten Zeitgenossen zutrauen wollte. Sie Beide waren, Gott sei Lob und Dank dafür, katholisch gläubig bis in's innerste Mark ihrer Seele. Reinhaltung des Glaubens und Ausbreitung der katholischen Lehre und Kirche war stets eines ihrer höchsten Ziele. Es gab um jene Zeit, wie fast zu allen Zeiten, auch in der Kirche Gottes der Aergernisse genug und gerade damals an sehr hoher Stelle. Aber das echt katholische Gemüth und Bewußtsein verwechselt niemals die göttliche Erlösungsanstalt selbst mit dem Menschenmaterial, dessen sich der göttliche Heiland in seiner Anstalt bedient; und so waren denn auch Ferdinand und Isabella bei allen großen und glänzenden Fortschritten, deren die Menschheit unter ihrer Regierung theilhaftig geworden ist, himmelweit davon entfernt, in Handlungen oder auch nur in Gedanken den Grundsätzen der römisch-katholischen Kirche entgegen zu wirken.

Diese allgemeinen Bemerkungen möge der freundliche Leser recht wohl festhalten; er wird Gelegenheit in Fülle finden, sich ihrer im weiteren Verlauf der Geschichte zu erinnern.

Wiederherstellung einer geordneten, sicheren und unparteiischen Rechtspflege war das dringendste und

schreiendste Bedürfniß, welches sich der neuen Regierung darbot. Das katholische Königspaar suchte diesen Zweck nicht zu erreichen durch Verordnungen und Paragraphen, sondern durch Anknüpfung an eine geschichtlich hergebrachte Institution. Die castilischen Städte hatten nämlich schon im früheren Mittelalter unter dem Namen Santa Hermandad oder „heilige Verbrüderung" Bündnisse geschlossen, welche mit deutschen Städtebünden der nämlichen Zeit, namentlich der Hansa, mancherlei Aehnlichkeit hatten und Vertheidigung der städtischen Rechte und Freiheiten gegen die Zügellosigkeit des Faustrechts und gegen die Uebergriffe des Adels bezweckten. Indem Ferdinand und Isabella sämmtliche Aufgaben des Staates in ihre Hand nahmen, bedienten sie sich dieser nach und nach eingeschlummerten, aber nicht zu Grunde gegangenen Hermandad zu einem anderen als dem ursprünglichen Zwecke. Durch die Cortesversammlung des Jahres 1476 wurde nämlich die Ausdehnung der Hermandad über das gesammte Land beschlossen, und ihr die Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit und Verfolgung der Verbrecher zur Aufgabe gemacht. Damit wurde ein großer Theil der Polizei und Strafrechtspflege in die Hände der volksthümlichsten Selbstverwaltung gelegt, sicherlich ein an und für sich und namentlich für jene stürmische Zeit großer und kühner Entschluß. Je hundert Familienväter mußten die Beiträge liefern zur Ausrüstung und zum Unterhalt eines, um mich der Sprache unserer Zeit zu bedienen, „berittenen Gensdarmen". In jeder Ortschaft von mindestens 30 Familien wurde ein Gericht der Hermandad eingesetzt, welches alle Friedensbrüche, Diebstähle und Widersetzlichkeiten gegen die öffentliche Gewalt abzuurtheilen hatte; die Berufung ging an den königlichen geheimen Rath. Jährliche Versammlungen von Abgeordneten der Hermandad aus dem ganzen Reiche

sorgten für gleichartige Behandlung gleichartiger Dinge. Das Volk zeigte sich des ihm geschenkten Vertrauens durchaus werth; die von der Santa Hermandad geübte Justiz traf die Schuldigen rasch, unerbittlich und ohne Ansehen des Standes; ein heilsamer Schrecken fuhr durch die Glieder der übermüthigen Halunken, welche bisher unter dem Schutz der elenden Günstlingswirthschaft das Land geplündert hatten; und nach wenigen Jahren war, trotz des Widerstrebens einzelner hochstehender Personen gegen die neue Einrichtung, der Zustand der öffentlichen Sicherheit in Spanien so befriedigend wie nur in irgend einem Lande des damaligen Europa. Als sich diese günstigen Zustände befestigt hatten, wurde das ganze Institut ermäßigt, um die schweren, mit demselben verbundenen Lasten der Einzelnen zu erleichtern; auch dieser Versuch gelang, denn es erfolgte kein Rückfall in die frühere Zuchtlosigkeit. Uebrigens hatte sich namentlich Isabella keineswegs darauf beschränkt, die Hermandad ins Leben zu rufen und wirken zu lassen. Da das spanische Reich noch keine feste Hauptstadt hatte, so residirte die Königin abwechselnd in den verschiedensten Provinzen und großen Städten des Landes, und überall, wo sie sich aufhielt, nahm sie sich persönlich und durch höchsteigene Behandlung zahlreicher Rechtsfälle ihrer Unterthanen an; um jene Zeit und in Isabellas Hand war die „Cabinetsjustiz" kein Uebel; es handelte sich ja erst darum, überhaupt irgend eine Justiz zu begründen. Die im Uebrigen schon vorhandenen Gerichtshöfe für bürgerliche und Strafsachen arbeiteten um so besser, rascher und entschiedener, je mehr ihnen die Königin mit ihrem glänzenden Beispiel voranging. Selbst für Armen-Anwälte ließ Isabella schon genügende Vorsorge treffen.

Für die einheitliche Leitung der politischen Verwaltung fanden Isabella und Ferdinand den königlichen

geheimen Rath vor, der nur in ganz bestimmten und selteneren Fällen mit der Justiz zu thun hatte, und dessen genauere Ausbildung sich das Herrscherpaar ganz besonders angelegen sein ließ. Dabei ging ihre Hauptabsicht dahin, möglichst viele rechtskundige, erfahrene Staatsmänner in den geheimen Rath zu ziehen, dagegen die Betheiligung des Adels und der Geistlichkeit möglichst zu beschränken. Die Beschlüsse des geheimen Rathes waren in den meisten Fällen an und für sich für Jedermann verpflichtend; nur in besonders vorbehaltenen Angelegenheiten mußte die Vorlage zur königlichen Genehmigung und Unterschrift erfolgen; der geheime Rath war mit einem Worte das Staatsministerium. Die politische Verwaltung der Städte und Landbezirke war und blieb dagegen ganz und ausschließlich der communalen Selbstverwaltung überlassen.

Neuentstandene, große, einheitliche Staaten haben naturgemäß immer den Hang zu Codificationen; das zeigte sich auch in unserem Fall. Kaum hatte Isabella gegen das Jahr 1479 und 1480 die Rechtspflege und Administration in eine gehörige Ordnung gebracht, so beschäftigte sie sich auch mit der Aufgabe, die in verfassungsmäßiger Wirksamkeit bestehenden Gesetze und Verordnungen in einer geschriebenen Sammlung zusammenzufassen. Dieses im Jahre 1485 vollendete Werk ward unter dem Titel Ordenanzas reales als eines der ersten Erzeugnisse der Buchdruckerkunst in Spanien veröffentlicht, und diente noch den gesetzgeberischen Arbeiten unter Philipp II. als Grundlage.

Das Finanzwesen war in Castilien durch die bodenlose Wirthschaft unter Heinrich IV., in Aragonien durch die kriegerischen Stürme und vielfachen Aufstände unter Johanns II. Regierung in die allerärgste Zerrüttung gerathen; die Krone Castilien insbesondere war ärmer als

gar mancher Privatmann im Lande, indem ihre Einkünfte auf etwa 30,000 Dukaten herabgesunken waren. Auf diesem Gebiete war nun ohne mehr oder minder gewaltsame Mittel schlechterdings nicht zu helfen. Isabella und Ferdinand entschlossen sich, dieselben zu ergreifen, indem sie mit Zustimmung der im Jahr 1480 zu Toledo versammelten Cortes alle von Heinrich IV. gemachten Schenkungen und verliehenen Gehalte theils ganz vernichteten und einzogen, soferne denselben keine wirklichen, dem Staat geleisteten Dienste zu Grund lagen, theils aber bedeutend ermäßigten, wo dieß der Fall war; Käufern und sonstigen dritten Besitzern derartiger Rechtstitel wurde nur der Preis vergütet, den sie selbst bezahlt hatten. Durch diese einschneidende Maßregel, die mit unerbittlicher Parteilosigkeit zur Ausführung gelangte, wurden die Staatseinkünfte nahezu verdoppelt.

Es ist ganz unverkennbar, daß in allen bisher erwähnten Regierungsmaßregeln neben der wohlüberlegten Absicht, das Heil des Landes zu wirken, auch ein ganz entschiedener Zug zum staatlichen Absolutismus sich kund gibt. Das fühlte namentlich der castilianische Adel, dessen selbstständige Stellung und Privilegien immer mehr gebrochen wurden, sehr bestimmt und klar; auch fehlte es keineswegs an Versuchen der Opposition; allein dieselben scheiterten jedesmal an der festen Entschlossenheit des königlichen Paares und an der einstimmigen Unterstützung, welche dessen Regierungsweise bei der großen Masse der bürgerlichen und bäuerlichen Stadt- und Land-Bevölkerung fand. Die Herrscher vergalten diese Unterstützung aufs Nachdrücklichste, indem sie die Vertretung der Städte in den landständischen Versammlungen, den Cortes, sowohl Aragoniens als Castiliens, auf jede denkbare Weise hoben und bevorzugten.

Ein ganz besonderes Mittel zur Stärkung der königlichen

lichen Gewalt suchten und fanden Ferdinand und Isabella in dem Verhältniß zu den geistlichen Ritterorden. Diese kirchlich-kriegerischen Institute, aus dem Kampfe mit den Mauren in ähnlicher Weise hervorgegangen, wie zur Zeit der Kreuzzüge die Orden der Johanniter und Tempelherren sich bildeten, waren seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstanden und besaßen im 15. Jahrhundert eine politische Macht ersten Ranges innerhalb der spanischen Nation. Dieser eigenthümlichen spanischen Ritterorden gab es drei. Derjenige von Santiago war ursprünglich zum Schutze der zahlreichen Pilger gegründet worden, welche während des Mittelalters aus ganz Europa ihre Wallfahrten machten zum Grabe des heiligen Apostels Jakobus in Compostella, den ganz Spanien als seinen besonderen Patron in den Kämpfen gegen das Maurenthum verehrte. Die päpstliche Bestätigung ward im Jahre 1175 ertheilt, und der Ordenszweck namentlich auf den Kampf gegen die Ungläubigen ausgedehnt. Diesem letzteren Zwecke ganz ausschließlich und von Anfang gewidmet war der Orden der Ritter von Calatrava, so benannt von einer andalusischen Stadt, deren Vertheidigung gegen die Mauren des Ordens erste That war; er wurde schon im Jahre 1164 päpstlich bestätigt und seine Ritter lebten nach der Regel des Benedictinerordens; kurze Zeit nachher wurde der Orden der Ritter von Alcantara gegründet und 1177 päpstlich bestätigt, der mit jenem von Calatrava die größte Aehnlichkeit hatte und in der innigsten Verbindung stand. Diese drei Institute entfalteten in dem Kampf um die Wiedergewinnung Spaniens eine durchaus großartige Thätigkeit, wie sie sich nur aus dem Geiste des Mönchthums erklären läßt. Die Begeisterung, die Liebe zum blutigen Opfertod, mit welcher diese Ritter die Fahne des Kreuzes ihrem Volke vorantrugen, ergänzte und sühnte, was die

Laster des Adels, die Verbrechen der Könige, die Gebrechen des gemeinen Mannes verfehlten. Volk und Könige waren nicht undankbar, und mit dem stetigen Vorrücken der Eroberungslinie wuchs der Reichthum, der Landbesitz, der politische Einfluß der Orden auf eine für sie selbst und für Andere wahrhaft gefährliche Art. Insbesondere waren die Großmeisterwürden der Gegenstand leidenschaftlicher Bewerbung, die Wahlen zu denselben oftmals Veranlassung heftigen und selbst blutigen Streites. Isabella und Ferdinand erkannten sehr bald, daß die vollständige Unabhängigkeit dieser Institute innerhalb eines allseitig geordneten Staatswesens nicht geduldet werden könne; und da sie weit entfernt waren, an die Aufhebung so wohlthätiger Einrichtungen mit einer so glanzvollen geschichtlichen Vergangenheit auch nur zu denken, so ging ihr nicht ganz unberechtigtes Streben darauf, die Orden mit Allem, was dieselben besaßen, dem Einfluß und der Macht der Krone zu unterwerfen. Veranlassung hiezu bot der Streit, welcher im Jahre 1476 über die Wahl eines Großmeisters von Santiago im Ordenscapitel ausbrach. Isabella erschien persönlich in der Wahlversammlung und bewirkte die Erwählung des Königs, ihres Gemahls. In der Folge wurde durch päpstliche Entschließungen auch die Großmeisterwürde der beiden anderen Orden dem König übertragen, und unter der Regierung Karls V. wurden diese höchsten Ordensämter durch Papst Hadrian VI. für immer mit der Krone Castilien verbunden. Eine außerordentliche Anzahl kleiner und großer Ordenspfründen, Landbesitzungen und Städte ward durch diesen Gang der Dinge unter den Einfluß des Staates gebracht, dessen einheitliche Gestaltung sich immer mehr befestigte.

Die energische und bisweilen eifersüchtige Wahrung der wirklichen oder vermeintlichen Staatsbefugnisse hat unser

Herrscherpaar selbst zu vorübergehenden Conflicten mit dem heiligen Stuhl geführt. Die Kirchenfeinde unserer Zeit würden jedoch sehr irren, wenn sie aus dieser Thatsache für ihr eigenes Vorgehen oder für die angebliche Maßlosigkeit der päpstlichen Politik irgend Etwas ableiten wollten. Meinungsverschiedenheiten zwischen Kirche und Staat sind allzeit möglich; so oft ein junger, lebenskräftiger, einheitlich und militärisch organisirter Staat sich in Europa gebildet hat, sind fast regelmäßig solche Grenzstreitigkeiten vorgekommen. Ein wesentlicher Unterschied aber liegt in dem Princip, von welchem ausgegangen wird. Ferdinand und Isabella dachten nicht entfernt daran, alles Recht im Staate oder gar alles Recht überhaupt von sich selbst und von ihrer gesetzgebenden Gewalt abzuleiten; sie anerkannten die Kirche als einen auf göttlicher Stiftung und selbstständiger Lebensordnung beruhenden Organismus, welchen dem Staate schlechterdings zu unterwerfen ihnen nicht in den Sinn kam; es fehlte ihnen mit anderen Worten auch im Falle eines vorübergehenden Conflictes jede feindselige Gesinnung gegen die Kirche als solche. Wenn sie also darauf beharrten, daß z. B. nur Spanier spanische Kirchenpfründen erhalten sollten, so war dies ein Anspruch, dessen Anerkennung von Seiten Roms ausgesprochen werden konnte und auch wirklich ausgesprochen wurde, ohne ein kirchliches Princip zu verletzen; es konnte derselbe um so leichter zugestanden werden, als seine Begründung frei war von jedem schismatischen Anstrich und als das so entschieden „katholische" Königspaar seinen Einfluß auf die Besetzung von Kirchenämtern nur im Sinne der Frömmigkeit und entschiedensten religiösen Wärme, keineswegs aber zur Revolutionirung der Kirche von innen heraus anwendetete.

Und wie der Kirche gegenüber, so war auch das

sonstige auf Stärkung und Erweiterung der königlichen Macht gerichtete Streben Ferdinands und Isabellas frei von despotischer Willkür. Sie haben keinen Versuch gemacht, die ständischen Gliederungen und historischen Rechte des Mittelalters zu brechen oder zu vernichten; sie beschränkten sich darauf, alle geschichtlich gewordenen weltlichen Lebensordnungen dem Staate und seinen allgemeinen Zwecken dienstbar zu machen; aber sie ließen dieselben fortbestehen und waren weise genug, aus ihnen einen großen Theil der eigenen Macht zu schöpfen und ihrerseits belebend und erhaltend auf alle untergeordneten Lebenskreise einzuwirken.

Daß ich nicht zu viel sage zum Lobe dieser Regierung, ergibt sich aus den rasch eingetretenen Folgen ihrer Politik. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen; dieses Wort der ewigen Wahrheit gilt auch den Staatsmännern gegenüber. Wem es gelingt, in kurzer Zeit ein großes, blühendes Land von einem Ende zum andern mit Zwietracht, Haß und wüstem Geschrei zu erfüllen, der mag unter Umständen ein Mensch von größter Kraft und reichster Begabung sein. Aber das Urtheil über seine politische Weisheit braucht er nicht von der Weltgeschichte zu erwarten; das hat er eigenhändig „mit ehernem Griffel" in die Jahrbücher der Zeit eingetragen. Ferdinands und Isabellas regentenamtliche Wirksamkeit hatte thatsächlich gerade die entgegengesetzten Folgen; die gesammte christliche Bevölkerung des Reiches war nach wenigen Jahren ihrer Regierung wie ein Herz und eine Seele; die Parteiungen hörten auf, die feindselige Opposition gegen Staat und Staatsgewalt verschwand; Religiosität und geistige Aufklärung gingen Hand in Hand; die wissenschaftliche und die belletristische Literatur blühte vielversprechend empor.

Und mit diesem allgemeinen geistigen Aufschwung ver-

einigte sich, was sehr leicht zu begreifen ist, das materielle Gedeihen. Denn das Bewußtsein, daß ein neues, frisches und gesundes Leben in allen Adern des Staatskörpers pulsire, erfüllte jeden Einzelnen im Volke bei seiner täglichen Arbeitsthätigkeit mit dem Gefühle der Sicherheit und Freudigkeit. Das allgemeine Vertrauen aber erzeugte, wie immer, und trotz der unmittelbar vorausgegangenen furchtbaren Zerrüttung, allgemeinen und rasch zunehmenden Wohlstand. Wie richtig diese meine Behauptung ist, möge sich dem Leser aus der statistischen Thatsache ergeben, daß die Staatseinkünfte der spanischen Monarchie im Jahre 1482 sechsmal so viel betrugen, wie im Jahr 1477. Und dennoch redet Keiner der zeitgenössischen Geschichtschreiber von irgend welchem finanziellen Druck; sie sind dagegen einstimmig in den allerstärksten Ausdrücken begeisterten Lobes für eine Regierung, welche binnen weniger Jahre die wunderwürdige Leistung wirkte, Spanien aus einer elenden, verwüsteten Einöde in das gesegnetste Land Europas umzuwandeln.

Diese glücklich durchgeführte innere Neugestaltung der Monarchie setzte die katholischen Herrscher in den Stand, die Kräfte der Nation zu einem nicht nur großen, sondern auch gerechten kriegerischen Unternehmen aufzurufen, bei dessen Vorbereitung und Leitung das königliche Paar die nämliche schöne Vereinignng milder und maßvoller Besonnenheit mit entschiedener Thatkraft und Arbeitslust an den Tag legte, welche auch seine Regierungsleistungen seit dem Erbfolgekrieg ausgezeichnet hatte. Dieses große, hervorragend nationale und ebenso hervorragend christkatholische Unternehmen war der Krieg gegen die Ueberreste der maurischen Macht in Granada.

III.

Der Kampf um Granada.

Das Land Andalusien, in welchem sich die letzten Reste der maurischen Herrschaft bis auf die Zeiten Ferdinands und Isabellas erhalten hatten, und auch dann erst einem mit Zusammenfassung aller Kräfte des christlichen Spaniens ausgeführten, gewaltigen Angriff nach langer Gegenwehr unterlagen, — es ist noch jetzt eines der reizendsten Länder unserer ganzen Erde. Freilich, seit mehr als einem halben Jahrhundert haben die Grundsätze und Uebungen des sogenannten modernen Fortschritts alles Mögliche gethan, um dieses Land zu verelenden und zu verwüsten; in den letzten fünf Jahren sind diese Anstrengungen aufs Aeußerste gesteigert worden und von schauerlichem Erfolge begleitet gewesen. Allein der üppige Reichthum der Natur und die glänzende Begabung des Volkes ist so groß, daß es sicherlich nur einiger Jahre eines vernünftig geordneten Staatslebens bedarf, um dieses wunderbar gesegnete Land nicht nur zu menschenwürdigen, sondern selbst zu glücklichen Zuständen wieder zu erheben. Und der zweifellos schönste Theil des ganzen, großen Andalusiens ist Granada mit seiner unmittelbaren Umgebung, vor vier Jahrhunderten der auserkorene Sitz und die letzte Zuflucht des letzten der maurischen Königreiche. Ich selbst habe vor etlichen Jahren dieses Land voll zauberhafter Schönheit durchreist, und ich darf mir wohl erlauben, hier ein paar kurze Worte zu wiederholen, welche den treuen Ausdruck meiner damaligen Wahrnehmungen und Empfindungen wiedergeben. „Eine Ebene, so reich und fruchtbar, so südlich und so mild, wie die Vega von Granada, nur durch

wenige Thäler und Schluchten getrennt von den mit ewigem Schnee bedeckten und von ewigem Eise starrenden Hörnern und Gletschern der Sierra Nevada; Hügel, wie der des Alhambraschlosses, wo unter dem belebenden Einfluß der reichsten und kühlsten Wasserquellen eine Pflanzenwelt, namentlich ein Baumschlag von wunderwürdiger Kraft und Schönheit sich entfaltet, und beständige erquickende Kühle unmittelbar neben dem blendenden Sonnenglanz des Südens wohnt; nahe und ferne Gebirgszüge, mit Thal, Hügel und Ebene zu einem Landschaftsbild von unbeschreiblichem Reize vereinigt; das sind in großen Zügen die Hauptmerkmale der ganzen Provinz und, aufs Höchste gesteigert, ihrer Hauptstadt. Darum sagt auch mit verzeihlichem Stolze das spanische Sprichwort: ‚Wer Granada nicht sah, hat Nichts gesehen.‘ [Mein Ausflug nach Spanien. 1. Aufl. S. 116, 2. Aufl. S. 106.]

Als im Jahre 711 unserer Zeitrechnung durch die mehrtägige Schlacht am Guadalete das Westgothenreich mit seiner sittlichen Erschlaffung dem jugendkräftigen Fanatismus der Saracenenschaaren erlag und zwei bis drei Jahre hinreichend waren, um beinahe den ganzen Boden Spaniens unter mohammedanische Herrschaft zu bringen: da begingen die neuen Eroberer vor Allem den großen Fehler, ihr Werk nicht ganz zu vollenden. Die christliche Bevölkerung in den eroberten Provinzen wurde bald mild und versöhnlich, bald streng und verfolgungssüchtig, immer launisch und willkürlich behandelt; allein der Herd des fortgesetzten Widerstandes in den nordischen Provinzen wurde nicht ausgelöscht, ein deutlicher Beweis, daß es diesen von der wässerigen Aufklärungsliteratur so viel gepriesenen Mauren entweder an der nothwendigen militärischen Kraft oder an jeder politischen Einsicht gefehlt hat. Sie waren gefesselt durch die allerdings unendlich verführerischen Reize des

spanischen Südens; dort gründeten sie den S
neuen Reiches in Cordova, einer Stadt, wel
zutage durchaus das Gepräge orientalischen
der Stirne trägt. Die Dynastie der Famil
hauptete diesen Thron von der Mitte des 8.
des 11. Jahrhunderts, und während dieser
Spanien unzweifelhaft das Höchste geleistet, w
medanische Cultur überhaupt zu Stande gebr
Glanz und die Ergebnisse dieser arabischen
jedoch vielfach, theils aus Unwissenheit, th
gegen das Christenthum übertrieben worden
hat man bald mit bald ohne Absicht übersel
Edlere, Feinere und Menschenwürdigere in
nissen der spanischen Mauren, so namentli
Stellung der Frauen und die Milderung des
das Ritterthum, schlechterdings dem beständ
und der, wenn auch kriegerischen, doch all
des Lebens durchdringenden Berührung mit
den heranstürmenden Spaniern zu verdanke
sich nicht auf diese Quelle zurückführen läßt,
weder, wie beinahe die ganze wissenschaftlich
Mauren mit ihrem unverdauten Aristoteles
schen Pathos ihrer Poesie, ohne tiefere und
deutung — oder aber es war geradezu v
Alles dasjenige, was in ihren öffentlichen
und häuslichen Gewohnheiten dem maßlose
vollen Sinnengenuß diente. Von original
bleibender Bedeutung war an der ganzen m
tur, abgesehen vielleicht vom Studium d
nur Eines, in diesem heißen und trockenen
ein sehr Wichtiges, nämlich die Kunst der Bo
Ihr gelang es, die Fruchtbarkeit des Land
sammenhang damit die Bevölkerungszahl auf

hohe Stufe zu bringen, wodurch selbstverständlich wieder die Stärke der Armeen und mit ihr die Dauer und Zähigkeit des Widerstandes gegen die christlichen Rückeroberer zunehmen mußte.

Gleichwohl mangelte es an politischer Kraft und Einsicht um so mehr, je näher die Gefahr heranrückte; und als die Spanier ihre Eroberungen bis zum Tajo vorgeschoben hatten, zerfiel das Reich der Omeyaden in eine große Anzahl unbedeutender Herrschaften, die sich mit allem Unverstand, der dem Particularismus eigen ist, gegenseitig schwächten und durch innere Unruhen, Parteiungen, gewaltsame Thronwechsel aufrieben. Unter diesen Umständen errangen die christlichen Waffen im Jahre 1212 durch die Schlacht bei Navas de Tolosa unter Alfons X. ein bleibendes Uebergewicht. Unter der energischen Führung der Könige Jakob II. von Aragonien und des heiligen Ferdinand von Castilien wurden in langsamer, aber stetiger Reihenfolge die Länder Valencia, Murcia und der größte Theil Andalusiens für Spanien und für das Christenthum wieder gewonnen, und schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts sah die maurische Herrschaft sich auf die Stadt und Landschaft Granada beschränkt. Allein in dieser erzwungenen Zusammenraffung ihrer Kräfte gründeten sie ein neues Königreich, welches sich, begünstigt durch Thorheiten und Sünden auf der christlichen Seite, kräftig genug erwies, noch zwei Jahrhunderte hindurch den durch Zersplitterung geschwächten christlichen Waffen Widerstand zu leisten. Erst das Aufgeben des spanischen Particularismus durch und unter Isabella und Ferdinand führte die Christen zum letzten, zum entscheidenden Sieg.

In der That enthielt auch das maurische Reich von Granada, trotz seines unbedeutenden geographischen Umfangs, durch die über dasselbe ausgeschüttete Gunst der

Natur in gewissem Grade die Hilfsquellen einer großen Monarchie. Die eingeborene Bevölkerung der Hauptstadt und des Landes war durch die zahlreiche Einwanderung aus den zuletzt von den Christen zurückeroberten Provinzen bedeutend angewachsen, und die außerordentliche Fruchtbarkeit der Vega war im Stande, auch die dichteste Bevölkerung reichlich zu ernähren, was durch die große Mäßigkeit der Bewohner allerdings ungemein erleichtert ward. Die Bevölkerung der Stadt Granada soll zu Anfang des 14. Jahrhunderts 200,000 Seelen betragen haben, und wer sie selbst gesehen hat, wird mit mir diesen Bericht durchaus glaubwürdig finden. Minder wahrscheinlich ist, was gleichfalls erzählt wird, daß die königliche Festung Alhambra eine Armee von 40,000 Mann habe aufnehmen können; dagegen ist es gewiß, daß Granadas Herrscher mindestens 100,000 Mann ins Feld stellen konnten; — nach den damaligen Verhältnissen schon eine recht ansehnliche Kriegsmacht.

Während der kriegerische Verkehr mit den Christen im Laufe der Zeit seine frühere Barbarei abgestreift und manche Züge wahrhaft ritterlichen Edelsinns unter dem Einfluß der überall vergeistigenden und erhebenden Christusreligion angenommen hatte, während arabische und castilische Könige sich in den Zeiten der Waffenstillstände gegenseitig an ihren Höfen besuchten oder wenigstens friedliche Zusammenkünfte auf neutralem Boden hatten, sehen wir die inneren Verhältnisse des granadinischen Reiches sich mehr und mehr verschlimmern. Grausamkeiten der Könige, Parteiungen des Serails, Pöbelaufstände und Militärmeutereien legen unzweideutiges Zeugniß ab von dem unheilbaren Siechthum, an welchem das ganze Staatswesen krankt. Man kann mit Grund annehmen, das Königreich wäre noch viel rascher zusammengestürzt, wenn es nicht

ne Armeen von Zeit zu Zeit aus den kriegerischen Horden
s nahen Afrika durch zahlreiche Männer voll unverdorbener
aft vervollständigt hätte. Dazu kam die unglückliche und
machvolle Regierung Heinrichs IV. von Castilien, bei
ssen Tod die christlichen Waffen von einer Eroberung
:anadas fast so weit entfernt schienen als anderthalb
ihrhunderte zuvor.

Als jedoch Ferdinand und Isabella die innere Ruhe
:er Länder hergestellt und ihren Völkern das freudige,
nungsvolle Bewußtsein mitgetheilt hatten, daß die Ge-
icke des Vaterlandes nunmehr in festen, kraftvollen Hän-
n ruhten, da wandte das königliche Paar seine Blicke
:d Thaten mit patriotischer Sehnsucht und christlich-
tholischer Begeisterung dem schönen Süden zu.

Muley Abul Hassan, seit 1466 König von Granada,
tte die friedliche und nachgiebige Politik seines Vaters
id Thronvorgängers Aben Ismail verlassen. Zwar suchte
, durch Unruhen im Innern seines Landes genöthigt,
ich im Jahre 1476 um Erneuerung des damals bestehen-
n Waffenstillstandes nach. Als aber das spanische Königs-
ar die Bezahlung eines jährlichen Tributes zur Be-
ngung machte, da erwiederte der entschlossene Maure,
e Münzstätten seiner Hauptstadt würden fortan nicht Gold,
ndern Stahl prägen. Der Würfel war geworfen.

Unter gegenseitigen Zurüstungen verstrichen noch einige
ihre. Da überfiel endlich, im Spätjahr 1481, Muley
)ul Hassan die kleine spanische Festung Zahara, welche
:rdinands Großvater, Ferdinand I. zurückerobert hatte,
id nahm sie im ersten Ansturm weg. Diese That ent-
ndete auf christlicher Seite den brennenden Durst nach
:rgeltung. Das durch seinen Handelsreichthum und seine
ichfabriken glänzende und volkreiche, durch seine öffent-
hen Bäder berühmte Alhama, nur 8 Meilen von Granada

gelegen, wurde als Gegenstand dieser Vergeltung ausersehen. Der Marquis von Cadiz, Don Rodrigo Ponce de Leon, ein damals in der Blüthe seiner Mannesjahre stehender adeliger Held, unternahm die kühne That, mitten ins Herz des Feindes vorzudringen, um eine der glänzendsten Perlen aus seiner Krone zu rauben. An der Spitze von 5 bis 6000 Mann marschirte er von der Stadt Marchena aus über das schöne Antequera durch die wildesten, einsamsten Gebirgspässe mit aller erdenklichen Beschleunigung auf das Nichts ahnende Alhama los. Es gelang in der That, am 28. Februar 1482 die mit der äußersten Nachlässigkeit bewachte Festung durch Ueberrumpelung zu nehmen. Die Stadt selbst wurde nach einem mörderischen Straßenkampfe mit Sturm genommen und den Siegern zur Plünderung übergeben. Ein Viertheil der maurischen Bevölkerung kam an diesem blutigen Tage um; zahlreiche christliche Gefangene wurden befreit.

Allgemein, schmerzlich, ahnungsvoll war die Trauer, welche bei der Kunde von Alhama's Fall das maurische Reich erfüllte. „Ay de mi! Alhama! Weh' mir um Alhama!“ so tönte die patriotische Klage im Liede des Volkes und am Hofe des Königs, und noch heute sind ihre tief ergreifenden Nachklänge in den uns erhaltenen spanischen Romanzen jener poesievollen Zeit zu vernehmen.

Sofort rüsteten sich der tief betrübte Abul Hassan, sein Alhama wieder zu erobern, der hocherfreute Ferdinand, die unerwartete, glänzende Beute kraftvoll zu behaupten. Ferdinand brach noch am gleichen Tage, der ihm die frohe Botschaft gebracht hatte, von seinem Hoflager in Medina del Campo nach dem Süden auf; Isabella folgte in etwas kleineren Tagreisen. Schon am 5. März erschien Abul Hassan mit mehr als 50,000 Mann vor Alhama. Die kleine Schaar des Marquis von Cadiz wehrte sich mit

Heldenmuth gegen die Angriffe dieser Uebermacht, und Abul Hassan beschloß, durch Abgrabung des Wassers und durch Hunger die Uebergabe zu erzwingen. Alonso de Aguilar, der ältere Bruder des später so berühmt gewordenen „großen Feldherrn" Gonsalvo de Cordova, machte einen erfolglosen Versuch, Alhama zu entsetzen. Da sammelte Henrique de Guzman, Herzog von Medina Sidonia, der persönliche Feind des Marquis von Cadiz, in ritterlicher Großmuth und mit äußerster Anstrengung eine Armee, die binnen wenig Tagen auf über 40,000 Mann anwuchs. König Ferdinand, welcher gleichzeitig bei Cordova eingetroffen war, schickte dem Herzog den Befehl, Halt zu machen, da er selbst den Oberbefehl übernehmen wolle. Allein Sidonia, nur die bedrängte Lage der in Alhama Kämpfenden in's Auge fassend, wagte den Ungehorsam, drang vor und nöthigte den Maurenkönig, nach einer dreiwöchentlichen erfolglosen Belagerung sich in seine Hauptstadt zurückzuziehen. Isabella, die trotz vorgerückter Schwangerschaft in unablässiger Thätigkeit Geld und Krieger zusammengebracht und aufgeboten hatte, war inzwischen zu Cordova mit ihrem Gatten zusammengetroffen. Hier überraschte sie die Nachricht, daß alsbald nach dem Rückzug der spanischen Armee, die nun eine Besatzung in Alhama zurückgelassen hatte, der König von Granada, diesmal mit hinreichendem Belagerungsgeschütze versehen, abermals vor der für ihn unentbehrlichen Stadt erschienen sei. Isabellas unerschütterliche Entschlossenheit entschied die Frage, ob man Alhama behaupten oder aufgeben solle, im Sinne des Muthes und der Ehre; Ferdinand eilte jetzt in Person an der Spitze einer genügenden Armee den Belagerten zu Hilfe und zog, nachdem er Abul Hassan gezwungen hatte, seine Stellung zu verlassen, am 14. Mai 1482 in Alhama ein. Die drei Hauptmoscheen der Stadt wurden zu christlichen Kirchen

geweiht, die Besatzung verstärkt und Alles gethan, um den errungenen Besitz auch als einen dauernden zu behaupten. Ein schonungsloser Streifzug durch die Vega von Granada beschloß den Feldzug dieses Jahres. Inzwischen hatte die Königin ihre rastlosen, kräftigen Maßregeln fortgesetzt; sämmtliche Städte von Castilien und Leon, bis an die Grenze der baskischen Provinzen, wurden aufgefordert, unverzüglich Mannschaften zu stellen, Lebensmittel, Geschütze und Munition zu liefern. Am 1. Juli wollte Ferdinand zur Belagerung der starken maurischen Feste Loja in's Feld rücken. Um den von Abul Hassan dringend erbetenen Beistand der Saracenen in Afrika unmöglich zu machen, sollte gleichzeitig eine ansehnliche spanische Flotte im mittelländischen Meere kreuzen.

Die in einem herrlichen Thal am Fuß steiler Berge gelegene Stadt Loja, welche man heutzutage von Granada aus in einer starken Stunde mit der Eisenbahn erreicht, war von den Mauren mit einer ansehnlichen Macht besetzt worden, während andererseits mancherlei Saumsal und Gleichgiltigkeit, selbst Ungehorsam auf christlicher Seite nur ungenügende Kräfte zusammengebracht und den Beweis geliefert hatten, daß die Nation für den großen Gedanken ihrer Herrscher noch nicht vollständig reif war. Den mangelhaften Vorbereitungen entsprach, wie gewöhnlich, der gänzliche Mißerfolg. Lojas erfahrener und tapferer Befehlshaber Ali Atar brachte der christlichen Armee schon in den ersten Tagen bei wiederholten Kämpfen harte Verluste bei, und Ferdinand, auch im Mißgeschicke stets seiner mächtig und nie von Leidenschaft fortgerissen, gab rechtzeitig die verfrühte Unternehmung auf.

Die Mauren, weit entfernt, diese für sie so günstige Sachlage kräftig zu benützen, vergeudeten ihre Kraft in Palastintriguen. Der alte König hatte durch ein Verhält-

niß mit einer Sklavin seine Sultanin, die Mutter seines Thronfolgers, so erbittert, daß er, um ihre Umtriebe zu vereiteln, sie in die Alhambra einsperren lassen mußte. Von da entflohen, erregte sie einen Aufruhr, der nach blutigen Kämpfen in der Hauptstadt mit des Königs Vertreibung aus derselben endete. Er floh nach Malaga, das ihm nebst Vaza, Guadix und einigen anderen Städten treu blieb; Granada selbst und die übrigen Theile des Königreiches erkannten Abul Hassans ältesten Sohn, Abu Abdallah, gewöhnlich Boabdil und zum Unterschied von seinem gleichnamigen Oheim el Chico „der Kleine", genannt, als König an. Die vor Loja erlittene Schlappe machte es für Ferdinand unthunlich, diese inneren Kämpfe augenblicklich zu benützen; konnte er doch mit Ruhe überzeugt sein, daß ein Reich, in welchem solch' schmählicher Unfug an der Tagesordnung war, seinem Untergang nicht entrinne.

Nachdem das königliche Paar den Winter in Madrid zugebracht hatte, das übrigens um jene Zeit nur vorübergehendes Hoflager, keineswegs ständige Hauptstadt war, suchten sie im Frühjahr einen neuen Feldzug gegen Granada vorzubereiten. Zu diesem Zwecke fehlte es ihnen namentlich an Geld. Um die ganze Größe ihrer Verlegenheit zu begreifen, muß man erwägen, daß damals noch keinerlei Besteuerungssystem bestand, daß Ferdinand und Isabella die großen Aufgaben des modernen Staates in Angriff nahmen mit den beschränkten Mitteln des Patrimonialstaates, und daß ihr Besitz an eigentlichen Krongütern geringer war, als derjenige gar manches Vasallen. Der heilige Stuhl bewilligte den katholischen Herrschern, da diese das Geld nicht nahmen, wo sie es fanden, die Erhebung von 100,000 Dukaten aus den kirchlichen Einkünften; zugleich erließ das Oberhaupt der Kirche eine Kreuzzugsbulle mit Ablaßbewilligungen nicht nur für Solche, die persönlich

4*

in den Krieg zogen, sondern auch für die Spender freiwilliger Geldopfer. Was noch fehlte, wurde durch Anleihen ergänzt.

Mitten in diese thatkräftigen Vorbereitungen fiel jedoch die Trauernachricht von einer großen Niederlage der christlichen Waffen. Don Alonso de Cardenas, Großmeister des Ritterordens von Santiago, hatte sich verleiten lassen, von der Stadt Ecija aus, wo er das Commando der Grenzvertheidigung führte, über die wilde Gebirgskette Axarquia einen Einfall in das Gebiet des reichen und glänzenden Malaga zu versuchen. Die berühmtesten Kämpfer Andalusiens hatten sich ihm angeschlossen; so in erster Reihe die uns schon bekannten Don Alonso de Aguilar und der Marquis von Cadiz, ferner Don Pedro Enriquez, Statthalter von Andalusien, und der Graf von Cifuentes. Unter der Führung dieser berühmten Kampfhelden zog am 19. März 1483 die kleine aber glänzende Heerschaar, meist aus Adeligen und Santiago-Rittern bestehend, in der Zahl von höchstens 5000 Mann aus den Thoren von Antequera. König Abul Hassan übertrug den Oberbefehl gegen die heranrückenden Spanier seinem jüngeren Bruder Abu Abdallah oder Boabdil, gewöhnlich el Zagal, „der Tapfere", zum Unterschied von seinem weichlichen Neffen, dem Könige von Granada, genannt. Boabdil hatte die Aufgabe, die Christen in der Front anzugreifen und zugleich durch Ersteigung der Anhöhen, unter welchen sie defiliren mußten, ihre Flanken zu umgehen. Nachdem die Spanier sich überzeugt hatten, daß sie von ihren Kundschaftern getäuscht waren, und daß das ganze Maurenland wohl vorbereitet unter den Waffen stand, beschlossen sie, sich mit der bis dahin gemachten reichen Beute auf einem noch näheren, aber auch beschwerlicheren und gefahrvolleren Gebirgswege zurückzuziehen. Während sie dieß auszuführen suchten,

erschienen Boabdils Schaaren auf den das christliche Heer beherrschenden Höhenzügen. Die Beute ward aufgegeben, allein es war zu spät. Umzingelt von Feinden, der Wege nicht kundig, bei Tag und bei Nacht verfolgt, beschossen, gehetzt, ging an den beiden Tagen dieses verhängnißvollen Gebirgsüberganges die Blüthe der andalusischen Ritterschaft zu Grunde; nur dem kleineren Theile, worunter der Großmeister von Santiago, Don Pedro Enriquez, Don Alonso de Aguilar und der Marquis von Cadiz sich befanden, gelang es, nach Antequera zu entkommen; der Graf von Cifuentes gerieth in Gefangenschaft. An Todten und Gefangenen verloren die Spanier gegen 3000 Mann. Die Demüthigung durch diese entschiedene Niederlage war für die Christen um so größer, als dieselbe von einer verhältnißmäßig nicht sehr zahlreichen maurischen Heerschaar ihnen zugefügt wurde. Wohl nicht mit Unrecht sehen gleichzeitige Geschichtschreiber in dem ganzen Verhängniß eine gerechte Strafe für den Geist der Habgier und Beutesucht, welcher das ganze Unternehmen befleckt und natürlich auch die Handlungsweise der Anführer wie der Masse bei seiner Ausführung beeinflußt, ihnen die Ruhe, Besonnenheit und gottergebene Geistesgegenwart geraubt oder wenigstens geschwächt hatte.

Unter dem Eindruck der Nachricht von diesem großen Siege Boabdils des Tapferen beschloß nun auch sein „kleiner“ Neffe auf dem Thron Granadas, irgend eine große That zu thun. Das war, der öffentlichen Meinung gegenüber, so ziemlich nothwendig, wenn er sein Königthum ferner behaupten wollte. Mit etwas über 10,000 Mann zog er aus, unter dem leitenden Rathe Ali Atars, des glücklichen Vertheidigers von Loja, den der König aufs Höchste geehrt hatte, indem er Atars Tochter zur Gemahlin nahm. Der Angriff galt zunächst der spanischen

Stadt Lucena, wo Don Diego Fernandez de Cordova commandirte. Rasch und rechtzeitig hatte sich dieser mit seinem in Baena stationirten Oheim, dem Grafen von Cabra, vereinigt. In dem Kampfe, welcher bei dieser Gelegenheit vor Lucena entbrannte, fand der alte maurische Held Ali Atar seinen Tod. Beim Uebergang über den Fluß Xenil erlitten die Saracenen eine gewaltige Niederlage und König Boabdil selbst, der in dem Röhricht am Ufer des Flusses ein Versteck gesucht hatte, wurde nach tapferer Gegenwehr von drei spanischen Soldaten gefangen genommen (21. April 1483). Der unglückliche Fürst wurde mit ritterlicher Großmuth behandelt, und alsbald erschien von der Sultanin, seiner Mutter, eine Gesandtschaft in Cordova, um wegen Auslösung des Gefangenen zu unterhandeln. In Ferdinands und Isabellas königlichem Rath herrschte große Meinungsverschiedenheit, ob man den gefangenen Maurenkönig unerbittlich festhalten und dadurch sein Reich dem Untergang entgegenführen solle, oder ob es besser sei, ihn gegen Lösegeld freizulassen und sogar in seinem Kampf gegen Vater und Oheim zu unterstützen, da ein jegliches Reich durch Nichts gewisser zu Grunde gerichtet wird, als durch inneren Zwiespalt. Isabella entschied für die Freilassung. Ein zweijähriger Waffenstillstand wurde geschlossen, 400 gefangene Christen unentgeltlich losgegeben; König Boabdil verpflichtete sich, jährlich 12,000 Golddublonen zu bezahlen, den spanischen Truppen freien Durchzug durch sein Gebiet zu gestatten, und sie mit allem zur Fortführung des Krieges gegen seinen Vater Nothwendigen zu versehen. Endlich verpflichtete sich Boabdil, vor Ferdinand zu erscheinen, sobald dieser es verlange, und seinen Sohn sowie die Kinder der vornehmsten maurischen Familien als Geiseln zu stellen. Nach Feststellung dieser aufs Aeußerste demüthigenden Vertragsbestimmungen fand eine Zusammenkunft

zwischen Ferdinand und Boabdil zu Cordova statt, wobei der Sieger natürlich mit königlichem Anstand die schmachvolle Lage des Besiegten äußerlich zu erleichtern bestrebt war. Es konnte in der That weder als nothwendig, noch als christlich erscheinen, einen Monarchen noch tiefer zu demüthigen, der bereits der äußersten Verachtung der Seinigen verfallen war.

Von jetzt an bis zum Jahre 1487 schleppte sich der Krieg gegen die noch unabhängigen maurischen Gebiete ohne größere Unternehmungen in langsamem Tempo fort; die christlichen Waffen setzten sich, Schritt vor Schritt, in den Besitz einer nicht unbedeutenden Anzahl von kleinen Städten und Festungen, und die spanische Politik vergaß keinen Augenblick, die beständigen inneren Spaltungen ihrer verblendeten Feinde zu hegen und zu pflegen. Keine Bemühungen der Sultanin Mutter waren im Stande, ihrem besiegten und gedemüthigten Sohn die Achtung des Volkes wieder zu verschaffen. Und da auch Abul Hassan, im hohen Alter erblindet, dem königlichen Amte nicht länger vorzustehen vermochte, so wurde durch eine neue Revolution Boabdil el Zagal als König ausgerufen. Abul Hassan starb bald darauf, nach Vieler Meinung von seinem Bruder ermordet. Des Letzteren Neffe suchte durch den Schutz des spanischen Königspaares seine Herrschaft aufrecht zu erhalten; begreiflicher Weise erhielt er nur Hofbescheide. Nach einer vorübergehenden Aussöhnung beider Parteien kam es in der Hauptstadt selbst, deren beide durch den Fluß Darro getrennte Hälften von den feindlichen Heerlagern besetzt waren, zum blutigen Kampfe zwischen den Bürgern des in sich zusammenstürzenden, einst so herrlichen Reiches. Während dieser furchtbaren Auftritte in Granada verfolgte die christliche Streitmacht ihre langsamen aber gründlichen Fortschritte in dem unter Zagals Herrschaft

stehenden Gebiete. Zwar fand sich von Zeit zu Zeit bei den Mauren noch die Kraft zu wahrhaft heldenmüthigem Widerstand an einzelnen Punkten; allein neben vielen anderen Städten fiel im Jahre 1486, nach einer verzweifelten Belagerung, das wichtige Loja, und so war die Hauptstadt selbst immer enger umzingelt, immer rettungsloser verloren.

Doch als die nächste und wichtigste Aufgabe mußte nunmehr die Wegnahme von Malaga erscheinen, weil diese Seestadt durch ihre beständige, von den spanischen Kreuzern niemals ganz unmöglich gemachte Verbindung mit Afrika der eigentliche Lebensnerv des maurischen Elementes in Europa war. Der Feldzug des Jahres 1487 sollte dieser wichtigen Unternehmung gewidmet werden.

Die Vorbedingung des Gelingens war jedoch die Einnahme von Velez-Malaga, weil von diesem Platze aus eine zwischen Granada und Malaga stehende Armee beständiger Beunruhigung ausgesetzt war. Nachdem daher Ferdinand an der Spitze von 12,000 Reitern und 40,000 Mann Fußvolk am 7. April 1487 Cordova verlassen hatte, eröffnete er am 17. des gleichen Monats die Belagerung von Velez-Malaga mit solch entschiedenem Nachdruck, und schlug einen Entsatzversuch Zagals mit so entschiedenem Glücke ab, daß schon am 27. April die zu Land und zur See eingeschlossene Stadt sich unter den Bedingungen der Sicherheit von Person, Eigenthum und Religion ergab. Ferdinand hatte sich während dieser Belagerung den größten persönlichen Gefahren ausgesetzt, und als er deßhalb getadelt wurde, erwiederte er, daß er sich nicht bei Berechnung möglicher Zufälle aufhalten könne, während seine Unterthanen nur seinetwillen ihr Blut vergießen. Es läßt sich leicht denken, wie begeisternd solche Worte und Thaten auf die Armee wirken mußten.

Zagals mißlungener Versuch, Velez-Malaga zu retten, hatte einen abermaligen Umschwung in der Gesinnung des granadinischen Volkes herbeigeführt. Dem Zurückkehrenden wurden die Thore verschlossen, Boabdil el Chico war nochmals unbestrittener und ausschließlicher Herrscher der Hauptstadt, und Zagal zog sich nach Guadix zurück, das nebst Almeria, Baza und einigen kleineren Städten nunmehr sein ganzes Gebiet bildete.

Ferdinand aber wendete sich nunmehr gegen Malaga. Diese Stadt, damals reizend und herrlich, wie sie es noch heutzutage ist, war im 12. und 13. Jahrhundert die Residenz eines unabhängigen maurischen Fürstenthums gewesen, und erfreute sich durch ihren bequemen Hafen, ihren ausgebreiteten Handel, ihre zahlreichen Seidenfabriken eines großartigen Reichthums. Sie war umgeben von starken und wohlerhaltenen Festungswerken, mit Lebensmitteln, Geschütz und Munition reichlich versehen. Afrikanische Freiwillige und Söldner von wildester Tapferkeit hatten ihre Besatzung verstärkt, und den Oberbefehl führte in Zagals Namen Hamet Zeli, welchem die vergebliche, aber entschlossene Vertheidigung von Ronda den Ruf eines der tüchtigsten maurischen Heerführer verschafft hatte.

In der ersten Hälfte des Mai rückte Ferdinand gegen Malaga vor. Schon der Besitz der Anhöhen, welche Malaga nördlich begränzen, mußte durch blutige Kämpfe erkauft werden. Nachdem dieselben siegreich bestanden waren, umgab die christliche Belagerungsarmee in weitem Halbkreis, von einem Punkte des Meeres über die Anhöhen hinweg zum anderen Arme der See, die prächtige Stadt, und man schritt unverzüglich zu den eigentlichen Belagerungsarbeiten. Isabella selbst, begleitet von ihrer Tochter, der Infantin gleichen Namens, und von den höchsten kirchlichen Würdenträgern, von dem Marquis von Cadiz und dem

Großmeister des Santiago-Ordens feierlich eingeholt, erschien unter dem begeisterten Jubel der Soldaten im Lager.

Ferdinand hatte bis jetzt die schönen Bauwerke der Stadt bei der Beschießung möglichst zu schonen gesucht. Nunmehr aber wurden die schwersten Geschütze gegen Malaga gerichtet, vor Allem jedoch der Platz nochmals zur Uebergabe aufgefordert, indem für diesen Fall die billigsten Bedingungen angeboten wurden, während bei längerem Widerstand der spanische König den festen Entschluß verkündete, die ganze Bevölkerung zu Sklaven zu machen. Hamet Zeli blieb unbeugsam, und es begann nunmehr der furchtbare und blutige Ernst der Beschießung und der verzweifelten Ausfälle. El Zagal machte angestrengte Versuche des Entsatzes, allein sein treuloser Nebenbuhler in Granada ließ einzelne seiner Truppenabtheilungen zusammenhauen und schickte eine Gesandtschaft mit kostbaren Geschenken ins christliche Lager, um das königliche Paar zum Erfolge seiner Waffen zu beglückwünschen, und um die Fortdauer der spanischen Freundschaft zu betteln. Bei einem andern Versuche, die schwer bedrängte Stadt zu befreien, wurde ein Maure gefangen genommen, der die Gelegenheit benutzte, einen Mordversuch gegen Ferdinand zu wagen, sich aber in der Person irrte und einen Stich nach dem Kopfe eines portugiesischen Edelmanns mit seinem Leben bezahlte.

Nach und nach litt Malaga Mangel an Lebensmitteln; nur religiöse Begeisterung und schwärmerische Prophezeiungen vermochten den sinkenden Muth der Belagerten noch aufrecht zu erhalten. Die christliche Armee dagegen hatte sich durch wiederholte Zuzüge von Freiwilligen aus allen Theilen der Halbinsel fortwährend verstärkt, und soll sich schließlich auf etwa 90,0000 Mann belaufen haben. In diesem großen Heere herrschte nicht nur unter Ferdinands Befehlshaberschaft eine strenge militärische,

sondern unter dem veredelnden Einfluß seiner heiligmäßigen Gemahlin eine wahrhaft christliche Disciplin. Ganz erfüllt von dem hohen und heiligen, religiös-patriotischen Endziel des ganzen Kampfes, konnte Isabella unter den Streitern Gottes und der Kirche die Herrschaft der Sünde nicht ertragen. Darum waren Karten und Würfel, des Spaniers besondere Leidenschaft, verboten; keine leichtfertige Dirne ward im ganzen Umkreis des Lagers erblickt, kein Streit wurde erhoben, kein Dolch, kein Messer gezückt, ja es war kaum dem Ohre vernehmbar und glaublich, daß man sich inmitten einer so großen Menge junger, feuriger, jeden Tag kampfbereiter und todesmuthiger Männer befinde. Wohl aber sah man täglich an zahlreichen Altären das heilige Opfer des neuen Bundes darbringen, und die Feste des katholischen Kirchenjahres wurden mit allem Glanze kirchlicher und kriegerischer Pracht zugleich gefeiert. Der ganze Krieg schien, seit die fromme Königin im Lager war, unter dem Wahlspruch: „Bete und arbeite!“ geführt zu werden.

Jetzt wurden die Vorarbeiten zum allgemeinen Sturm begonnen, den Ferdinand auf Isabellas Bitte so lange als möglich verschoben hattte. Die Belagerten suchten demselben durch einen allgemeinen Angriff gegen die spanischen Linien zuvorzukommen, allein sie wurden nach heldenmüthigem Kampfe zurückgeschtagen, und zugleich die äußersten Festungswerke von den Spaniern genommen. Hunger und Elend waren inzwischen auf einen so entsetzlichen Grad gestiegen, daß der Commandant Hamet Zeli sich in die Bergfestung Gebalfaro zurückzog und den Bürgern überließ, sich so gut als möglich mit dem Sieger abzufinden. Allein jetzt war Ferdinand unerbittlich; die Stadt mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Am 18. August 1487 hielten Ferdinand und Isabella ihren Einzug; in der zur Kathe-

drale geweihten bisherigen Hauptmoschee wurde das feierliche Hochamt gehalten, und bei den erhabenen Klängen des Te Deum warfen sich Herrscher und Heer auf die Kniee, anbetend den barmherzigen Gott, der nach so langen Jahrhunderten die Wiedergewinnung Spaniens für seine heilige Religion zu gewähren und zu vollenden schien. Hier, wie überall, war es die erste und vornehmste Sache des königlichen Paares, die zahlreichen Christensklaven zu befreien. Noch zur heutigen Stunde hängen an den Mauern einzelner spanischer Kirchen, z. B. in Toledo, die Ketten, mit welchen diese Befreiten belastet waren, unter deren Druck sie oft lange, lange Jahre zugebracht hatten; und es läßt sich leicht denken, welch' erschütternde Scenen der Wiedererkennung, der Ueberraschung, der seligen Freude bei solchen Gelegenheiten vorkommen mußten. Schon am ersten Tag nach der Besitznahme der Stadt ergab sich auch der Gebalfaro.

Gegen ihre sonstige Gewohnheit waren Isabella und Ferdinand gegen die Malagesen unerbittlich streng. Zwar wurde nicht die geringste Verletzung einer Person, nicht die mindeste Beschädigung von Hab und Gut verübt, allein die gesammte Einwohnerschaft wurde zur Sklaverei verurtheilt; ein Drittel sollte in Afrika gegen christliche Gefangene umgetauscht, ein zweites zum theilweisen Ersatze der Kriegskosten verkauft, das letzte Dritttheil im In- und Auslande verschenkt werden. So wurden z. B. 100 afrikanische Soldaten dem Papste geschenkt; allein dieser ließ sie in seine Leibwache aufnehmen, im Christenthum unterrichten und taufen. Ferdinand hatte zwar verkündet, daß er eine bestimmte Summe als Lösegeld für die gesammte Bevölkerung annehmen würde; allein die Unglücklichen waren nach allem Ausgestandenen nicht mehr reich genug, um die wohl absichtlich zu hoch bestimmte Summe

aufzubringen, und so ward denn, sowohl an den Personen als an dem Eigenthum, der harte Spruch vollzogen. Bei der Beurtheilung dieser That darf man jedoch nicht vergessen, daß in den Kriegen zwischen Saracenen und Christen überhaupt die Freiheitsberaubung der Besiegten hergebrachten und anerkannten Rechtens war, daß insbesondere an dem Tage, da Malaga fiel, noch viele Tausende von Christen theils auf europäischem, theils auf afrikanischem Boden in mohammedanischer Sklaverei schmachteten. Noch ungefähr 15,000 Seelen hatten in Malaga den Untergang ihrer Vaterstadt überlebt, um diesem traurigen Schicksal zu unterliegen. Von jetzt an war Granada abgeschnitten vom Meer und von Afrika, und damit rettungslos verloren. In Malagas Mauern aber ließ sich, von den glänzenden Vorzügen der wunderbar schönen und günstigen Lage angezogen, rasch eine zahlreiche und gewerbsfleißige Christenbevölkerung nieder.

Nachdem Ferdinand und Isabella im Spätjahr 1487 nach Aragonien gegangen waren, um von den dortigen Cortes die Anerkennung der Thronfolge des damals zehnjährigen Prinzen Johann zu erwirken, kehrten sie über Valencia und Murcia nach dem südlichen Kriegsschauplatze zurück. Es sollte während des Jahres 1488 dem Land einige Ruhe und Erholung gegönnt werden; der Feldzug wurde mit geringeren Streitkräften unternommen und beschränkte sich auf die Einnahme einer Anzahl kleinerer Festungen und Städte. Dabei gelang es dem immer noch ungebrochenen und unermüdlichen Boabdil el Zagal, den spanischen Truppen eine oder die andere kleine Schlappe beizubringen. Dadurch ermuthigt, ging er neuerdings zu Angriffsbewegungen und verheerenden Raubzügen auf das christliche Gebiet über. Der Feldzug des Jahres 1489 wurde deßhalb der Einnahme von Baza, der Hauptstadt

Zagals, gewidmet. Ferdinand befand sich diesmal an der Spitze von nahezu 100,000 Mann. Denn mit jedem weiteren Jahre des großen Krieges wurde die Nation in stets weiteren Kreisen und mit steigender Lebendigkeit von dem Bewußtsein der großen nationalen Interessen ergriffen, um die es sich bei diesem Kampfe handelte. Ja, die allgemeine Theilnahme Europa's an diesem Kriege war so groß, daß in der Armee der „katholischen Könige" auch ganze Schaaren Freiwilliger aus Frankreich, England, Deutschland und der Schweiz Dienste nahmen und Jahre lang ausharrten, wie denn auch Isabella anderseits die geschicktesten Festungsbaumeister und Ingenieure aus fremden Ländern für ihre Dienste zu gewinnen suchte und verstand.

Die stark befestigte Stadt Baza war mit Lebensmitteln auf die Dauer von 15 Monaten versehen und von 20,000 entschlossenen Kriegern vertheidigt. An ernsten Schwierigkeiten und Gefahren, an verzweifelter und heldenmüthiger Gegenwehr sollte es auch diesmal nicht fehlen; allein der schließliche Ausgang konnte, bei der großen Ueberlegenheit der christlichen Armee, bei Ferdinands vorsichtiger und besonnener Kriegführung, und nach allen Vorgängen und Eroberungen der letzten Jahre, nicht mehr ernstlich bezweifelt werden.

Gleichwohl war auch bei dieser Gelegenheit Isabellas Festigkeit und Entschlossenheit nothwendig, um in entscheidender Weise die Meinung derjenigen zu überwinden, welche die Unternehmung gegen Baza so lange verschoben wissen wollten, bis die ganze umliegende Gegend vorher unterworfen sein würde. In diesem, wie in anderen ähnlichen Fällen hatte Isabellas Muth und Gottvertrauen die Begeisterung der großen Masse des Volkes und der Soldaten für sich; die Zauderer ohne höhere Ideen und darum ohne kühnen Entschluß saßen im königlichen Rathe. Während

nunmehr die Belagerungsarbeiten vor Baza ihren langsamen und mühseligen Fortgang nahmen, erschienen im Lager zwei Franziskanermönche aus Jerusalem als Ueberbringer einer Botschaft des Sultans von Aegypten. An diesen hatten sich die bedrängten spanischen Mauren gewendet, um durch seine Einmischung den drohenden Untergang abzuwenden. Die beiden Franziskaner überbrachten den spanischen Herrschern ein Schreiben des Sultans, in welchem er unter selbstlobender Hervorhebung der von ihm gegen seine christlichen Unterthanen geübten Duldung sich über die beharrliche kriegerische Verfolgung seiner Glaubensgenossen in Spanien beschwerte, und schließlich Maßregeln der strengsten Wiedervergeltung androhte, falls von dem Kriege gegen Granada nicht abgestanden würde. Das königliche Paar erwiederte, was sich von selbst verstand: die heimathliche Erde müsse vollständig von der maurischen Fremdherrschaft befreit werden, und erst nach Erreichung dieses Zieles könnten und würden sie die mohammedanischen und christlichen Unterthanen in allen Theilen ihres Reiches mit gleicher Güte und Duldung behandeln. Isabella gab den Gesandten einen von ihrer eigenen Hand gestickten Schleier über das heilige Grab mit, und der berühmte Gelehrte Petrus Martyr wurde in der Folge als Gesandter an den Sultan geschickt, um von dessen christlichen Unterthanen wo möglich alle verderblichen Folgen der ertheilten abschlägigen Antwort abzuwenden; eine Aufgabe, welcher sich der welterfahrene und geschäftsgewandte, geniale Mann mit eben so viel Glück als Geschick unterzog.

Da sich die Belagerung durch den Muth und die Ausdauer der Vertheidiger in die Länge zog, ließ Ferdinand anstatt der Zelte Tausende von Häusern oder Hütten mit Lehmwänden und Holz- oder Ziegeldächern erbauen, so daß das Lager ganz das Ansehen einer plötzlich aus der

Erde hervorgewachsenen Stadt bekam. Die musterhafte Mannszucht und Sittenreinheit, welche im Lager vor Malaga geherrscht hatte, wurde auch jetzt wieder mit Strenge und glänzendem Erfolg festgehalten; zugleich bildeten die auf Isabellas Anordnung errichteten Feldspitäler, damals noch eine ganz neue und unerhörte Anstalt, den Gegenstand allgemeiner Bewunderung bei den Zeitgenossen. Als durch furchtbare Herbstgewitter das Lager überschwemmt, die Straßen zerstört wurden, hatte die in Jaen residirende Königin unverzüglich die nöthigen Arbeitskräfte an Menschen und Thieren in Bereitschaft, um den angerichteten Schaden wieder auszubessern und die Lebensmittelzufuhr in ungestörtem Gange zu erhalten; und um die erforderlichen Geldmittel aufzubringen, nahm sie nicht etwa nur zu Anleihen die Zuflucht, sondern mit Entschlossenheit und Opferwilligkeit verpfändete sie sogar die Kronjuwelen von Castilien und die Kostbarkeiten ihres Privatbesitzes bei den Kaufleuten von Valencia und Barcelona. Ihre Hingebung an die großen politischen Interessen der Nation wurde belohnt durch die wachsende Verehrung und Begeisterung, mit welcher alle Stände und Klassen des Volkes für diese wahrhaft königliche Frau schwärmten. Allein auch auf Seiten der Belagerten war die Selbstverläugnung und der Heroismus so groß, daß man im christlichen Lager, um den Muth und die Ausdauer der Soldaten nicht erlahmen zu lassen, als letztes Mittel Isabellas persönliches Erscheinen im Lager für geboten hielt. Die Königin brach daher von Jaen auf, und erschien am 7. November vor Baza, mit Jubel empfangen, und für die Belagerten als Bringerin der unumstößlichen Gewißheit, daß man christlicher Seits die Belagerung nicht aufgeben werde. Wenige Tage nachher wurden mit Zustimmung des Königs el Zagal die Verhandlungen wegen der Uebergabe eingeleitet, und

da Ferdinand Nichts von der Erbitterung zeigte, welche ihn gegen Malaga erfüllt hatte, so kamen recht gemäßigte Bedingungen zu Stande. Die fremden Söldner durften mit allen Kriegsehren abziehen; die Stadt selbst sollte den Spaniern übergeben werden, ihre bisherigen Einwohner aber die Wahl haben, mit ihrer beweglichen Habe entweder frei abzuziehen oder sich in den Vorstädten niederzulassen; Eigenthum, Religion, Landes-Gesetze und Gebräuche wurden gewährleistet. Am 4. Dezember 1489 zog das Königspaar in Baza ein; der von den Herrschern äußerst huldvoll behandelte Commandant Sidi Jahye wurde durch ihre Güte so gewonnen, daß er seinem Verwandten, dem Könige el Zagal dringend zuredete, den offenbar nutzlos gewordenen ferneren Widerstand aufzugeben. Und in der That kam zwischen diesem wilden aber heldenmüthigen Fürsten und den spanischen Herrschern ein Vertrag zu Stande, wodurch el Zagal die ihm noch übrig gebliebenen Städte von militärischer und politischer Bedeutung, namentlich Almeria und Guadix, ohne Schwertstreich unter denselben Bedingungen übergab, welche der Hauptstadt Baza bewilligt worden waren. Zagal behielt einige Landbezirke als Vasall der Krone Castilien, und erhielt eine bedeutende Jahresrente. Diese abhängige Stellung vermochte jedoch der unglückliche Fürst nicht zu ertragen; nach einiger Zeit erwirkte er die Auszahlung einer einmaligen Geldsumme gegen gänzliche Verzichtleistung auf alle ihm noch verbliebenen Rechte und Besitzungen, und schiffte sich nach Afrika ein, wo er, von seinen eigenen Glaubensgenossen seines Eigenthums und des Augenlichtes beraubt, seine letzten Tage im größten Elend zugebracht haben soll.

Mit dieser gänzlichen Unterwerfung des begabtesten maurischen Fürsten und der Eroberung seines ganzen Gebietes schloß der glorreiche Feldzug des Jahres 1489, und

mit ihm das achte Jahr des ganzen Krieges. Die Begeisterung für das so nahe gerückte große Ziel des Kampfes war auf ihrem Höhepunkte; die fromme, ritterliche Königin, von Volk und Heer mit wahrhaft religiöser Anhänglichkeit geliebt und verehrt, konnte mit sicherem Vertrauen dem Schlußact des ganzen Dramas entgegensehen.

Boabdil el Chico war nunmehr der einzige maurische Fürst in Spanien, aber seine Freude über den Untergang des alten Nebenbuhlers sollte nicht von langer Dauer sein. Boabdil hatte sich einst in der Gefangenschaft verpflichtet, dem katholischen Königspaar seine Hauptstadt auszuliefern, falls Baza, Almeria und Guadix von ihnen erobert würden. Unmittelbar nach dem Schlusse des Feldzugs von 1489 forderte der Sieger die Einlösung des gegebenen Wortes, und als Boabdil erklärte, ihm fehle hierzu die Macht, da das wüthende Volk von Granada ihn beherrsche, so rückte Ferdinand schon im Frühjahr 1490 mit starken Truppenmassen gegen die Hauptstadt vor. Dieses unglückliche Granada, das während der letzten Jahre in verstocktem und verblendetem Müßiggang dem Todeskampfe el Zagals zugesehen hatte, war plötzlich zu einem Sturm rasender Leidenschaft erwacht, welcher angefacht und unterhalten ward durch die Masse von Flüchtlingen aus den anderen eingenommenen Städten. König Boabdil, mit seinem Volke ausgesöhnt, zog wieder ins Feld, als es zweifellos zu spät war, und unternahm nutzlose Streifzüge in christliches Gebiet. Zugleich regten sich in Baza, Guadix und Almeria aufständische Bewegungen, die jedoch von Ferdinand mit kluger Milde unterdrückt wurden, indem er allen Betheiligten erlaubte, mit ihrem beweglichen Eigenthum zu gehen wohin sie wollten. Hievon ward reichlicher Gebrauch gemacht, und diese wichtigen Städte füllten sich sofort mit der nachströmenden Fluth spanischer Bevölkerung.

Das Jahr 1490 brachte nur wiederholte Streifzüge von beiden Seiten, und den Ritterschlag, welchen König Ferdinand seinem zwölfjährigen Sohne Johann im Angesichte der feindlichen Hauptstadt ertheilte. Der folgende Winter aber wurde in der angestrengtesten Arbeit zugebracht, um mit dem nächsten Feldzug den Krieg gegen Granada zu Ende zu bringen. Im April 1491 übernahm Ferdinand den Oberbefehl über eine Armee von gegen 80,000 Mann, fest entschlossen, nur als Sieger und Beherrscher Granadas heimzukehren. Nachdem die fruchtbaren Gegenden der Alpuxarras, woher Granada einen großen Theil seiner Zufuhren bezog, unterworfen waren, wandte man sich zur eigentlichen Belagerung. Die östlich an die steilen Schneewände der Sierra Nevada angelehnte, westlich gegen der offenen Vega hin mit starken Mauern und Thürmen befestigte Hauptstadt war immer noch ein würdiger und schwer zu erringender Preis kriegerischer Tüchtigkeit, und unter ihrer zahlreichen, vielfach nichtsnutzigen Bevölkerung befanden sich noch mehr als 20,000 kampfgeübte und entschlossene Krieger. Bald traf Isabella mit ihren Töchtern im Lager ein, und mehr, als je zuvor, war sie die eigentliche Seele der ganzen Unternehmung. Sie erschien auf prachtvollem Kriegsrosse, mit vollständiger Rüstung angethan, in allen Theilen des Lagers, beaufsichtigte Alles, leitete Alles, zeigte in Allem die höchste Einsicht und geistige Ueberlegenheit.

Es kann nicht im Plane dieser Arbeit liegen, die einzelnen Gefechte, Zweikämpfe, Heldenthaten und Abenteuer jeder Art zu erzählen, welche den Verlauf dieser denkwürdigen Belagerung auszeichnen. Groß und verführerisch ist allerdings der Zauber romantischer Poesie, welcher mit strahlendem Lichte über all' diese Anstrengungen eines heldenmüthig untergehenden, eines in neugewonnener Jugendkraft

anstürmenden Volkes ausgegossen ist. Allein es ist meine Aufgabe, nur die großen Züge und die entscheidenden Ergebnisse für den Leser in ein knappes Bild zusammenzufassen, und dieser Aufgabe bin ich treu zu bleiben schuldig. Um für einen etwa nöthig werdenden Winterfeldzug Sorge zu tragen, beschloß Isabella, in weiterer Ausführung des schon vor Baza gemachten Versuches, auf dem Lagerplatze eine eigentliche Stadt von festen Gebäuden zu errichten. Durch strenge Arbeitsamkeit und weise Arbeitstheilung gelang es, in kaum 3 Monaten diesen für jene Zeit wahrhaft außerordentlichen Gedanken auszuführen. Die Stadt, Santa Fé (der heilige Glaube) genannt, war im Viereck erbaut; zwei große, breite Straßen durchschnitten sich in der Mitte rechtwinklig in Form eines Kreuzes, an dessen vier Enden sich stattliche Thore befanden. Santa Fé steht noch heute in dieser seiner ursprünglichen Gestalt, und man kann sich leicht denken, mit welch' verzweiflungsvollem Staunen die Bewohner Granadas aus dieser Arbeit die unbeugsame Entschlossenheit der Belagerer entnahmen.

Schon im Oktober machte König Boabdil heimlich, hinter dem Rücken seines Volkes, die ersten Unterhandlungsvorschläge. Von spanischer Seite leiteten dieses hochwichtige Geschäft außer dem königlichen Geheimschreiber Fernando de Zafra der schon damals durch seine Geschäftsgewandtheit und genaue Kenntniß aller maurischen Dinge zu hoher Bedeutung gestiegene Gonsalvo de Cordova. Am 25. November waren die Uebergabsbedingungen endgiltig festgestellt; sie waren noch milder, als seiner Zeit jene von Baza.

Die Bewohner von Granada sollten im Besitz ihrer Moscheen bleiben, überhaupt in der allseitig freien Ausübung ihrer Religion; sie sollten nach eigenen Gesetzen, unter eigenen Richtern, nur unter oberster Aufsicht eines spanischen Statthalters, leben; alles Eigenthum ward ge-

währleistet, und den Auswanderungslustigen sollten während drei Jahren Schiffe zur Ueberfahrt gestellt werden. Die Abgaben sollten erst nach drei Jahren beginnen und nicht schwerer sein, als die bisher bezahlten. Boabdil bekam ein Gebiet in der Gegend Alpuxarras als Lehensmann der Krone Castilien. Die Uebergabe der Stadt sollte binnen 60 Tagen von der Vertragsunterzeichnung an erfolgen, falls innerhalb dieser Frist keine auswärtige Hilfe zur Rettung Granadas erscheine.

Als der Abschluß dieser Uebereinkunft bekannt wurde, sah Boabdil die Sicherheit der Stadt und sein eigenes Leben von offenem Aufruhr bedroht. Unter diesen Umständen und bei der steigenden Hungersnoth wurde die wirkliche Uebergabe auf den 2. Januar 1492 festgesetzt.

An diesem Tage gewährte das christliche Lager ein großartiges Schauspiel. Alle, vom Höchsten bis zum Geringsten, waren ergriffen und durchdrungen von der großen geschichtlichen Bedeutung dieses Augenblicks, mit welchem ein achthundertjähriges Drama der spanischen Geschichte zu Ende ging. Der Cardinal Erzbischof Mendoza wurde mit einer Truppenabtheilung vorausgeschickt, um die Alhambra zu besetzen. Boabdil kam ihnen entgegen, übergab die Schlüssel der Festung, und zog dann hinaus zu König Ferdinand, um ihm auch die Schlüssel der Stadt zu überreichen. Er wurde mit aller Schonung ritterlichen Edelmuthes empfangen, und Isabella gab seinen Sohn, der seit Boabdils früherer Gefangenschaft als Geisel in ihrer Obhut gestanden war, in die Arme des unglücklichen Vaters zurück. Dann wendete sich Boabdil ab, um den Weg nach seiner neuen Heimath in den Alpuxarras einzuschlagen. Mäßigung im Glück, Standhaftigkeit im Unglück hatten ihm in gleichem Grade gefehlt; zu einem Begriff von seiner Pflicht, zu einem richtigen Urtheil über seine

Lage hatte er sich erst aufgerafft, als es zu spät war. Seine ganze Persönlichkeit war der durchaus entsprechende Ausdruck der arabischen Cultur mit ihrer tiefen Verkehrtheit, Falschheit und Verirrung.

Und jetzt erschien der langersehnte Augenblick, in welchem die während des ganzen Feldzuges vor der Armee her getragene Kreuzesfahne mit dem großen silbernen Kreuz, ein Geschenk des Papstes Sixtus IV., von der Alhambra herab in den Strahlen der südlichen Frühlingssonne glänzte, während die Fahnen von Castilien, Leon und Santiago von den rothen Thürmen des zauberhaften Alhambraschlosses flatterten. Bei diesem Anblicke stimmte die königliche Kapelle das Te Deum an, und die ganze Armee, folgend dem Beispiele des königlichen Paares, warf sich zur Erde nieder, Herzen und Hände zum Himmel erhebend voll innigsten Dankes für diesen letzten, glorreichen Sieg der gerechten Sache des Vaterlandes und des Christenthums. Doch um die ganze Herrlichkeit dieses Momentes zu verstehen, muß man selbst von diesen Alhambrathürmen hinunter geschaut haben in die große, glänzende Stadt voll rauschenden Lebens, in die weite, prachtvolle Ebene hinaus und zu den riesigen Schneegebirgen hinauf; nur die ganze Scenerie der Natur in ihrer gotterfüllten Herrlichkeit lehrt die Empfindungen recht nachfühlen, welche damals die Herzen der handelnden Personen bewegt haben müssen.

Ferdinand und Isabella zogen in Granada ein in der Blüthe und Kraft ihrer Jahre, in königlicher Pracht und Herrlichkeit. Eine noch höhere Majestät als gewöhnlich schien ihre geheiligten Personen zu umstrahlen; sie erschienen den Ihrigen wie zwei vom Himmel zum Heile Spaniens gesandte höhere Wesen. Boabdil aber, als er auf seinem Abschiedswege zu der Stelle kam, die jetzt noch „des Mauren letzter Seufzer“ heißt, und von wo aus zum

letzten Mal sein Blick das liebliche, von der Abendsonne vergoldete Granada traf — er brach in bittere, schmerzliche Thränen aus. „Dir steht es wohl an," sagte seine Mutter, „zu weinen wie ein Weib um das, was du nicht zu vertheidigen wußtest als Mann." Auch er, wie kurz vor ihm sein Oheim el Zagal vermochte es nicht auszuhalten in dem ihm angewiesenen Gebiete. Schon im nächsten Jahr verkaufte er seine kleine Herrschaft an die katholischen Könige, ging nach Afrika und fiel bald nachher in einer Schlacht, als Söldling eines verwandten afrikanischen Fürsten. Für die Sache eines Andern wußte er zu sterben; für die eigene hatte er mit Ehren weder zu leben noch zu sterben vermocht.

Granadas Fall wurde in der ganzen Christenheit mit lautem und allgemeinem Jubel vernommen und gefeiert; am Besten verstand man in Rom die Bedeutung des entscheidenden Sieges über den Islam.

Damit war die nationale Einigung Spaniens, die Wiedereroberung des gesammten Staatsgebietes vollendet. Das Bewußtsein gemeinsam vollbrachter weltgeschichtlicher Thaten durchdrang alle Theile des großen Volkskörpers; Spanien war, ohne es zu ahnen, nach langer Abgeschiedenheit beinahe urplötzlich in den Stand gesetzt, an die Spitze der europäischen Geschichte zu treten und sich in dieser ruhmvollen Stellung während eines vollen Jahrhunderts zu behaupten.

Auch für das Kriegswesen war die jetzt beendigte große Unternehmung sehr folgenreich. Der Minenkrieg kam in dem Kampfe gegen das granadinische Reich erstmals zur eigentlichen Anwendung und näheren Ausbildung. So große Heeresmassen, zu so lange andauernden Feldzügen vereinigt, hatte man bisher nirgends in Europa gekannt; und unter dem geistigen Einfluß des königlichen Paares

war der Grund gelegt worden zu jener Disciplin und geduldigen Ausdauer, zu jenem hingebenden Gehorsam und unbeugsamen Muthe, welche Eigenschaften von jetzt an für lange Zeit das Uebergewicht der spanischen Armeen über alle Heere der Welt begründeten.

Und dieser Sieg über einen entarteten, des Untergangs würdigen Feind war, mit der einzigen Ausnahme des harten Urtheils über Malaga, trotz der großen nationalen und religiösen Erbitterung durch keine unnöthige Grausamkeit befleckt, sondern durch Mäßigung und christliche Milde aufs Ehrenvollste ausgezeichnet. Schrecklich ist der Krieg immer; aber in jenem Jahrhundert wurde kaum irgend ein Krieg geführt, auf welchen der Geist des Christenthums so mildernd und veredelnd eingewirkt hätte, wie auf den großen, zehnjährigen Kampf um das herrliche Königreich Granada. Zum Schlusse dieses Abschnitts aber muß noch eine Thatsache Erwähnung finden, welche so recht die jähen Gegensätze des Menschenlebens vor das Auge zu stellen geeignet ist. Ende Mai 1492 verließen Ferdinand und Isabella Granada im Vollgefühle des Sieges und Ruhmes; zu Anfang des August kamen sie in Aragonien an, überall vom begeisterten Jubel der Nation begrüßt; im Oktober gelangten sie nach Barcelona, und hier wurde König Ferdinand am 7. Dezember von einem Meuchelmörder angefallen und lebensgefährlich verwundet. Unter Isabellas treuer Pflege und inbrünstigem Gebet genas der König nach mehreren Wochen. Der Mordanfall, von einem Verrückten begangen, hatte keine politische Bedeutung und diente nur, die allgemeine und wahrhafte Ergebenheit auch der früher so revolutionären catalonischen Bevölkerung ins schönste Licht zu setzen; aber um eines Haares Breite hätte dieses Ereigniß Ferdinand aus der Fülle seiner Kraft und Thatenlust abgerufen, und damit die Geschichte Spaniens und

Europas in mancher Hinsicht auf ganz andere Bahnen angewiesen.

IV.

Die Kriege in Italien.

Während bei der inneren Regierung Spaniens und bei der Vollendung des großen nationalen Werkes und Kampfes gegen den Islam uns Isabella im Vordergrund der Ereignisse entgegengetreten ist, wie sie auch bei der Entdeckung einer neuen Welt als die eigentlich leitende Persönlichkeit sich zeigen wird, sehen wir andrerseits in den Verhältnissen der auswärtigen europäischen Politik, und ganz insbesondere bei den italienischen Kriegen, Ferdinand fast ausschließlich als Staatsmann und Diplomaten thätig. Während er im Kampfe um Granada fast nur als der Feldherr seiner Königin erscheint, zeigt er sich in den italienischen Fragen als der wahraft leitende und herrschende Geist, in dessen Dienste freilich sein rechter Arm, Gonsalvo de Cordova, Thaten wunderbarer Kraft und Kühnheit verrichtet.

Dies Alles hängt nicht etwa nur zusammen mit den äußerlichen Umständen, daß Granada und Amerika zunächst mehr für Isabellas Krone Castilien, das südliche Italien für Ferdinands angestammtes Aragonien erobert wurden. Nein! so wichtig auch dieser Unterschied politisch und staatsrechtlich war, so lag doch noch ein tieferer Grund für Ferdinands entschiedenes Hervortreten in der Natur der Dinge, mit welchen man es in Italien zu thun hatte, und welche seinem tief angelegten, bis zur Intrigue, ja selbst bis zum Macchiavellismus verschlossenen, berechnenden,

zurückhaltendem Wesen ganz besonders entsprachen, während Isabellas durchweg ideale, der offenen, freudigen, begeisterten Großthat zugewendete Natur an dem diplomatischen Ränkespiel wenig Gefallen finden konnte.

Das Ende des 15. Jahrhunderts war diejenige Zeit, in welcher die modernen europäischen Staaten durch Unterwerfung der mittelalterlichen Körperschaften und Stände unter das absolute, unumschränkte Königthum sich erst wahrhaft bildeten. Diese politisch ganz umgestalteten Staatsorganismen, wie sie namentlich in England durch Heinrich VII., in Frankreich durch Ludwig XI., in Spanien durch Isabella und Ferdinand sich entwickelten, begegneten einander im Gefühle der neugewonnenen Kraft um so rascher und entschiedener auf dem Schauplatze der europäischen Politik, als gleichzeitig der geistige und materielle Völkerverkehr durch die Buchdruckerkunst, den Compaß und die Posteinrichtung wesentlich erleichtert und vervielfacht wurde. Diesem gesteigerten Verkehr entsprach auch die Einrichtung der ständigen Gesandtschaften an fremden Höfen, welche namentlich durch Ferdinand ihre Ausbildung, wo nicht ihre Entstehung gefunden hat.

Als der unglückliche Gegenstand des neu begonnenen internationalen Schachspiels zeigt sich uns ganz vorzugsweise Italien, dieses Italien, welches unter seiner widernatürlichen, von seinen größten Patrioten, Dante an der Spitze, seit Jahrhunderten fruchtlos beklagten Zersplitterung in eine Anzahl kleiner Staaten vielleicht noch mehr und schwerer gelitten hat, als sogar Deutschland. Es war dieses Italien am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts so recht eigentlich der Spielball der großen europäischen Politik. Das nämliche Verhältniß hat sich am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhun-

derts abermals herausgestellt, und da Italiens für den Augenblick hergestellte politische Einheit auf dem tiefsten Zwiespalt mit der die Herzen der Bevölkerung in ihrer Masse beherrschenden katholischen Kirche und zugleich auf den allerschwächsten militärischen und finanziellen Grundlagen beruht, so ist es höchst wahrscheinlich, daß die gleiche Situation in nicht ferner Zeit wiederkehrt. Es ist dieß um so dringender wahrscheinlich, als die Politik des deutschen Reiches den ungeheuren, verhängnißvollen Fehler begangen hat, dieses Italien, dem sie so wenig Dank schuldig ist, schon zum Voraus mit aller Gewalt als den Zankapfel zu bezeichnen, um welchen sie sich dereinst mit Frankreich raufen werde.

In Isabellas und Ferdinands Zeiten spielten unter den italienischen Staaten die Republiken Florenz und Venedig, das Herzogthum Mailand, der Kirchenstaat und das Königreich Neapel eine hervortretende Rolle, während die Kleinen nur zum Leiden und Dulden bestimmt schienen und kaum beachtet wurden. Venedig stand noch immer in seinem aus alten Zeiten hergebrachten, geheimnißvollen Ansehen in der öffentlichen Meinung Europas, diente aber in der That einer so engherzigen und nichtsnutzigen Krämerpolitik, daß es sich damals und später für die Geschicke und Geschichte Gesammt-Italiens durchaus werthlos gezeigt hat, wie es auch in seinem Innern einem freiheitslosen, abscheulichen Regierungssystem huldigte. Mailand wurde von Ludwig Sforza in einem Geiste regiert, dem auch jede Ahnung sittlicher Beweggründe beim politischen Handeln gänzlich verloren gegangen war. Florenz erfreute sich unter der Herrschaft des aus dem Bürgerstande emporgestiegenen Hauses Medici einer glänzenden Cultur und großen Reichthums, während die Kraft politischen Handelus immer mehr erlahmte. Auf dem Thron der Päpste saß seit dem Jahr 1492

Alexander VI., ein geborener Spanier, aber dennoch dem katholischen Königspaar um seiner Laster willen im höchsten Grade zuwider. In Neapel herrschte damals Ferdinand I. Sein Vater Alfons V. war, wie wir gesehen haben, der Oheim Ferdinands von Aragonien, unsres Helden, dessen Vater Johann den Zweiten er als Regenten Aragoniens zurückgelassen hatte, als er auf italienische Abenteuer auszog. Von Sicilien aus, das schon seit der Vertreibung des Hauses Anjou ein Stammland der aragonischen Krone bildete, hatte Alfons noch in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, nach dem Tode der kinderlosen Königin Johanna von Neapel, welche ihn adoptirt hatte, das Königreich erobert und seit dem Jahre 1443 sich in demselben behauptet. Als Alfons V. im Jahre 1458 starb, hinterließ er als Nachfolger, kraft väterlicher Willkür und Vorliebe, den schon genannten Ferdinand I., seinen unehelichen Sohn. Dieser, um die Zeit des Jahres 1493 schon in vorgerückten Lebensjahren stehend, hoffte und wünschte, das Reich auf seinen Sohn Alfons vererben zu können. Gehetzt von Ludwig Sforza, kam der jugendlich überspannte König von Frankreich, Karl VIII. auf den Einfall, die Erbansprüche des Hauses Anjou auf den neapolitanischen Thron wieder aufzunehmen. Nachdem er mit England und dem deutschen Reich seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht und sich dadurch vermeintlich die gehörige Rückendeckung verschafft hatte, machte er sich an das Werk, auch Spanien von dem aragonischen König in Neapel zu trennen. Zu diesem Zwecke schloß er mit Ferdinand den Vertrag von Barcelona, durch welchen Frankreich die ehemals von Ferdinands Vater Johann II. an Ludwig XI. von Frankreich verpfändeten Provinzen Roussillon und Cerdagne an die Krone Aragonien zurückgab (19. Januar 1493). Durch diesen Vertrag, welcher dem

spanischen Reich ohne einen Kanonenschuß zwei so gut wie verlorene Provinzen eintrug, wurde ferner bestimmt, „daß beide Theile sich gegenseitig gegen alle Feinde beistehen und dieses Bündniß jedem anderen vorziehen sollten, ausgenommen den heiligen Stuhl; auch sollten sich die spanischen Herrscher, jedoch mit der gleichen Ausnahme, mit keiner Macht in ein den Interessen Frankreichs nachtheiliges Einverständniß einlassen." Karl VIII. glaubte sich durch diese Bestimmung reichlich entschädigt für den Verlust der beiden Landschaften, weil Ferdinand von Aragonien seinen Verwandten in Neapel dadurch preisgab; in seiner thörichten Leidenschaft übersah der französische König, daß sein ihm geistig weit überlegener Mitcontrahent sich vermittelst der zu Gunsten des heiligen Vaters gemachten Ausnahme den Weg frei gehalten hatte, um nicht für einen Andern, sondern für sich selbst und seine eigenen Interessen in Italien Fuß zu fassen. Die öffentliche Meinung Spaniens erkannte mit Recht in dem Vertrag von Barcelona einen entschiedenen und hochwichtigen Triumph der spanischen Politik.

Mittlerweile war zu Anfang des Jahres 1494 Ferdinand I. in Neapel gestorben, und sein Sohn Alfons hatte die Regierung angetreten. Uns, die wir Geschichte treiben und schreiben, um zu denken und um zu lernen, ist die Erörterung der Thronansprüche von Aragon und Anjou eine sehr gleichgiltige Sache. Wir wissen, daß das Recht auf beiden Seiten nur der Vorwand war für die Leidenschaft und für die Gewalt. Wir wissen, daß es zur heutigen Stunde noch gerade so ist in dieser Welt, und daß es voraussichtlich so bleiben wird; darum überlassen wir Anderen den Staub der vermoderten Stammbäume, und halten uns an die kräftige Kost der Thatsachen.

Karl VIII. war naiv genug, dem spanischen Ferdinand

officiell anzuzeigen, daß er zur Eroberung Constantinopels und des heiligen Grabes ausziehen, und im Vorbeigehen Neapel erobern wolle. Damit verband er die gemüthliche Bitte, Ferdinand wolle ihm in Erfüllung des Vertrags von Barcelona mit Mannschaft und Geld beistehen. Als Antwort erhielt er eine Gesandtschaft von Ferdinand, welche ihm gegen die Ungläubigen alle möglichen guten Dienste zur Verfügung stellte, ihn jedoch eben so dringend von dem Unternehmen gegen Neapel abmahnte, da für dieses Königreich, als ein anerkanntes Lehen des heiligen Stuhles, in dem Vertrag von Barcelona ausdrücklich eine Ausnahme gemacht sei, welche den Schutz der Kirche und ihrer Rechte jeder andern Verpflichtung voranstelle.

Die Entrüstung über dieses Auftreten Ferdinands hielt Karl VIII. keineswegs ab, seinen romantischen Raubzug zu beginnen. Im August 1494 brach er auf, zog am letzten Tage des Jahres in Rom ein, wo Papst und Cardinäle sich in die Engelsburg geflüchtet hatten, und glaubte nun schon, wie so viele Papstvertilger seit 19 Jahrhunderten, seiner Sache gewiß zu sein.

Inzwischen näherte sich Ferdinand durch seinen früheren Gesandten beim französischen Hofe, Alonso de Silva, dem Herzog von Mailand, welcher bereits angefangen hatte seine Anrufung französischer Hilfe zu bereuen. Gleichzeitig trat ein immer engeres Verhältniß zwischen dem heiligen Stuhle und den spanischen Herrschern hervor. Um diese Zeit geschah es, daß ihnen der Papst „in Anerkennung ihrer ausgezeichneten Tugenden, ihres Eifers für die Vertheidigung des wahren Glaubens und des apostolischen Stuhles, ihrer Verbesserung der klösterlichen Zucht, ihrer Unterwerfung der Mauren von Granada, und der Reinigung ihrer Staaten von der jüdischen Ketzerei" für sich und

ihre Nachfolger den Ehrentitel „die katholischen Könige" verlieh.

Bevor es jedoch Ferdinand zum Bruch mit Frankreich kommen ließ, schickte er noch eine Gesandtschaft an Karl VIII., welche diesen König am 28. Januar 1495 antraf, als er gerade im Begriffe stand, von Rom gegen Neapel zu marschiren. Die Vorstellungen der spanischen Gesandten waren natürlich ohne den mindesten Erfolg. Karl setzte seinen Marsch fort, Alfons VI. von Neapel entfloh aus seinem Reiche nach Sicilien und verzichtete auf den Thron von Neapel zu Gunsten seines Sohnes, Ferdinands II. Auch diesem fehlte aber die Liebe und Begeisterung seines Volkes; es gelang ihm nicht, einen nachdrücklichen Widerstand zu organisiren; auch er mußte nach Sicilien fliehen, und am 22. Februar 1495 zog der französische König in Neapel ein. Während er hier zu träumen und ohne Maß zu genießen anfing, kam unterm 31. März in seinem Rücken die Liga von Venedig zu Stande, durch welche Spanien, Oesterreich, der heilige Stuhl, Mailand und Venedig sich gegenseitig und insbesondere dem Papste ihre Gebiete garantirten und zu diesem Zwecke eine Bundesarmee von 54,000 Mann aufzustellen versprachen; in geheimen Artikeln war die Vertreibung der Franzosen aus Neapel und aus ganz Italien ausdrücklich und im Detail vorgesehen.

Karl VIII. hatte inzwischen alles Mögliche gethan, um die Gemüther der neapolitanischen Bevölkerung von sich ab und dem vertriebenen Ferdinand II. zuzuwenden; und nachdem er am 12. Mai noch die Posse einer Krönungsfeierlichkeit aufgeführt hatte, trat er am 20. Mai mit der Hälfte seiner Truppen den Rückmarsch an, indem er die andere Hälfte zur Vertheidigung des eroberten Landes zurückließ und so beide zu jeder tüchtigen Leistung unfähig machte. Durch einen Vertrag mit Ludwig Sforza erkaufte

er sich am 10. Oktober 1495 zu Vercelli das Recht, mit heiler Haut nach Frankreich zurückzukehren. Inzwischen landete Ferdinand II. an der calabrischen Küste, und zu seiner Unterstützung sandten Ferdinand und Isabella denjenigen Mann, welcher die glänzendsten Lorbeeren in diesen italienischen Kriegen pflücken sollte, Gonsalvo de Cordova. Geboren im Jahr 1453 zu Montilla in Andalusien, hatte sich der junge, mit Gaben aller Art verschwenderisch ausgestattete Mann frühzeitig an Isabellas Partei angeschlossen, hatte im portugiesischen Kriege die ersten Proben persönlicher Tapferkeit und kriegerischer Kenntnisse abgelegt, und sich während des langen Kampfes gegen Granada zum Feldherrn und nicht minder zum Staatsmann und Diplomaten ausgebildet. Nach der Unterwerfung Granadas blieb er am königlichen Hofe als eine der hervorragendsten Gestalten, und als die Verwicklungen mit Italien ausbrachen, da war es Isabellas scharfsichtiges Urtheil, das ihrem Gemahl in Gonsalvo de Cordova den rechten Befehlshaber für dieses neue Unternehmen empfahl; und durch diesen einzigen Vorschlag hat sich in der That die stets geniale und weitblickende Königin um Alles, was in der Folge durch spanische Waffen auf italienischem Boden geschah, die entscheidendsten Verdienste erworben. An der Spitze von nur 5 bis 6000 Spaniern setzte Gonsalvo von Sicilien nach Calabrien über, und begann in Gemeinschaft mit Ferdinand II. die Operationen gegen die Franzosen. Gegen seinen Willen durch Ferdinands Drängen zum Kampfe gegen die überlegenen französischen Truppen genöthigt, wurde Gonsalvo bei Seminara geschlagen. Es war die einzige Schlacht, die er in seinem Leben verlor, und sie erhöhte nur seinen Ruf, weil man gegen seinen Rath sie gewagt hatte. Diese Niederlage hinderte jedoch Ferdinand II. nicht, durch einen kühnen Handstreich Neapel wegzunehmen,

wo ihm die Bevölkerung mit Jubel entgegen kam. Gonsalvo de Cordova eroberte inzwischen langsam und gründlich ganz Calabrien, und im Sommer 1496 vereinigte er sich mit Ferdinand II. bei Atella in Apulien, wo dieser dem französischen Vicekönig, Herzog von Montpensier, gegenüberstand. Die in Atella eingeschlossenen, von Frankreich aus nicht im geringsten unterstützten Truppen Montpensiers verpflichteten sich durch Vertrag vom 21. Juli 1496, das ganze Königreich zu räumen und auf von dem Sieger gelieferten Schiffen nach Frankreich zurückzukehren; die Meisten von ihnen gingen schon vorher durch ansteckende Krankheiten zu Grunde.

Dies war das Ende von Karls VIII. Unternehmung gegen Neapel. Allein auch Ferdinand II. erlag schon am 7. September 1496 der Ruhr; ihm folgte sein Oheim Friedrich, ein Mann von edlen persönlichen Eigenschaften, aber nicht gewachsen den rauhen Stürmen jener ehernen Zeit.

Während so die spanischen Waffen unter Gonsalvos genialer Leitung in Italien Glänzendes erreichten, hatte König Ferdinand, einer Bestimmung des Vertrags von Venedig entsprechend, auch einen Einfall im südlichen Frankreich, jedoch ohne entscheidende Resultate, ausführen lassen. Dagegen kam es in Italien noch zu einem neuen, wichtigen Ereignisse. Die päpstliche Regierung rief Gonsalvo de Cordova zu Hilfe gegen die noch in Ostia, dem Seehafen Roms, stationirten Franzosen. Gonsalvo nahm die Stadt mit Sturm und zog im Triumphe, als Befreier des päpstlichen Stuhles, in Rom ein. Bei der Unterredung, welche Gonsalvo bei dieser Gelegenheit mit Alexander VI. hatte, nahm er nach der Versicherung der gleichzeitigen Geschichtschreiber keinen Anstand, dem Papste über sein ärgernißerregendes Leben die Meinung zu sagen; hierauf ging er nach Neapel und Sicilien, und im Jahr 1498 nach Spanien zurück, wo er von seinen Herrschern mit glänzender Dank-

barkeit, von dem ruhmberauschten spanischen Volk mit unendlichem Jubel empfangen ward.

Durch die gänzliche Vertreibung der Franzosen aus Neapel und aus dem Kirchenstaat war der Friede mit Frankreich vorbereitet, welcher auch, nach Karls VIII. frühzeitigem Tod, unterm 5. August 1498 zu Stande kam.

Der erste Act der italienischen Kämpfe schloß, im Felde wie in der Diplomatie, mit einem entschiedenen und allseitigen Triumphe der spanischen Kriegsmacht und Staatskunst.

Allein der neue König Ludwig XII. war nicht gesonnen, die Ansprüche seines Vorgängers auf Neapel aufzugeben, nur suchte er, klüger als Karl VIII., zuerst in Mailand festen Fuß zu bekommen. Gegen Ludwig Sforza fand er bei den meisten übrigen Staaten Italiens eine große Erbitterung, und so war es ihm leicht, das Herzogthum des von Allen Verlassenen, der wenige Jahre zuvor die Franzosen nach Italien gerufen hatte, binnen einiger Wochen zu erobern und ihn selbst als Gefangenen nach Paris abzuführen.

Durch diese Festsetzung Frankreichs in Oberitalien waren die spanischen Interessen um so mehr bedroht, als auch Papst Alexander VI. immer mehr zu Ludwig XII. hinneigte und den geharnischten Gegenvorstellungen des spanischen Gesandten Garcilasso de la Vega keinerlei Gehör schenkte. König Friedrich in Neapel suchte den drohenden Sturm dadurch abzuwenden, daß er dem französischen Herrscher einen jährlichen Tribut und die Uebergabe einiger Festungen anbot; und als er damit kein Gehör fand, nahm er in seiner Verzweiflung keinen Anstand, den Türkensultan Bajazet zu Hilfe zu rufen.

Nachdem Friedrich sich so beinahe unmöglich gemacht hatte, trat Ferdinand, der von jeher sich allein als den rechtmäßigen Herrscher Neapels betrachtete, mit Ludwig XII. in Unterhandlungen über eine Theilung dieses König-

reiches; und durch den am 11. November 1500 zu Granada abgeschlossenen Vertrag wurde in der That ausgemacht, daß Neapels nördlicher Theil (Terra di Lavoro und Abruzzo) nebst dem Titel König von Neapel und Jerusalem an Frankreich, der südliche (Apulien und Calabrien) nebst dem Titel eines Herzogs dieser Länder an Spanien fallen solle. Die Einkünfte beider Contrahenten sollten vollständig gleich werden. Man sieht, daß die Theilung Polens ihre vollberechtigten Vorgänger gehabt hat, und daß auch ein so streng katholischer Fürst, wie Ferdinand von Aragonien, auf diesem Gebiete ein sehr weites Gewissen zu haben vermochte. Die Welt ist sich in diesen Dingen immer gleich geblieben. Allein auch diese Handlung fand den einstimmigen Beifall der aragonischen Bevölkerung, welche mit ihrem König Alles in Neapel zu Gunsten der unehelichen Nachkommen Alfons V. Angeordnete und Alles seither Geschehene als widerrechtlich, und darum ihren König als zur willkürlichen Verfügung über das ganze Land oder einzelne Theile desselben zweifellos berechtigt ansah.

Inzwischen hatte Gonsalvo de Cordova nach kurzem Aufenthalt in Spanien, wo er in der Zwischenzeit ruhmvoll gegen die aufständischen Mauren kämpfte, mit einer bedeutenden spanischen Flotte den Venetianern in ihrem Kriege gegen die Türken erfolgreichen Beistand geleistet, die spanische Flagge mit Ruhm bedeckt, die starke Festung St. Georg in Cephalonien erobert, und kehrte zu Anfang des Jahres 1501 nach Sicilien zurück. Gleichzeitig rückten die französischen Truppen gegen Neapel vor. Der französische und der spanische Gesandte in Rom setzten den Papst in Kenntniß von dem Vertrag von Granada und baten ihn, diese Uebereinkunft zu bestätigen und den Theilungsmächten die Investitur des jede treffenden Antheils zu verleihen. Alexander VI. stimmte ohne Bedenken zu. Friedrich

von Neapel, machtlos zu irgend nachhaltiger Gegenwehr, unterwarf sich dem französischen König und erhielt von demselben das Herzogthum Anjou, in dessen Besitz er im Jahr 1504 starb.

Und jetzt standen sich Ludwig XII. und Ferdinand, oder in des Letzteren Namen Gonsalvo de Cordova, allein gegenüber. Gonsalvo besetzte Calabrien mit Ausnahme von Tarent, wo König Friedrichs ältester Sohn, der Herzog von Calabrien, sich zu halten suchte. Nach einer langwierigen Belagerung, bei welcher Gonsalvo sogar mit Meuterei unter seinen Truppen zu kämpfen hatte, wurde Tarent am 1. März 1502 genommen. Dem Herzog von Calabrien und seinem Gefolge war freier Abzug gestattet worden. Gonsalvo hatte sich mit einem Eide auf das Sacrament verpflichtet, diese Uebereinkunft zu halten. Da erhielt er Befehl von Ferdinand, den jungen Prinzen in keinem Falle aus den Händen zu lassen. Gonsalvo brach seinen Eid, ließ den Prinzen, der Tarent schon verlassen hatte, unterwegs festnehmen und als Gefangenen nach Spanien führen, wo er ehrenvoll empfangen aber nicht mehr entlassen wurde, sondern bis zu seinem im Jahre 1550 erfolgten Tode blieb. Der Versuch, Gonsalvos Treubruch damit zu rechtfertigen, daß der gefangene 14jährige Prinz heimlich damit einverstanden gewesen sei, lieber nach Spanien als zu seinem Vater nach Frankreich zu gehen, dürfte als ein mißlungener zu bezeichnen sein.

Daß Neapels Theilung zwischen Frankreich und Spanien von diesen beiden Mächten nicht ernstlich und ehrlich gemeint sei, lag auf der Hand; die vielfach unbestimmte Fassung des Theilungsvertrags gab sehr bald Anlaß zu Händeln. Die Franzosen besetzten einige Ortschaften der s. g. Capitanata und Basilicata, welche Spanien für sich in Anspruch nahm, und schon im April 1502 stand

Gonsalvo mit seinen Truppen den Franzosen feindlich gegenüber. Die beiden Befehlshaber schlossen einen vorläufigen Vertrag dahin, daß Jeder behalten solle, was er besitze, bis er von seinem König Verhaltungsbefehle empfange. Ludwig XII. schickte den Befehl, sofort Spanien den Krieg zu erklären, wenn es nicht binnen 24 Stunden die Landschaft Capitanata gänzlich räume. Hiebei war das Unrecht zweifellos auf französischer Seite. Denn der Theilungsvertrag hatte bestimmt, daß die Spanier den Zoll von den aus den französischen Abruzzen in die Capitanata hinabkommenden Heerden erheben und dann mit der französischen Regierung, behufs Ausgleichung der Einkünfte, theilen sollen; diese Bestimmung setzt offenbar die spanische Souveränetät über die Capitanata voraus. Gonsalvo, dessen Streitkräfte den französischen bei Weitem nicht gewachsen waren, zog sich nach dem Hafen Barletta am äußersten Ende Apuliens zurück, wo er von den Franzosen in einer an ritterlichen Kämpfen und Abenteuern reichen Belagerung eingeschlossen und aufs Aeußerste bedrängt wurde. Die unerschöpflichen geistigen Hilfsquellen Gonsalvos hatten alle Gelegenheit, sich in ihrem ganzen Reichthum zu entfalten; in einer nahezu verzweifelten Lage blieb er stets sich selbst gleich, ruhig, heiter, unbeugsam, den günstigen Augenblick mit Zuversicht erwartend. Am 22. Februar 1503 verließ er die Mauern Barlettas, nahm die benachbarte Stadt Ruva ein und ging sofort, durch die Ankunft von 2000 deutschen Söldnern verstärkt, wieder zur Offensive über.

Ferdinands und Isabellas Schwiegersohn, Philipp der Schöne von Oesterreich, hatte in der Zwischenzeit, weil er gern durch Frankreich nach den Niederlanden reiste und überhaupt eine bis zur Lächerlichkeit gehende Vorliebe für Ludwig XII. und den französischen Hof hegte, dem spani-

schen König seine guten Dienste angeboten behufs einer Beilegung des neapolitanischen Krieges. Nach einigem Zögern schickte Ferdinand seinem Schwiegersohne den Abt Bernaldo Boyl nach, welcher ihm Vollmacht zum Abschluß einer Uebereinkunft mit Frankreich, jedoch unter geheimen Bestimmungen und Beschränkungen überbrachte. Mit Nichtachtung dieser Anweisungen und gegen den Rath des Abtes schloß Philipp alsbald am französischen Hofe unterm 5. April 1503 zu Lyon einen Vertrag, welcher auf der Grundlage eines Heirathsplanes zwischen Philipps damals noch nicht 3 Jahre altem Sohn, dem spätern Kaiser Karl V. und der Prinzessin Claudia von Frankreich beruhte. Diese beiden Kinder sollten dereinst König und Königin von Neapel sein, bis dahin aber Neapel auf Grund des gegenwärtigen Besitzstandes von beiden Mächten verwaltet werden; und zwar die spanische Hälfte von Philipp selbst, dem Werkzeuge des französischen Königs.

Philipp beeilte sich, Gonsalvo von seinem geistreichen Werke in Kenntniß zu setzen mit dem Auftrag, von jetzt an Frieden zu halten. Allein der große Feldherr erklärte, nur seinem Könige zu gehorchen, verließ abermals Barletta und schlug das französische Heer Ende April 1503 bei Cerignola. Dieser, zur guten Stunde erfochtene Sieg bahnte ihm den Weg nach Neapel. Wie die Menschen immer dem zujubeln, für welchen das Glück sich erklärt, so wurde auch Gonsalvos Heer auf seinem siegreichen Vormarsche von der feilen, wankelmüthigen Bevölkerung mit endlosem Geschrei und Siegeszuruf begrüßt; am 14. Mai zog der kurz zuvor aufs Aeußerste Bedrängte, aber keinen Augenblick Verzagte, in der glänzenden Hauptstadt des Königreiches ein. Neapel tobte gerade so wahnsinnig, wie es in unsern Tagen um Garibaldi that. Gleich am folgenden Tage wurde der Huldigungseid für König Ferdinand geleistet, und die

beiden noch von den Franzosen besetzten Forts, Castel nuovo und d'uovo, von Gonsalvos berühmtem Kriegsingenieur Pedro Navarro im Laufe weniger Wochen genommen. Eine Provinz nach der andern unterwarf sich; nur Gaeta widerstand.

Das war die Antwort, welche Gonsalvo im Namen seines Königs auf den abgeschmackten Vertrag von Lyon gegeben hatte. Ferdinand hatte wohlweislich seine Genehmigung noch nicht ertheilt, und einmal im Besitze von Gonsalvos Siegesnachrichten zögerte er nicht, die Uebereinkunft endgiltig und ausdrücklich zu verwerfen. Knirschend empfand Ludwig XII., wie ihm der geistvolle Spanier und dessen General auf allen Gebieten des Denkens und Handelns überlegen waren. In seiner Erbitterung spannte der französische König die Kräfte seines Landes aufs Aeußerste an, um von allen Seiten, zu Land und zur See, über Spanien herzufallen. Allein die Armee, welche über Fontarabia in der Pyrenäen-Halbinsel eindringen sollte, ging unter der elenden, wenn nicht verrätherischen Führung von Alan d'Albret, dem Vater des Königs von Navarra, zu Grunde; die 20,000 Mann, welche unter dem Befehl des Marschalls de Rieux in Roussillon einrückten und Salsas belagerten, sahen durch Isabellas rastlose, von keiner Krankheit, keinem häuslichen Kummer gebrochene Thätigkeit nach wenigen Wochen eine weitaus überlegene Macht unter König Ferdinands persönlicher Führung sich gegenüber, und wurden auf ihrem sofort angetretenen Rückzuge bis auf das französische Gebiet verfolgt. Allein mit weiser Mäßigung und unerschütterlicher Kaltblütigkeit unterließ Ferdinand jeden Versuch, sich auf Frankreichs Boden erobernd festzusetzen. Seiner Politik entsprach es nicht, Länder einnehmen zu wollen, deren Behauptung gegen ein tief verletztes Nationalbewußtsein nur durch endlose Opfer an Blut und Geld

möglich sein konnte. Auch Ludwigs XII. Mittelmeerflotte war, durch Stürme schwer geschädigt, nicht im Stande, die beabsichtigte Landung an der spanischen Küste auszuführen. Durch diese Schicksalsschläge gedemüthigt, schloß Ludwig mit Ferdinand einen Waffenstillstand für den Umfang der beiderseitigen Erbstaaten, während in Italien und den dazu gehörenden Meeren der Kampf fortdauern sollte. Es lag auf der Hand, daß diese Waffenruhe für Ferdinand so viel war, als ein neuer Sieg, weil er jetzt seinen ohnehin siegreichen neapolitanischen Feldherrn mit vollem Nachdruck unterstützen konnte. Bei dieser raschen und glänzenden Niederwerfung des französischen Einfalls hatte Ferdinand in befriedigendster Weise die Früchte des großen Maurenkrieges geerntet; mit ebenso großer nationaler Begeisterung wie kriegerischer Tüchtigkeit hatte sich das Volk unter seine Fahne gedrängt und einen leidenschaftlich erregten, zuerst in der Uebermacht befindlichen Feind binnen kürzester Zeit vollständig gedemüthigt.

In Italien war Papst Alexander VI. am 18. August 1503 gestorben, während eben eine neue französische Armee auf dem Marsche durch die Lombardei begriffen war. Der Versuch, mittelst dieser Armee eine Einschüchterung der zur Papstwahl versammelten Cardinäle herbeizuführen, hatte nothwendig das entgegengesetzte Ergebniß zur Folge. Ein Italiener, Pius III., ward gewählt, und als er schon nach einem Monat starb, fiel die Wahl am 31. Oktober 1503 auf Julius II., jenen kriegerischen Papst, der besser als irgend einer seiner Vorgänger die Bedeutung der weltlichen Macht für die Unabhängigkeit der Kirche zu schützen und praktisch zu verwerthen gewußt hat.

Gaëta hatte unterdessen einen muthigen und erfolgreichen Widerstand gegen Gonsalvo geleistet, und durch die Ankunft der neuen, wegen der Papstwahl längere Zeit vor

Rom aufgehaltenen französischen Armee befand sich der spanische Feldherr mit seiner kleinen Schaar von etwa 12,000 Mann abermals, und zwar ganz entschieden in der Minderzahl. Er zog sich daher in das Innere des Landes zurück, und nahm bei San Germano, am Ufer des Flusses Garigliano, eine feste Stellung ein. Hier standen sich nun die beiden Heere gegenüber, überzeugt, daß der bevorstehende Kampf endgiltig über das Schicksal des vielumworbenen, blutgetränkten Königreichs Neapel entscheiden müsse. Die Lage der Spanier war durch die Ueberlegenheit des Feindes, durch die Mängel ihrer Stellung, und durch das furchtbare Unwetter eine höchst gefahrvolle und bedenkliche; allein Gonsalvo war nicht der Mann, um sich, dem Ziel so nahe, beugen zu lassen. Mit eiserner Standhaftigkeit erklärte er, des Königs Dienst gebiete die Behauptung dieser Stellung, und er werde eher zwei Schritte vorwärts thun zum sicheren Grabe, als einen rückwärts, um noch hundert Jahre zu leben. Nach verschiedenen kleineren Kämpfen während sieben langer und schrecklicher Wochen erhielt Gonsalvo durch Vermittlung des spanischen Gesandten in Rom eine Verstärkung von 3000 Mann italienischer Truppen unter der Führung des Hauptes der römischen Familie Orsini. Jetzt ging er plötzlich zum Angriff über; am 28. Dezember 1503 schlug er eine Brücke über den Fluß, überraschte die Franzosen, und brachte ihnen am folgenden Tag eine ganz entscheidende Niederlage bei. Unter dem Eindruck dieses großen Ereignisses ergab sich nunmehr Gaëta ohne Schwertstreich; die Franzosen erhielten freien Abzug, und am 3. Januar 1504 betrat der siegreiche Gonsalvo diese Stadt, mit deren Einnahme die Eroberung des ganzen Königreiches thatsächlich vollendet war. Die körperlichen und geistigen Anstrengungen der letzten Monate zogen dem großen Feldherrn eine lebensgefährliche

Krankheit zu; allein nach kurzer Zeit war er zu neuer Thatkraft hergestellt, und widmete sich alsbald mit unermüdlicher Arbeitslust den Regierungsgeschäften.

Ludwig XII. sah ein, daß es mit seinen neapolitanischen Hoffnungen zu Ende war. Er ließ sich auf Unterhandlungen ein, und es kam zunächst am 25. Februar 1504 ein Vertrag auf die Dauer von drei Jahren zu Stande, welcher den Spaniern den ungestörten Besitz ihrer Eroberungen sicherte.

Dieser Friedensschluß, indem er Ferdinands italienischen Kriegen ein Ziel setzte und Neapel auf lange Zeit mit Spanien vereinigte, beschloß zugleich Gonsalvo de Cordovas glänzende Feldherrnlaufbahn. Wenn wir zurückschauen auf das lebendige, farbenreiche Drama, welches in diesem Kampf und Krieg eines Jahrzehnts enthalten ist, und das ich mit der knappsten Kürze vor dem Leser aufzurollen mich bemüht habe, so drängt sich uns eine Fülle von Gedanken ganz von selbst auf.

Es ist vor Allem nicht jener glänzende Zauber echter Poesie, nicht jener zarte Duft idealer Begeisterung, hochgespannter Ziele, schwärmerischer Religiosität, der den Kampf um Granada so einzig in seiner Art erscheinen läßt und durch Washington Irvings geistvolle Feder so prächtig wiedergegeben ist. Nein, im italienischen Kriege befinden wir uns, entsprechend dem leitenden Staatsmann Ferdinand, den beiden auf einander folgenden Herrschern Frankreichs, und den vielfältig zerfressenen und angefaulten Verhältnissen Italiens, in einer nur zu furchtbar realen Welt. Es handelt sich, in dürrster und trockenster Wirklichkeit, um Besitz und Herrschaft. Hier kämpft kein Volk um die geliebte vaterländische Erde; Niemanden fällt es ein, das neapolitanische Volk auch nur um seine Wünsche zu fragen; auch zeigt sich dieses Volk gar nicht würdig, darum ge-

fragt zu werden. Es ist vor langer Zeit erobert worden von einem kraftvollen aragonischen König, und jetzt wird nur die Frage entschieden: sollen des Eroberers rechtmäßige, oder sollen seine unehelichen Nachkommen herrschen, oder soll Frankreich wieder seine Hand über Süditalien ausbreiten, die nach dem Sturze der Hohenstaufen so viel Elend über das Land gebracht? Die Weltgeschichte beantwortet diese Frage zu Gunsten des rechtmäßigen Abkömmlings vom Hause Aragon, zu Gunsten des geistvollen Mannes und Königs, in dessen Kopf wohl zuerst der Gedanke des modernen europäischen Staates eine klar umgränzte, greifbare Gestalt angenommen hat. Wer möchte es wagen, dieses Verdict der Weltgeschichte eines Unrechts zu zeihen?

Dem Land und Volk, welches trotz hoher Bildung und glänzenden Wohlstandes in Folge seiner sittlichen Erschlaffung und Verkommenheit die Kraft der Selbstregierung, der nationalen Staatsbildung nicht in sich selber fand, geschah durch Spanien weder Unrecht, noch wurde ihm Nachtheil zugefügt; es bekam im Gegentheil die verhältnißmäßig beste Regierung, welche damals in Europa aufzutreiben war. Es wurde nicht losgerissen von einem gemeinsamen Vaterland, das gar nicht existirte; es wurde eingegliedert in das groß und ruhmvoll emporgestiegene Reich einer ihm nahe stammverwandten Nation.

Groß und überraschend zeigt sich namentlich die spanische Staatskunst und männliche Tüchtigkeit auf jedem Arbeitsgebiete, wenn man sie vergleicht mit der schlottrigen Oberflächlichkeit und hasenmäßigen Sprungfertigkeit, mit der sinnlosen Abenteuerlust und elenden Genußsucht der großen Mehrzahl handelnder Franzosen. Karl VIII. beging an Fehlern Alles, was nur zu begehen möglich war; und wenn auch sein Nachfolger Ludwig XII. in vielen Be-

ziehungen mit weit mehr Einsicht und Geschick arbeitete, so ließ er sich doch noch öfter von leidenschaftlicher Erregung leiten, als von allseitiger staatsmännischer Erwägung der Dinge bestimmen; und auch von diesem Gesichtspunkte aus ist es ganz von Rechtswegen geschehen, daß er seinem allseitig besonnenen, immer und überall vernünftigen Gegner unterlag.

Dieser Letztere aber hat des Errungenen schönsten und größten Theil dem Umstand zu verdanken, daß er, der Eingebung seiner Gemahlin folgend, den rechten Mann auf den rechten Platz gestellt hatte. Gonsalvo de Cordovas Leistungen in den italienischen Feldzügen stellen sich dem Größten, was je ein Feldherr geleistet, vollkommen ebenbürtig an die Seite. Denn nicht auf die Größe der Heeresmassen, auch nicht auf die Größe des Kampfspreises kommt es hierbei an, sondern lediglich auf die Größe des Geistes, der auch mit den geringsten Mitteln Alles leistet, was in jedem gegebenen Falle geleistet werden kann und soll. Das hat Gonsalvo im vollsten Maße gethan, und wenn je einmal ein geschichtlicher Ehrentitel wohl verdient war, so ist es derjenige, welchen seine Zeitgenossen einstimmig ihm beigelegt haben, der ehrenvolle Name „el gran capitan, der große Feldherr". Alles, was er in dem Jahrzehnt der Maurenkriege gelernt, das verwerthete, übte, bereicherte und erweiterte er in dem Jahrzehnt der italienischen Kämpfe; und die Geschichte der Kriegskunst wird diese Feldzüge Gonsalvos nie vergessen und nie geringschätzen. Ebenso war sein politisches Verhalten gegen die Italiener ein fortgesetztes Meisterstück überlegener Menschenkenntniß, weiser Mäßigung, kluger Berechnung, kühler Besonnenheit. Es ist wahr, daß in einem einzelnen Falle seine Handlungsweise von dem Vorwurfe des Treubruchs nicht freigesprochen werden kann. Wir beklagen es und machen keinen Versuch der Beschö-

nigung. Gonsalvo selbst mußte in den übrigen Jahren seines Lebens diese schwere Schuld bitter büßen, indem auch er schwer zu leiden hatte unter dem eifersüchtigen Undank des nämlichen Königs, für dessen Interessen er gesündigt hatte. Abgesehen von diesem einzigen Falle war sein Verhalten tadellos in allen politischen und sittlichen Beziehungen. Er verließ Neapel nach einiger Zeit unter Umständen, auf die ich noch zurückkommen werde, mit dem ehrenvollen Bewußtsein, nicht nur dieses schöne Land für seinen König erobert, sondern auch die Achtung und Liebe der Bewohner für sich und für Spanien errungen, außerdem aber das mächtige Frankreich auf italienischem Boden besiegt und gedemüthigt, und dadurch Spaniens Uebergewicht in Europa fest begründet zu haben.

V.

Die Inquisition.

Der schmachvolle Mißbrauch, welcher mit dem Wort „Inquisition“ bis auf diesen Tag theils von Unwissenden, theils von Unehrlichen zu dem Zwecke getrieben wird, die Masse der Halbgebildeten gegen die katholische Kirche zu hetzen, rechtfertigt wohl die etwas genauere Behandlung dieses Gegenstandes auch in der vorliegenden Schrift. Denn so lange die Vorurtheile noch nicht gänzlich besiegt, die Verleumdungen noch nicht zum Tode getroffen sind, muß die Wahrheit immer von Neuem gesagt und begründet werden, mag dies noch so oft von Früheren und Gelehrteren geschehen sein.

Vor Allem soll daher mit der größten Bestimmtheit und Unzweideutigkeit gesagt werden, daß es mir nicht einfällt, die spanische Inquisition irgendwie zu billigen oder

zu vertheidigen. Mein einziger Zweck ist, die über dieselbe bestehenden Irrthümer widerlegen zu helfen, und dem entscheidenden Grund-Irrthum entgegenzutreten, als ob diese Inquisition irgend Etwas gemein habe mit dem Wesen der römisch-katholischen Kirche.

Das Wort Inquisition bezeichnete ursprünglich das in der christlichen Kirche von Anfang an bestandene Glaubensgericht, welches gegen die hartnäckig Irrenden oder gröblich Sündigenden kirchliche Bußen ohne alle bürgerliche Wirkung, im schlimmsten Falle den Ausschluß aus der kirchlichen Gemeinschaft, die Excommunication verfügte. Durch die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion und durch die gegenseitigen Verfolgungen der Arianer und Katholiken wurden zuerst, unter dem lauten Widerspruch gerade katholischer Päpste und Bischöfe, Verbannung und Lebensstrafen gegen Irrgläubige herbeigeführt. Der heilige Augustinus verwarf zwar blutige Strafen, nicht aber sonstige bürgerliche Nachtheile, und seiner Meinung trat die weltliche Gesetzgebung bei. Auch die meisten mittelalterlichen Lehrer, sowie auch die spanischen Gesetze der nämlichen Zeit verwarfen die Todesstrafe gegen Häretiker. Eigene Behörden zur Aufsuchung und Bestrafung der Ketzer entstanden in Folge der Secten des 12. Jahrhunderts. Unter Zustimmung des hohenstaufischen Kaisers Friedrich Rothbart verordnete nämlich Papst Lucius III. auf einer Synode zu Verona, daß jeder Bischof wenigstens einmal im Jahr in eigener Person oder durch seinen Archidiacon die Gegenden visitiren solle, wo Ketzer wohnen; er soll eine Anzahl rechtschaffener Männer eidlich verpflichten, die verschiedenen Häretiker und Alle, die geheime Zusammenkünfte halten und sich von den Gläubigen absondern, namhaft zu machen, damit der Bischof oder Archidiacon sie vorrufen und ihre Handlungsweise untersuchen könne. Diese ersten

Anfänge der Inquisition erhielten eine weitere Ausbildung durch die Kriege gegen die Albigenser im südlichen Frankreich. Papst Innocenz III. schickte Missionäre und Legaten zur Bekämpfung dieser Secte aus, nnd ihnen schlossen sich der spanische Bischof Diego von Osma und sein Priester Domingo Guzman, der heilige Dominikus, an. Namentlich dieser Letztere war übrigens in seinem ganzen Leben nie Inquisitionsrichter, sondern immer nur reisender Glaubensprediger. Als dagegen die Albigenser politisch und militärisch besiegt waren, stellte die Synode von Toulouse im Jahr 1229, nachdem sie selbst die Rechtgläubigkeit vieler angeschuldigten Personen untersucht, den Reuigen, Geständigen und Ueberwiesenen Bußwerke verschiedener Art und Schwere auferlegt hatte, für die Zukunft besondere und eigentliche Ketzergerichte auf. Es waren dieß bischöfliche, aus Priestern und Laien zusammengesetzte Commissionen, beauftragt, die Ketzer aufzusuchen und dem Bischof oder weltlichen Grundherrn anzuzeigen; in keinem Falle sollte eine weltliche Strafe erkannt werden, bevor der Bischof oder seine Bevollmächtigten den Angeklagten der Häresie schuldig erklärt hätten. Schon zwei Jahre nachher führte Papst Gregor X. die nämliche Einrichtung auch in Italien zur Bekämpfung der dortigen Secten ein. Allein neben diesen bischöflichen Inquisitionsgerichten finden sich bald auch Mitglieder des neuentstandenen, durch seinen Eifer für Predigt und Reinerhaltung des katholischen Glaubens ausgezeichneten Dominikanerordens als Inquisitoren; Papst Innocenz IV. übertrug sodann im Jahr 1248 diesem Orden förmlich und vorzugsweise das Inquisitionsgeschäft, indem er demselben hiezu eine von der bischöflichen unabhängige Amtsgewalt einräumte. Diese Dominikanerinquisition trat in manchen Ländern ganz an die Stelle der bischöflichen; allein ihre Bedeutung verlor sich wieder

mehr uud mehr mit dem allmäligen Verschwindeu der Secten, welche ihr die Veranlassung des Entstehens gegeben hatten. So kam es denn, daß gerade in der ersten Regierungszeit Ferdinands und Isabellas sich im Königreiche Castilien kein einziger Inquisitor befand.

Jetzt aber entstand eine neue, von dem bisherigen kirchlichen Glaubensgericht äußerst verschiedene Anstalt, die spanische Staatsinquisition. Den ersten Anlaß zu ihrer Einführung gaben die Verhältnisse der spanischen Juden. Diese hatten nämlich schon in der westgothischen Zeit durch ihre Zahl, ihren Reichthum, und durch ihre hartnäckige Opposition gegen das Christenthum eine solche Bedeutung erlangt, daß sie in Verbindung mit ihren scheinbar zum Christenthum übergetretenen, aber heimlich die alten Satzungen bewahrenden Glaubensbrüdern eine Verschwörung zu dem Zwecke eingeleitet haben sollen, im Bunde mit den Sarazenen in Afrika die westgothische Herrschaft in Spanien zu stürzen und ein judaisches Reich zu gründen. Gegen diesen, vom Könige Egica entdeckten Plan schritt die 17. Synode von Toledo mit schweren Strafen, insbesondere mit Verhängung der Sklaverei gegen die Schuldigen ein.

Nach der maurischen Eroberung gelangten die Juden rasch wieder zu Reichthum und Einfluß und erreichten in Spanien eine Bedeutung, wie nirgends sonst in Europa. Gegen den Argwohn und Haß der Bevölkerung wurden sie geschützt von den Priestern, von den Päpsten, überhaupt von der katholischen Kirche. Eigenthümlich und während des Mittelalters nur in Spanien bemerkbar ist der Umstand, daß die Juden auch vielfach im Besitze aller möglichen öffentlichen Aemter sind. Durch diese Sachlage gereizt, brach gegen Ende des 14. Jahrhunderts die Stimmung des Volkes in eine förmliche Judenverfolgung aus.

Diese führte zu einer Masse bloß scheinbarer Bekehrungen, und solchen verkappten Juden gelang es in der Folge wieder, zu allen bürgerlichen Aemtern und selbst in geistliche Würden sich einzuschleichen, in die höchsten adeligen Familien zu heirathen, und allmälig nicht nur das Christenthum, sondern auch die spanische Nationalität ernstlich zu bedrohen.

So kam es, daß Ferdinands und Isabellas Regierung bestürmt wurde mit Bitten, gegen die ein Volk im Volke bildenden heimlichen Juden oder Judaisten einzuschreiten, und selbst die milde, liebreiche Isabella war so überzeugt von der Nothwendigkeit, dieß auf dem Wege der Inquisition zu thun, daß sie noch in ihrem letzten Willen ihren Nachfolgern die eifrigste Begünstigung dieses Instituts anempfahl. Der Antrag auf Errichtung des spanischen Glaubensgerichtes erfolgte also aus politischen und nationalen Gründen von Seiten der weltlichen Herrscher, und nur zögernd gab die kirchliche Gewalt ihre Zustimmung, indem Papst Sixtus IV. unterm 1. November 1478 den katholischen Königen die Ermächtigung gab, zur Untersuchung und Bestrafung der Ketzer nach eigener Wahl zwei bis drei kirchliche Würdenträger, Welt- oder Ordensgeistliche aufstellen zu dürfen.

Also der spanische National-Liberalismus des 15. Jahrhunderts war es, der in seiner leidenschaftlichen Reaction gegen den Judaismus Staat und Kirche zur Inquisition verführte. Es war dieß eben so sehr zu mißbilligen, aber leichter zu entschuldigen, als wenn im 19. Jahrhundert der deutsche National-Liberalismus den Staat gegen die Kirche zu kaum minder harten Dingen verführt.

Das spanische Königspaar versuchte zuerst die Mittel der Belehrung, indem es durch den Cardinal Mendoza im

Jahre 1478 einen kurzen Katechismus des christlichen Lebens verfassen und massenhaft verbreiten ließ. Auch Missionspredigten wurden angeordnet, allein die judaistische Antwort bestand nur in einer herben und leidenschaftlichen Schmähschrift. Nun wurden — nicht als Diener der Kirche, sondern als Staatsrichter mit landesherrlichem Anstellungspatent, — zwei Dominicaner und zwei Weltpriester als die ersten Vertreter der spanischen Staatsinquisition ernannt. Diese, in Sevilla eingesetzte, jedoch ihren Wirkungskreis auch über ganz Castilien und Leon, nicht nur über Andalusien erstreckende Behörde erließ sofort im Jahre 1481 ein Edict, worin die Punkte aufgezählt werden, welche auf den geheimen Judaismus eines angeblichen Christen schließen lassen. Das Verfahren der Sevillaner Behörde war unstreitig hart und rücksichtslos, und Papst Sixtus IV. erklärte schon im folgenden Jahr die von ihm erwirkte Bestätigungsbulle als durch falsche Vorspiegelungen erschlichen. Weil es aber thatsächlich nicht in seiner Macht lag, das einmal eingeführte Staatsinstitut wieder aus der Welt zu schaffen, so suchte der Papst dadurch zu helfen, daß er den Erzbischof von Sevilla als kirchliche Appellations-Instanz den Inquisitoren überordnete; und als die Letzteren diese Anordnung nicht beachteten, erklärte er, die Appellationen der von den Inquisitoren Verfolgten selbst annehmen zu wollen. Alle päpstlichen Kundgebungen in der ganzen Frage suchen die vom politischen Fanatismus Verfolgten durch den milden Schutz der Kirche zu decken und zu retten.

Im Jahr 1483 wurde, mit Zustimmung des Papstes, der Dominicaner Thomas Torquemada zum Großinquisitor für Castilien und bald darauf auch für Aragonien ernannt; er war es, der dem spanischen Staats-Tribunal der Inquisition seine volle Ausbildung verschafft

hat. Er errichtete vier Gerichtshöfe, zu Sevilla, Cordova, Jaen und Toledo, und entwarf ausführliche Statuten für dieselben; dem Großinquisitor selbst wurde ein oberster Inquisitionsrath an die Seite gesetzt, der in bürgerlichen und juristischen Fragen nach Stimmenmehrheit collegialisch entschied, während in rein geistlichen Fragen dieser Behörde nur eine berathende Wirksamkeit zustand; diese Räthe waren ausschließlich Staatsbeamte, und es wurden auch Laien zu diesen Rathsstellen ernannt.

Nach der Eroberung Granadas im Jahre 1492 verbannten Ferdinand und Isabella alle Juden, die sich nicht taufen ließen, aus ihren Reichen. Gegen diese Maßregel möge sich dasjenige Jahrhundert nicht empören, in welchem, und zwar im Namen des Fortschritts und der Geistesfreiheit, Jesuiten, Priester aller Art, Bischöfe, und vielleicht schließlich auch alle „Ultramontanen" gleicher Behandlung theils schon anheimgefallen sind, theils zugestandener Maßen noch anheimfallen sollen. Ferdinand und Isabella ließen sich bei Verhängung dieser harten Maßregel durch die Ueberzeugung leiten, daß die jüdische Proselytenmacherei nicht nur die Wiedergewinnung der getauften Juden (Maranos), sondern sogar die Judaisirung ganz Spaniens beabsichtigte. Ob das königliche Paar hierbei irrte, will ich nicht entscheiden; daß den Juden große Dinge zuzutrauen sind, zeigt unter Anderm ein Blick auf das heutige Oesterreich. Durch Edict vom 31. März 1492 wurde also allen Juden, die nicht Christen werden wollten, befohlen, bis zum 31. Juli gleichen Jahres Spanien zu verlassen; bis dahin sollten sie ihr Eigenthum verkaufen und ihr Vermögen in Wechseln und Waaren, aber nicht in Metall mitnehmen dürfen. Für Auswanderungsschiffe sorgten die Herrscher. Wer weiß, wann und wo das Ganze Nachahmung findet! — Die meisten Juden wanderten aus, aber die Zurückbleibenden,

ohne Ueberzeugung Getauften beschäftigten leider fortwährend die Inquisition.

Bald bekam dieselbe auch mit den getauften Mauren, den sogenannten Moriscos, zu thun. Den vollkommen berechtigten, auf Ausbreitung der christlichen Religion unter den besiegten Mauren gerichteten Bestrebungen der Regierung und der Kirche hatten wiederholte blutige Aufstände, auf die ich im Einzelnen noch zurückkommen werde, geantwortet. Nun hielten sich die Herrscher ihrerseits an den Vertrag vom Jahre 1492 nicht mehr gebunden, sondern verlangten auch hier — Taufe oder Auswanderung. Das Nämliche geschah bezüglich der noch in den alten Provinzen lebenden Mauren. Die maurische Bevölkerung unterwarf sich fast ausnahmslos; nur sehr Wenige wanderten aus. Es erfolgten diese harten Maßregeln in den Jahren 1501 und 1502, nachdem im Jahr 1498 Diego de Deza Torquemadas Nachfolger im Amte des Großinquisitors geworden war. Doch verfuhr die Inquisition gegen die Moriscos ungleich milder, als gegen die Judaisten; namentlich erfolgten keinerlei Hinrichtungen wegen Abfalls vom Christenthum unter der maurischen Bevölkerung, während unter Torquemadas Amtsführung allerdings in ganz Spanien nicht weniger als 2000 Judaisten verbrannt worden sein sollen. Erst im Jahre 1609, unter König Philipp III., schritt die spanische Regierung zu der durch wiederholte Aufstände und hochverrätherische Verbindungen nothwendig gewordenen, von den aufgeklärtesten und geistreichsten Zeitgenossen, wie Cervantes, als unvermeidliche Nothwendigkeit laut und unzweideutig gebilligten Maßregel der Vertreibung aller Moriscos aus Spanien.

Die Inquisition diente aber nicht nur, wie wir bisher gesehen haben, den politischen Zwecken des spanischen Nationalismus in seinem Kampfe gegen Judenthum und

Mohammedanismus, sondern sie diente ferner, in diesem Sinne wohl besonders von König Ferdinand freudig begrüßt, der Gründung und Vollendung des Staatsabsolutismus in seinem Kampfe gegen die ständischen Freiheiten des zu Grabe gehenden Mittelalters. Darum sehen wir den Adel und höheren Clerus vielfach als Feinde der Inquisition, und zahlreiche Mitglieder beider Stände als Angeklagte vor ihren Tribunalen, während das auf Seite der Krone stehende niedere Volk mit allgemeiner Begeisterung für die Inquisition erfüllt war; der Masse des Volkes war dieselbe in ihrer politischen Bedeutung ebenso willkommen, wie in ihrer nationalen; in noch höherem Grade war dieß in Castilien der Fall, als in Aragonien, wo die alte freie Verfassung nur nach lebhaftem Widerstand und unter ernsten Schwierigkeiten gebrochen werden konnte. Der erste königliche Inquisitor in Aragonien, Peter Arbues, wurde in der Kirche zu Saragossa meuchlerisch ermordet; natürlich war der Erfolg dieses Verbrechens eine desto nachdrücklichere Begründung und Handhabung der Inquisition.

Die Eigenschaft der spanischen Inquisition als eine Staatsanstalt war schon unter Ferdinand und Isabella so klar erkannt, daß, als einmal der Cardinal Ximenes einen von Ferdinand in den Rath der Inquisition ernannten Laien zu beanstanden suchte, der König ihm mit größter Entschiedenheit antwortete: „Wißt Ihr nicht, daß, wenn dieser Rath eine Gerichtsbarkeit hat, der König es ist, von dem er sie hat?" Auch der Ertrag der Confiscationen fiel ausschließlich in die königliche Kammer, und vor dem Gericht der Inquisition hörten alle privilegirten Gerichtsstände auf, nicht zu Gunsten der Kirche, sondern zu Gunsten der ausschließlichen und souveränen Macht der Krone. Es sagt daher der protestantische Historiker

Ranke mit vollstem Recht: „Wie das Inquisitionsgericht auf Vollmacht des Königs beruht, so gereicht seine Handhabung zum Vortheil der königlichen Gewalt. Es gehört zu jenen Spolien der geistlichen Macht, durch welche die spanische Regierung mächtig geworden, wie die Verwaltung der Großmeisterthümer, die Besetzung der Bisthümer, — seinem Sinn und Zwecke nach ist es vor Allem ein politisches Institut. Der Papst hat ein Interesse, ihm in den Weg zu treten, und thut es, so oft er kann. Der König aber hat ein Interesse, es in steter Aufnahme zu erhalten." — Darum ist auch in den Statuten der Inquisitionstribunale immer nur von dem Willen und von den Anordnungen Ihrer Hoheiten, der Könige von Castilien und Aragonien, und nirgends von der kirchlichen Macht und von ihren Anordnungen die Rede.

Es ist wohl kaum nothwendig, darauf hinzuweisen, daß die spanische Inquisition, deren Entstehung unter Ferdinand und Isabella wir bisher betrachtet haben, nicht vom Standpunkte unserer, sondern von dem jener Zeit aufgefaßt werden muß, obwohl wir schon wiederholt genöthigt waren, darauf hinzudeuten, daß gerade unsere Zeit keineswegs frei ist von inquisitorischen Tendenzen der allerschlimmsten Art, nur gerichtet gegen andere Personen. Auch ist es, was das Foltern und Verbrennen anbelangt, eine ausgemachte Sache, daß das Strafrecht des 15. und 16. Jahrhunderts überhaupt furchtbar streng und blutig war; so findet sich insbesondere die Todesstrafe gegen Ketzerei nicht etwa bloß bei der spanischen Inquisition, sondern in allen Ländern und bei allen Confessionen damaliger Zeit, namentlich auch bei den Protestanten. Daß das Inquisitionsgericht selbst gar nicht auf Todesstrafe erkannte, sondern die von ihm der Häresie schuldig Erklärten nur dem weltlichen Arm übergab,

welcher sodann nach den politischen Landesgesetzen das Todesurtheil aussprach, soll nur beiläufig und als Nebensache hier erwähnt werden. Für den zu Verbrennenden war es allerdings gleichgiltig, welcher Gerichtshof das Urtheil unterschrieb. Sicher, und durch urkundliche Beweise dargethan ist es aber, daß gerade bei den Inquisitionstribunalen die grausamen Härten jener früheren Jahrhunderte, z. B. hinsichtlich der Folter, zuerst eine Milderung erfuhren, daß jedenfalls diese Härten bei den Inquisitionsgerichten sich weder länger, noch strenger erhalten haben, als bei allen übrigen weltlichen Gerichten. Es ist keineswegs meine Absicht, der Inquisition aus diesem Umstande ein besonderes Verdienst zu machen; allein der Wahrheit soll man auch dann die Ehre geben, wenn sie ausnahmsweise einmal zu Gunsten eines an sich so verwerflichen, von Niemand mehr als von den Päpsten bekämpften Institutes spricht. Jedes Inquisitionsgericht begann seine Thätigkeit mit Anberaumung einer Gnadenfrist, innerhalb welcher Jedem, der sich des Abfalls vom Glauben bewußt sei, aber sich freiwillig stelle und Buße thue, Verschonung mit allen schweren Strafen zugesichert ward; gegen solche Reuige wurden nur leichtere Kirchenbußen erkannt und die Gnadenfristen selbst wiederholt erneuert und verlängert. Junge Leute unter 20 Jahren durften auch nach Ablauf der Gnadenfristen nur mit leichteren Bußübungen belegt, und es sollte vor Allem für ihren Unterricht gesorgt werden. Die Erkennung des Untersuchungsverhafts war mindestens ebenso sehr an gesetzliche Bedingungen geknüpft, wie dieß im 19. Jahrhundert der Fall ist. Die Verhöre wurden von einem Inquisitionsrichter unter Zuzug eines Gerichtsschreibers und zweier außerhalb der Inquisition stehender Priester als Schöffen vorgenommen; humane und liebreiche Behandlung der Ange-

klagten war Vorschrift, und wenn diese Vorschrift verletzt wurde, so geschah das Nämliche, was noch zur heutigen Stunde in aller Herren Ländern durch gar manchen Untersuchungsrichter geschieht. Die Angeschuldigten durften sich durch Anwälte vertheidigen lassen, und für vermögenslose Angeklagte wurde ein Armenanwalt aufgestellt, gerade wie bei dem vielbelobten, in der That und Wahrheit aber ganz entsetzlichen Schwurgerichte unserer Tage. Die Urtheile der Provinzialinquisitionen, und zwar Anfangs nur die nicht einstimmig gefällten, später jedoch alle ohne Ausnahme erlangten erst durch Revision und Bestätigung des Großinquisitors und obersten Inquisitionsraths die Rechtskraft; vor der Ertheilung dieser Bestätigung wurden die sogenannten Consulenten, die Advocaten der Oberinquisition, mit ihrem Gutachten gehört. Die Bemühung der Päpste, Appellationen gegen Urtheile der spanischen Staatsinquisition entweder vor ihre eigene Entscheidung zu ziehen, oder spanische Erzbischöfe mit derselben zu beauftragen, wurde beharrlich fortgesetzt. Daß dem Angeschuldigten die Anzeiger und Zeugen nicht genannt wurden, ist richtig, und hatte seinen Grund darin, daß man dieselben vor den blutigen Verfolgungen und der unversöhnlichen Rache der oft sehr hochstehenden, reichen und mächtigen Angeschuldigten und ihrer Familien schützen wollte, womit jedoch wiederum dieser Punkt von meiner Seite nur erklärt, keineswegs vertheidigt oder auch nur entschuldigt werden soll. Uebrigens stand dem Angeklagten nicht nur das Recht zu, Entlastungszeugen geltend zu machen, sondern er durfte auch alle diejenigen Personen benennen, welche er für seine Feinde halte und deren Zeugniß er daher verwerfe. War dieses Vorbringen thatsächlich begründet, so durfte das Urtheil nicht auf die Aussagen solcher befangenen Zeugen gegründet werden. Gegen den Angeschuldigten durfte nicht er-

kannt werden, so lange auch nur ein einziger von ihm vorgeschlagener Entlastungszeuge nicht vernommen war, selbst wenn man denselben in Amerika aufsuchen mußte. War dagegen der Beweis der Schuld nicht vollständig zu erbringen, so durfte der Verhaft nicht unter dem Vorwand verlängert werden, daß noch weit aussehende Beweiserhebungen abzuwarten seien; die Untersuchung mußte vielmehr eingestellt, durfte aber später auf den Grund neu entdeckter Beweise wieder aufgenommen werden, gerade wie dieß auch heutigen Tages noch geschieht.

Alle Beamten der Inquisition bezogen festgesetzte Besoldungen und hatten keinen Vortheil von den durch sie auszusprechenden Vermögensconfiscationen, deren Ertrag vielmehr, wie schon erwähnt wurde, ganz entsprechend der Natur dieses absolutistischen Staatsinstituts dem königlichen Fiscus zufiel. Das Gesetz selbst, wonach das Vermögen überführter Ketzer eingezogen werden soll, verdient die äußerste Mißbilligung; es bestand aber längst vor Einführung der Inquisition, kann also nicht auf ihre Rechnung geschrieben werden. Ferdinand und Isabella insbesondere verwendeten die Erträgnisse der Confiscation zu dem großen Nationalkriege gegen die Mauren; gleichwohl, und trotz ihrer häufigen und großen Geldverlegenheiten, schenkten sie vielen Wittwen und Waisen das confiscirte Vermögen ganz oder theilweise.

Die sogenannten Autos de fé (Glaubenshandlungen) bestanden zunächst theils in Freisprechung der grundlos Angeklagten, theils in Versöhnung der Reuigen und Bußfertigen mit der Kirche. So wissen wir ganz bestimmt von einem Auto de fé zu Toledo vom 12. Februar 1486, bei welchem 750 Schuldige mit Kirchenbußen belegt, nicht ein Einziger hingerichtet wurde; ähnliche Fälle sind vielfach aus der Regierungszeit Ferdinands und Isabellas

nachgewiesen. Von 3300 Personen, welche im Ganzen um jene Zeit zu Toledo für schuldig erklärt wurden, traf 27 die Verurtheilung zum Tode; — schlimm genug für diese, allerdings, aber eine wahre Kleinigkeit in Vergleichung mit dem, was in weit späteren Zeiten Jahrhunderte lang das protestantische, freiheitliebende England in unermüdlichem Eifer geleistet hat. Nach beendigter Aussöhnung der Reuigen mit der Kirche wurden die hartnäckigen Ketzer und Diejenigen, deren Verbrechen theilweise bürgerlicher Natur waren, dem weltlichen Arme übergeben. Damit war die eigentliche Glaubenshandlung zu Ende; die Inquisitoren entfernten sich, und die Hinrichtungen wurden durch die Organe und unter der Verantwortlichkeit der rein weltlichen Staatsgewalt vollzogen.

Die von der Inquisition Verurtheilten waren jedoch keineswegs ausschließlich Ketzer und rückfällige Judaisten, sondern es gehörten zu ihrer Gerichtsbarkeit auch alle Anschuldigungen wegen unnatürlicher und sonstiger Fleischesverbrechen, wegen der in Spanien durch das maurische Beispiel eingeschleppten Vielweiberei, wegen Gotteslästerung, Kirchenraub, Wucher; sodann unterstanden dem Tribunal nicht nur die Diener der Inquisition selbst, sondern auch Schmuggler, die in Kriegszeiten dem Feinde Kriegsbedürfnisse verkauften, endlich die Zauberer, Hexen, Verfertiger von Liebestränken, betrügerische Scheinheilige, und Alle, die aus dem Aberglauben der Menschen Nutzen zu ziehen suchten.

Obgleich hierdurch die Zahl der wegen Ketzerei Bestraften ganz außerordentlich vermindert wird, so beklage ich nicht minder die wirklich Uebrigbleibenden. Was jedoch diese Letzteren angeht, so ist auch in dieser Beziehung ganz ungeheuer gelogen und übertrieben worden; so z. B. fallen auf das ganze erste Jahr des Bestehens der Inquisition

(1481) nicht mehrere Tausende von Todesurtheilen, wie man gefabelt und sich gegenseitig nachgesprochen hat, sondern es sind deren 298. Der Sanbenito oder eigentlich Sacco bendito, um auch von diesem Wauwau liberaler Herzen ein Wort zu sprechen, war das zum Gebrauch der Reuigen kirchlich eingesegnete Bußgewand in Form einer Mönchskutte oder Priestersoutane. Man pflegte es in Spanien gelb zu tragen, mit einem halben Kreuze darauf, wenn der Träger desselben nur als schwer Verdächtiger eine Ketzerei abschwören mußte; mit einem ganzen Kreuze dagegen, wenn er ein entschiedener Ketzer gewesen, aber reuig geworden war. Mit vollstem Rechte bemerkte Bischof Hefele über diesen Gegenstand: „Kreuze als Zeichen der Gnade eines Fürsten zu tragen, soll für Viele nicht lästig sein; aber sie als Zeichen der wiedererlangten Gnade Gottes an den Rock geheftet zu haben, das gilt als schrecklich, schimpflich und ungeheuer."

Bei den reuelos zum Tode Verurtheilten war allerdings das Bußkleid mit Teufelsgestalten und Flammen bemalt; auch trugen diese eine ähnliche Mütze auf dem Kopfe. Dieß war die sogenannte Armesünderkleidung, mit allerhand Variationen im ganzen damaligen Europa gebräuchlich, und keineswegs eine eigenthümliche Erfindung der spanischen Staatsinquisition.

Dieses ganze Institut, verwerflich in seinem Wesen und darum auch sicherlich beklagenswerth in seinen Folgen, hat übrigens keineswegs gehindert, daß der Geist, die Kraft, der Ruhm der spanischen Nation gerade in den Zeiten seiner Entstehung und seines bedeutungsvollsten Bestehens einen ganz außerordentlich glänzenden Aufschwung nahm. Es wäre thöricht, der Inquisition auch nur den geringsten positiven Antheil zuschreiben zu wollen an der hervorragenden Stellung, welche Spanien gerade vom Ende des 15. bis

zum letzten Dritttheil des 16. Jahrhunderts in Europa eingenommen hat; aber das muß, der Wahrheit gemäß, ausgesprochen werden, daß die Inquisition ebenso wenig den späteren Verfall Spaniens herbeigeführt, als seine frühere Größe und Herrlichkeit verhindert hat. Die aufgeklärtesten und vaterlandsliebendsten spanischen Schriftsteller, unter ihnen gerade Diejenigen, auf welche sich von den Gegnern der katholischen Kirche am Liebsten berufen wird, betrachten die Inquisition als ein nach den thatsächlich gegebenen Verhältnissen jener Zeiten unentbehrliches Mittel zur Aufrechterhaltung der spanischen Nationalität, der katholischen Staatsreligion und der öffentlichen Sittlichkeit. Wir halten diese Auffassung der Sache für einen Irrthum, welchen auch Ferdinand und Isabella mit ihren Zeitgenossen theilten; aber wir können ebensowenig zugeben, daß dieser Irrthum im Stande sei, den Ruhmesglanz des katholischen Herrscherpaares zu brandmarken, als daß er mit dem Wesen des katholischen Glaubens und der römisch-katholischen Kirche irgend Etwas zu thun habe.

Es ist bekannt, daß die bald lächerlich, bald traurig, maaßlose Darstellung der Verhältnisse der spanischen Inquisition, welche zum Zwecke hat, das Wesen dieser Einrichtung zu fälschen, ihre Fehler zu übertreiben und für Beides die katholische Kirche verantwortlich zu machen, daß diese Darstellung und Auffassung, welche auch bei dem kirchlich-politischen Kampf unserer Tage von Neuem in den Köpfen deutscher Bierphilister und in den von ihnen auserkorenen parlamentarischen Majoritäten spuckt, sich vorzugsweise gründet auf die „Kritische Geschichte der spanischen Inquisition von Llorente, Inquisitionssecretär.“ Dieser Mann, im Jahre 1756 in Aragonien geboren, studirte zu Saragossa weltliches und canonisches Recht, ward im Jahre 1779 Priester, schloß sich der auf-

geklärten Richtung jener Zeit an, wurde rasch Generalvikar des Bisthums Calahorra, und trat als solcher in enge Verbindung mit der Regierung und wahrscheinlich auch mit den Freimaurern. Im Jahre 1789, dem Geburtsjahr der französischen Revolution, ward er zum Generalsecretär des Inquisitionstribunals zu Madrid ernannt, 1791 aus der Hauptstadt verbannt, aber 1793 wieder zurückgerufen und von der Regierung bei der kirchlich- und politisch-liberalen Umgestaltung Spaniens beschäftigt. Im Jahr 1805 gab er sich dazu her, die Rechte und Freiheiten der baskischen Provinzen im Solde der Regierung „wissenschaftlich" zu bekämpfen, und als nach dem Einfall Napoleons in Spanien eine dem französischen Eroberer verkaufte kleine, von der ganzen Nation verachtete Partei (die sog. Afrancesados) sich bildete, da war Llorente einer der Ersten dieser Vaterlandsverräther. Dieser würdige Priester übernahm ferner den Auftrag, das Klosteraufhebungsdecret in Vollzug zu setzen und das säcularisirte Gut zu verwalten. Dabei führte er sich so auf, daß er nach kurzer Zeit, der Unterschlagung von 11 Millionen Realen angeschuldigt, sein Amt wieder verlor, jedoch beim Mangel vollständigen Beweises seiner Schuld anderweitig verwendet wurde.

Seit dem Jahre 1809 beschäftigte er sich auf Befehl des Königs Josef mit einer Geschichte der Inquisition, die er, nach dem Sturze der napoleonischen Herrschaft als Hochverräther aus seinem Vaterlande verbannt, im Jahre 1817 in Paris herausgab. Der Erzbischof von Paris untersagte ihm wegen dieses Buches das Beichthören und Messelesen, die königliche Universität verbot ihm auch den Unterricht in Privaterziehungsanstalten; von den Freimaurerlogen unterstützt, lebte er von Verfassung und Uebersetzung unsittlicher Bücher, bis ihn im Jahre 1822 die französische Regierung des Landes verwies. Da er in

Spanien schon seit 1820 mit den andern Verbannten amnestirt worden war, kehrte er nach Madrid zurück, wo er 1823 starb. Dieser Soldschreiber, Landesverräther, kirchenräuberische Priester und sittenvergiftende Schriftsteller ist die Quelle Alles desjenigen, was sich die Liberalen auch unserer Tage über die spanische Inquisition unter Ferdinand und Isabella, sowie in späteren Zeiten von Mund zu Mund nachsprechen und nachschreiben. Schande über eine Aufklärung, die auf solchen Stützen ruht! —

Wir haben schon oben gesehen, daß nach Torquemadas Tod als zweiter Großinquisitor Deza thätig war. Unter ihm treten die Schattenseiten des Inquisitionsinstituts namentlich lebhaft hervor durch das maßlose Treiben seines Gehilfen Diego Rodriquez de Lucero, welcher sogar gegen den edlen und tugendhaften Erzbischof Talavera von Granada einen Prozeß wegen angeblich judaisirender Richtung einleiten ließ. Es geschah dieß jedoch erst im Jahre 1506, als Isabella gestorben und mit ihr ein guter Engel aus der Geschichte ihres Landes geschieden war. Auf Veranlassung des Erzbischofs Ximenes nahm der Papst dem Großinquisitor die Untersuchung ab und übertrug sie seinem Nuntius in Spanien, sowie einer eigens bestellten Commission. Die geschlossenen Acten wurden nach Rom geschickt, von wo aus bald die gänzliche Freisprechung Talaveras erfolgte. Es war also in diesem Falle, wie in so manchem anderen, gerade die kirchliche Autorität, welche als Beschützerin des Verfolgten gegen die Uebergriffe der Staatsgewalt auftrat. Als bald darauf Lucero in Folge der Denunciation einiger Angeklagten gegen eine ganze Menge von Personen aus allen Ständen und Lebensaltern Prozesse einleitete und darüber allgemeine Unzufriedenheit und in Andalusien eine förmliche Revolte ausbrach, suspendirte König Ferdinand die Gerichtsbarkeit des Groß-

inquisitors und übertrug dessen Geschäfte geradezu seinem königlichen Rathe. Da aber die öffentliche Meinung darauf beharrte, nur gegen die derzeitigen Vorstände des Instituts, keineswegs gegen dieses selbst sich zu kehren, so verzichtete Deza auf sein Amt, und durch königliches Edict vom 18. Mai 1507 wurde als dritter Großinquisitor, jedoch nur für Castilien, Ximenes ernannt, während Don Johann Enguera, Bischof von Vich, und nach ihm der Karthäuser Don Luis Mercader bis zum Ende von Ferdinands Regierung das Großinquisitoriat von Aragonien bekleideten.

Ximenes, mit dessen Geschichte und Thätigkeit, abgesehen von der Inquisitionsanstalt, wir uns im nächsten Abschnitt noch besonders beschäftigen werden, leitete die Geschäfte seines neuen Amtes im Geiste großer Entschiedenheit, aber nicht im Geiste der Grausamkeit. Durch ausführliche Erlasse zeichnete er den Neubekehrten vor, wie sie und die Ihrigen sich zu benehmen hätten, um keinen Verdacht des Rückfalls auf sich zu laden. Vor Allem suchte er durch guten und regelmäßigen Unterricht der neuen Christen die Zahl der Inquisitionsprozesse zu verringern. Zu diesem Zwecke wurden in größeren Städten besondere Pfarrer aufgestellt, welche die neuen Christen in ihren Wohnungen besuchen, belehren, und so vor der Inquisition bewahren sollten. Den großen, von Lucero in Cordova eingeleiteten Prozeß, welcher zu Unruhe und Aufruhr Anlaß gegeben hatte, ließ Ximenes unter seinem Vorsitz durch eine Commission von 22 angesehenen Männern, die „katholische Congregation“, in ruhiger und parteiloser Weise fortführen; Lucero selbst ließ er verhaften und seine Amtsführung wurde nicht minder Gegenstand der Untersuchung, als die Rechtgläubigkeit der von ihm Verfolgten. Am 1. August 1508 wurde das Urtheil verkündet, welches eine vollständige Freisprechung der Angeschuldigten und Wieder-

herstellung derselben gegen den erlittenen Schaden aussprach, während Lucero nach einjähriger Einkerkerung seines Amtes enthoben und auf seine frühere Pfründe als Canonicus beschränkt wurde.

Ebenso beschützte Ximenes mehrere freisinnige Gelehrte, namentlich den berühmten Bibelforscher Antonius von Lebrija, gegen Beunruhigung durch die Inquisition, und eine seiner hauptsächlichsten, energischen Bemühungen war auf strengste Beaufsichtigung aller Inquisitionsbeamten gerichtet. Dagegen scheiterte, wie schon oben angedeutet, sein Verlangen, daß nur Geistliche zu Mitgliedern des Oberinquisitionsrathes ernannt werden sollten, an der unbeugsamen Entschiedenheit, mit welcher König Ferdinand den durchaus staatlichen Charakter des königlichen Inquisitionsinstitutes aufrecht erhielt.

Die Bestrebungen des Papstes, die spanische Inquisition milder und schonender zu machen, waren gerade unter dem Großinquisitoriat des Ximenes so ausgesprochener und nachdrücklicher Art, daß Ferdinand unterm 31. August 1509 sogar eine Verordnung erließ, welche Jeden, der vom Papst oder dessen Legaten irgend eine Bulle oder sonstige Urkunde zum Nachtheil der Inquisition erwirken und veröffentlichen würde, geradezu mit dem Tode bedrohte. Es war dieses häßliche Decret so recht die Blüthe von Ferdinands Staatsabsolutismus, der sich, wie heute so damals, keineswegs scheute, auch der höchsten kirchlichen Autorität gewaltsam entgegenzutreten, wo immer sie seine Bahnen durchkreuzte. Wie man aber im Stande sein kann, Angesichts einer solchen That der staatlichen Gesetzgebung die spanische Inquisition noch für ein Institut der römisch-katholischen Kirche auszugeben, das dürfte sich nur aus dickster Unwissenheit oder böswilligster Verlogenheit erklären lassen. Ueber die Zahl der unter Ximenes geführten Inquisitionsprozesse fehlt

es an festen, urkundlichen Nachweisen; dagegen wissen wir, daß er die Bezirke der einzelnen Gerichtshöfe genauer nach Provinzen und Bisthümern abrundete, sowie auch in dem durch ihn eroberten Oran, auf den canarischen Inseln und in Amerika Inquisitionstribunale errichten ließ, welch' letztere jedoch nicht über die Eingeborenen, sondern nur über die eingewanderten „alten Christen" Gerichtsbarkeit haben sollten.

Nach dem Tode des Ximenes vereinigte der Dechant Hadrian von Utrecht, später Papst Hadrian VI., die Großinquisitoriate von Castilien und Aragonien wieder in seiner Hand.

Dieß ist die wahrheitsgemäße Geschichte der spanischen Staatsinquisition unter Isabella und Ferdinand. Fern sei von mir, ich wiederhole es, jedes leiseste Lob, jede behutsamste Entschuldigung eines Instituts, das in seinem ganzen Wesen auf geistiger Unfreiheit beruht. Die Entstehung einheitlicher, großer Militärstaaten führt erfahrungsgemäß — und es liegt dieß in der Natur der Sache — jedesmal leidenschaftliche Uebertreibungen des nationalen Bewußtseins hervor. Die „alten Christen" von „reinem gothischen Blut," welche in jahrhundertelangem Kampfe Spanien von den Ungläubigen zurückerobert hatten, lebten in maßloser Furcht, das niedergeworfene judaistische und mohammedanische, reichsfeindliche, vaterlandslose und antinationale Element im Staat möchte durch geheime Umtriebe und unter dem Deckmantel eines erlogenen Scheinkatholicismus die Grundlagen der neuen Staatsordnung und der mit ihm in untrennbarem Zusammenhang stehenden Staatsreligion untergraben. Das Erzeugniß und der Ausdruck dieser leidenschaftlichen Befürchtung war das Inquisitionstribunal, und der auf den Trümmern des mittelalterlichen socialen Lebens sich erhebende, von König Ferdinand viel-

leicht früher und folgerichtiger als von irgend einem Monarchen Europa's begriffene, absolute moderne Staat benützte, wie er zu thun pflegt, die blinden Vorurtheile des Patriotismus, um vermittelst des neuen, blutigen Gerichtshofes nach allen Richtungen für seine selbstsüchtigen Zwecke Kapital zu schlagen. Die große Begeisterung der spanischen Nation für Reinerhaltung des katholischen Glaubens brachte dem Institut ihren dauernden, allgemeinen Beifall, und die gerade um jene Zeit ausbrechende protestantische Kirchenspaltung, welche den energischen, aber durchaus erfolglosen Versuch machte, auch in Spanien ihre Fahne aufzupflanzen, ließ keinen Gedanken an eine Wiederbeseitigung der Inquisition aufkommen. So erhielt sich dieselbe, vom Papstthum in ihrer Entstehung mehr bekämpft als begünstigt und in ihrer Praxis bei jeder Gelegenheit und mit allen Mitteln gemildert, auch nach gänzlicher Ueberwindung der judaistischen und maurischen Elemente in Spanien, als ein trauriges Denkmal einer in anderen Beziehungen so großen Zeit.

Der in England in großem Maßstab unternommene und während beinahe drei Jahrhunderten durchgeführte Versuch, Staat und Staatsreligion auf Vernichtung der katholischen Kirche und Ausrottung der Katholiken zu gründen, war in seinem Wesen ebenso verwerflich, in seiner Ausführung aber ungleich blutiger, grausamer und unbarmherziger, als es die spanische Inquisition jemals gewesen ist.

Und der Versuch, unter dem lügenhaften Vorwand kirchlicher Uebergriffe oder in dem irrthümlichen Glauben an solche, unter dem Mißbrauch unverstandener kirchlicher Lehrsätze, mit Anwendung der Schlagworte vom vaterlandslosen, staatsfeindlichen Ultramontanismus und mit Begünstigung aller wahrhaft staats- und sittenverderblichen

Elemente des Unglaubens und der Religionslosigkeit die römisch-katholische Kirche und deren treue, überzeugungsmuthige Bekenner zu irgend einem Reiche hinaus zu fegen, auch dieser Versuch beruht auf dem nämlichen politischen Unverstand, auf der nämlichen Selbstüberhebung menschlicher Leidenschaft und absolutistischer Willkür, welche man mit allem Grund und Recht der spanischen Staatsinquisition zum Vorwurf macht. Auch die Folgen werden, wenn die Sache fortgesetzt wird, die nämlichen sein, welche, wenn auch mit weit geringerem Grunde, der spanischen Inquisition so heftig vorgeworfen werden: tiefe Schädigung, recht gelinde ausgedrückt, gerade desjenigen Staatswesens, welches auf diesem seit Jahrhunderten wohl bekannten Wege zur ausschließlichen Herrschaft über Leib und Seele seiner Angehörigen erhoben werden soll, aber nicht dazu gelangen wird.

VI.

Ximenes.

Unter Isabellas und Ferdinands spanischen Zeitgenossen nimmt Keiner, sowohl nach der äußeren Lebensstellung als nach der inneren Bedeutung, einen höheren Rang ein als Ximenes. Von Isabella mit der ihr eigenen tiefen Menschenkenntniß aus seiner Einsamkeit hervorgezogen, von Ferdinand trotz persönlicher Abneigung um seiner geistigen Größe willen anerkannt, hat er während langer Jahre an allen wichtigen Ereignissen im königlichen Hause unter Freud und Leid Antheil genommen, in den wichtigsten Angelegenheiten des Staates eine große, oftmals die entscheidende Thätig-

keit entwickelt. Und als der Tod nicht nur das katholische Herrscherpaar hinweggerufen, sondern auch unter ihren Kindern und Enkeln mit unbarmherziger Hand so aufgeräumt hatte, daß das Schicksal des gewaltigen, neugegründeten Reiches an dem Leben des unmündigen flandrischen Karl zu hängen schien, da hielt Ximenes mit gewaltiger Hand das Werk von Jahrzehnten empor über den stürmenden Wogen, bis der jugendliche Herrscher im Stande war, selbst Besitz zu ergreifen von der politischen Schöpfung, die seine Großeltern gegründet und ihm hinterlassen hatten.

Und was diesen Ximenes so groß, stark und unerschütterlich gemacht hat, das war nicht seine Verstandesbegabung, in der ihm mancher Zeitgenosse ebenbürtig sein mochte, nicht seine Gelehrsamkeit und Wissenschaft, in welcher ihn mehr als einer zweifellos überragte. Nein! seinem Geiste war der Stempel des Mönchthums aufgeprägt. In stiller Klosterzelle hatte er, langsam aber unermüdlich kämpfend, den Feind in sich selber aufgesucht, bezwungen, mit Füßen getreten und erwürgt; todt war für ihn die Welt, und nur Andern zu Liebe um Gottes willen suchte er Glück und Segen um sich zu verbreiten. In reiner, stiller Gluth brannte sein Herz für die Ausbreitung der wahren Religion und mit ihr der wahren Bildung und des wahren Völkerglücks. Er liebte sein Spanien, aber mit einer Liebe vom Himmel herab; darum stand er hoch über allen Parteien des Tages, und Nichts konnte ihn bestimmen, sich selbst oder sein Land den Stürmen der Leidenschaft preiszugeben. Selbstverläugnung, glühende und fest in die eigene Brust verschlossene Andacht, Schweigen und körperliche Abtödtung hatten aus ihm eines jener höheren Wesen herangebildet, wie sie einzig und allein von der katholischen Kirche in der Uebungsschule des Heiligen-Ideals erzogen werden.

Doch um Ximenes' politische Stellung und Wirksamkeit zu begreifen, müssen wir einen kurzen Rückblick auf sein Vorleben uns gestatten.

Im Jahre 1436 zu Torrelaguna in der Provinz Toledo als Sohn einer zum niederen Adel Castiliens gehörigen Familie geboren, wurde Gonzalez Ximenes de Cisneros schon in früher Jugend von seinen Eltern zum geistlichen Stande bestimmt; den Namen Franciscus nahm er bei seinem Eintritt in den Franciscanerorden an. Seinen Jugend-Unterricht genoß er in Alcalá de Henares nahe bei Madrid, der Stadt, welche er später durch die Gründung einer großartigen Universität weltberühmt gemacht hat. Sodann machte er umfassende Universitätsstudien zu Salamanca in der Theologie, Philosophie und Rechtswissenschaft, indem er sich durch Ertheilung von Privatunterricht die Mittel zu einem sechsjährigen Aufenthalt auf der Universität erwarb. Als Baccalaureus der Rechte nach Hause zurückgekehrt, machte er sich auf den Rath seines durch Nahrungssorgen gedrückten Vaters im Jahr 1459 auf den Weg nach Rom, um sich durch die errungenen Kenntnisse eine Lebensstellung zu verschaffen. Unterwegs zweimal von Räubern ausgeplündert, erreichte er das Ziel seiner Reise nur durch die wohlthätige Unterstützung eines früheren Mitschülers von Salamanca her. In Rom beschäftigte er sich während sechs Jahren mit Studien und Prozessen vor den geistlichen Gerichten. Er hatte bereits die Augen der Oberen auf sich gezogen, auch vom Papste die Anwartschaft auf die nächste erledigte Pfründe in der Diöcese Toledo erlangt, als der Tod seines Vaters ihn zur Rückkehr in die Heimath veranlaßte. Die erst durch das Concil von Trient völlig untersagten Anwartschaftsertheilungen waren im 15. Jahrhundert zwar schon Gegenstand lebhafter Bekämpfung, aber immerhin noch positiv geltendes kirchliches

Recht. Ximenes war also in der That befugt, auf den Grund der ihm ertheilten Bewilligung die Stelle als Erzpriester zu Uceda, zu deren Sprengel Ximenes' Vaterstadt Torrelaguna gehörte, als die zuerst frei gewordene toledanische Pfründe in Anspruch zu nehmen. Dem widersetzte sich aber Erzbischof Carillo von Toledo, dessen Starrsinn und Herrschsucht wir bereits kennen gelernt haben, weil er die Stelle einem seiner Hausgeistlichen zugedacht hatte. Der junge Priester aber widerstand dem herrschgewaltigen Staatsmann und Erzbischof mit jener unbeugsamen Festigkeit, die ihn in seinem ganzen Leben ausgezeichnet hat; Carillo ließ ihn daher zu Uceda in einem wohlbefestigten Thurme einsperren, der in späteren Jahren dem Ximenes selbst als Schatzkammer diente. Da er sich beharrlich weigerte, auf sein gutes Recht zu verzichten, so dauerte seine Gefangenschaft theils in Uceda, theils in der Priesterstrafanstalt zu Santorgaz über sechs Jahre. Endlich gab der Erzbischof nach, weil er einsah, daß keine Gewalt im Stande sei, diesen Mann zu beugen, und setzte den Mißhandelten in Freiheit und in den Besitz seiner Stelle, welche jedoch Ximenes im Jahre 1480 mit derjenigen als erster Kaplan an der Kathedrale zu Siguenza vertauschte. Hier widmete sich Ximenes mit allem Eifer den ernstesten, namentlich alttestamentlichen Studien, bestimmte den reichen Archidiaconus Lope de Medina-Celi zur Gründung der Hochschule von Siguenza, und wurde von dem Erzbischof von Siguenza und Sevilla, dem uns gleichfalls schon bekannten Pedro Gonsalez Mendoza, dem Cardinal von Spanien und ersten Minister Isabellas, zu seinem Generalvicar in Siguenza ernannt.

Allein stets unzufrieden mit sich selbst und nicht den Ehren dieser Welt, sondern einem weit höheren Ideale nachstrebend, verließ Ximenes im Jahre 1484 seine einfluß-

reiche Stelle, um, bald 50 Jahre alt, als erster Novize in das Franciscanerkloster San Juan de los Reyes in Toledo einzutreten. Isabella und Ferdinand hatten dieses Kloster in Folge eines Gelübdes nach der siegreichen Beendigung des Erbfolgekrieges gegründet; es war berühmt durch die strenge Festhaltung der Ordensregel. Allein auch hier störte den Ximenes der Ruf seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, der ihm eine Menge Beichtender und Rathsuchender zuführte; er bat daher um Versetzung in das einsame, kleine Klösterchen Castannar bei Toledo. Hier verlebte er nach seiner eigenen Versicherung die schönsten Tage seines Lebens in Gebet, Studium und Ascese. Viele Tage und Nächte brachte er betend in einer einsamen Waldhütte zu, die er unter Zustimmung seiner Obern mit eigenen Händen erbaut hatte, und deren geliebtem Andenken er alle Jahre seines langen Lebens hindurch so treu blieb, daß er den Erzbischofsstuhl von Toledo sammt dem Cardinalshut und der Regentschaft Spaniens gern dagegen vertauscht haben würde. Später wurde er nach dem nicht minder einsamen Kloster Salcedo versetzt, wo er seine streng ascetische Lebensweise nicht nur fortführte, sondern noch steigerte, jedoch das Amt als Guardian zu übernehmen hatte.

So verlebte Ximenes in stiller klösterlicher Abgeschiedenheit die ereignißreichen Jahre des großen Kampfes um Granada. Wie sich an diesen Krieg das welthistorische Auftreten des Columbus und die Feldherrnlaufbahn des „großen Capitäns“ Gonsalvo de Cordova unmittelbar anschloß, so steht auch das weitere Schicksal des Ximenes, der mit den beiden Genannten die Dreizahl der größten Männer unter Isabellas Regierung bildet, in engstem Zusammenhange mit der Beendigung des maurischen Krieges.

Isabella gründete nämlich in dem neu eroberten Granada nicht nur für die christlichen Ansiedler, sondern auch

mit dem ganz bestimmten Zwecke der Bekehrung der maurischen Bevölkerung ein Erzbisthum, dessen Stuhl sie ihrem bisherigen Beichtvater, dem Hieronymitermönche und bisherigen Bischof von Avila, Fernando de Talavera, anvertraute, einem Manne gleich ausgezeichnet durch Tugend und Frömmigkeit wie durch milde Sanftmuth, und folgeweise ganz vorzüglich geeignet für die Stellung gegenüber den unterworfenen Mauren.

Cardinal Mendoza, seit Carillos Tode Erzbischof von Toledo, wurde von Isabella bei der Wahl eines neuen Beichtvaters zu Rathe gezogen, und lenkte ihre Aufmerksamkeit auf Ximenes. Das entschiedene Wort der Königin vereitelte jeden Widerstand; doch wurde dem einsamkeitsdurstigen Franciscaner bewilligt, daß er auch fernerhin im Kloster bleiben dürfe und nur auf besonderes Verlangen am Hofe zu erscheinen habe. Den Eindruck, welchen die Erscheinung des Ximenes bei den Hofkreisen machte, bezeichnen am besten folgende Worte eines Zeitgenossen: „ein hochheiliger Mann aus der Einsamkeit finsterer Wälder, durch Ascese abgezehrt und den alten Anachoreten Paulus und Hilarion ähnlich, ist an die Stelle des jetzigen Erzbischofs von Granada getreten."

Ximenes wurde bald nachher auch zum Provinzial seines Ordens für Alt- und Neu-Castilien erwählt, welches Amt er um so lieber übernahm, als es ihm nicht nur Gelegenheit gab, mit allem Nachdruck seines gewaltigen Willens für Herstellung klösterlicher Zucht und Strenge zu wirken, sondern auch die Möglichkeit, sich dem Erscheinen bei Hofe vielfach zu entziehen. Das hinderte aber keineswegs seinen steigenden Einfluß bei der Königin. Isabella kannte die Ihrigen, und zog den neuen Beichtvater immer mehr in allen wichtigen rein politischen oder kirchlich-politischen Angelegenheiten zu Rathe. —

Gegen Ende des Jahres 1494 erkrankte Mendoza, der Erzbischof von Toledo. Mit diesem Kirchenamte verbunden war die Eigenschaft als Primas von Spanien und Großkanzler Castiliens. Der Inhaber solch hoher Stellung war nach dem Monarchen unstreitig die erste und mächtigste Person des Landes; die Einkünfte des Erzbisthums allein betrugen 80,000 Dukaten. Der sterbende Mendoza, bei all' seinen Fehlern ein Mann von großem Geist und patriotischem Herzen, gab den ihn besuchenden Monarchen den Rath, sein unter Umständen für die königliche Macht und für den neu entstehenden modernen Staat so gefährliches Amt nicht mehr mit einem Angehörigen des hohen Adels, sondern mit einem tugendhaften Mann aus dem Mittelstande zn besetzen. Am 11. Januar 1495 starb Mendoza, nachdem er 20 Jahre lang der eigentliche erste Staatsminister Ferdinands und Isabellas gewesen, so daß man ihn wohl auch scherzweise den „dritten König Spaniens" nannte.

Gegen die entschiedensten Wünsche Ferdinands, der in diesem Falle klein und niedrig genug war, seinem 24jährigen unehelichen Sohne Alfons die höchste Würde in Staat und Kirche zuwenden zu wollen, beschloß Isabella nach reifer Ueberlegung, ihren Beichtvater Ximenes zu diesem Amte zu erheben, welches sie allein zu vergeben hatte. Mit ihrer unerschütterlichen, nur auf das Gute und Große gerichteten Festigkeit führte sie diesen Entschluß durch gegen den Widerstand ihres Gemahls und gegen den noch größeren Widerwillen von Ximenes selbst. Der Papst mußte den eigensinnigen Mönch förmlich zwingen, Primas Spaniens zu werden; am 11. Oktober 1495 wurde Ximenes consecrirt. Auf dem Stuhle Carillos saß nunmehr der von ihm wenige Jahre zuvor Verfolgte und Eingekerkerte.

Als Bischof, Klosterreformator, Förderer der Wissen-

schaften und Staatsmann hat er von jetzt an während mehr als 20 Jahren Großartiges für Kirche und Vaterland geleistet. Vor Allem blieb er mitten im Reichthum arm, mitten in der Welt Einsiedler, mitten in der Pracht Ascete; die einfachste und strengste Lebensweise zeigte allezeit den Mönch mit Leib und Seele. Er ging hierin so weit, daß, ohne Zweifel auf Isabellas Veranlassung, der Papst ihn mittelst eines eigenen Breve ermahnen mußte, „auch äußerlich in Kleidung, Gefolge, und in Allem, was der Wohlstand erheischt, der Würde seines Standes gemäß sich einzurichten und zu benehmen.“ Allein unter den erzbischöflichen Gewändern behielt Ximenes auch fortan die grobe Franciscanerkutte auf seinem Leibe; auch fuhr er fort, im Ordenskleid auf dem bloßen Boden oder auf einem Brett zu schlafen. Seine Zeit war ganz ausgefüllt mit Arbeit, Gebet und Studium; seine einzige Erholung hie und da ein kleiner Spaziergang, seine einzigen Ferien die von Zeit zu Zeit wiederholte Zurückgezogenheit in ein Kloster seines Ordens, wo er sich dann den strengsten Geistes-, Gebets- und Bußübungen unterwarf.

Die erste größere politische That des Ximenes war eine wesentliche und höchst wohlthätige Erleichterung der Lasten des Volkes. Es bestand nämlich damals die in Folge der Maurenkriege nothwendig gewordene Alcabala, eine Abgabe, die nicht weniger als zehn Prozent vom Gegenstande jedes Kauf- oder Tauschvertrages betrug. Da eine vollständige Aufhebung derselben für den Augenblick nicht ausführbar erschien, so setzte Ximenes bei den Monarchen wenigstens so viel durch, daß der Gesammtertrag der Steuer in einer sehr mäßigen Durchschnittssumme fixirt und verhältnißmäßig auf die Städte und Landbezirke umgelegt wurde. Die Erhebung im Einzelnen wurde der bürgerlichen Selbstverwaltung überlassen, und auf diese Weise

cht nur die Erhebungskosten außerordentlich vermindert,
ndern auch der Steuerbeitrag selbst wesentlich herabgesetzt.

Eine ganz besonders wichtige und vielangefochtene
hätigkeit erwartete den Primas in Granada. Nach diesem
önigreiche verfügten sich Ferdinand und Isabella im Spät-
hr 1499, um die seit der Eroberung in mehrfacher Hinsicht
:denklich gewordenen Zustände des Landes zu prüfen und
o möglich umzugestalten.

Als Isabella ihren früheren Beichtvater Fernando de
'alavera zum Erzbischof von Granada ernannte, übertrugen
leichzeitig sie und Ferdinand die oberste Leitung der poli-
schen Verwaltung im neuerrungenen Lande dem Grafen
Rendoza von Tendilla. Es wird von den Geschichtsschrei-
ern aller Richtungen einstimmig anerkannt, daß diese beiden
Männer in einträchtigem Zusammenwirken ihre hohen Aemter
iit einer vorsichtigen Mäßigung, einem stets freundlichen
Vohlwollen und einem festen Tacte verwaltet haben, mit
)elchen nicht immer und überall in der Geschichte neu er-
berte Reichslande regiert zu werden pflegen. Talavera
nsbesondere lernte noch in hohem Alter die arabische
Sprache, verlangte das Gleiche auch von seiner Geistlich-
eit, und ließ den Katechismus, die Liturgie und Abschnitte
es neuen Testaments ins Arabische übersetzen, um so einen
ichtigen Grund für eine friedliche Mission unter den Mauren
u legen.

Denn, wohl verstanden, so wohlwollend und klug die Re-
ierung gegen die Mauren verfuhr, — den Gedanken ihrer
Bekehrung zum Christenthum hatte sie keinen Augenblick
ufgegeben oder aus den Augen verloren, und zwar eben-
)wohl aus Gründen der Pflicht gegenüber der geoffen-
arten göttlichen Wahrheit, wie aus Gründen der Po-
itik gegenüber der nationalen Einheit und staatlichen
Bohlfahrt.

Allein das Werk der Christianisirung machte sehr langsame Fortschritte, und es scheint, daß die maurische Bevölkerung darauf bedacht war, nicht nur die gütige Behandlung der spanischen Regierung und ihrer Beamten sich zu Nutzen zu machen, sondern auch bei dieser Gelegenheit, wenn auch ohne eigenen König, den maurischen Staat im christlichen Staate möglichst ungenirt und in engster Verbindung mit ihren afrikanischen Glaubensgenossen fortzusetzen. Das war es offenbar, was die Monarchen im Jahre 1499 nach Granada führte und was sie auch bestimmte, den Großkanzler zur Unterstützung der Bemühungen Talaveras in Granada zurückzulassen, als sie selbst den Süden wieder verließen.

Wahrscheinlich auf den Rath des Ximenes war schon das Gesetz vom 31. Oktober 1499 erlassen worden, nach welchem kein Maure seinen zum Christenthum bekehrten Sohn wegen der Glaubensänderung enterben durfte, die bekehrten maurischen Mädchen aber vom Staat aus den durch die Eroberung Granadas gewonnenen Gütern ausgesteuert, aus gleicher Quelle auch bekehrte maurische Sklaven losgekauft werden sollten.

Im Geiste dieses Gesetzes entwickelte nun Ximenes eine erhöhte Thätigkeit, welche allerdings ganz das Gepräge seines glühenden Glaubenseifers an sich trug, jedoch zunächst durchaus auf friedliche und rechtmäßige Mittel beschränkt blieb. Er lud die angesehensten maurischen Priester und Gelehrten zu Religionsgesprächen ein, bewirkte eine Anzahl von Conversionen, und war schon am 18. Dezember 1499 in der Lage, 4000 Mauren an einem Tage zu taufen. Der Fortgang dieser glänzenden Erfolge erregte jedoch lauten Widerstand und tumultuarisches Geschrei von Seiten der streng gesinnten Mauren, welche den Verfall ihrer Religion über sich hereinbrechen sahen. Ximenes ließ mehrere Per-

sonen verhaften, und Einzelne wurden von seinen Untergebenen hart und unbillig behandelt. Ferner befahl er, Tausende von Exemplaren des Koran und anderer religiöser Bücher der Mauren, die ihm von Bekehrten ausgeliefert worden waren, auf öffentlichem Platze zu verbrennen. Bei diesem Anlaß ist es lustig zu sehen, wie gerade Diejenigen über den Fanatismus des Franciscaners toben, welche nicht Worte genug finden können zur Verherrlichung Martin Luthers, wenn er das canonische Recht der christlichen Kirche durch den Feuertod zu vertilgen übernimmt. Allein noch weiter ging Ximenes dadurch, daß er die von Renegaten abstammenden Mauren ohne Weiteres gewaltsam für das Christenthum in Anspruch nahm, ihnen auch bei fortgesetztem Widerstreben die Kinder wegnehmen ließ, um sie gegen den Willen der Eltern christlich erziehen zu lassen. Das ist freilich nicht so schlimm, wie wenn ein Staat Kinder gegen den Willen ihrer Eltern um ihre christliche Religion bringen oder in Zwangsschulen derart unterrichten und erziehen wollte, daß sie ihre Religion verlieren müßten.

Indessen war das Auftreten des Erzbischofs genügend, um schon in den letzten Tagen des Jahres 1499 aus Anlaß der Verhaftung einer Renegatentochter im Albaycin, dem durchaus maurischen Stadttheil Granadas, einen gewaltsamen Aufstand herbeizuführen. Ximenes ward in seinem Palaste belagert, von dem Statthalter Tendilla gewaltsam befreit, und erst nach Verlauf von neun Tagen die Ruhe wieder hergestellt. König Ferdinand, ohnedieß zu Groll gegen Ximenes geneigt, war mit des Erzbischofs Verhalten unzufrieden, und es bedurfte der persönlichen Rechtfertigung desselben am Hoflager zu Sevilla, um seine wankende Stellung wieder zu befestigen Dieß gelang ihm auch in solchem Grade, daß den Bewohnern des Albaycin die Wahl gestellt wurde zwischen Untersuchung und

Bestrafung wegen Hochverrath und zwischen dem Empfang der Taufe. Die Folge war, daß etwa 50,000 maurische Familienhäupter in der Stadt Granada und ihrer Umgebung zum Christenthum übertraten, während eine weit geringere Anzahl in die Gebirge flohen oder nach Afrika auswanderten.

Von Sevilla nach Granada zurückgekehrt, fuhr Ximenes fort, in ungestörter Eintracht mit Talavera an dem gemeinsamen Werke der Christianisirung des Landes weiter zu arbeiten. Die Meinungen der beiden Kirchenfürsten gingen nur in einem Punkte auseinander. Talavera wollte die ganze heilige Schrift für die Neubekehrten übersetzen lassen, während Ximenes diesen geistig unmündigen Neulingen des Christenthums nur Gebet- und Erbauungsbücher in ihrer Muttersprache in die Hand zu geben für rathsam hielt. Wer da weiß, welch' blödsinnigen Unfug das protestantische Sectenwesen mit Gottes Wort getrieben hat und noch treibt, der wird keinen Augenblick zögern, der Ansicht des Ximenes beizutreten, nach welcher denn auch verfahren wurde. Der edle, fromme Talavera aber war darob so wenig verstimmt, daß er vielmehr, die geistige Ueberlegenheit seines gewaltigen Amtsbruders in williger Demuth anerkennend, wiederholt in die Worte ausbrach: „Ximenes hat größere Siege errungen als Ferdinand und Isabella; denn diese haben nur den Boden, er aber hat die Seelen von Granada erobert."

Im folgenden Jahre 1500 griffen die maurischen Bewohner der südöstlich von Granada gelegenen Alpuxarras-Alpen, wahrscheinlich gereizt durch die Nachrichten der Flüchtlinge aus Granada, zu den Waffen. Graf Tendilla und der eben zu Granada sich aufhaltende Gonsalvo de Cordova zogen gegen die Empörer aus; Ferdinand selbst mußte ins Feld rücken, nahm die Hauptfestung der Aufständischen ein, und ließ furchtbare Strafen über die Besiegten ver-

hängen. Gegen Diejenigen, welche sich freiwillig unterwarfen, wurden übrigens milde und schonende Maßregeln ergriffen. Sie mußten die Waffen und Festungen ausliefern, eine Kriegssteuer bezahlen, christliche Missionäre in ihre Mitte aufnehmen; Niemand aber ward zur Taufe gezwungen, sondern nur den sich freiwillig Bekehrenden manche Begünstigungen und Vortheile zugesichert. Die meisten Gebirgsbewohner, sowie fast die ganze Bevölkerung der Städte Baza, Guadix und Almeria empfingen noch vor Ende des Jahres 1500 die Taufe.

Dagegen brach jetzt ein neuer Aufstand aus in einem andern, dem westlich von Granada gelegenen Theil des Gebirges, der „rothen Sierra." Die Missionäre wurden gemordet, zahlreiche Christen gefangen und nach Afrika in die Sklaverei verkauft. König Ferdinand mußte abermals persönlich in den Krieg ziehen, und ein Theil seiner Armee wurde im März 1501 in den Engpässen des Gebirges von den Aufständischen geradezu vernichtet; auch Gonsalvos älterer Bruder Alonso de Aguilar fiel bei diesem blutigen Anlaß.

Der kommenden Rache mit Schrecken entgegensehend, suchten die Empörer selbst den Frieden. Ferdinand verlangte nur, sie sollten entweder Christen werden oder, unter Erlegung von zehn Goldgulden für den Kopf, Spanien verlassen. —

Die wenigen Auswanderungslustigen ließ Ferdinand nach Afrika überführen; es fehlte nicht an Einflüsterungen, als ob man sich nach Ablauf des königlichen Geleitsbriefes an den noch im Bereiche der Staatsgewalt befindlichen Mauren rächen dürfe; aber die katholischen Herrscher beharrten darauf, daß ihr fürstliches Wort unverletzlich und heilig bleiben müsse, sei es einem Christen oder Mauren gegeben. Der weitaus größte Theil der Bevölkerung blieb

und ließ sich taufen; bald gab es im ganzen Königreich Granada keinen ungetauften Mauren mehr.

Um diesen Stand der Dinge zu befestigen, verboten die Monarchen durch Edict vom 20. Juli 1501 den Moriscos, d. h. bekehrten Mauren Granadas allen Umgang mit ihren noch ungetauften Stammesbrüdern in den übrigen Provinzen, um sie vor der Gefahr des Rückfalls zu bewahren; und durch eine weitere Verordnung vom 12. Februar 1502 wurde allen ungetauften Mauren in den Königreichen Castilien und Leon befohlen, bis zum April des kommenden Jahres auszuwandern. Fast Alle nahmen die Taufe, wurden Heuchler und Verschwörer.

Glaube Niemand, daß ich kein Gefühl habe für diesen trauervollen Todeskampf eines dahinsterbenden Volkes, einer untergegangenen Civilisation; selbst die zweifellose Falschheit und Verkehrtheit des Islam läßt mich weder die Härten der spanischen Politik, noch die Leiden der Besiegten vergessen. Und ich erkenne willig an, daß Ferdinand und Isabella sich hier einer Frage gegenüber gestellt sahen, welche richtig und vollständig zu lösen ihnen die Einsicht und Kraft gebrach. Der Standpunkt des Ximenes war eigentlich der: die lebende Generation soll getauft werden, damit in der kommenden wirkliche Christen da seien. Dabei täuschte er sich aber sowohl in der Widerstandskraft des Mohammedanismus, als in der Vortrefflichkeit des katholischen Clerus. Ja, wenn Alle gewesen wären wie Ximenes selbst, so durchglüht von heroischem Glaubenseifer, so geläutert in ascetischem Prüfungskampf, so hochstehend auf der Himmelsleiter christlicher Tugend — dann hätte die nächste Generation ein Geschlecht überzeugter, ernsthafter Katholiken werden können. Aber mangelhaft waren, wie immer, die menschlichen Werkzeuge, und namentlich in Spanien, bei dieser Nation voll glänzender Phantasie und

leidenschaftlicher Neigung zu Pracht und Pomp, vergaß man nur zu leicht über der in das Leben eingeführten und es beherrschenden vollen Herrlichkeit des äußeren Kirchenthums die schonungslose Prüfung der Frage, ob im Innern alles Wesentliche in Ordnung sei. Man schleppte die stets verschwörerischen Moriscos und die Staatsinquisition als ihr Gegengewicht durch die Jahrhunderte fort, bis man im siebenzehnten genöthigt war, den ganzen Rest der maurischen Bevölkerung aus dem Lande zu vertreiben.

In den Jahren 1501 und 1502 war es, als die katholischen Monarchen den gelehrten Petrus Martyr, Prior der Kirche zu Granada, an den Sultan von Aegypten sandten, um die angedrohten Bedrückungen der Christen, namentlich im heiligen Lande, abzuwenden, und die Wallfahrt nach den heiligen Stätten des Erlösungswerkes sicher zu stellen. Zweifellos hatte Ximenes an dieser wohl überlegten und glänzend ausgeführten Gesandtschaft wesentlichen Antheil. Um jene Zeit geschah es auch, daß er, in der Alhambra wohnend, von einer durch seine unermüdlichen Anstrengungen verursachten lebensgefährlichen Krankheit an den Rand des Grabes gebracht wurde. Seine königliche Gönnerin ließ ihn auf das hoch und gesund gelegene Lustschloß Generalife verbringen, das noch jetzt ein Ort voll unaussprechlicher Schönheit ist. Die Salben und Kräuter einer alten Maurin sollen ihn gerettet haben, wenn es nicht die köstliche Luft der Sierra und das heilbringende Wasser der Darro-Quelle gethan hat. Vollkommen hergestellt, kehrte der rüstige Greis in sein geliebtes Alcalá zu seinen bischöflichen Pflichten und wissenschaftlichen Unternehmungen zurück.

In den nächsten Jahren hielt sich Ximenes vorzugsweise am erzbischöflichen Sitze oder in Alcalá auf, stets in engster Verbindung mit dem königlichen Hause, Antheil nehmend an allem Kreuz und Leiden, das namentlich die

Geisteskrankheit und das Familienunglück der Prinzessin Juana seiner verehrten Königin brachte.

Sie, die in ihrer von der göttlichen Gnade erleuchteten Menschenkenntniß den einfachen Mönch zu Spaniens höchster Kirchenwürde erhoben, die ihn trotz der Abneigung ihres Gemahls auch zu ihrem ersten politischen Rathgeber ernannt hatte, mußte schon im Jahre 1506 den Schauplatz ihrer Thaten verlassen. König Ferdinand selbst schrieb die Trauernachricht an den Primas, und der in Selbstbeherrschung jeder Art so unerbittlich Geübte brach bei der Kunde von diesem Verlust in laute Klagen und in Thränenströme aus. „Niemals," rief er, „wird die Welt eine Regentin von gleicher Geistesgröße und Herzensreinheit, von gleich warmer Frömmigkeit, von gleicher Sorge für die Gerechtigkeit erblicken." Dieses prophetische Wort des erhabenen Mönches dürfte wenigstens bis zum heutigen Tag zweifellos in Erfüllung gegangen sein.

Die Gründung der weltberühmten Hochschule des Ximenes zu Alcalá, sein großartiges Unternehmen der Polyglotten-Bibel, einer Darstellung der heiligen Schrift alten und neuen Testaments in ihren verschiedenen Ursprachen nach den wichtigsten, seltensten und kostbarsten Handschriften, seine Thätigkeit als Reformator der Welt- und Ordensgeistlichkeit, dies Alles sind Gegenstände vom höchsten, geschichtlichen, wissenschaftlichen und katholischen Interesse, die aber leider nicht zur Aufgabe dieser Schrift gehören. Ich mußte mich darauf beschränken, Ximenes als Isabellas auserwählten Priester und höchsten Staatsmann mit kurzen Zügen zu zeichnen. Sein großer Antheil an der Leitung der Geschicke Spaniens nach ihrem Tod muß an einer späteren Stelle kurz geschildert werden.

Die Art, wie Isabella diesen ihren treuen, heiligmäßigen Diener kennen lernte, die unverbrüchliche Anhäng-

lichkeit, mit welcher sie ihm in allen Wechseln der Ereignisse bis zu ihrem Tode zugethan blieb, bilden einen der schönsten Züge, eine wahre Zierde in Isabellas Leben und Charakter.

Und Ximenes selbst, wie ragt er als ein wahrer geistiger Riese vor unsern Augen über sein Jahrhundert empor. Ausgerüstet mit der ganzen Bildung und Gelehrsamkeit der Zeit, aber von keinem ihrer sittlichen Schäden berührt; ausgestattet mit aller gewaltigen Willenskraft, eisernen Consequenz, durchdringenden Einsicht und überlegenen Beobachtungsgabe des vollendeten Staatsmannes, aber frei von jedem irdischen Ehrgeiz und von jeder persönlichen Leidenschaft; treu ergeben dem königlichen Hause, aber unerbittlich innehaltend an der Grenzmarke, wo Gottes Gebot den Menschengehorsam abschließt, ein begeistert patriotischer Sohn seines Vaterlandes, aber vor Allem und über Alles Katholik und Priester — so steht er vor uns, selbst Isabellas wunderliebliche Gestalt für Augenblicke in den Hintergrund drängend oder in Schatten hüllend, als ein glänzender Beweis für die Wahrheit, daß nicht „der König und der Dichter“ es sind, welche „wandeln auf der Menschheit Höhen,“ sondern der katholische Mönch. Ja, der katholische Ordensmann, die katholische Ordensfrau sind die reinsten und lieblichsten Blüthen am großen Baume der Menschheit; sie bilden den Uebergang aus der Welt des Fleisches in jene des Geistes, aus der kalten Nebeldämmerung der irdischen Atmosphäre in den ewig heitern, unendlich schönen und makellosen Lichtglanz, der den Thron des ewigen Gottes umwogt.

Nur zwei Vorwürfe sind es im Grunde, die selbst von den Gegnern auf Ximenes geschleudert werden: Glaubensfanatismus wird ihm zur Last gelegt und Staatsabsolutismus. Wer die Geschichte unserer Tage betrachtet, der sollte meinen, die eine dieser Tendenzen schließe

die andere aus, beide zugleich könnten nicht in dem nämlichen Menschen vereinigt sein. Wenn man aber auch eine solche Möglichkeit für gewisse Fälle und unter gewissen Bedingungen zugeben will, so ist dennoch der eine wie der andere Vorwurf gegenüber dem großen Cardinale unbegründet. Denn bei den Feinden der Kirche hat allezeit die entschiedene Ueberzeugung von der ausschließlichen und vollständigen Wahrheit und Vortrefflichkeit des Christenthums und das dieser Ueberzeugung entsprechende Handeln Fanatismus geheißen. Der Katholik muß Propaganda treiben, und vor Allem muß dieß der katholische Bischof und der katholische Staatsmann thun. Die Gegner thun es nicht minder. Was aber den Vorwurf absolutistischer Neigungen betrifft, so hat Ximenes nur die staatliche Ordnung zu stärken und zu befestigen gesucht. Dabei mußte er natürlich, vorzugsweise in der letzten Periode seines Lebens, die gedankenlos selbstsüchtigen Gelüste gewisser Richtungen innerhalb des spanischen Adels mit seinem ehernen Arme niederhalten. Der Staat, welchen Ximenes wollte, war der Staat des ganzen Volkes; und in diesem Sinne steht der große Mann, weit entfernt von Absolutismus oder Obscurantismus jeder Art, im Gegentheil als ein, freilich katholisch gemäßigter, Freiheitsmann an der Schwelle der Neuzeit da. Wie viel und wie Vielerlei könnten von Ximenes die Staatsmänner der Gegenwart lernen, wenn sie nur wollten! Und wie bald würde sein schönes, hartgeprüftes Vaterland den früheren Rang in der Geschichte Europas wieder einnehmen, wenn Gott in seiner Barmherzigkeit ihm wieder einmal einen Mann senden wollte von gleichem Geiste und von ähnlicher Kraft, wie der alte Franciscaner. „In der ganzen Geschichte," sagt der Engländer Robertson, „erscheint Ximenes als der einzige Premierminister, den die Zeitgenossen als einen Heiligen verehrten,

und dem ein Volk, das unter seiner Regierung stand, die Macht zuschrieb, Wunder zu thun.“ Und ein neuerer spanischer Forscher fügt hinzu: „Ximenes verstand es, in seiner Person die Tugenden des frömmsten Mönches, des eifrigsten Bischofs und des vollendetsten Staatsmanns zu vereinigen.“ Möge er, wenn sein Geist in Gottes ewiger Herrlichkeit lebt, wie wir hoffen dürfen, möge er bitten für sein vielleicht schuldbeladenes, jedenfalls aber tief gesunkenes und gedemüthigtes, unglückliches Vaterland!

VII.

Amerika.

Das großartige, außerordentliche Ereigniß der Entdeckung Amerikas gehört bekanntlich ganz vorzugsweise der Regierung Isabellas und Ferdinands an. Sowohl die Monarchen, als auch der geniale Held Colombo waren auch bei dieser welthistorischen That ganz erfüllt von den Beweggründen und von den geistigen Zielen des Katholicismus. Auffindung eines westlichen Seeweges nach Ostindien, Bekehrung der Heiden Ostasiens, und von dort aus Wiedereroberung des heiligen Landes, das waren die Ideen, für welche Columbus lebte und starb, das die Ziele, für welche Isabella den kühnen Abenteurer unterstützte, für welche sie mitten in dem Waffenlärm vor Granada Auge und Herz offen behielt.

Freilich, das Ergebniß hat die Ahnungen aller mitwirkenden Personen unendlich weit übertroffen; wie weit, das wird erst eine lange und ferne Zukunft in vollem Umfang enthüllen. Der Protestantismus hat es in seiner Selbstüberhebung gewagt, die Wichtigkeit seiner Entstehung

in Vergleich zu ziehen mit der ihm nur kurz vorangegangenen Entdeckung der neuen Welt: aber der gesammte deutsche und außerdeutsche Protestantismus mit allen seinen Bastardrassen wird längst dahin gegangen sein, wohin seine Vorgänger, die Arianer, mit ihren zahlreichen Vor- und Nachtretern allesammt gegangen sind; in Amerika aber wird die römisch-katholische Kirche wachsen und blühen und das ihr von Gott anvertraute Werk der Civilisation auch in der westlichen Erdhälfte weiter führen.

Nicht leicht ist ein geschichtlicher Gegenstand zu finden, der reicher wäre an überraschenden Aussichten, an glänzenden Erscheinungen, an furchtbaren Thaten, an entsetzlichen Verbrechen, als die Entdeckung Amerikas. Allein auf all' diese Pracht des Gegenstandes, und auf alle Vortheile der Darstellung desselben muß ich Verzicht leisten. Denn es ist meine Aufgabe beschränkt auf die Zeichnung eines Lebensbildes von Ferdinand und Isabella; und wenn ich eine einzige kleine Ausnahme machte zu Gunsten ihres ersten Staatsmannes Ximenes, so geschah es beinahe mit demselben Grund und Recht, mit welchem die Geschichtschreiber der Zukunft den Kaiser Wilhelm I. nicht werden behandeln können, ohne ziemlich Viel von dem Fürsten Bismarck zu reden. Die Lebensgeschichte des Christoph Columbus dagegen, die Geschichte seiner Entdeckungen und der Fahrten so vieler anderer kühner Seemänner jener Zeit, bleibt als Gegenstand einer selbstständigen Darstellung ausgeschlossen von dem Plane dieses Büchleins. Hier werfen wir nach Amerika nur insofern einen raschen Blick, als Isabellas persönliche Theilnahme an der Entdeckung, ihre Politik gegenüber den neu gewonnenen Pflanzstaaten, und überhaupt das spanische Staatsinteresse in Frage kommt.

Der merkwürdige Mann, welchen Gott zum Entdecker

Amerikas ausersehen hatte, und von welchem man trotz aller gelehrten Forschung bis auf die heutige Stunde noch nicht einmal das Geburtsjahr mit voller Bestimmtheit kennt, war mit der Gewißheit eines Propheten erfüllt von dem Gedanken, daß man, von den westlichsten Gestaden Europas direkt nach Westen steuernd, Ostasien erreichen und dort unendlich reiche Quellen von Macht, von Handelsvortheilen, und vor Allem von Ausbreitung des Christenthums entdecken müsse. Seine mit allem Zauber seemännischer Poesie erfüllte und im Glanz einer urkräftigen südländischen Mannesnatur leuchtende Phantasie war beinahe unwiderstehlich für Jeden, der sich seiner Persönlichkeit näherte. Er hatte am portugiesischen Hof, dem er, der genuesische Seemann, seine Pläne zuerst angetragen, bittere Enttäuschung und Kränkung erfahren; er wandte sich nach Spanien zu einer Zeit, wo man ihm auch hier kaum etwas Anderes, als eine ablehnende Antwort, prophezeien konnte. Er kam nach Spanien mitten in der Zeit des großen Kampfes um Granada, während alle Thätigkeit des Herrscherpaares, alle Kraft der Nation mit äußerster Anstrengung gerichtet war auf die endgiltige Vernichtung der ungläubigen Fremdherrschaft über die spanische Erde. In diesem Augenblicke Staatsmittel verlangen für ein Unternehmen, welches der damaligen Welt ebenso abenteuerlich vorkommen mußte, wie uns etwa eine Reise in den Mond, das war ein Einfall, der nur in der glaubenskühnen, großartigen Seele des Columbus entstehen konnte. Uebrigens zeigt dieser Einfall auch, daß man schon um jene Zeit in der öffentlichen Meinung gerade bei Isabella und Ferdinand die Neigung und Befähigung zu jeder ruhmwürdigen, entschlossenen und außerordentlichen Unternehmung mehr, als bei irgend einem andern Monarchen Europas voraussetzte.

Und man täuschte sich nicht. Unmittelbar ist es

freilich ein Diener und Mönch der katholischen Kirche gewesen, der Prior Juan Perez de Marchena im andalusischen Kloster la Rabida, der zuerst den Columbus würdigte und verstand. Allein Bischof Talavera, damals noch Isabellas Beichtvater, war ebenso wie die wiederholten Commissionen, denen Isabella die Prüfung der wunderbaren Entdeckungsplane übertrug, sehr weit entfernt von einem hoffnungsvollen oder gläubigen Eingehen auf die abenteuerlich aussehende Sache. Inzwischen hatte Columbus während mehrerer Jahre das spanische Hoflager im maurischen Kriege begleitet, und erst im Jahre 1491, des langen Aufschubs müde, sich zum Uebertritt nach Frankreich entschlossen. Da bewirkte der schon genannte Juan Perez eine nochmalige ernste Erwägung der Sache durch Isabella selbst. Sie, die Edle und Herrliche, allem Großen und Erhabenen von Herzen zugeneigt, sah auch in diesem Falle, wie gewöhnlich, weiter als ihre ganze Umgebung. Die Aussicht, für die Verbreitung des Reiches Gottes auf Erden etwas Großes thun zu können, war bei ihr das Entscheidende, und sie befand sich in diesem Punkte sicherlich in Uebereinstimmung mit dem göttlichen Willen selbst. Auch diesmal hatte sie die kalte und prosaische Natur ihres Gemahls zu überwinden, dessen Thatkraft an der Klippe des Geldbeutels stranden wollte. Die heroische Königin gewann den Sieg, indem sie das Unternehmen des Columbus auf ausschließliche Rechnung der Krone Castilien nahm und sich bereit erklärte, für dasselbe ihre Juwelen zu verpfänden, wenn der spanische Staatsschatz nicht mehr reich genug sei.

Und jetzt kam im Lager zu Santa Fé, wenige Monate nach der Einnahme Granadas, am 17. April 1492 zwischen dem spanischen Monarchenpaar und dem genuesischen Abenteurer jener merkwürdige Vertrag zu Stande, durch welchen das Interesse der spanischen Monarchie unzweifelhaft

geschädigt wurde, weil bei Abschluß der Uebereinkunft in der That kein einziger Mensch, selbst Columbus nicht ausgenommen, auch nur die entfernteste Ahnung von dem hatte, was nach dem Rathschluß der Vorsehung aus dieser Entdeckungsreise werden sollte. Ferdinand und Isabella ernannten nämlich den Christoph Columbus zu ihrem Admiral, Vicekönig und Oberbefehlshaber aller Inseln und Festlande, die er entdecken würde, gewährten ihm das Recht auf ein Zehntheil aller Erzeugnisse, alles Handels- und sonstigen Gewinns innerhalb der zu entdeckenden Länder und, wenn er den achten Theil der Ausrüstungskosten tragen würde, auch noch den Anspruch auf ein weiteres Achtel aller soeben bezeichneten Vortheile. All' diese Würden, Rechte und Privilegien wurden ihm und seinen Erben auf ewige Zeiten zugesichert.

Mit diesem Vertrag in der Hand, und von der Königin kräftigster Hilfe bei seiner Ausrüstung unterstützt, segelte Columbus am 3. August 1492 mit drei kleinen Schiffen von Palos ab, und entdeckte zunächst die westindischen Inseln. Am 15. März 1493 betrat er den spanischen Boden wieder in dem nämlichen Palos, von welchem er, jetzt der Held seiner Zeit, ein halbes Jahr zuvor unter den Verwünschungen der gesammten Bevölkerung ausgezogen war.

Ferdinand und Isabella empfingen den glücklich und ruhmvoll Zurückgekehrten, der sich durch Menschen und Bodenerzeugnisse nie gesehener Art als Bringer einer neuen Welt auswies, im April 1493 zu Barcelona. Mit ihrem hoffnungsvollen Sohne Johann unter dem Thronbaldachin sitzend, im vollen Glanze ihres Herrscherruhmes und in der Fülle ihrer Lebenskraft und ihres Lebensglückes, begrüßten sie in der herrlichen catalonischen Hauptstadt den Mann, welcher eine halbe Erde zu ihren Füßen legte; — nicht ahnten weder sie, noch er, welche Anzahl entsetzlicher Ver-

brechen, welche Anhäufung des furchtbarsten menschlichen Elends sich an diese Entdeckung anreihen sollte. Columbus ward mit beinahe königlichen Ehren empfangen; die ruhmvollsten Herrscher der Zeit erhoben sich bei seiner Ankunft und luden ihn ein, sich mit ihnen niederzusetzen. Nichts störte zunächst das beste Einvernehmen. Ferdinand hoffte auf reiche Schätze, Isabella auf leichte und Gott wohlgefällige Bekehrung der treuherzigen, unverdorbenen Urbewohner dieser allgemein und zweifellos zu Asien gerechneten Länder.

Indessen waren die Monarchen ernsthaft und denkend genug, um der ganzen Angelegenheit sofort und von jetzt an ununterbrochen ihre politische Aufmerksamkeit zuzuwenden. Schon jetzt wurde unverzüglich eine eigene Centralbehörde zur Leitung der „indischen Angelegenheiten" ernannt, welche zunächst aus einem Präsidenten und zwei Räthen bestehen sollte. Die Vorstandsstelle wurde erstmals dem Archidiaconus von Sevilla, Namens Juan de Fonseca, anvertraut.

Er war ein schonungsloser Vertreter des wirklichen oder angeblichen spanischen Staatsinteresses gegenüber dem Fremdling aus Genua; unter ihm wurde das nachher so berühmte Haus des indischen Amtes in Sevilla und das Zollhaus in Cadiz ins Leben gerufen, überhaupt der neue Regierungszweig vollständig organisirt. Der Verkehr mit den neuen Ländern wurde nur den Spaniern, auch ihnen nur unter strenger amtlicher Controle und Beschränkung, gestattet. Andererseits wurde vom Mutterlande aus der Colonie Alles geschickt, was sie brauchen konnte, vom Missionär herab bis zur geringfügigsten Waare. Die Gesinnung und Politik der Monarchen gegenüber den Indianern wurde in einer Weise ausgesprochen, wie sie Isabellas durchaus würdig erschien. Der Admiral sollte sich aller Zwangsmittel

enthalten, die Eingeborenen wohlwollend und liebreich behandeln, ihnen alle möglichen Dienste leisten und Geschenke machen, auch Jeden exemplarisch züchtigen, der ihnen das geringste Unrecht zufüge. Columbus selbst war durchaus ebenso gesinnt.

Ferdinand und Isabella, durchdrungen von dem Zwecke der Heidenbekehrung als Hauptgegenstand ihrer Unternehmung, wandten sich an den heiligen Stuhl wegen Bestätigung in dem Besitze der neuen Länder, namentlich mit Rücksicht auf die gleichzeitigen Entdeckungsreisen der Portugiesen. Der heilige Stuhl kraft seiner höchsten geistlichen Gewalt und seiner schiedsrichterlichen Stellung unter den christlichen Mächten, einer Stellung, deren Fortbestand für die heutige Welt zweifellos eine große Wohlthat sein würde, wies der spanischen Nation alle Entdeckungen hundert Leguas westlich von den Azoren und den Cap Verde'schen Inseln zu.

Ausgerüstet mit den weitgehendsten Vollmachten, aber leider auch mit einer großer Schaar gewissenloser und genußsüchtiger Abenteurer, zog Columbus am 25. September 1493 von Cadiz aus auf seine zweite Reise, welche die für Spanien bis zur heutigen Stunde so verhängnißvolle nähere Entdeckung Cubas brachte. Während derselben kam nach langen und bedrohlichen Unterhandlungen zwischen Spanien und Portugal der Vertrag von Tordesillas am 7. Juni 1494 zu Stande, durch welchen die spanische Entdeckungslinie auf 370 Leguas westlich von den Cap Verde'schen Inseln hinausgesetzt wurde. Dieser Vertrag entschied die portugiesische Geschichte Brasiliens, die spanische des übrigen Mittel- und Süd-Amerika.

Als Columbus im Jahr 1496 von seiner zweiten Reise zurückkehrte, war der poetische Nimbus schon zerstört, welcher wenige Jahre zuvor seine That in den Augen der Zeitgenossen verherrlicht und die Menschen vorübergehend

mit einem Anflug höherer und edlerer Beweggründe erfüllt hatte. Die wüste Sucht, ohne Arbeit Gold zu gewinnen, hatte sich derselben bemächtigt; Amerika wurde der Gegenstand des spanischen Gründungsschwindels, und der Charakter der Nation sog Gift um Gift aus der neuen Welt. Der Mangel aller sittlichen und christlichen Zwecke in den Gemüthern der Meisten, die nach Amerika gingen, brachte einerseits aufrührerisches Murren gegen den Admiral, andrerseits lieblose, schamlose und gewaltthätige Behandlung der Eingebornen hervor. Das Colonisationswerk auf Hispaniola wollte nicht gedeihen, Columbus wurde seines Lebens und Wirkens keinen Augenblick froh, und die spanischen Herrscher wurden unausgesetzt bestürmt mit den bedrohlichsten Klagen und Beschwerden gegen den angeblich nach souveräner Alleinherrschaft strebenden Genueser, dem sie so schrankenlose Gewalt verliehen hatten und der offenbar das Zauberwort nicht besaß, um die bösen Geister in den Herzen der ihm untergebenen Spanier zu bannen. Es ist wohl zweifellos, daß in des Admirals großer Seele auch nicht der leiseste Schatten einer Illoyalität aufgestiegen ist gegen die Herrscher, denen er nächst Gott sein ganzes Werk verdankte; auch war sein Empfang im Jahr 1496 ausgezeichnet durch Beweise der höchsten königlichen Gunst. Allein die Staatsmittel waren gerade damals sehr erschöpft, Fonseca arbeitete mit Mißgunst und Widerwillen, und um dem Admiral die nöthige Mannschaft zu seiner dritten Reise zu verschaffen, entschloß sich Isabella zu der nie genug zu beklagenden Maßregel, eine Anzahl zu diesem Zwecke begnadigter Sträflinge unter die Befehle des Entdeckers zu stellen. Es läßt sich leicht denken, von welchen Grundsätzen solche Menschen in ihrem Verkehr mit den armen, hilflosen Eingeborenen Westindiens ausgingen, wie alle edlen und erhabenen Absichten Isabellas und ihres Admi-

rals durch dieses Gesindel zu nichte gemacht wurden; und man darf in der That behaupten, daß alles Schauderhafte und Unerhörte, was die spanische Herrschaft in Amerika sich ganz unzweifelhaft hat zu Schulden kommen lassen, auf jene grundverkehrte Regierungshandlung als auf ihre eigentliche Quelle zurückzuführen ist.

Columbus traf, als er im Jahre 1498 Amerika zum dritten Mal betrat, die Colonie auf Hispaniola bereits in Aufruhr und Zerrüttung schlimmster Art, und seine neuen Ankömmlinge konnten die Verhältnisse nur noch mehr vergiften. Die gewaltsame Verwendung der Eingebornen zum Dienste der Spanier in Landbau und Bergwerk (die s. g. Repartimientos) begann schon jetzt, und während die Eingebornen namenlos unglücklich wurden, waren die Entdecker nicht weniger unzufrieden mit Allem was Columbus that.

Isabella selbst war keineswegs einverstanden mit dem in ihrem Jahrhundert allgemein als giltig angenommenen Institut der Sklaverei, welches Columbus auch in Amerika nicht entbehren zu können glaubte; ihr Herz war erfüllt von christlicher Nächstenliebe und von warmem Mitleiden für die unglücklichen, auf Befehl oder mit Erlaubniß des Admirals als Sklaven nach Europa gebrachten Eingebornen, und sie befahl im Jahre 1500, dieselben freizulassen, indem sie nicht ohne Entrüstung ausrief: „Aus welcher Machtvollkommenheit wagt es der Admiral, so mit meinen Unterthanen zu verfahren?“ Zugleich entschlossen sich die Monarchen nach langem Zögern, in der Person des Don Francisco de Bobadilla einen außerordentlichen Bevollmächtigten mit sehr weitgehenden Befugnissen nach Amerika zu senden, um dem Grund oder Ungrund der gegen Columbus sich immer mehr anhäufenden Klagen auf die Spur zu kommen.

Erwägt man, wie furchtbar weit nach den damaligen Schifffahrts- und Verkehrs-Verhältnissen Amerika noch von Spanien war, so muß man sagen, daß die Herrscher gar nicht anders handeln konnten; und wenn sie überhaupt auch durch Columbus sich in ihrer souveränen Stellung nicht wollten beeinträchtigen lassen, wenn sie auch ihm gegenüber selbst dem geringsten Unterthan seinen Rechtsschutz angedeihen ließen, so thaten sie offenbar nur, was ihre Regentenpflicht war. Der große Fehler bestand nur darin, daß sie sich gänzlich täuschten in der Person ihres außerordentlichen Commissärs. Eng und beschränkt in seinen Ansichten, lieblos und selbstsüchtig in seinen Absichten, parteiisch und voreingenommen in seiner Meinung von Columbus, trug Bobadilla alle großen Fehler des spanischen Nationalcharakters jener Zeit an sich, ohne die heroischen Seiten desselben zu besitzen. Indem er den Entdecker Amerikas in Ketten nach Europa schickte, überschritt er alle seine Vollmachten zweifellos, und that Etwas, woran Isabella und Ferdinand sicherlich niemals gedacht haben. Bei seiner Ankunft in Europa setzten sie ihn unverzüglich in Freiheit, und empfingen ihn am 17. Dezember 1500 mit königlicher Huld. Es ist bezeichnend für Isabellas hohen sittlichen Werth, daß auch Columbus, wie alle besseren Zeitgenossen, ganz vorzugsweise auf die Königin vertraute, daß er von ihr mit aller Gewißheit sein Recht erhoffte, daß er zu ihr gleich einem Engel der Güte und des Wohlwollens emporsah. Auch hat sie ihn nicht getäuscht; sie wußte den großen Mann zu unterscheiden von der niedrigen Masse, und selbst da, wo sie ihm nicht beistimmen konnte, behandelte sie ihn gewissermaßen auf dem Fuße der Ebenbürtigkeit, die im Reiche des Geistes zwischen den auserlesenen Werkzeugen Gottes gilt. Sie schämte sich nicht, den mißhandelten Mann mit Thränen in ihren liebevollen Augen zu em-

pfangen, und der stahlharte Seemann sank laut weinend zu den Füßen seiner königlichen Gönnerin.

Allein mit der Beseitigung der ihm persönlich zugefügten Schmach und Unbill war keineswegs in der Sache selbst Alles so abgethan, wie Columbus hoffte und wünschte. Mit gutem Grunde hielten die Monarchen es für unrathsam, den Genueser in seine volle Herrschaft über die spanischen Besitzungen in Amerika wieder einzusetzen. Isabella, durch die unzweifelhaften Vertragsrechte des Columbus in ihrem Gewissen beunruhigt, wollte offenbar seine Stellung nur so lange unterbrechen, bis jenseits des Meeres Ruhe und Ordnung in den Colonien wieder hergestellt wäre. Der kalte und minder ängstliche Ferdinand dagegen erkannte schon damals wahrscheinlich sehr klar, daß man dem Admiral Zugeständnisse gemacht habe, die sich mit dem Wesen der staatlichen Souveränetät nicht wohl vereinbaren ließen; und da nach dem Charakter des Columbus von dessen Seite ein Verzicht auch nur auf das geringste Titelchen seiner Rechte niemals zu erwarten war, so beschloß Ferdinand ohne Zweifel, dem Genueser einfach nicht Wort zu halten, sondern sich in seinen Handlungen lediglich durch das spanische Staatsinteresse leiten zu lassen. Diese, das rechte Maß überschreitende, in entschiedene Ungerechtigkeit ausartende Handlungsweise konnte aber Ferdinand erst mit Erfolg zur Geltung bringen, als Isabella von der Erde geschieden war.

Jetzt schickten die Monarchen für's Erste den Don Nicolas de Ovando als Statthalter nach Westindien. Als Jugendgespiele des verewigten Prinzen Juan erzogen, stand er noch jetzt in seinen Mannesjahren hoch in der königlichen Gunst; er war ein Mann von Talent und Geschäftskenntniß, aber ohne Herz, und stand in Bezug auf Columbus mit schroffer Einseitigkeit auf dem ausschließlich spani-

schen Standpunkte. Es ist zwar richtig, daß der Admiral sowohl den Spaniern gegenüber, die er ohne alle Rücksicht auf Standesverhältnisse zur Arbeit zwingen wollte, als den Eingebornen gegenüber, die er unter das Joch der Sklaverei beugte, das richtige Maß überschritten und große Fehlgriffe begangen hatte; auch war die Nationaleifersucht zwischen ihm und den Spaniern auf keine Weise zur Ruhe zu bringen und man konnte im Allgemeinen als erwiesen annehmen, daß Columbus zwar ein großer Glaubensheld und Seefahrer, aber kein glücklicher Administrator sei. Allein Ovando gab ihm auch da Unrecht, wo er zweifellos Recht hatte, sogar in seinen privatrechtlichen Ansprüchen. Und die politisch-administrativen Angelegenheiten der Colonie standen und wurden unter Ovando durchaus nicht besser; denn auch er, wie Bobadilla, ging keineswegs aus von den Grundsätzen des Christenthums, der Gerechtigkeit und Menschenliebe, welche seine Herrscherin erfüllten, sondern von den Grundsätzen grausamer, menschenverachtender Herrschsucht und gewissenlosester Habsucht.

Nachdem Ovando am 15. Februar 1502 mit einer prachtvoll ausgerüsteten Flotille nach Amerika abgesegelt war, rüstete sich Columbus, der schon auf seiner dritten Reise das amerikanische Festland betreten hatte, zu seiner vierten und letzten Fahrt, unerschütterlich beharrend auf der Ueberzeugung vom Vorhandensein einer Durchfahrt nach Ostindien. Er wurde bei diesem Unternehmen von der Regierung fast so spärlich unterstützt, wie bei seiner ersten Reise; doch erfreute ihn vor der Abfahrt ein königliches Handschreiben, welches alle gegen ihn eingegangenen vertragsmäßigen Verpflichtungen, namentlich auch die Erblichkeit der ihm verliehenen Würden, abermals und feierlich anerkannte. Als ein bezeichnender Zug von Isabellas Zartsinn und Edelmuth muß erwähnt werden, daß sie die

beiden Söhne des Admirals, Diego und Fernando, welche dem Dienste des Prinzen Johann zugetheilt gewesen waren, nach dessen Tod unter die Zahl ihrer eigenen Pagen aufgenommen hatte.

Nach einer langen Reihe entsetzlicher Strapazen, Mißgeschicke, vereitelter Hoffnungen und fehlgeschlagener Unternehmungen kehrte Columbus, alt und gebrochen, nach Spanien zurück, wo er am 7. November 1504 im Hafen San Lucar sich ausschiffte. Er kam gerade recht, um die Nachricht von dem kurz darauf erfolgten Tode seiner huldvollen königlichen Gönnerin zu empfangen. Von jetzt an war der schwergeprüfte Held für den kurzen Rest seines Lebens auf König Ferdinands gleichgiltige, wo nicht unfreundliche Gesinnung angewiesen.

Zu Isabellas Lob kann man schwerlich etwas einfach Schöneres und zugleich Gerechteres sagen, als die ruhigen und tief empfundenen Worte, welche Columbus kurz nach ihrem Tode an seinen Sohn Diego über die entschlafene Königin geschrieben hat: „Ihr Leben war stets katholisch und tugendhaft," sagt der Admiral, „und sie war immer bereit zu Allem, was Gottes heiligem Dienste zum Vortheil gereichen konnte; weßhalb wir auch zuversichtlich hoffen dürfen, daß sie jetzt, weit entfernt von den Angelegenheiten dieser stürmischen und drangsalvollen Welt, in der Herrlichkeit Gottes ruht."

Schwer gepeinigt von Gichtleiden, suchte der zusammenbrechende Columbus seine vielfach gekränkten Vertragsrechte durch seinen Sohn Diego bei König Ferdinand geltend zu machen, aber ohne Erfolg. Im Mai 1505 brachte er es endlich dahin, sich dem Könige in Segovia selbst vorzustellen. Ferdinand war viel zu sehr Monarch und Cavalier, um den erhabenen Greis nicht mit Anstand und rücksichtsvoller Höflichkeit zu empfangen; er gab ihm jedoch zu ver-

stehen, daß er ihm in Castilien seine besondere Gunst zuwenden wolle, was, aus Ferdinands diplomatischer Sprache in das gewöhnliche Spanisch übersetzt, nichts Anderes bedeuten konnte als die feste Entschlossenheit des Königs, seinem gekränkten Admiral in Bezug auf Amerika keinerlei Zugeständnisse von Bedeutung zu machen. Und dabei verblieb es denn auch; Ferdinand war mit Ovandos Verwaltung um so mehr zufrieden, da sie ihm bedeutende Summen in den Staatsschatz lieferte und sich gerade wegen ihrer unmenschlichen Härte der vollen Sympathie des spanischen Gesindels in Amerika erfreute; keine Klage tönte jetzt mehr von dort her an Ferdinands Ohr, und er dachte nicht daran, dem Columbus oder seinen Söhnen die Herrschaft über die amerikanischen Besitzungen abermals zu übertragen. Er wünschte, Columbus möchte seine Ansprüche, auch die privatrechtlichen, gegen andere ihm in Castilien zu überweisende Güter und Würden vertauschen; und da der Admiral über diesen Punkt nicht zu sprechen war, so scheute sich Ferdinand nicht, ihm sogar in Bezug auf seine rechtmäßigen Einkünfte keine Gerechtigkeit zu verschaffen. Noch richtete Columbus bei der Ankunft der jungen Herrscher Philipp und Johanna ein Bewillkommnungsschreiben an diese; allein er kam mit ihnen nicht mehr in Berührung, sondern starb am Himmelfahrtsfeste (20. Mai 1506). Sein Tod befreite den König von einem lästigen Mahner; für die spanische Politik in Amerika hatte er schon bei Lebzeiten aufgehört von irgend welcher Bedeutung zu sein.

Auf diese überseeische Politik selbst jedoch müssen wir noch einige Blicke werfen, und zwar mit besonderer Rücksicht auf die Stellung, welche die katholische Kirche gegenüber den Eingeborenen genommen hat.

Ferdinand und Isabella nebst ihrem Sohne Juan hatten bei der Taufe der ersten von Columbus nach Europa

gebrachten Indianer Pathenstelle übernommen; sie säumten nicht, die erste der Pathenpflichten an dem ganzen Volke zu erfüllen. Als Columbus seine zweite Reise antrat, begleiteten ihn zwölf Ordens- und Weltpriester als Missionäre unter der Leitung des Benedictiner-Abtes Bernhard Boyl; die Leistungen dieser Mission waren aber gering, und Boyl selbst scheint hieran nicht ohne alle Schuld gewesen zu sein; er nahm in ungerechter Weise Antheil an den Parteiungen gegen Columbus, und kehrte schon nach einem Jahre mit mehreren seiner Genossen nach Spanien zurück. Die Laster und Grausamkeiten der Spanier, die verkehrte und sinnlose Aeußerlichkeit, mit welcher gar Viele unter ihnen die religiösen Dinge behandelten, trugen an dem Scheitern der ersten Missionen weit größere Schuld, als die Eigenthümlichkeiten der Indianer.

Eine neue Glaubensbotschaft ging mit Ovandos Flotte im Jahr 1502 nach Amerika. Unter den zehn Franciscanern, welche diese Mission gebildet haben sollen, befand sich auch Francisco Ruyz, der Freund und Hausgenosse des Cardinals Ximenes, welch letzterer an dieser Sendung zweifellos den größten Antheil hatte. Auch Ovando war von Isabella dringend ermahnt worden, auf die friedliche Bekehrung der Indianer und auf die gründliche Unterweisung derselben im katholischen Glauben das Hauptgewicht zu legen. Was aber er und seine Missionäre in dieser Richtung Gutes thaten, das vernichteten sie wieder durch die vielfachen und grausamen Mißhandlungen der Eingebornen beim zwangsweisen Feld- und Bergwerksbau, in Folge derer die Indianer auch die Religion ihrer Peiniger zu hassen und zu verabscheuen anfingen. Isabella, erst spät zu einer Ahnung der wahren Sachlage gelangend, beschwor ihren Gemahl noch auf dem Todbette um Ovandos Absetzung. War es doch schon so weit gekommen, daß ein

indianischer Häuptling feierlich erklärte, nicht einmal in den Himmel wolle er kommen, wenn auch dort Spanier seien.

Als sich unter der Leitung der Staatsgewalt die Mißhandlung der Indianer und die Verkennung ihrer Menschenwürde immer mehr steigerte, da traten die Priester der katholischen Kirche, vorzugsweise der berühmte Las Casas, welcher im Jahre 1502 nach Amerika gekommen war, und die Mönche aus dem Dominikaner-Orden unabhängig von der Regierung mit den Mitteln des Geistes und der Religion, auf den Kanzeln und in den Beichtstühlen, für die Sache der Freiheit und der Gerechtigkeit ein. Sie waren sich dabei zugleich wohl bewußt, auch so recht eigentlich im Geiste der dahingeschiedenen Monarchin zu handeln. Die Dominikaner verweigerten Jedem die Spendung der Sakramente, der einen Indianer als Sklaven besitze, und traten namentlich, als Diego, der ältere Sohn des Columbus, im Jahre 1508 an Ovandos Stelle endlich von Ferdinand als Statthalter nach Amerika gesandt worden war, diesem und seinen harten Regierungsgrundsätzen gegenüber mit der furchtlosesten Entschiedenheit auf. Die Franciscaner schlossen sich damals mehr den Grundsätzen der Regierung an, und König Ferdinand ließ eine Commission von Staatsmännern, Rechtsgelehrten und Theologen einsetzen, um die beiderseitigen Standpunkte zu prüfen. Diese Junta bekannte sich in ihren Beschlüssen ganz entschieden zu den von der seligen Königin befolgten und noch in ihrem letzten Willen ausgesprochenen Grundsätzen; die Indianer wurden für frei und im vollen Besitz aller Menschenrechte befindlich erklärt.

Diesem Siege des correcten kirchlichen Standpunktes entsprach leider abermals nicht die Praxis der allzeit herrschsüchtigen Staatsgewalt. Ferdinand befahl zwar im Jahre

1512 abermals die gute Behandlung der Indianer, erlaubte aber, wenigstens die Menschenfresser zu Sklaven zu machen, und erklärte im Jahre 1513 die Repartimientos und Zwangsarbeiten für zulässig, indem er zugleich den Dominikanern größere Mäßigung in ihrem Auftreten anbefahl.

Nun reiste Las Casas selbst nach Europa, und führte vor dem König persönlich die Sache seiner unglücklichen Schutzbefohlenen mit solchem Feuer der Begeisterung, daß selbst Ferdinands kalte Seele gerührt ward und er dem Uebel ernstlich abzuhelfen versprach. An Erfüllung dieses Versprechens hinderte ihn der Tod; Las Casas wollte sofort nach Flandern zu Karl V. sich begeben, allein der neue spanische Regent, Ximenes, hielt ihn davon ab, indem er seine eigene Thätigkeit in der Sache versprach.

Der große Cardinal nahm die Angelegenheit mit jener Energie in die Hand, welche um jene Zeit außer ihm Niemand besaß. Er trat aufs Entschiedenste für die Freiheit der Indianer auf, indem er höchstens die Gefangennehmung der menschenfressenden Caraiben gestattete, jede Mißhandlung der friedlichen Indianer gerichtlich strafbar erklärte, schwere Fälle mit Todesstrafe belegte, die vorgeschlagene Einfuhr von Negersklaven mit Festigkeit verwarf (erst Las Casas hat sie späterhin in seiner Verzweiflung um die Indianer durchgesetzt), und zum Vollzuge seiner ausführlichen, humanen und weisen Anordnungen eine aus Hieronymiter-Mönchen bestehende Commission nach Amerika sandte. Den Las Casas ernannte er zum „Protector aller Indianer", und gab ihm außerdem noch 14 französische Franciscaner als Missionäre mit. Ueberhaupt war Ximenes der Ueberzeugung, daß diese ganze Sache nicht durch herzlose Staatsmänner, Beamte und Schreiber, sondern nur durch Mönche, in denen der Geist

Christi lebt, auf eine bessere Bahn gebracht werden könne.

Die drei Hieronymiter-Commissäre kamen am 20. Dezember 1516 in Hispaniola an und begannen mit Klugheit und Mäßigung zwischen der herzlosen Eigensucht der Colonisten und dem oft unklugen Feuereifer des Las Casas zu vermitteln. Namentlich hoben sie zunächst nur die Repartimientos der von Amerika abwesenden Spanier unbedingt auf, ließen dagegen jene der Anwesenden unter der Bedingung bestehen, daß die Indianer menschlich und gütig behandelt würden. Hiemit unzufrieden, ging Las Casas abermals nach Europa, um an die Staatsgewalt zu appelliren, und die Folge davon war, kurz nach dem Tode des Ximenes, die Abberufung der von ihm nach Hispaniola gesendeten Hieronymiten, deren Thätigkeit, Wohlwollen und Milde, mit Klugheit und Mäßigung verbunden, die besten Früchte zu tragen versprach. So wurde das von Isabella sehnlich gewünschte, von ihrem Gemahl vernachlässigte, von Ximenes endlich begonnene Werk der Kirche wieder unterbrochen, und als unter Karl V. auf beharrliche Betreibung des Las Casas die Befreiung der Indianer von aller Zwangsarbeit ausgesprochen wurde, da geschah es bekanntlich nur gegen Einführung der Negersklaverei, an deren Folgen Amerika noch heute krankt und noch lange Zeit zu arbeiten haben wird, bis es seine providentielle Mission an unsern schwarzen Brüdern vollständig erfüllt hat.

Es ergibt sich aus dem bisher Gesagten schon zur Genüge, daß Ferdinands und Isabellas überseeische Politik gewiß der schwächste Theil ihrer ganzen Regierung war. Und dieß ist in der That höchst erklärlich. Das Feld der Entdeckungen war zu ungeheuer, es bot der Phantasie und den selbstsüchtigen Leidenschaften einen zu weiten Spielraum, und war durch zu enorme Entfernung vom könig-

lichen Hofe getrennt, als daß auf diesem Gebiet die nämliche ruhige Sachkenntniß und allseitige Beherrschung der Verhältnisse sich hätte geltend machen können, wie es in anderen Geschäftszweigen der Fall war. Die Folgen des ganzen Ereignisses waren noch nicht zu ahnen, geschweige denn zu übersehen, und darum tastete die Politik der Regierung unsicher hin und her.

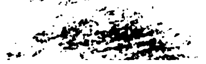
Gewiß war einstweilen nur so viel, und ist auch seither gewiß geblieben, daß der Einfluß auf den sittlichen Charakter der spanischen Nation im Ganzen und Großen ein ungünstiger war. Geldgier und gewissenlose Abenteuerlust, verbunden mit Lastern aller Art, verdrängte die Gewohnheit solider, nachhaltiger Arbeit; und die „Milliarden“, welche nach einiger Zeit aus dem ausgepreßten Schweiß und Blut der Indianer zu strömen begannen, brachten dem Mutterlande nur Gold, aber keinen Segen. Nach der vielleicht etwas übertriebenen, aber doch wohl in allem Wesentlichen getreuen Darstellung des Las Casas fallen der spanischen Herrschaft innerhalb der ersten 38 Jahre nach der Entdeckung 12 Millionen leichtfertig verschleuderte oder grausam geopferte Menschenleben zur Last. Wie muß eine Nation moralisch sinken, der auch nur annähernd eine solch ungeheure Blutschuld mit Recht aufgebürdet werden kann!

Allein außer allem Angeführten muß bei Beurtheilung der spanischen Colonialpolitik auch das, und zwar als Milderungsgrund, berücksichtigt werden, daß der damaligen Welt überhaupt die richtigen Grundsätze in Bezug auf das volkswirthschaftliche Leben jedenfalls in weit höherem Grade fehlten, als dieß, trotz aller alten und neuen Mängel der Gegenwart, heutzutage der Fall ist. Der Gold- und Silberertrag war der einzige Maßstab, an welchem der Wohlstand eines Landes, der Werth einer Entdeckung, und sei es die Entdeckung einer halben Welt, gemessen wurde. Der

Monopolgeist beherrschte den Handel, und in ihm war wie in einem Keime alle Zwietracht und all der blutige Kampf enthalten, welcher späterhin zwischen dem Mutterlande und den Colonien ausbrechen mußte. Amerika war für Spanien ein Geschenk so verhängnißvoller Art, daß man sagen kann, es hatte mehr von einer Strafe, als von einer Gottesgnade an sich: es war, mit einem Worte, ein glänzendes Elend. Durch die große Gold- und Silberzufuhr, welche man innerhalb der Grenzen des Mutterlandes zu verschließen bemüht war, stiegen die Preise der Lebensmittel in Spanien enorm; die Gesetzgebung bemühte sich vergeblich, sie auf künstlichem Wege herabzudrücken, und so wurde das Volk im Einzelnen buchstäblich immer ärmer und elender, je reicher es im Ganzen an Gold und Silber war.

Die Macht der Krone in den Pflanzstaaten war eine ganz absolute; ihr gegenüber konnte selbst die Kirche trotz besten Willens und eifrigster Bemühung keinen erfolgreichen Widerstand entwickeln, nachdem der heilige Stuhl sowohl das Recht der Zehntenerhebung, als jenes der Pfründenbesetzung in den neu entdeckten Ländern der spanischen Krone abgetreten hatte. Dieser allbeherrschende Staatsabsolutismus bediente sich zur Besorgung der Geschäfte eines Heeres von Beamten und Schreibern, welche durchschnittlich mit dem Gefühle rein formeller Pflichterfüllung ihr Gewissen abzufinden wußten und kein Gefühl hatten für das Wohl und Wehe der Menschen, über welche sie gesetzt waren, sondern nur für den eigenen Geldbeutel, der möglichst rasch und voll nach Europa zurückwandern sollte.

Der Umstand, daß der ganze Handel und Verkehr mit Amerika unter strengster amtlicher Ueberwachung an den Hafen von Sevilla und an die Staats-Handels-Anstalten in dieser Stadt, sowie später in Cadiz gebunden war, rief unter Ferdinand und Isabella noch keine großen Nachtheile



hervor, weil damals der Verkehr mit den überseeischen Besitzungen noch zu neu und zu beschränkt war, um sich durch die Zusammendrängung auf einen oder zwei gemeinsame Hafenplätze sehr belästigt zu finden. Die genannten Städte selbst verdankten der Maßregel einen außerordentlichen Glanz und Reichthum. Erst später, als das Verkehrsleben sich freier und allseitiger entwickeln wollte, die Gesetzgebung aber eigensinnig auf dem früheren, veralteten Standpunkte beharrte, da zeigte sich auch in diesem Punkt eine Quelle des Unsegens und eine Probe verkehrter Handelspolitik.

Während der Regierung Isabellas und Ferdinands war nicht nur ganz Westindien, sondern auch ein ansehnlicher Küstenstrich des mittel- und süd-amerikanischen Festlandes, ja sogar ein bedeutender Theil des großen Landes Brasilien entdeckt, es war der lang ersehnte Anblick des stillen Oceans mit unendlichem Jubel begrüßt worden. In der That, eine gewaltige Veränderung des Gesichtskreises der Menschen innerhalb der kurzen Dauer eines einzigen Lebensalters. Die Vorsehung legte auch in diesem Falle den Sterblichen eine reiche Fülle des Segens und der Gnade in den Schooß; und nur durch menschliche Thorheit, Sünde und Leidenschaft ist es geschehen, daß so furchtbares Elend, so endloser Fluch sich an die Geschichte der Entdeckung geheftet hat. Doch der allbarmherzige Gott, der trotz alles Sündenelends seine irrenden Geschöpfe nicht vernichtet, wird denen, die ungerecht litten, ebenso entsprechend vergolten haben, wie ihren Peinigern. Und Isabellas trostreichste Hoffnung, daß Amerika eine Stätte des Heiles für die katholische Kirche sein werde, mag zwar in ganz anderer Form und Weise in Erfüllung gehen, als die edle Königin sich vorgestellt hatte: aber erfüllt wird sie doch.

VIII.

Königliche Familienschicksale.

Wir haben uns von dem mächtigen Strom der Ereignisse und von der Betrachtung ihrer Wechselwirkungen fortreißen lassen, und darüber die rein menschlichen Schicksale des katholischen Herrscherpaares aus den Augen verloren. Fast mag es in einzelnen Momenten ihres irdischen Daseins unseren Helden selbst ähnlich ergangen sein, so daß sie, ergriffen von den rasch sich folgenden Aufgaben der Geschichte, sich selber mehr als Werkzeuge der Vorsehung, denn als willkürliche Einzelwesen erscheinen mußten. Wohl uns Allen, wenn wir diesen Standpunkt nicht nur in einzelnen hochgestimmten Augenblicken, sondern immer und überall festzuhalten vermöchten.

In der That! Nachdem einmal die herben Prüfungen der Jugendjahre von Ferdinand und Isabella glücklich und ehrenvoll bestanden waren, schlossen sich der Erbfolgekrieg, die innere Neugestaltung des Landes, der Kampf gegen den Islam und jener für die Glaubensreinheit, und endlich der Krieg um Neapel, sowie die Entdeckung eines neuen Erdtheils so unmittelbar und lückenlos an einander, daß wir erst jetzt Zeit und Raum finden, um uns im königlichen Hause und bei den Schicksalen der königlichen Kinder ein wenig umzusehen. Wir müssen dieß um so mehr thun, als Isabella, gleich ausgezeichnet auf jedem Gebiete menschlicher und christlicher Pflichterfüllung, auch als Mutter und Erzieherin ein leuchtendes Vorbild für jedes Haus im Königreiche war. Beide königlichen Eltern aber hatten auch im Kreis der Familie unter harten Schicksalsschlägen zu lernen, wie vergänglich auch das beste Erdenglück, wie sterblich auch der hoffnungsvollste Mensch ist.

Das erste Kind, welches dem königlichen Paar geschenkt wurde, die Prinzessin Isabella, war am 1. Oktober 1470, ihr zweites Kind und einziger Sohn, Juan, Prinz von Asturien, am 30. Juni 1478 geboren. Ihm folgte am 6. November 1479 Juana, drei Jahre, später im Sommer 1482, Maria, und endlich am 5. Dezember 1485 Catalina. Sämmtliche Kinder waren von Hause aus glücklich begabt, mehrere von ihnen hervorragend durch glänzende Talente und begeisterte Religiosität; ihren Eltern brachten sie, größtentheils ohne eigenes Verschulden, schweren Kummer, und ihre eigenen Lebenswege waren rechts und links mit Kreuzen aller Art und Größe bezeichnet. Sehen wir uns mit raschen Blicken nach ihren Hauptschicksalen um.

Isabella, ihrer Mutter erkorener Liebling, war schon im Alter von drei Jahren der Gegenstand einer diplomatischen Unterhandlung wegen ihrer dereinstigen Vermählung mit dem Dauphin von Frankreich, dem nachmaligen Könige Karl VIII.; doch ging diese drohende Wolke spurlos an ihrem unschuldigen Haupte vorüber. Als aber im Jahre 1479 der Erbfolgekrieg durch den Frieden mit Portugal beendigt war, da faßte man eine Vermählung Isabellas mit dem Prinzen Alonso, dem Sohne des damaligen portugiesischen Kronprinzen Johann, mit aller Bestimmtheit ins Auge. Inzwischen wurde Isabella mit höchster Sorgfalt erzogen und ausgebildet; namentlich beglückte sie ihre Mutter durch die innige Frömmigkeit, welche sie von Kindheit auf auszeichnete. Wir finden die Prinzessin während des maurischen Krieges, im Jahre 1486, mit ihrer Mutter im Lager der christlichen Armee; denn für alle die verschiedenen denkbaren Aufgaben ihres Lebens sollte sie ernstlich und tüchtig vorbereitet werden. Im Frühjahr 1490 kamen Abgesandte aus Portugal, um den Ehevertrag zwischen Alonso, der inzwischen Thronerbe geworden

war, und der jugendlich schönen Isabella festzusetzen. Bei den Festen, durch welche die im April 1490 zu Sevilla stattfindende Verlobung verherrlicht wurde, zeichnete König Ferdinand, damals noch in der vollen Kraft seines Mannesalters, sich durch seine Gewandtheit und Reitkunst bei den Turnieren und ritterlichen Spielen aus. Der vollste Sonnenschein des Glückes schien auf dem lieblichen Haupte der holdseligen, königlichen Jungfrau zu ruhen, als sie, von ihrer Mutter mit unendlichem Schmerze aus den treuen Armen entlassen, ihrem Bräutigam nach Portugal entgegenzog. Diese Verbindung schien das Unterpfand der Eintracht zwischen den beiden Nachbarreichen; sie konnte den Keim ihrer dereinstigen glücklichen Vereinigung in sich schließen; und die persönliche Anmuth und tugendhafte Vortrefflichkeit der jungen Braut erwarb ihr auch an dem damals so reichen und glänzenden Hofe von Lissabon nicht nur einen großartigen, sondern einen wahrhaft herzlichen Empfang. Aber schon nach wenigen Monaten wurde die Ehe durch den Tod Alonsos zerrissen, und Isabella kehrte zu ihrer geliebten Mutter zurück, fest gewillt, den Rest ihres Lebens der Frömmigkeit und den Werken christlicher Liebe zu widmen. Als jedoch im Jahre 1495 der berühmte König Emmanuel den portugiesischen Thron bestieg, unter dessen Regierung der Seeweg nach Ostindien entdeckt ward, bewarb er sich um die Hand der jungen fürstlichen Wittwe. Lang widerstrebte Isabella den mit dieser Werbung vereinigten Bitten ihrer Eltern; und als sie endlich im Jahre 1497 nachgab, forderte sie als Mitgift und Morgengabe die Vertreibung der Juden aus Portugal, welche auch von Emmanuel bewilligt ward. Da Isabellas zartes, liebevolles Gemüth sich die bewundernde Anerkennung aller ihrer Zeitgenossen erworben hat, so dürfte aus der erzählten Thatsache mit Grund zu schließen sein, daß die aus Spanien

verjagten und in Portugal niedergelassenen Juden die triftigsten Anlässe zur Unzufriedenheit gegeben, wahrscheinlich die Abneigung der beiderseitigen Bevölkerungen geschürt haben werden. Ich bedaure den Einzelnen, der unter solchen Maßregeln leidet, immer, bemühe mich aber in der Zeit der Jesuitenvertreibung und Katholikenverfolgung, nach Kräften ein wenig unbarmherzig zu werden.

Isabellas Glück war auch in ihrer zweiten Ehe von kurzer Dauer. Zart von Körper, vielleicht auch durch selbstauferlegte Entbehrung geschwächt, starb sie, wie sie längst geahnt hatte, eine Stunde nach der Geburt eines Kindes, am 23. August 1498. Ihr letztes Lebensglück war, sich sterbend von ihren Eltern umarmt zu sehen. Ximenes bereitete sie zum Tode vor; ihre letzten Worte enthielten die Bitte, ihre Eltern zu trösten. Das Kind, welchem die früh erlöste Mutter das Leben gegeben hatte, Miguel, war nach dem schon im Jahr vorher erfolgten Tode des einzigen Sohnes der katholischen Herrscher, der Thronerbe von Castilien, Aragonien und Portugal; allein die Hoffnung, unter seinem Scepter endlich die ganze pyrenäische Halbinsel zu einem einzigen Reiche vereinigt zu sehen, ward durch seinen schon im Alter von zwei Jahren erfolgten Tod zerstört. Die Großeltern hatten den Prinzen mit sich nach Granada genommen; vor ihren Augen starb das schwächliche Kind am 22. Juli 1500.

Wir wenden uns zu den kurzen Lebensschicksalen Johanns, der als einziger Sohn Isabellas und Ferdinands Freude und Hoffnung war, und dessen frühes Hinscheiden oben schon angedeutet wurde. Die Eltern thaten alles Mögliche, um namentlich diesem Erben ihrer Reiche eine mustergiltige Erziehung zu verschaffen. Er wurde mit 10 Knaben aus den höchsten Adelsfamilien gemeinsam erzogen; fünf derselben waren im gleichen, fünf in reiferem Alter; alle wohnten mit ihm im

königlichen Palaste. Die Zeitgenossen sind einstimmig im Lobe nicht nur der geistigen Gaben, sondern auch der sittlichen Vorzüge des hoffnungsreichen Königssohnes, dessen Thronfolge von den sonst so widerspänstigen aragonischen Cortes schon im Jahre 1487 feierlich anerkannt wurde, und dem sein königlicher Vater im Jahre 1490, als er ihn zum ersten Male in den Feldzug gegen Granada mit sich nahm, vor den Mauren der belagerten feindlichen Hauptstadt den Ritterschlag ertheilte.

Schon in Johanns zartesten Jugendjahren hatte man, wie es damals bei Fürstenkindern der Brauch war, wegen einer künftigen Vermählung desselben mit Katharina von Navarra verhandelt. Der Plan ward vereitelt durch die Ehe dieser Fürstin mit Jean d'Albret (1484); als aber Johann heranwuchs, knüpfte sich an seinen Namen zuerst das Verhältniß der spanischen Königsfamilie zum Hause Oesterreich, ein Verhältniß, welches von so welthistorischer Bedeutung namentlich für die Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts werden sollte, und dem namentlich die katholische Kirche eine so treue und mächtige Unterstützung in den Kämpfen gegen den Protestantismus verdankt. Die Eroberung Granadas, die Entdeckung Amerikas und Gonsalvos Feldherrnthaten in Italien hatten gegen das Ende des 15. Jahrhunderts den Ruhm und Glanz des spanischen Namens auf einen solchen Gipfel der Höhe gebracht, daß eine Familienverbindung mit dem spanischen Königshause selbst für das Haupt des Erzhauses Oesterreich, den römischen Kaiser deutscher Nation, ein Ziel war, das er seinen Kindern als das beste irdische Gut wünschen mochte. Das eroberungssüchtige Auftreten des Königs Karl VIII. von Frankreich unterstützte gleichzeitig diese Annäherung der Höfe von Spanien und Oesterreich mit mächtigen politischen Gründen, und so entstand der Plan zu jener berühmten

Doppelheirath. Nach der im Jahre 1495 hierüber zu Stande gekommenen Uebereinkunft sollte Prinz Johann, damals im 18. Lebensjahre stehend, die Prinzessin Margarethe, Kaiser Maximilians Tochter, und des Letzteren Sohn, Philipp, zugleich der Erbe der Niederlande, die zweite Tochter Ferdinands und Isabellas, die nachher so unglückliche Johanna, heirathen. Im Sommer 1496 ward die Flotte ausgerüstet, welche die Infantin nach Flandern führen und sodann die Prinzessin Margarethe nach Spanien bringen sollte. Diese geistreiche und lebensfrohe junge Dame, in ihrer frühen Jugend mit Karl VIII. von Frankreich verlobt, am Hofe von Paris erzogen und schließlich in beleidigender Weise nach Hause zurückgeschickt, kam im März 1497 auf spanischem Boden an. Am 3. April wurde die Vermählung gefeiert; Ximenes als Erzbischof von Toledo vollzog die Trauung, Alles war voll Jubel und Herrlichkeit. Zwar fand die lustige und französischen Sitten huldigende Margaretha gar Manches auszusetzen an der bis zur Pedanterei gravitätischen Ernsthaftigkeit des spanischen Hoflebens; allein desto glücklicher war sie durch die herzliche und herzgewinnende Aufnahme in der königlichen Familie selbst, wo unter dem beherrschenden Einfluß Isabellas die Innigkeit und Wärme der nächsten verwandtschaftlichen Verhältnisse im Geiste des Christenthums gehegt und gepflegt wurde. Allein auch dieses Glück war nur von kurzer Dauer. Während Ferdinand und Isabella der Vermählung ihrer ältesten Tochter mit Emmanuel von Portugal beiwohnten, traf sie die Schreckenskunde von der in Salamanca erfolgten gefährlichen Erkrankung ihres Sohnes. König Ferdinand eilte unverzüglich an das Lager seines Thronerben und kam noch rechtzeitig, um ihn sterben zu sehen. Mit einer Seelengröße und Ergebung, die über sein Alter war, fügte sich der junge Mann, dem die Erde

alle ihre glänzendsten Hoffnungen und schönsten Freuden entgegenzutragen schien, in den unerforschlichen Willen Gottes, und sprach den einzigen Wunsch aus, daß auch seine Eltern die nämliche Ruhe und Fassung empfinden möchten, welche ihn selbst auf dem Todbette beglückte. Am 4. Oktober 1497 hatte er aufgehört zu leiden. Isabella empfing die Nachricht mit den Worten Jobs: „Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen; der Name des Herrn sei gelobt.“ Das tragische Geschick des Königshauses wurde von der ganzen Nation aufs Tiefste mitempfunden, und dieser Schmerz gab sich in ergreifender Weise bei allen Klassen der Bevölkerung kund; Margaretha kehrte später in ihr Vaterland zurück, wurde nach einer kurzen, ebenfalls kinderlosen Ehe mit dem Herzog von Savoyen Regentin der Niederlande, und starb im Jahre 1530.

Durch Johanns kinderlosen Tod und das frühzeitige Hinscheiden des Kindes Miguel in Portugal war die muthmaßliche Thronfolge der spanischen Reiche zu dem Haupte Johannas, des dritten Kindes aus Ferdinands und Isabellas Ehe, gelangt. Diese Tochter, von Isabella wegen ihrer Aehnlichkeit mit König Ferdinands Mutter im Scherze „Schwiegermütterchen“ genannt, scheint unter allen Kindern des katholischen Herrscherpaares verhältnißmäßig die mindest glückliche Begabung in diese Welt mitgebracht zu haben. Sie war in ihrer Jugend dem Könige Franz Phöbus von Navarra bestimmt, dessen früher Tod diesen Heirathsplan zerstörte. Wie sie gleichzeitig mit ihrem Bruder Johann mit dem kaiserlichen Hause Oesterreich in Verbindung trat, haben wir bereits gesehen. Isabella trennte sich ganz besonders schwer von diesem Kinde; ihr mütterliches Herz mag wohl gefühlt haben, wie wenig gerade die bis zur Leidenschaftlichkeit liebevolle und herzenswarme Juana in die kalte und feindselige Welt eines fremden Hofes paßte.

Die Königin begleitete ihre Tochter bis zum Einschiffungsplatze im asturischen Hafen Laredo, und mit ernster Wehmuth mag sie der glänzenden Armada von 130 Schiffen nachgeblickt haben, welche ihr ungeduldiges Kind über die stürmischen Wogen entführte. Isabella hatte gerade um jene Zeit ihre zärtlich geliebte und eigenhändig gepflegte Mutter durch den Tod verloren, und es war, als ob das ganze traurige Lebensschicksal der scheidenden Johanna mit ahnungsvoller Schwere das Herz der Königin bedrückte. Heftige Stürme begleiteten die fürstliche Jungfrau über das Meer, Viele von der Reisebegleitung fanden unterwegs ihren Tod. Die Infantin selbst kam wohlbehalten in Flandern an, und bald darauf ward ihre Vermählung mit Erzherzog Philipp „dem Schönen“ von Oesterreich vollzogen.

Der erste Sohn dieser Ehe war der am 24. Februar des Jahres 1500 zu Genf geborene Karl, der als Karl V. die spanischen und österreichischen Besitzungen in seiner Hand vereinigen und am Abend seines Lebens die Nichtigkeit aller irdischen Herrschaft so tief empfinden sollte. Bei der Nachricht von seiner Geburt am Festtage des Apostels Mathias rief seine Großmutter Isabella in prophetischem Geiste mit den Worten der heiligen Schrift (Apostelgeschichte 1, 26) aus: „Sors cecidit super Mathiam, das Loos ist gefallen auf Mathias.“ Diese Prophezeiung war um so merkwürdiger, als der portugiesische Prinz Miguel erst einige Zeit nach Karls Geburt, nämlich am 20. Juli 1500, starb. Seitdem durch diesen Todesfall die Thronfolge Johannas entschieden war, wünschten Ferdinand und Isabella sehnlich, Philipp mit seiner Gemahlin in Spanien zu sehen. Dieses Verlangen ward jedoch erst im Januar 1502 erfüllt. Das junge Paar reiste über Frankreich, wo Philipp sich ganz den höfischen Zerstreuungen und Festlich-

keiten hingab und seine Würde schon so weit vergaß, daß er keinen Anstand nahm, als Pair von Frankreich sich ins Parlament von Paris zu setzen und dem französischen König als Oberlehensherrn hinsichtlich seiner flandrischen Besitzungen zu huldigen; eine Handlungsweise, welche für sich allein genügt, um die vollständige politische Unfähigkeit des jungen Mannes darzuthun. Johanna, ihrer spanischen Ehre treu, nahm an ihres Gemahls Selbsterniedrigung keinen Antheil. Zugleich wurde, der damaligen Unsitte entsprechend, die Vermählung des kaum der Wiege entwachsenden Karl mit Ludwigs XII. ältester Tochter Claudia ausgemacht.

In Spanien wurden Philipp und Johanna von ihren königlichen Eltern, in deren Gefolge der Erzbischof Ximenes die politische und kirchliche Repräsentation leitete, mit innigster Zärtlichkeit, von der Bevölkerung mit allen Zeichen herzlicher Freude und Ergebenheit empfangen; und es hätte nur eines gewöhnlichen Maßes von Vernunft auf Seiten des Erzherzogs bedurft, um an diesen glänzenden Empfang die würdigsten und bedeutungsvollsten häuslichen und weltgeschichtlichen Verhältnisse anzuknüpfen. Allein ihm fehlte der Sinn für das Höhere und Edle.

Obgleich die weibliche Thronfolge, welche früher in der Person der portugiesischen Königin von den Cortes Aragoniens lebhaft beanstandet wurde, diesmal weder in Castilien noch in Aragonien dem leisesten Widerstand begegnete, vielmehr die Huldigung beider Königreiche eine ebenso freudige wie bedingungslose war, drängte Philipp gleichwohl auf die unvernünftigste Weise nach baldiger Rückkehr in die Niederlande. Ein Mensch, der fähig ist, in Spanien sich nach den Niederlanden zu sehnen, hat dadurch allein sich selbst gezeichnet und gerichtet, es müßte denn aus Patriotismus geschehen, was bei dem jungen Habsburger wohl nicht der Fall war. Philipp wollte ungehemmt

und rücksichtslos genießen; die frommen und ernsten Schwiegereltern waren ihm zuwider, der hochgestimmte ideale Zug des spanischen Volkes fand keinen Anklang in seiner ordinären Seele. Er war um so gleichgiltiger gegen seine arme Frau, je mehr diese in ihrer Herzenseinfalt sterblich in ihren Mann verliebt war; ihre bis zur Krankheit sich steigernde Eifersucht hatte nur zu schlimmen Grund. Trotz Johannas Schwangerschaft, trotz ihrer und der Schwiegereltern flehentlichen Bitten reiste Philipp ohne seine Gemahlin, aber mit seinem flämischen Gefolge, welches die Spanier als im Solde Ludwigs XII. stehend betrachteten, im Dezember 1502 von Madrid ab, um in Frankreich politische Thorheiten zu begehen, von deren Unverantwortlichkeit wir uns schon weiter oben überzeugt haben.

Johanna aber, vom Augenblick seiner Abreise an in verzweiflungsvolle Traurigkeit und tiefste Schwermuth versunken, gebar am 10. März 1503 zu Alcalá, der Universitätsstadt des Ximenes und Geburtsstadt des Cervantes, ihren zweiten Sohn Ferdinand, der seiner Zeit seinem Bruder Karl V. auf dem deutschen Kaiserthrone folgen sollte. Allein die Liebe zu dem Kinde vermochte den kranken Gemüthszustand der Mutter nicht mehr zu heilen; nur nach Philipp trachteten ihre Gedanken, und die Schatten des Wahnsinns umdüsterten mit zunehmender Finsterniß die Seele, welche allen Halt und alle Kraft verloren hatte. Philipp trug durch Aufforderungen zur Rückkehr, welche er an seine Gattin richtete, sein Mögliches zur Verschlimmerung des Uebels bei, und noch im Laufe des Jahres 1503 hatte die Krankheit der Unglücklichen einen solchen Grad erreicht, daß sie im Nachtkleid zu entfliehen versuchte. Es bedarf keiner Worte, um den schweren Kummer der Eltern auszusprechen, der um so schmerzlich drückender auf ihnen lastete, als Philipps rohe Lieblosigkeit keinen Hoffnungs-

schimmer einer besseren Zukunft, keine Aussicht auf Genesung übrig ließ. Johannas fernere traurige Schicksale bis zum Tode ihres Vaters werden wir in Verbindung mit dem Fortgang der politischen Ereignisse kennen lernen; erst im Jahre 1546 erlöste sie der Tod aus unheilbarer Geistesnacht. Ihr Andenken ist noch jetzt, wie ich mich selbst überzeugt habe, bei dem spanischen Volke allgemein verbreitet als ein Gegenstand herzlicher Theilnahme.

Die beiden letzten Töchter Ferdinands und Isabellas haben in der spanischen Geschichte keine Rolle gespielt, weßhalb wir nur mit wenigen Worten ihrer wesentlichsten Lebensschicksale gedenken.

Maria, das vierte Kind, wurde mit König Emmanuel von Portugal vermählt, dem Wittwer ihrer Schwester Isabella, und starb, in ihrem neuen Vaterlande hochverehrt, als Mutter zahlreicher und hoffnungsvoller Kinder, im Jahre 1517, wenige Jahre vor ihrem Gemahl.

Das traurigste Schicksal, vielleicht selbst Juana nicht ausgenommen, hatte unter allen Kindern Ferdinands und Isabellas ihre jüngste Tochter Katharina, oder wie die spanische Sprache sagt, Catalina. Im Jahre 1496, kurz nach der Verlobung Johanns und Johannas mit dem habsburgischen Geschwisterpaar, wurden von dem englischen Hofe Unterhandlungen eingeleitet wegen einer Vermählung Katharinas mit dem Prinzen Arthur von Wales, einem Bruder des nachherigen Königs Heinrich VIII. Ferdinand war mit dem Vater dieses Prinzen, König Heinrich VII., längst in freundschaftliche politische Beziehungen getreten; das hohe Ansehen, in welchem der spanische Monarch durch ganz Europa stand, war Veranlassung gewesen, ihm das Vermittleramt zwischen den Herrschern von England und Schottland zu übertragen, und diese Vermittlung war dem stets umsichtigen und geschäftsgewandten Ferdi-

nand auch vollständig gelungen. Die Anknüpfungen wegen Catalina reichen schon in die frühesten Jugendjahre der Infantin zurück; jetzt wurden sie mit rascher Energie wieder aufgenommen, und im folgenden Jahre, als Catalina erst 12 Jahre alt war, die Ehe vollzogen. Nach dem frühen Tode des Prinzen von Wales heirathete Heinrich VIII. dessen Wittwe. Sie ist die in der englischen Geschichte wegen ihrer Tugenden und ihres Unglücks so berühmte „Katharina von Aragonien", die Mutter der späteren Königin Maria. Die Weigerung des heiligen Stuhles, Heinrichs Ehe mit Katharina zu trennen, gab die Veranlassung zur Losreißung Englands von der katholischen Kirche; Katharina selbst wurde von ihrem despotischen Gemahl verstoßen, und erst nach einem prüfungsreichen Leben im Jahre 1536 zu ihren längst entschlafenen Eltern heimgerufen.

Wenn Ferdinands und Isabellas öffentliche Laufbahn von seltenem Glück begleitet und durch großartige Ergebnisse ausgezeichnet war — wahrlich, am häuslichen Herde haben Beide, und vor Allem die zärtliche und fromme Mutter, herbe Sühne geleistet für das auf dem Schauplatz der Weltgeschichte Genossene und Vollbrachte. Die mancherlei Leiden und schweren Geschicke ihrer Kinder trafen die Eltern um so schmerzlicher, als die Sorgfalt der Erziehung bei allen durch reiche Früchte belohnt war. Nicht umsonst waren die ausgezeichnetsten Lehrer des In- und Auslandes, namentlich auch Italiens, zum Unterrichte des Prinzen von Asturien und seiner Schwestern berufen worden. Die ganze Bildung ihrer Zeit wurde diesen Königskindern im höchsten Grade zu eigen gemacht; Juan war mit den Werken des Aristoteles in seltenem Maße vertraut, Johanna und namentlich auch Katharina beantworteten lateinische Anreden fließend und tadellos in derselben Sprache; vor Katharinas wissenschaftlichen Kenntnissen sprach sogar ein

Erasmus seine hohe Bewunderung aus. Und wie in geistigen Dingen, so wurden die Kinder auch in den Uebungen und Geschäften des äußerlichen Lebens mustergiltig ausgebildet, der Sohn als junger Ritter, die Töchter als künftige Hausfrauen, denen jede, auch die geringste weibliche Arbeit durch vielfache Uebung vertraut geworden war.

Allein der ewige Rathschluß der göttlichen Vorsehung vollzieht sich an den Geschicken der Sterblichen ohne Rücksicht auf ihre größere oder geringere Begabung und Entwicklung. Wir müssen Alle lernen, daß wir Geschöpfe sind, und Isabella, die es nie vergessen hatte, sah die geliebten Wesen, die sie unter ihrem reinen Herzen getragen, nach einander und zu ernsten Aufgaben in diese allgemeine Schule eintreten. Ferdinand aber mochte, wenn er mit und in den Leiden seiner Kinder litt, zugleich die Stimme des Gewissens hören, die ihn mehr als nur eines einzigen Fehltrittes gegen sein häusliches Glück, gegen seine erhabene Gattin beschuldigen mußte.

IX.

Isabellas Tod und Charakterbild.

Groß und glänzend waren in der That die reichen Segnungen, durch welche Gott Isabellas Regierung ausgezeichnet hatte. Das Vaterland zu einem mächtigen politischen Ganzen geeinigt, die Herrschaft der Ungläubigen vollständig und endgiltig vernichtet, eine neue Welt in des Wortes kühnster Bedeutung entdeckt und als reichster Ersatz der großmüthig angebotenen Kronjuwelen in das Diadem ihres Ruhmes eingeflochten, ein wunderbar schönes König-

ch im Herzen Italiens erobert, Spanien aus seiner Un=
deutendheit mit einem Mal zur ersten Macht der Erde
hoben — das waren die Ergebnisse von drei Jahrzehnten.

Daß aber auch die Edelsten und Größten unseres Ge=
lechtes nichts Ruhmwürdiges und Gott Wohlgefälliges
ne harte Arbeit und bittere Sorge zu erreichen vermögen,
s hatte Isabella, wie wir gesehen haben, in nicht minder
chem Maße erfahren. In strenger Geistesarbeit und
ter den schwersten körperlichen Anstrengungen hatte sie
: Tage ihres Lebens zugebracht. Seit dem Jahr 1496,
welchem sie ihre Mutter verlor, hatte eine Reihe schwerer
chicksalsschläge daran gearbeitet, ihr großes und edles
'rz allmälig zu brechen. In den beiden folgenden Jahren
ıßte sie ihren einzigen Sohn, ihre liebste Tochter zum
rabe geleiten, in bitterster Erfahrung lernend, wie ver=
.nglich und zerbrechlich auch das reinste und beste Erden=
ück sei. Johannas immer trauriger sich gestaltender
eisteszustand bereitete dem Mutterherzen die allerschlimm=
n Qualen, und König Ferdinand war nie der Mann
wesen, das tiefere Seelenleben seiner königlichen Ge=
ahlin in Freud und Leid vollkommen zu verstehen und zu
leichtern.

So stand sie denn, als der Abend ihres Erdenlebens
ranzudämmern begann, einsam und mit einer Seele voll
chmerz, mit zwei Augen voll brennender Thränen neben
m ruhmvollen Throne Spaniens. Aber als alle Stützen
res irdischen Glückes nach einander zusammengebrochen
aren, vergaß sie um so weniger die Grundlagen ihres
ɔigen Heiles. In strengster Pflichterfüllung und mit un=
ısgesetztem Aufgebot der sinkenden Kraft waltete sie ihres
niglichen Amtes, unterstützt von dem erhabenen priester=
chen Greise, in dessen genialem Geist längst Alles abge=

tödtet war außer dem Willen Gottes, dem Heil seiner Kirche und der Wohlfahrt Spaniens.

Schon im Jahr 1503 war Isabella so schwer leidend, daß die Cortes von Castilien amtlich und förmlich die Bitte wagten, die Königin möge auf den Fall der Abwesenheit oder Unfähigkeit Johannas für die Geschicke des Landes nach ihrem Tode bedacht sein. Im Frühling des Jahres 1504 reiste Johanna nach Flandern; nach wenigen Monaten gelangten die peinlichsten Nachrichten von ihr an den spanischen Hof. Philipp verlor immer mehr jeden sittlichen Halt, und Johanna, von der finstern Macht des Wahnsinns zur Erde gebeugt, vergaß gänzlich ihrer königlichen Würde. Er liebäugelte mit den Palastdamen seiner Frau, sie ließ der gefürchtetsten Nebenbuhlerin die Locken glatt vom Kopfe scheeren und zerfleischte eigenhändig das verhaßte Angesicht. Beiderseits machte der wilde Sturm unmenschlicher Leidenschaft jede Hoffnung auf ein menschenwürdiges Dasein unmöglich, wo die königlichen Eltern so rastlos gearbeitet hatten, um die höchste Fülle edelsten Glückes auf das Haupt ihrer thorheitvollen Kinder zu häufen.

Unter diesen erschütternden Einflüssen ging es mit Isabellas Erdendasein fortan rasch dem Ende zu. Sie arbeitete noch unermüdlich, während sie schon beinahe unfähig war, sich von ihrem Schmerzenslager zu erheben; allein im Oktober 1504 mußte jede Hoffnung einer Wiederherstellung aufgegeben werden. Die Königin selbst war sich des herannahenden Endes recht wohl bewußt, und mit königlicher Pflichterfüllung bereitete sie sich zum Tode vor. Am 12. Oktober errichtete sie ihr Testament. Ihr Begräbniß sollte in bescheidenster Weise stattfinden, ihre irdische Hülle im geliebten Granada ruhen, jedenfalls aber nur da, wo der König, ihr Herr, es wünsche, „damit die Einigkeit, deren wir in dieser Welt genossen, und die wir mit der

Gnade Gottes auch für unsere Seelen im Himmel hoffen dürfen, schon durch unsere Körper im Grabe vorgestellt werde." Nach einer Reihe von Anordnungen christlicher Wohlthätigkeit und treuer Regentensorge wendet sich Isabella zu der dornenvollen Frage der Thronfolge. Die Infantin Johanna als Königin und Erzherzog Philipp als deren Gemahl werden zu Erben der Krone Castilien erklärt, für den Fall der Abwesenheit oder Unfähigkeit Johannas aber König Ferdinand als alleiniger Regent von Castilien bis zur Volljährigkeit Karls ernannt, mit Rücksicht auf den Edelmuth und die glorreichen Eigenschaften des Königs, ihres Herrn, auf dessen reiche Erfahrung und auf den großen Nutzen, welcher dem Staat aus seiner weisen und wohlthätigen Regierung erwachsen werde. Für den persönlichen Unterhalt ihres Gemahls bestimmte Isabella unter Andern die Hälfte aller reinen Erträgnisse aus den amerikanischen Besitzungen. Sodann ersucht die Sterbende ihren „König und Herrn", alle ihre Juwelen anzunehmen oder was ihm davon beliebe, damit er bei deren Anblick sich der ausgezeichneten Liebe erinnere, welche sie stets für ihn gehegt, und damit er eingedenk bleibe, wie sie ihn nun in einer besseren Welt erwarte; dieser Gedanke möge ihn ermuntern, desto gerechter und heiliger in dieser Welt zu leben.

Allein es war der Königin noch eine lange und schwere Leidenszeit auferlegt. Unter großen Qualen langsamer Auflösung immer geistig frisch und unablässig ihrem hohen Berufe zugethan, errichtete sie noch am 23. November 1504 einen Nachtrag zu ihrem eben besprochenen letzten Willen. Mittelst desselben ernannte sie eine Commission, um die bestehenden Gesetze und Verordnungen in ein bündiges Gesetzbuch zusammenzustellen; sodann trifft sie Anordnungen zum Wohle der Eingebornen der neuen Welt, schärft ihren

Nachfolgern das große Werk der Christianisirung und Civilisation ein und beschwört sie, die armen Indianer mit der größten Güte zu behandeln und alles denselben gegen Isabellas Willen zugefügte Unrecht möglichst wieder gut zu machen. Endlich bespricht sie, um aus ihrer reinen Seele den letzten Schatten eines unrechten Gutes zu entfernen, die Frage der Rechtmäßigkeit gewisser Einkünfte der Krone, namentlich der von uns weiter oben besprochenen sogenannten Alcabala, und verordnet die Prüfung und Entscheidung dieser Angelegenheit „nach dem Gutdünken der Unterthanen des Reiches."

Die schwere, letzte Stunde kam heran. „Weinet nicht um mich," sagte die Königin mit ersterbender Stimme ihrer trostlosen Umgebung; „verschwendet nicht eure Zeit mit nutzlosen Gebeten für meine Genesung; betet lieber für das Heil meiner Seele."

Als sie die letzte Oelung empfing, wollte sie ihre Füße nicht entblößen lassen; ein Zug, welcher nicht nur ihr feines Schamgefühl, sondern auch ganz besonders das in Isabellas Wesen tief begründete orientalische Element, trotz der anscheinenden Geringfügigkeit des Umstandes, im hellsten Glanze wiederspiegelt. Denn man darf nicht vergessen, daß eine Sterbende es war, der die Verhüllung eines Fußes noch über Alles wichtig schien.

Nach dem Empfang aller Sacramente, mit welchen die Kirche Gottes den schweren Schritt ins Jenseits erleichtert, wurden Isabellas letzte Stunden ruhig und sanft; am 26. November 1504 um die Mittagsstunde hauchte sie ihre Seele aus, im 54. Lebens-, im 30. Regierungsjahr. Ihr Leib wurde vorerst im Franciscanerkloster Santa Isabella der Alhambra zur Ruhe bestattet, nach Ferdinands Tod aber an seiner Seite in der Kathedrale von Granada, wo

noch jetzt der Staub der beiden großen Todten auf den Tag des Gerichtes harrt.

Mit Isabella war ein Wesen seltenster Art von dieser armen Erde geschieden. Schon ihre äußere Erscheinung verkündete den hohen Werth und Adel ihrer Seele. Ich selbst habe auf dem früheren Sommerlustschloß der maurischen Könige bei Granada, dem sogenannten Generalife, Isabellas geschichtlich beglaubigtes Porträt gesehen und konnte mich bei diesem Anblicke der Empfindung nicht erwehren, die ich an einer andern Stelle ausgesprochen habe: „Solche Seelengüte, solch gläubige Frömmigkeit, verbunden mit so klarem und scharfem Verstandesausdruck, habe ich noch selten auf einem Frauenantlitz wahrgenommen." Ihre helle frische Gesichtsfarbe, ihre blauen Augen und braunes Haar machten sie außerdem zu einer gerade in Spanien, unter einem meist dunkelaugigen und schwarzlockigen Frauengeschlechte, wahrhaft seltenen Schönheit.

Ihre geistigen Eigenschaften aus einem Gesichtspunkte zu überschauen und zu begreifen ist nur Derjenige im Stand, welcher, wie Isabella selbst, vom Geiste des Christenthums erfüllt oder wenigstens ergriffen zu sein das Glück hat. Deßhalb war sie mild, schonend und leutselig gegen ihre Umgebung, deßhalb war sie mäßig bis zur Enthaltsamkeit in Speise und Trank, einfach und bescheiden in ihrer Kleidung, freigebig und wohlthätig gegen Diener und Arme, arbeitsam und berufstreu bis zur Unermüdlichkeit, weil sie durch alle diese, einstimmig von allen Geschichtschreibern aller Geistesrichtungen bezeugten Eigenschaften dem Vorbilde, dem Geist und den Lehren ihres göttlichen Heilandes nachzueifern und zu gehorchen in niemals ermattendem christlichem Eifer sich bemühte.

Frei von dem ängstlichen Mißtrauen und der oft kleinlichen Ränkesucht ihres Gemahls, welchen geistig zu sich zu

erheben eine große, niemals gänzlich gelöste Aufgabe ihres Lebens war, stand ihr reines und edles Herz jedem großen und erhabenen Gedanken offen und willig gegenüber. Ihr, und nur ihr, verdankte die spanische Nation die nachhaltige und ausdauernde Entflammung des patriotischen Enthusiasmus, welche zum Krieg gegen, zum vollständigen Triumphe über Granada führte. Ihr, und ihr allein verdankt Spanien den Ruhm, dem genialen Entdecker Amerikas die rauhe Bahn seines Lebens wenigstens so weit geebnet zu haben, daß er die Erfüllung seiner weltgeschichtlichen Aufgabe unternehmen konnte. Und wenn nach Isabellas Befehlen, in Isabellas Geist, nach den Worten und Vorschriften ihres letzten Willens im Verkehr mit den Eingeborenen Amerikas verfahren worden wäre, dann hätte sich nimmermehr über der spanischen Nation jene ungeheure Blutschuld aufgehäuft, welche noch in unsern Tagen zum Himmel schreit um Rache, und welche vielleicht von dem zürnenden Gotte der Heerschaaren heimgesucht wird an dem Spanien des 19. Jahrhunderts.

Isabellas Frömmigkeit war von der Art, daß ein hervorragender protestantischer Schriftsteller von entschieden rationalistischer Denkweise sich zu den Worten genöthigt sieht: „Was jedem Zuge von Isabellas Geist eine eigenthümliche Färbung gab, war die Frömmigkeit. Sie leuchtete aus ihrer tiefsten Seele mit himmlischem Glanze hervor.“ Eine unter ernsten Prüfungen und Gefahren verlebte Jugend, die von einer frommen und strengen Mutter empfangene Erziehung hatten die Fundamente ihres inneren Lebens ein für allemal auf den unerschütterlichen Felsen der Religion gestellt; keine Zügellosigkeit eines verdorbenen Hofes war im Stande, nicht etwa ihren Ruf, sondern auch nur den reinen Spiegel ihrer Seele mit dem Gifthauch der Sünde zu trüben; als Gattin

und Mutter war und blieb sie geschmückt mit einem wahrhaft jungfräulichen Herzen.

Wir, die wir als katholische Christen in unserer Kirche mit vollster Ueberzeugung die Urquelle und die allein vollständige Verkörperung allen und jeden Christenthums erblicken, wir brauchen die große spanische Königin nicht zu entschuldigen ob ihres katholischen Glaubenseifers: wir erkennen gerade in diesem Zuge eine ihrer größten Tugenden. Wenn und wo immer unter dem Vorwand des Glaubenseifers oder in Mißverstehung desselben Fehler und Verbrechen begangen worden sind, da beklagen wir dieselben um der Opfer, beklagen dieselben vor Allem um der mißbrauchten oder falsch verstandenen göttlichen Sache willen. Allein wer immer überzeugt ist, daß er die ewige, von Gott geoffenbarte Wahrheit besitzt, der muß auch erfüllt sein von heiligem, brennendem Eifer für diese Wahrheit. Gleichgiltigkeit in dieser Hinsicht ziemt nur Dem, welcher mit dem händewaschenden Römer in Verzweiflung fragt: „Was ist Wahrheit?“ — Isabella war in ihrem gläubigen Gemüthe aufs Innigste durchdrungen von der Ueberzeugung, daß außer der Kirche kein Heil ist. Der hohen Verantwortlichkeit ihres Herrscheramtes klar bewußt, erkannte sie es als ihre erste und heiligste Pflicht, die Reinheit des katholischen Glaubens im weiten Umfang ihrer Reiche zu erhalten, und auch den neuaufgefundenen Menschenbrüdern die höchste Wohlthat, die Religion Jesu Christi, zuzuwenden. Die Königin war in diesem Punkte ganz von derselben Begeisterung erfüllt, welche den großen Ximenes, welche den glaubensstarken Columbus in allen Thaten und Gefahren ihres Lebens geleitet hat.

Zugleich lieferte Isabella durch ihre ganze Regententhätigkeit den sprechendsten Beweis, wie wenig die ächte Religiosität zur Verfinsterung des Verstandes, zur Ver-

kümmerung der Einsicht in die mannigfaltigsten rein irdischen Lebensverhältnisse, oder zur Ungeschicklichkeit in Leitung und Beherrschung derselben führt. Ein klarer, praktischer Verstand ging bei ihr mit sicherem, festem Schritt neben der dem Himmel zugewandten Frömmigkeit einher: ihre Maßregeln zur Hebung des Wohlstandes, zur Beförderung von Handel, Industrie, Fabrikthätigkeit, zur Unterstützung der Wissenschaft und höheren Geistesbildung waren so vortrefflich und erfolgreich, als sie nach dem geistigen Standpunkte des 15. Jahrhunderts nur überhaupt gedacht werden konnten. Die Folge davon war, daß die spanische Nation sehr bald auf der Höhe der Bildung ihrer Zeit, die spanische Literatur in dem annähernd gleichen Range mit der italienischen angekommen war. Die neu entdeckte Buchdruckerkunst wurde von Isabella mit ganz besonderer Vorliebe beschützt und belohnt; die Königin selbst hörte auch in ihren späteren Jahren nicht auf, zu lernen, und erwarb sich mitten unter den anstrengendsten Sorgen und Arbeiten ihrer Regierung noch eine entschiedene und gründliche Kenntniß der lateinischen Sprache.

Und diese nämliche, allen höchsten Aufgaben des Menschendaseins in freier Geistigkeit zugewandte Königin war zugleich die emsigste Hausfrau im schlicht bürgerlichsten Sinne des Wortes. Während sie höfische Feste, Glanz und Prunk nur so mitnahm, wo das Beste des Staates und das Bedürfniß der königlichen Würde derartige Dinge zu erfordern schien, fand sie Erholung und Genuß, außer der Religion, in häuslichem Wirken und weiblichen Arbeiten. Gar viele Kirchen Spaniens bewahrten in ihren Sakristeien und auf ihren Altären wunderbar kunstfertige Arbeiten ihrer königlichen Hand, und nebenbei that sie sich wohl scherzhaft Etwas darauf zu gut, daß der König kein Hemd trage, das sie nicht selbst verfertigt hätte. Im gleichen Geiste

tugendhafter Häuslichkeit, strenger Arbeitsamkeit und ernster Sitte erzog sie ihre Töchter.

Allein so sehr sie allen ächt weiblichen Bestrebungen sich demuthsvoll widmete — andererseits leistete sie durch Ausdauer und Standhaftigkeit in den Strapazen des Krieges unendlich mehr, als man von ihrem Geschlechte zu erwarten berechtigt ist. Nach allen Theilen ihres ausgedehnten Reiches folgte sie, bei den so außerordentlich mangelhaften Verkehrsmitteln jener Zeiten, ihren Armeen zu Pferde nach. Noch jetzt kann man sich der Rührung nicht erwehren, wenn man die reizende Ebene von Granada und die wilden Schluchten der sie umgebenden Gebirge durchreist. Da ist keine Stadt, die nicht durch Isabellas Aufenthalt geweiht, da ist kein Schauplatz kriegerischen Ruhmes, der nicht durch ihren Namen, durch ihre Mitwirkung zum Sieg der Kreuzesfahne geheiligt wäre. Und dieser Festigkeit und Stärke in Anstrengungen jeder Art entsprach ihre heroische Geduld in Schmerz und Krankheit des Leibes. Wahrlich, der physische Schmerz ist keine Kleinigkeit, und Isabella hat es erfahren. Schwere Krankheiten, schwerere Geburten haben mit Qualen jeder Art an ihrem körperlichen Dasein gerüttelt und es, nach menschlicher Berechnung, vor der Zeit entzwei gebrochen; aber ihre vertrautesten Dienerinnen und Freundinnen versicherten, nie eine Klage oder einen Schmerzensruf aus dem Munde der königlichen Dulderin vernommen zu haben.

Ferdinand war, abgesehen von seiner Begabung als Staatsmann und Heerführer, in gar mancher Beziehung einer tugendhaften Gemahlin nicht würdig. Durch mehr als eine Untreue kränkte er ihr reines und keusches Herz; allein unerschütterlich und ungeschwächt blieb ihre treue hingebende Liebe für den Mann, der das Ideal ihrer jungfräulichen Jahre gewesen und der Vater ihrer so zärtlich

geliebten Kinder geworden war. Mit gleicher Zärtlichkeit und Treue, mit der ganzen Sorgfalt kindlicher Liebe pflegte sie ihre altersschwache Mutter.

Und dieses Herz voll Liebe begleitete Isabella auch hinaus in die Leiden und Schrecken des Krieges. Heldenmüthig standhaft in Verfolgung ihrer großen politischen Ziele, war sie weiblich zart und unermüdlich in Linderung der Uebel und Qualen, welche der unentbehrliche Krieg den Menschen auferlegt. Sie war es vor Allem, welche die Feldspitäler und Lazarethe eigentlich begründete; und es läßt sich Alles, was in unsern kriegerischen Tagen geschieht, um die furchtbaren Ergebnisse der Schlachten zu mildern oder zu ermäßigen, auf Isabella die Katholische als eine ganz hauptsächliche Urheberin zurückführen. In ihr lebte, wie in jeder ächten Katholikin, ein Hauch vom Geiste der treuesten Nachfolgerinnen Jesu Christi, der barmherzigen Schwestern. Darum waren ihr auch die rohen und blutigen Stiergefechte, leider damals schon das spanische Volksvergnügen, in tiefster Seele zuwider; und als sie die Unmöglichkeit erkannte, diese krankhafte Neigung aus den Gemüthern der Spanier auszutilgen, kam sie auf den Gedanken, die Hörner der Stiere durch Umhüllungen zu verwahren und so Menschen und Pferde vor schweren Verletzungen zu schützen.

Man hat Isabellas Andenken beleidigt, indem man zwischen ihr und der gleichnamigen Königin Elisabeth von England eine Vergleichung zog. Die Wahrheit ist, daß in allen und jeden Beziehungen Isabella ebenso herrlich im Glanze fast überirdischer Tugend vor uns steht, wie Elisabeth in gemeiner, niedriger Weltlichkeit. Elisabeth war der aufs Höchste gesteigerte Ausdruck der gewaltsamen Auflehnung ihres Volkes gegen die Kirche Gottes; sie war ein sprechender Beweis dafür, was aus dem Menschen wird,

wenn er in gottvergessener Einseitigkeit, obschon in patriotischer Kraftanstrengung und mit scheinbarer politischer Weisheit, sich ganz und ausschließlich dem Staatsgedanken hingibt. Wie Isabella ein auf dem Boden des Katholicismus wunderbar erblühtes Ideal heiligmäßiger Weiblichkeit, so war Elisabeth von England ein eigentliches Zerrbild des Protestantismus. Es nützt Nichts, gegen solche Wahrheiten zu toben; man muß und wird fortfahren, den Worten ihre Bedeutung, den geschichtlichen Personen ihren wahren Werth zurückzugeben.

So ist es denn gekommen, daß die einigermaßen gerechten und edlen selbst unter den protestantischen Schriftstellern gerade durch diese so wenig zutreffende Vergleichung sich erst recht angetrieben und genöthigt fühlten, Isabellas herrliche Vorzüge in ihrem ganzen Umfang anzuerkennen. Und namentlich sollten sich Alle, die Elisabeths furchtbare Katholikenverfolgungen voll äußerster Grausamkeit sowohl in England als in Irland einigermaßen kennen gelernt haben, als ehrliche Leute wahrhaft schämen, jemals in ihrem Leben überhaupt oder mit besonderem Seitenblick auf Isabella von der „spanischen Inquisition“ zu reden.

Einstimmig war das Urtheil der Zeitgenossen, einstimmig ist auch das Urtheil der Nachwelt über Isabellas Werth. Ihre Unterthanen hatten in ihr das glänzendste Beispiel jeder weiblichen und königlichen Tugend verehrt, und beklagten ihren frühen Tod als den Untergang des Glückes und Ruhmes, welcher so herrlich über ihrem Vaterlande aufgegangen war. Selbst der fade Rationalismus des 18. und der revolutionäre Fanatismus des 19. Jahrhunderts sind bis jetzt nicht im Stande gewesen, die Begeisterung der spanischen Nation für ihre große Monarchin zu erschüttern; außerhalb Spaniens aber haben die besagten bösen Geister meines Wissens es nur versucht, Isa-

bellas Ruhm und weltgeschichtliche Bedeutung todtzuschweigen; zu verneinen gab es hier Nichts. Allein auch den Versuch des Schweigens hat der Amerikaner Prescott, ein Protestant und Rationalist, aber ein edeldenkender Mann, durch sein in vielen Beziehungen vortreffliches Werk über die Regierung Ferdinands und Isabellas fortan zur Unmöglichkeit gemacht. Und gerade die Zeit, in welcher Isabellas gleichnamige, minder tugendhafte und glückliche Nachfolgerin genöthigt war, von ihrem Throne herabzusteigen, um ihr Land und Volk allen Schrecken des Bürgerkrieges und allem praktischen Jammer des grundverkehrtesten Liberalismus preiszugeben, gerade diese Zeit ist, wenn irgend eine, geeignet, ein Meer hellsten und ruhmvollsten Glanzes zurückzustrahlen auf den Namen und auf die heldenmäßige Gestalt jener ersten Isabella, welche das herrliche, sonnengoldene Spanien im Laufe dreier Jahrzehnte zum Gipfel des Ruhmes und der welthistorischen Stellung erhoben hat.

X.

Ferdinand nach Isabellas Tod.

Wie sehr mit Isabellas Hinscheiden ein guter Geist von Ferdinand gewichen war, das zeigt der noch übrige Theil der ihm beschiedenen Lebenslaufbahn fast bei jedem Schritte. Die niedrigeren, ja selbst gemeinen Elemente und Leidenschaften, welche mindestens als Keime in seinem Wesen lagen, waren durch den veredelnden und vergeistigenden Einfluß der wahrhaft königlichen Frau im Ganzen und Großen mit Erfolg niedergehalten worden. Ihr reines,

blaues Auge leuchtete und wachte wie ein segenspendendes Gestirn über dem erdhafteren, noch mit so manchen Banden an das arme Diesseits geketteten Gemahle. Als dieses Auge sich für immer geschlossen hatte, da fühlte sich Ferdinand wohl einsam und verlassen, aber er fühlte sich auch in mancher Beziehung frei, und der böse Geist, der ihn umschwebte, mag gejubelt haben, daß die gewaltige Gegnerin ihm abgenommen war.

Dem letzten Willen seiner Gemahlin entsprechend, legte Ferdinand alsbald die Krone von Castilien nieder, ließ Philipp und Johanna als Könige ausrufen und nahm den Titel eines Reichsverwesers an. In dieser Eigenschaft huldigten ihm die am 11. Januar 1505 zu Toro versammelten Cortes, indem sie aussprachen, daß der Fall von Johannas Regierungsunfähigkeit in der That vorliege.

Allein mit dieser Regelung der Dinge war Ferdinands Schwiegersohn keineswegs einverstanden. Philipp forderte vielmehr den neuen Reichsverweser brieflich geradezu auf, der Regierung zu seiner Gunsten zu entsagen und sich in sein eigenes Königreich Aragonien zurückzuziehen. Philipps Ansprüche wurden unterstützt durch die selbstsüchtige Gunst zahlreicher Adeliger, welchen Ferdinands überlegene und zugleich absolutistische Politik von jeher ein Gegenstand tiefster Abneigung gewesen war. Durch diese Verhältnisse sowohl von Außen als im Innern seines Landes bedroht, griff Ferdinand sogleich zu einem Mittel ränkevoller Politik. In der Absicht nämlich, auf jeden Fall Frankreich von seinem Schwiegersohne zu trennen, suchte er auf jede mögliche Weise diese Macht für sich zu gewinnen. Frankreichs Interesse bestand offenbar darin, die Vereinigung der spanischen und österreichischen Macht durch Philipp und dessen Nachkommenschaft zu verhindern; der französische König Ludwig XII. war deßhalb gleich bereit, die Zwietracht

zwischen Ferdinand und seinem Schwiegersohn zu schüren. Es wurden daher Unterhandlungen eingeleitet über eine Vermählung des im 54. Lebensjahr stehenden Ferdinand mit einer 18jährigen französischen Prinzessin Germaine de Foix, einer Enkelin von Ferdinands Schwester Leonore, Königin von Navarra. Zu Gunsten dieser Ehe und der etwaigen Nachkommenschaft aus derselben verzichtete Ludwig XII. auf seine neapolitanischen Ansprüche; würde aber Germaine ohne Nachkommen sterben, dann sollte die durch den früheren Theilungsvertrag für Frankreich bestimmte Hälfte Neapels an diese Macht zurückfallen. Dieser schmachvollen Bedingung setzte das noch schimpflichere Versprechen die Krone auf, durch welches Ferdinand sich verpflichtete, an Ludwig XII. in zehn Jahresraten eine Million Dukaten Kriegskostenentschädigung zu bezahlen.

Zu diesen unglaublichen Handlungen ließ sich Ferdinand durch schnöden Eigennutz bestimmen, als noch kein Jahr seit Isabellas Tod entschwunden war (16. Oktober 1505). Er gefährdete dadurch sein und seiner verewigten Gattin ganzes Lebenswerk; denn falls die neue Königin Nachkommenschaft erhielt, mußte Aragonien mit seinen italienischen Besitzungen von dem übrigen Spanien nebst Amerika gänzlich getrennt werden. Wie tief unwürdig es war, an die Stelle einer Isabella eine Germaine zu setzen, an welcher als eine der bemerkenswerthesten Eigenschaften der „embonpoint“ hervorgehoben wird, das scheint Ferdinand nicht mehr empfunden zu haben.

Dafür erreichte er allerdings seinen unmittelbarsten, kleinlichen Zweck. Philipp, dem von Ludwig XII. die Durchreise durch Frankreich untersagt wurde, bis er sich mit seinem Schwiegervater ausgesöhnt habe, zog gelindere Saiten auf, und es kam zwischen Beiden am 24. November 1505 der Vertrag von Salamanca zu Stande, nach welchem

Castilien unter den vereinigten Namen „Ferdinand, Philipp und Johanna" regiert werden, Ferdinand aber die Hälfte der castilianischen Staatseinkünfte behalten solle.

Auf den Grund dieses offenbar verlogenen Machwerkes schiffte sich nunmehr Philipp mit seiner unglücklichen Gattin nach Spanien ein, wo er am 28. April 1506 ans Land stieg, nachdem Ferdinand kurz zuvor, am 18. März, seine Vermählung mit Germaine vollzogen hatte.

Als Philipp sich von dem castilischen Adel freundlich bewillkommt und bald von einer ansehnlichen Streitmacht umgeben sah, sagte er sich ungescheut von dem Vertrag von Salamanca los und machte sein und seiner Gemahlin ausschließliches Recht auf die Krone Castiliens geltend. Ferdinand hatte sich durch seine Heirath in der öffentlichen Meinung unendlich herabgesetzt, und Philipp durfte es wagen, ihm Monate lang jede Zusammenkunft zu verweigern; ja, es wäre mit Ferdinands Herrschaft zu Ende gegangen, wenn nicht Philipps Genußsucht und Unwissenheit die ihm dargebotene Gunst der Umstände verscherzt hätte.

Am 23. Juni 1506 kamen endlich Schwiegervater und Schwiegersohn an der Grenze von Galizien und Leon zusammen. Ximenes, der mit Ferdinand erschien, wußte zwar Philipps Günstling Don Juan Manuel zu entfernen; allein gleichwohl blieb Philipp unbeweglich. Ferdinand wußte sich zu beherrschen; er, der geprüfte Menschenkenner, sah bereits die Anzeichen der Zwietracht zwischen den von Philipp mitgebrachten Niederländern und den Spaniern hervortreten. Er beschloß, für den Augenblick nachzugeben, und trat durch Uebereinkunft vom 27. Juni 1506 die Regierung Castiliens an Philipp und Johanna ab, wogegen ihm die Würde als Großmeister der drei geistlichen Ritterorden und die auf Isabellas Testament beruhenden Einkünfte belassen wurden. Man sieht: Ferdi-

nand war auch als Nachgebender und Besiegter immer klug und praktisch; nur wo er sich durch ängstliches Grübeln um die Zukunft irreleiten ließ, wie bei dem Vertrage mit Frankreich, da verließ ihn die Schärfe seines Verstandes. Philipp war hart genug, dem Vater nicht einmal eine Zusammenkunft mit seiner unglücklichen, wahnsinnumnachteten Tochter zu bewilligen; und Ferdinand ging gleichwohl in der Nachgiebigkeit so weit, daß er Johannas Regierungsunfähigkeit und folgeweise Philipps ausschließliche Regierungsgewalt öffentlich und urkundlich anerkannte. Dann zog er sich nach Aragonien zurück. Untreu war er geworden dem Andenken Isabellas; untreu war ihm geworden sein früher so beständiges Glück.

Während in Castilien die Cortes ohne Rücksicht auf Philipps Uebereinkunft mit Ferdinand Ersterem nur in Gemeinschaft mit Johanna huldigten, Philipp aber gleichwohl eine unbesonnene und willkürliche Günstlingsherrschaft seiner Niederländer zur größten Erbitterung aller Klassen der spanischen Bevölkerung einführte, begab sich Ferdinand, von einer nicht fernen Zukunft sein Heil in Spanien erwartend, nach Neapel.

Sein hochverdienter Heerführer, Gonsalvo de Cordova, besaß Ferdinands Vertrauen nicht mehr. Aus dem Königreich Castilien gebürtig, durch Isabellas Gunst emporgehoben und ihrem Gemahl empfohlen, war der „große Feldherr“ für Ferdinand eine beständige Erinnerung an jene älteren Zeiten, mit deren Ueberlieferungen der König in mehrfacher Hinsicht gebrochen hatte. Neidische Verläumdung blies und schürte schon lange an der heimlichen Gluth des Argwohns zwischen König und Feldherr; und als Gonsalvo, trotz Ferdinands Anerbieten, ihn zum Großmeister von Santiago zu ernennen, seiner Abberufung von dem Posten als neapolitanischer Vicekönig nicht augenblicklich Folge

leistete, da fürchtete Ferdinand nichts Geringeres, als daß Gonsalvo das Königreich Neapel seinen Feinden in die Hände spielen oder für sich selbst behalten wolle, und schiffte sich mit seiner jugendlichen Gemahlin im September 1506 an Bord einer stattlichen Flotte nach Italien ein. Gonsalvo kam ihm schon in Genua entgegen, entschuldigte seine verzögerte Rückkehr mit der pflichtmäßigen Sorge für die wichtigsten Angelegenheiten des Landes, und stellte so, wenigstens äußerlich, ein gutes Verhältniß zu seinem Könige her. In Ferdinands Brust blieb aber der Stachel des Argwohns, und zwar, nach aller menschlichen Kenntniß und Berechnung, eines unbegründeten Argwohns gegen einen treuen und patriotischen Diener.

Beinahe gleichzeitig mit Ferdinands Landung in Genua war in Burgos sein Schwiegersohn Philipp am 25. September 1506 im Alter von 28 Jahren gestorben, als Opfer seiner unbesonnenen, maßlosen Hast in allen Dingen, diesmal angeblich im Ballspiel. Seine Zeitgenossen wußten von ihm nichts Besseres zu rühmen, als die Anmuth seines Gesichtes und die Stattlichkeit seines Leibes, weßhalb man ihn noch jetzt „Philipp den Schönen“ zu nennen pflegt. Um so gewisser nahm er in sein Grab den traurigen Ruhm mit, Isabellas armes Kind recht unglücklich gemacht zu haben. In allen Dingen dem Antriebe des Augenblicks, der Laune und des Bedürfnisses hingegeben, hatte ihm gerade das Eine gefehlt, was den Menschen erst im höheren Sinne zum Menschen macht: die Herrschaft des Geistes und der Vernunft. Bei der durch das unerwartete Ereigniß entstehenden allgemeinen Verwirrung ergriff Ximenes, abermals ein Auserkorener und eine Erbschaft Isabellas, als Primas von Spanien die Regierung mit seiner festen, keiner irdischen Aufregung, keines leidenschaftlichen Zitterns fähigen Hand. Ihm war es klar, daß unter den jetzigen

Umständen mit möglichster Raschheit auf Ferdinand müsse zurückgegriffen werden. Unter seiner Leitung bildete sich zunächst ein Regentschaftsrath aus sieben Mitgliedern, worunter zwei Niederländer; den Vorsitz übernahm Ximenes selbst. Da Johanna, in maßlosem Schmerze um den undankbaren Todten aufgelöst, das Gebet für seine arme Seele als das einzige Geschäft ihres Lebens betrachtend, mit der Starrköpfigkeit des Wahnsinns alle und jede Unterschrift verweigerte, so beschloß der Rath, auch die Einberufung der Cortes auf seine eigene Verantwortlichkeit zu nehmen.

Inzwischen hatte sich Ferdinand in kühler Selbstbeherrschung durch die von Ximenes empfangenen Botschaften nicht abhalten lassen, seine Reise nach Neapel fortzusetzen. Diese Stadt empfing ihn, wie sie noch Jeden empfangen hat, der, im Vordergrunde der Tagesereignisse stehend, zu ihr kommt: sie empfing ihn mit wahnsinnigem Jubel. Er zog, die Königin Germaine an seiner Seite, mit aller Pracht und Herrlichkeit in die glänzende Hauptstadt ein. Dann berief er ein Parlament und empfing die Huldigung des Landes für sich, seine Tochter Johanna, und deren Nachkommen. Jetzt, nach Philipps Tod, machte er sich Nichts daraus, den zu Gunsten Frankreichs und seiner neuen Gemahlin geschlossenen Vertrag sofort unbeachtet in den Winkel zu werfen. Dann wendete er sich den Regierungsgeschäften zu und vollzog mit widerspruchsvoller Gewissenhaftigkeit die in dem nämlichen Vertrag mit Frankreich zugesagte Wiedereinsetzung der adeligen Herrn von der früheren französischen Partei in ihre Güter und Rechte.

Während der König so beschäftigt war, geleitete Johanna die Ueberreste ihres entschlafenen Gemahls zum Ruheplatze in Granada. Die unglückliche Kranke reiste nur bei Nacht, weil eine Wittwe, welche die Sonne ihrer Seele verloren habe, sich nie mehr dem Tageslichte aussetzen solle; sie

war sogar nach Philipps Tod eifersüchtig, wenn ein weibliches Wesen nur in die Nähe des Sarges kam. Den seit dem November in Burgos versammelten Cortes hatte sie vor ihrer Abreise gesagt, sie sollten nur wieder nach Hause gehen und sich nicht weiter ohne ihren, der Königin, Befehl in die Geschäfte des Landes mischen. Die Cortes wurden vertagt, die Zeit, für welche der Regentschaftsrath ernannt war, ging zu Ende und eine Erneuerung fand nicht statt; die Erhaltung der öffentlichen Ordnung beruhte unter diesen außerordentlich schwierigen Umständen, da von allen Seiten der Losbruch der früheren Parteiungen drohte und zugleich pestartige Seuchen das Land verwüsteten, ausschließlich auf dem großen Geiste des Ximenes. Zu dem angeblichen Zwecke, die Person der Königin zu beschützen, hatte er auf seine Kosten eine bedeutende Truppenzahl ausgerüstet, die er auch aus seinen großartigen Einkünften besoldete, die ihm aber in der That und Wahrheit dazu dienten, das Heft der Staatsleitung fest in seiner ehernen Faust zu behalten. In dieser Lage der Dinge verstrich die erste Hälfte des Jahres 1507 und Ferdinand glaubte nunmehr die Zeit gekommen, um mit günstigem Erfolge wieder auf dem castilianischen Schauplatz aufzutreten. Er hatte unter Gonsalvos wirksamstem Beistand die inneren Angelegenheiten Neapels mit seiner gewohnten Arbeitsamkeit, mit Weisheit und mit Glück geordnet, seinen Neffen, den Grafen von Ribagorza, zum Vicekönig ernannt, und kehrte nun, begleitet von Gonsalvo de Cordova, nach Spanien zurück. In Savona kam er mit Ludwig XII. von Frankreich zusammen. Die ganz außerordentliche Zuvorkommenheit und bewundernde Huldigung, mit welcher der französische König den spanischen Herrscher und dessen großen Feldherrn empfing, war nicht nur ein Ergebniß königlichen Anstandes und edler Sitte, sondern zugleich der wahrheits-

getreue Ausdruck der öffentlichen Meinung Europas. In der That waren seit Isabellas Tod Ferdinand und Gonsalvo die berühmtesten und gefeiertsten Persönlichkeiten der damaligen Welt.

Am 20. Juli 1507 betrat Ferdinand Spaniens Boden wieder. Seine Auffassung und Berechnung der Dinge hatte ihn nicht getäuscht. Man hatte ihn vermissen und schätzen gelernt; die Versuche des deutschen Kaisers Maximilian, zu Gunsten der sofortigen Thronbesteigung seines Enkels Karls V. eine Bewegung hervorzurufen, waren an dem streng nationalen Sinn der Spanier und an ihrem Widerwillen gegen das unter Philipp dem Schönen erlebte niederländische Günstlingswesen gescheitert; das Land sehnte sich nach der Rückkehr geordneter Zustäude, es erwartete seine Rettung von Ferdinand.

Ein großes Glück war es hiebei, daß Ximenes, ebenso leidenschaftslos als einsichtsvoll, in der einzuschlagenden Handlungsweise, in der Treue zum angestammten König trotz der von diesem begangenen Fehler keinen Augenblick schwankte. Auch Johannas halb verrückte und halb undankbare Abneigung gegen seine Person machte ihn nicht irre. Er führte die unglückliche Königin in die Arme ihres Vaters, der jetzt seit Jahren sein Kind zum ersten Male, entstellt von allen äußeren Zeichen des Wahnsinns, wiedersah. Dem Vater gelang es, wenigstens einigen Einfluß auf die kranke Tochter zu gewinnen, indem sie sich dazu entschloß, nach seiner Anweisung eine menschenwürdige Wohnung im Schlosse zu Tordesillas zu beziehen.

Ferdinand übernahm sofort die Regierungsgewalt in ihrem vollen Umfange, wie wenn seit Isabellas Tod auch nicht das Geringste vorgefallen wäre; und das ganze Land schenkte dieser Handlungsweise seinen einstimmigen Beifall. Als natürlicher, durch Isabellas Testament und durch die

Cortesversammlung zu Toro bestätigter Vormund Johannas regierte er ohne Weiteres für sie, und erst bei einer im Jahre 1510 zu Madrid abgehaltenen Cortesversammlung leistete er den Eid als Reichsverweser für seine Tochter und deren Sohn Karl. Nur gegen wenige Adelige, deren Benehmen nahe an Rebellion grenzte, ließ Ferdinand Strenge walten; im Allgemeinen verfuhr er mit kluger Milde, und seine Beliebtheit bei der Nation war in Folge dieser Handlungsweise groß und allgemein.

Dagegen zeigte er fortwährend die schlimmsten Seiten seines Charakters in seinem Verhalten gegen Gonsalvo de Cordova. Von dem so oft und feierlich versprochenen Großmeisterthum von Santiago war gar keine Rede mehr und die Ungnade Ferdinands und seiner Gemahlin war so deutlich, daß Gonsalvo die Erlaubniß nachsuchte und erhielt, sich auf seine Güter zurückzuziehen. Ferdinand verlieh ihm die königliche Stadt Loja; theils hier, theils in Granada lebte Gonsalvo den Rest seiner Tage.

Wenn Ferdinand im Allgemeinen nach seiner Rückkehr aus Italien mit Mäßigung und ohne Rachsucht verfuhr, so darf man wohl annehmen, daß die Rathschläge des Ximenes auf diese Handlungsweise nicht ohne Einfluß waren. Denn Ferdinand war zu klug, um einen Mann gering anzuschlagen, der nach ihm unstreitig der Erste in Spanien, und welchem jeder Beweggrund irdischen Ehrgeizes gänzlich fremd und fern war.

Das Jahr 1507 hatte dem Erzbischof nach einander den Cardinalshut und die Ernennung zum Großinquisitor von Castilien gebracht. Trotz seines hohen Alters waren die Kräfte nicht nur seines Geistes, sondern auch seines in der harten Schule mönchischer Ascese zugleich abgetödteten und gestählten Körpers frisch und stark. Er suchte, von einer ähnlichen Begeisterung erfüllt wie dereinst der edle

Columbus, die Könige von Portugal, Spanien und England zu einem Kreuzzug ins heilige Land, zur Wiedereroberung des heiligen Grabes zu vereinigen. Als dieser Plan an der nüchternen Weltlichkeit und Alltäglichkeit der Herren Monarchen scheiterte, beschloß der in einsamer Größe über seine Zeit emporragende Mönch, die Fahne des Kreuzes wieder in den Welttheil zu tragen, wo einst der heilige Augustinus seine von Gottesliebe glühende Seele der ewigen Herrlichkeit entgegen gerungen hatte. Schon im Jahre 1505 hatte er es dahin gebracht, daß der Seeräuberhafen Mazarquivir an der afrikanischen Küste hinweggenommen wurde; jetzt beschäftigte ihn die kühnere Idee der Eroberung von Oran.

Es handelte sich für Ximenes um nichts Geringeres, als um die Vernichtung der afrikanischen Raubstaaten mit ihrem die ganze Christenheit entehrenden Sklavenwesen, und zugleich um die neue Christianisirung Nordafrikas. Wäre Isabella noch am Leben gewesen, so würden die großen Pläne des erhabenen Greises auf einen fruchtbaren Boden gefallen sein. In Ferdinands immer enger werdendem Gemüthe begegnete der Primas von Spanien mit seinen im höchsten Grade nationalen und populären Gedanken vor Allem und fast ausschließlich der Einwendung, man habe nicht genug Geld. Allein Ximenes erwiederte, daß er bereit und im Stande sei, jede nöthige Summe vorzuschießen, auch die Oberleitung der ganzen Sache in eigener Person zu übernehmen. Und in der That stellte er sich, mehr als 70 Jahre alt, an die Spitze dieser glorreichen Unternehmung; mit einer Flotte von 90 Segeln, einer Armee von 14,000 Mann begann er im Mai 1509 seinen afrikanischen Feldzug; Pedro Navarro war General unter ihm; das reiche, glänzende Oran wurde nach blutigem Kampfe *mit* Sturm genommen, und nur die kleinliche Gesinnung

Ferdinands und Navarros hat es verschuldet, daß der von Ximenes so glänzend ins Werk gesetzte Anfang nicht zum Heile der Religion und Bildung mit Aufbietung aller Kräfte fortgesetzt ward.

Nachdem Ximenes nach Europa zurückgekehrt war, führte zwar Navarro im folgenden Jahre die afrikanischen Eroberungen noch einige Zeit fort, erlitt aber auch eine bedeutende Niederlage und es war dem ganzen Unternehmen das Lebensmark ausgebrochen, seit der gewaltige Franciscaner demselben entzogen blieb. Auch in dieser Angelegenheit hatte Ferdinand wieder gezeigt, wie sehr er gesunken war. Der Gedanke, statt des Ximenes seinen unehelichen Sohn Alfons auf dem erzbischöflichen Stuhle von Toledo zu sehen, beschäftigte ihn, obwohl vergeblich, viel lebhafter, als Alles, was Ximenes in Afrika zum Heile des Vaterlandes und des Christenthums zu vollführen Willens war.

Weit größere Theilnahme widmete Ferdinand unausgesetzt den italienischen Verhältnissen. Es ist in der That merkwürdig, wie sich in ihm der Charakter und die Geschichte des Königreichs Aragonien gewissermaßen persönlich verkörpert haben. Wie die Meeresküste Valencias und Cataloniens sich nach Italien hinüberneigt, so war, Jahrhunderte hindurch, die Geschichte beider Länder innig verwachsen. Und obgleich jetzt in Spanien durch die politische Vereinigung der ganzen Halbinsel, außer Portugal, der natürliche Schwerpunkt wieder gewonnen war, dessen Anziehungskraft auch für Aragonien hätte unwiderstehlich sein sollen, so blieb doch Ferdinand von Isabellas Tod bis zu seinem eigenen Lebensende unrettbar befangen in seiner Liebhaberei für Italien und für seine italienischen Eroberungen, die er gewissermaßen als seine höchstpersönliche Hauptleistung betrachtete und auch betrachten konnte. Es war auch vollkommen richtig, daß die italienischen Besitzungen

zunächst und unmittelbar Spaniens Ruhm und Bedeutung in Europa begründet hatten; allein jede tiefer und weiter dringende Politik hätte einsehen müssen, daß auf längere Dauer hinaus diese entlegenen, dem italienischen Nationalbewußtsein eben so sehr wie der Eifersucht anderer europäischer Mächte widerstreitenden Besitzungen nur eine Quelle des Unglücks und der Schwächung für Spanien sein würden. Isabella scheint der ganzen Sache nie besonders hold gewesen zu sein; allein mit Ferdinand war hierüber nicht zu reden. Er war allerdings klug und besonnen genug, um seine Eroberungen nicht ins Ungemessene auszudehnen; er wollte sich mit Sicilien, Sardinien und Neapel begnügen, aber die Erhaltung dieser Besitzungen lag ihm auch so sehr am Herzen, wie irgend Etwas, und nur die wirkliche oder vermeintliche höchste Bedrängniß nach Isabellas Tod hatte ihn bestimmen können, für einen besonderen Fall einen Theilungsvertrag mit Frankreich einzugehen, welchen ganz entschieden nicht zu halten er wohl von Anfang an entschlossen war.

Indessen führte die Zeit noch weitere Verwicklungen herbei. Ob irgend eine Rücksicht höherer Politik Ferdinand mit bestimmte, als er der am 10. Dezember 1508 zwischen Ludwig XII. und dem deutschen Kaiser Maximilian geschlossenen Liga von Cambray beitrat, will ich nicht entscheiden. Gewiß ist so viel, daß die Theilung der venetianischen Besitzungen auf dem Festlande der Zweck des Bündnisses war, und daß Ferdinand seinen Antheil an der Beute rasch wie ein Habicht davontrug. Dieser Antheil bestand in fünf bedeutenden neapolitanischen Städten, welche er der Republik für empfangene Geldvorschüsse verpfändet hatte, und seine ganze Handlungsweise in dieser Angelegenheit zeigte von Neuem, daß Isabella nicht mehr bei ihm war. An dem weiteren Verlaufe des kurzen Krieges gegen

Venedig nahm Ferdinand keinen Antheil. Wohl aber schloß er sich, und zwar diesesmal gewiß mit politischer Ueberzeugung und sowohl vom spanischen als italienischen Standpunkt aus mit gutem Grunde, im Jahr 1511 einem neuen Bündnisse an, welches zwischen ihm, Papst Julius II. und Venedig zu dem Zwecke geschlossen wurde, die Franzosen aus Italien zu vertreiben. Der Papst belohnte diese so offenbar richtige Wendung der spanischen Politik durch die endliche vorbehaltslose Belehnung mit Neapel. Zugleich erklärte Julius II. die Bestimmung in Ferdinands Ehevertrag über den Rückfall der Hälfte dieses Königreichs an Neapel bei kinderlosem Tode der Königin Germaine für nichtig, wozu er als Lehensherr meines Erachtens vollkommen berechtigt war. In diese „heilige Liga" trat Ferdinand kraftvoll ein, indem er 12,000 Mann Landtruppen und eine Flotte von elf großen Schiffen stellte; dagegen rächte sich an ihm die Sünde des Argwohns gegen Gonsalvo, indem er seine Truppen unter den Befehl des gering befähigten Vicekönigs von Neapel, Hugo de Cardona, stellte, welcher denn auch richtig am 11. April 1512 von den Franzosen in der Schlacht bei Ravenna aufs Haupt geschlagen ward. Allein die Sieger verloren im mörderischen Kampfe ihren jugendlich genialen Feldherren Gaston de Foix, den Bruder der Königin Germaine. So sehr hatte sich bereits die unnatürliche Verkehrtheit jenes Ehebundes gerächt, daß unter Ferdinands Namen der Bruder seiner Gemahlin in der Schlacht getödtet ward, während von allen an die Eheschließung geknüpften Folgen und Bedingungen das gerade Gegentheil eingetreten war. Nur die in Aussicht genommene Kinderlosigkeit schien zum Heile Spaniens dauernde Wirklichkeit bleiben zu sollen.

Nach der Schlacht von Ravenna schienen die Angelegenheiten der Liga so schlimm zu stehen, daß Ferdinand

sich im Laufe des Monats Mai 1512 entschloß, Gonsalvo de Cordova an die Spitze der Armee zu berufen. Allein es gelang seiner gewiegten diplomatischen Ueberlegenheit, auch ohne die wirkliche Ausführung dieser Maßregel die Dinge wieder in einen besseren Gang zu bringen. Fürs Erste glückte es ihm, einen Waffenstillstand zwischen Kaiser Maximilian und Venedig zu vermitteln, eine Thatsache, die gleichbedeutend war mit der Trennung des Kaisers von dem französischen Interesse; und sodann trat Ferdinands Schwiegersohn, König Heinrich VIII. von England, der Liga offen bei. Was noch fehlte, das ergänzten die Franzosen selbst durch die nach dem Tode des Feldherrn in ihren gelichteten Reihen eintretende Zerrüttung; sie mußten sich im Laufe des Sommers 1512 bis an den Fuß der Alpen zurückziehen. Ferdinands unmittelbarer Zweck, die Sicherstellung seines neapolitanischen Besitzes vor jeder französischen Gefahr, war im vollsten Umfang verwirklicht. Wenn sein entfernteres Ziel, die gänzliche Vertreibung der französischen Macht und des französischen Einflusses vom italienischen Boden, nicht gleichfalls erreicht wurde, so geschah dies gegen seinen Willen und ohne seine Schuld durch die im nächstfolgenden Jahr eingetretene Wiederannäherung Venedigs an Frankreich.

Inzwischen hatte Ferdinand seine ganze unermüdliche Arbeitskraft einem neuen und hochwichtigen Unternehmen zugewendet, das allerdings mit dem italienischen Kriege in enger Verbindung stand. Er wollte im Laufe des Sommers 1512, unterstützt von einer englischen Flotte mit 10,000 Mann Landungstruppen, einen Einfall in die französische Provinz Guyenne machen; diese Angelegenheit führte ihn an die Grenzen des Königreichs Navarra, durch dessen Eroberung Ferdinand nunmehr am Abend seines Lebens den letzten Baustein in das Gebäude der spanischen Staats-

einheit einfügen sollte. Werfen wir deßhalb einen raschen Rückblick nach der damaligen Lage des kleinen, dem Untergang bestimmten Königreiches.

Nachdem König Johann II. von Aragonien im Jahre 1479 gestorben war, folgte ihm binnen wenigen Wochen seine Tochter Eleonore, die Königin von Navarra, an den Ort der ewigen Vergeltung nach. Ihr Sohn Gaston de Foix war 10 Jahre zuvor bei einem Tournier in Lissabon ums Leben gekommen, und so gelangte dessen minderjähriger Sohn Franz Phöbus auf den wankenden Thron. Seine Mutter Magdalena, eine Schwester König Ludwigs XI. von Frankreich, führte die Regentschaft; und als der junge Fürst schon im Jahre 1483 unvermählt starb, folgte ihm seine Schwester Katharina in der Regierung nach. Die Mutter der neuen Königin, in dem leidenschaftlichen Streben, die Unabhängigkeit des Landes von Spanien aufrecht zu erhalten, vereitelte Isabellas und Ferdinands Plan, Katharina von Navarra mit ihrem Sohne Don Juan zu verheirathen, durch die im Jahre 1484 erfolgte Vermählung derselben mit dem französischen Edelmann Jean d'Albret. Ferdinand schwieg, beobachtete, und wartete ab. Das regierende Paar von Navarra aber näherte sich Frankreich im Laufe der Jahre immer mehr, und im Jahr 1512, unmittelbar nach der Schlacht bei Ravenna, wurden Bevollmächtigte nach Blois gesandt, um mit Ludwig XII. über Abschluß eines Schutz- und Trutz-Bündnisses zu verhandeln.

Dieß war die Lage der Dinge, als Ferdinand, von den navarresischen Unterhandlungen bestens unterrichtet, nicht nur das Gesuch um freien Durchzug durch das Königreich behufs seines Zusammenwirkens mit den englischen Truppen stellte, sondern auch weiter die Uebergabe von sechs Festungen als Unterpfand für die Dauer seines Feldzuges begehrte. Das hieß nun wirklich, dem wehrlosen

Königspaar die Pistole auf die Brust setzen. Dasselbe antwortete durch eine Allianz mit Frankreich und durch eine Kriegserklärung an England; der Durchmarsch wurde selbstverständlich abgelehnt. Unverzüglich rückten die Spanier unter dem Herzog von Alba, dem Großvater von Philipps II. berühmtem Feldherrn, in Navarra ein; die Hauptstadt Pampelona ergab sich; die königliche Familie entfloh nach Frankreich. Als sie ihr Königreich verließen, sagte Katharina zu ihrem Gemahl: „Jean d'Albret, du bist geboren. Jean d'Albret, du wirst sterben. Wäre ich König und du Königin, wir säßen noch auf unserem Throne."

Wenn die Geschichte wahr ist, so beweist sie nur, daß Katharina sich täuschte und überschätzte. In dem neugestalteten politischen Europa war kein Raum für ein selbstständiges Königreich Navarra.

Frankreich hatte nicht Schutz, nicht Hilfe für seinen neuen Verbündeten; binnen weniger Wochen war das ganze Land in Ferdinands Gewalt. Ihn ließen jetzt freilich die Engländer im Stich, als sie einsahen, daß Ferdinands Herz nicht für Guyenne, sondern nur für Navarra schlug; allein der von Jean d'Albret in Begleitung französischer Truppen gemachte Versuch einer Wiedereroberung Navarras mißlang vollständig und am 1. April 1513 schloß Ludwig XII. mit Ferdinand einen Waffenstillstand auf ein Jahr, der in der Folge verlängert wurde und durch welchen er die Sache der navarresischen Königsfamilie fallen ließ. Dieser Vertrag bezog sich aber nicht auf Italien, wo Ferdinands Interessen nicht bedroht waren; er seiner Seits hatte die Interessen der heiligen Liga preisgegeben. Das Königreich Navarra war der Preis, Jean d'Albret und Katharina die Opfer.

Mit unermüdlicher Thätigkeit war nunmehr Ferdinand beschäftigt, das neugewonnene Land rasch, fest und in allen Beziehungen der spanischen Monarchie einzuverleiben. Nach-

dem schon im März 1513 die Stände von Navarra den Huldigungseid geleistet hatten, erfolgte im Juni die feierliche Vereinigung des Landes, und zwar mit Castilien. Durch diesen Act zeigte Ferdinand, daß er seinen angestammten aragonischen Stolz und Patriotismus sehr leicht zu überwinden vermochte, wo die politische Vernunft und das wirkliche Interesse es verlangten. In der That wies die geographische Lage Navarras ebenso sehr, als der Geist seiner Bevölkerung, mehr auf Castilien, als auf Aragon hin; auch war die Eroberung vorzugsweise mit den Mitteln Castiliens vollbracht worden, und die Einverleibung war ein vortrefflich gewähltes Mittel, um Ferdinands Einfluß und Beliebtheit in Castilien zu befestigen und zu vermehren.

Nachdem die Dinge in Italien eine günstigere Wendung genommen hatten, war Ferdinand, von unaustilgbarem Argwohn geplagt, von der Sendung Gonsalvos nach Italien um so mehr wieder abgegangen, als die Bevölkerung sich mit einer wirklich zur Eifersucht verleitenden Begeisterung um die Fahne des allbeliebten Feldherrn schaarte Gonsalvo wurde genöthigt, seine schon angeworbenen Truppen wieder zu entlassen und die erbetene Erlaubniß, sich nach seinem Herzogthum Terranova in Neapel zurückzuziehen, wurde ihm nicht ertheilt. Im Jahr 1515 erhielt der König die Nachricht, Gonsalvo beabsichtige ohne seine Erlaubniß nach Flandern zu gehen; man wußte nicht, ob er den Befehl der päpstlichen Truppen übernehmen, oder gar im Einverständniß mit Kaiser Maximilian den jungen Karl nach Castilien führen solle. Ferdinand scheint das Letztere ernstlich befürchtet zu haben; er traf alle Maßregeln, um Gonsalvos Abreise zu verhindern, koste es auch das Aeußerste. Da kam der Tod dem Ausbruch eines ernsten Conflictes zwischen dem Monarchen und seinem alten, ruhmvollen

Diener mit erlösender Hand zuvor. Am 2. December 1515 starb Gonsalvo, 62 Jahre alt, zu Granada. An seiner Bahre schwieg endlich der Argwohn, welcher seine und Ferdinands letzte Lebensjahre verdüstert hatte. Dem Todten erwies der König alle mögliche Ehre, die er dem Lebenden nicht gegönnt hatte. Gonsalvo war nicht nur ein großer Feldherr, sondern auch ein Mann von seltener Liebenswürdigkeit und Sittenreinheit gewesen; mit ihm ging eine der letzten und glänzendsten Erscheinungen aus Isabellas Zeit voll Ruhm und Poesie zu Grabe.

Einsamer, ernster, ja trauriger wurde es in zunehmendem Grade bei Ferdinand und in seiner Umgebung. Die Königin Germaine hatte einmal, im Jahr 1509, ein Kind geboren, das nur wenige Stunden lebte; seither blieb ihr die Mutterschaft versagt, und Ferdinand war unköniglich schwach genug, sich ob dieses Umstandes zu grämen, während doch die dauernde Erhaltung der spanischen Staatseinheit durch die Kinderlosigkeit dieser unbesonnenen und unpassenden Ehe verbürgt ward. Auch stellten sich allmälig die Gebrechen des Alters in seinem Leibes- und Gemüthsleben ein. An die Stelle der früheren gesunden und kraftvollen Heiterkeit trat Uebellaune und krankhafte Reizbarkeit. Er fing an, seine Gesundheit durch Quacksalbereien zu mißhandeln, zog mit peinlicher Ruhelosigkeit im Lande umher, und suchte mit leidenschaftlicher Ueberschätzung seiner Kraft sich durch die Anstrengungen der Jagd zu zerstreuen und zu betäuben. Schon im Laufe des Sommers 1515 hatte er ein ernstes, schlagflußartiges Unwohlsein zu bestehen, und als die Kunde von Gonsalvos Hinscheiden durch die spanischen Lande ging, da war es dem Volke schon bekannt, daß es seinen alten König nach menschlicher Berechnung nicht mehr lang besitzen werde.

In Folge einer Herzkrankheit und hinzugetretener

Wassersucht von Athemnoth gepeinigt, suchte der kranke, über seinen Zustand sich selbst hartnäckig täuschende König so lange als möglich in Feld und Wald sich aufzuhalten. Ihm war prophezeit worden, behauptet die Sage, er werde in Madrigal, Isabellas Geburtsstadt, sterben. Er soll mit abergläubischer Furcht den Ort gemieden haben, und nun mußte er, auf der Reise nach dem Süden begriffen, im Dörfchen Madrigalejo Halt machen, weil das Weiterkommen durch die übermächtige kalte Hand verhindert ward. Die dunkeln Schatten der letzten Lebensjahre mit ihrer vielfach engherzigen und unedlen Handlungsweise umdüsterten begreiflicher Weise Ferdinands Todesstunde. Er wollte so lange als nur möglich die Sterbesakramente nicht empfangen; und als Adrian von Utrecht, Erzieher und Abgesandter seines Enkels Karl, nach Madrigalejo eilte, um angeblich einige Aufträge seines Herrn mit Ferdinand zu besprechen, da sagte der sterbende Menschenkenner: „Er ist gekommen, mich sterben zu sehen“, und ließ ihm die Thüre verriegeln.

Als jedoch die Aerzte die unerbittliche Wahrheit offen sagten, da erlangte der König die Geistesgröße wieder, welche dem letzten Augenblick geziemt. Er empfing die Sakramente und traf die letzten Verfügungen für seine Monarchie. Noch hatte er einen Sieg über sich selbst und seine Neigungen zu erringen. Sein jüngerer Enkel Ferdinand, späterhin der deutsche Kaiser Ferdinand I., war in Spanien unter seinen Augen erzogen worden und besaß des Großvaters ganze Herzensliebe. Ihm wünschte er die Regentschaft bis zu Karls Herüberkunft zu übertragen, und er soll auch in einem Testamente vom Jahre 1512 diese Anordnung wirklich getroffen haben. Sie wäre grundverkehrt gewesen, indem sie in einem schwierigen Augenblick einen Knaben und jüngeren Bruder an die Spitze des Reiches gestellt hätte. Ferdinands Vertraute nannten ein-

stimmig Ximenes; und trotz seiner persönlichen Abneigung gegen diesen Mann überwand sich der König, indem er ausdrücklich beifügte, Ximenes verdanke Alles „der Königin Isabella und ihm, er werde dem Interesse des königlichen Hauses stets ergeben bleiben." Ferdinand wünschte, seinem Liebling wenigstens die Großmeisterwürden zu hinterlassen; auch diesem politisch gefahrvollen Geschenk widersetzten sich die Räthe des Königs mit Erfolg. Das endlich zu Stande gebrachte Testament vertraute die Regentschaft Castiliens bis zu Karls Ankunft dem Kardinalerzbischof von Toledo, jene Aragoniens dem Erzbischof von Saragossa, dem mehrerwähnten natürlichen Sohne des Königs; Prinz Ferdinand erhielt nur einige Besitzungen in Neapel und einen Jahrgehalt. Nachdem der letzte Wille am 22. Januar 1516 Abends unterzeichnet worden war, verschied der König, nicht ganz 64 Jahre alt, in der darauf folgenden Nacht; er hatte 41 Jahre in Castilien, 37 in Aragonien regiert. Sein Leichnam wurde nach Granada gebracht, um dort im Alhambra-Kloster, und später in der Königs-Kapelle der Kathedrale, an Isabellas Seite zu ruhen.

Es sei mir erlaubt, hier zu wiederholen, was ich aus eigener Anschauung über die Grabesstätte des katholischen Herrscherpaares an einem andern Orte berichtet habe.

„Ganz besondere Beachtung verdient die mit der Kathedrale in unmittelbarer Verbindung stehende königliche Kapelle, capilla real, die Ruhestätte Ferdinands und Isabellas, der wahnsinnigen Johanna und ihres vielgeliebten Philipp. So viel man weiß, wurde der Bau dieser in gothischem Style gehaltenen Kapelle im Jahr 1502 begonnen. Ein äußerlicher Anblick derselben ist von keiner Seite zu gewinnen, da sie ganz mit der später hinzugebauten Kathedrale verwachsen und verwebt ist. Das Innere bildet

die Form eines lateinischen Kreuzes; die Länge beträgt 179, die Breite 78, die Höhe bis zum Schlußsteine des Gewölbes 75 Fuß; der Fußboden besteht aus glänzend weißem Marmor. Säulen und Pfeiler, Fensterbogen und Decken sind im reinsten gothischen Geschmacke ausgeführt; besonders schön in dieser Richtung ist auch das aus der Hauptkirche in die Kapelle führende Portal. Eine spanische Inschrift in vergoldeten gothischen Lettern auf blauem Grunde verkündet die Thaten der katholischen Könige, ihre Todestage, und die Zeit der Vollendung der Kapelle, das Jahr 1517. Ein prächtiges, reich geschmücktes Gitter umgibt die Marmorsarkophage, welche in zwei getrennte Denkmäler zerfallen: das eine stellt die Eltern, das andere die Kinder dar. Die liegenden Marmorstatuen der vier genannten königlichen Personen auf den Sarkophagen, mit Porträtähnlichkeit, sind bis ins Kleinste meisterhaft ausgearbeitet, und im Großen von überwältigender Wirkung; man könnte wähnen, jeden Augenblick wollten diese ruhenden Gestalten sich erheben, um nochmals einzugreifen in das Leben, welches sie einst so gewaltig beherrscht, und in dem sie theilweise so viel und schwer gelitten haben. Rührend ist die am Denkmale Isabellas und Ferdinands von zwei Engeln getragene Inschrift, worin sich die mächtigen Herrscher nicht nur als Ueberwinder des Islam und Vertilger der Ketzerei, sondern auch als „vir et uxor unanimes," als Eheleute von einem Herz und einer Seele, bezeichnen. Die Statue der Königin trägt das Scepter, jene des Königs das Schwert; eine sinnvolle, für den Kenner der Geschichte leicht verständliche Vertheilung von Seiten des geistreichen und geschickten Künstlers, dem man dieses Meisterwerk verdankt ohne seinen Namen zu kennen. Zu den Füßen der beiden Herrscher ruhen zwei Löwen, wie wenn sie den ewigen Schlaf der Mächtigen zu bewachen hätten; tief bewegt

wendet man sich von diesem Denkmal ab.“ [Mein Ausflug nach Spanien, 1. Aufl. S. 166, 2. Aufl. S. 149].

Indem ich noch beifüge, daß ein gewisser Philipp von Burgund in der Regel als der Künstler genannt wird, von welchem das Denkmal gedacht und ausgeführt wurde, setze ich noch den ganzen Text der eben erwähnten kurzen Inschrift hieher:

„Mahometicae Sectae Prostratores, Et Häreticae Pervicaciae Extinctores. Fernandus Aragonum Et Helisabetha Castellae, Vir Et Uxor Unanimes, Catholici Appellati, Marmoreo Clauduntur Hoc Tumulo.“

Der königliche Mann, welchen wir so eben zu seinem Grabe geleitet haben, bedarf, wie wir Alle, in gar vielen Dingen der Nachsicht. Er war der Sohn einer furchtbar rauhen und sturmbewegten Zeit, eines Vaters von stahlhartem, unbezwingbarem Herzen, einer Mutter von hochstrebender, aber leidenschaftlicher und rücksichtsloser Gemüthsart. Unter Schreckensscenen aufgewachsen, von Gewaltthaten und Verbrechen rings umgeben, wäre es kaum zu verwundern gewesen, wenn sich in Ferdinand eine eigentlich böse und tyrannische Gemüthsart ausgebildet hätte. Dieß war jedoch durchaus nicht der Fall. Viele und große Tugenden schmückten ihn von Jugend an. Mäßig, enthaltsam, unermüdlich in der Arbeit, war er trotz seiner in Folge der politisch so unruhigen Jugendjahre nur sehr mangelhaften wissenschaftlichen Erziehung im Großen und Ganzen stets den höheren Angelegenheiten des Geistes zugewendet. Das Studium der Geschichte, in die er selbst so manches Blatt handelnd eingetragen, war in seinen reifen Jahren des Königs liebste Erholung. Seine Lebensschicksale hatten ihm die Sparsamkeit als Zwang auferlegt; die zunehmenden Jahre und die wirklich treue Sorge für sein Haus und für sein Reich führten diesen an sich so

lobenswerthen Charakterzug zuweilen wohl etwas über die richtige Gränze hinaus. Doch kann man ihm keine Anwendung unrechter Mittel zur Erwerbung von Reichthum vorwerfen; als er starb, war seine Kasse leer; denn er hatte immer Alles, was er besaß, für die Interessen der Monarchie verwendet.

Seine katholische Gläubigkeit ist über allen Zweifel erhaben; und wenn er gleichwohl im öffentlichen und privaten Leben gesündigt hat, so theilt er dieses Unglück mit uns Allen, die wir von ihm reden und lesen; deßhalb seine kirchliche Treue als Aeußerlichkeit oder Heuchelei zu beschuldigen, wäre ebenso thöricht wie verwerflich. Das Glaubensbewußtsein jener im Glauben noch ungetheilten und bei allen ihren Mängeln in dieser Beziehung wenigstens glücklichen Zeit lebte ganz und voll auch in den Monarchen. Wenn dieß etwa heutzutage minder der Fall ist, so rechtfertigt ein solcher Zustand keinen Rückschluß auf die Vergangenheit. Und wenn heutzutage in öffentlichen politischen Urkunden nicht minder als in den Handlungen „politische Heuchelei" getrieben wird, so folgt daraus keineswegs, daß auch König Ferdinand jeweils gelogen habe, wenn er sich bei seinen Kriegen und sonstigen Unternehmungen auf religiöse Beweggründe berief. Voltaire hat in seiner Weise etwas unglaublich Geistreiches über Ferdinand zu sagen geglaubt, wenn er, um seinen Charakter zu brandmarken, bemerkt: „In Spanien nannte man ihn den Klugen und Weisen, in Italien den Frommen, in Frankreich und England den Treulosen." Damit ist in der That gar Nichts gesagt. Das Schicksal, von seinen Feinden nicht gelobt zu werden, hatte Ferdinand mit beinahe allen Sterblichen gemein; und die Thatsache verschiedenartiger, ja entgegengesetzter Urtheile über einen Mann beweist nicht, daß derselbe ein treuloser Lügner und Betrüger war; die

Frage bleibt in solchem Fall immer die, welches der verschiedenen Urtheile das in Wahrheit und Gerechtigkeit begründete ist.

Zugegeben muß aber werden, daß Ferdinand nicht frei war von dem sogenannten Machiavellismus seiner Zeit und daß er nicht zögerte, denselben im Zusammenstoß mit den übrigen Machthabern, die ihm nicht minder huldigten, gleichfalls zur Anwendung zu bringen. Daß hiebei Ferdinand in der Regel der Klügere und Gescheidtere war, gereichte seiner Politik und seiner Monarchie zum Vortheil, kann aber gegen ihn einen besonderen Vorwurf nicht begründen. Noch jetzt wird auf dem Gebiete der Diplomatie im Wesentlichen nach den nämlichen Grundsätzen verfahren; nur gesteht man es nicht mehr so offen und rückhaltlos ein, wie Machiavelli, gleichgiltig in welcher Absicht, die Sache ausgesprochen hat.

Daß mit Isabella ein guter Theil höheren Lebens von Ferdinand hinweggenommen war, ist unstreitig; je mehr wir ihren Gemahl nach ihrem Tode irren und fehlen sehen, in desto reinerem und fleckenloserem Glanze tritt ihr wunderbar schönes Bild für uns hervor. Von ihr verlassen, zog er sich immer mehr in ernste Verschlossenheit und unergründliche Kälte zurück; sie allein hatte das Geheimniß, stets die besseren Seiten seines Wesens wie die Funken aus dem harten Kiesel hervorzulocken.

Ferdinand hat auch vier uneheliche Kinder hinterlassen, einen Sohn und drei Töchter. Dem Gemahle einer Isabella steht diese Thatsache besonders übel an; allein auch in diesem Stücke kann das 19. Jahrhundert mit fast allen seinen Kindern, mehr oder weniger, Nichts Besseres thun, als im eigenen Auge nach Balken suchen und an die eigene sündige Brust klopfen. Uebrigens muß bemerkt werden, daß gerade Ferdinands Zeit in Beurtheilung derartiger Dinge

ganz besonders nachsichtig und schlaff war. Daß Isabella auch hiefür nur Vergeben und Vergessen kannte, war ihrer werth.

Ferdinands zweite Heirath mit der genußsüchtigen, eitlen und leeren Germaine und ihrem embonpoint trug ihre Strafe reichlich in sich selbst; der König hatte Nichts an ihr; selbst zum Sterbelager ihres Gatten wurde sie erst vorgelassen, als das Testament vollzogen und für alles Wichtige und Ernsthafte ohne sie gesorgt war.

Ferdinand hinterließ bei seinen Unterthanen und deren Nachkommen bis auf die heutige Zeit den Ruf eines eben so besonnenen und geschickten als tapferen Feldherrn, eines genialen, fast allen zeitgenössischen Machthabern überlegenen Diplomaten, eines leidenschaftslosen Staatsmannes und eines sein Volk mit fürstlicher Treue liebenden Königs. Dieser Ruhm wird ihm auch in Zukunft ungeschmälert bleiben.

Schlußwort.

Mit dem Tod König Ferdinands ist die Aufgabe dieses Büchleins beendet; die stürmischen und gefahrvollen Zeiten der Zwischenregierung während der beiden Jahre 1516 und 1517, bis Karl V. (als König von Spanien Karl I.) im Lande erschien und persönlich die Regierung übernahm, sie liegen nicht mehr im Bereich unserer Darstellung. Ximenes war es, der während dieser Epoche, da Ferdinands und Isabellas Werk von den ernsthaftesten inneren Stürmen bedroht wurde, mit seiner achtzigjährigen Riesenfaust die Zügel des Regiments lenkte, einen feindseligen Zwiespalt zwischen Karl und seinem jüngeren Bruder Ferdinand weise verhütete, dem Ersteren das Reich und

das Reich in sich selber rettete. Ximenes war es, der die Erbschaft der „katholischen Herrscher“ auf ihren Enkel überleitete und so die Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts in wesentlichen Beziehungen entscheidend begründete.

Während ich aber gänzlich darauf verzichten muß, die Geschichte der eben bezeichneten Uebergangsperiode darzustellen, liegt es mir andrerseits ob, zum Schlusse meiner Arbeit einen kurzen Rückblick zu werfen auf den Gesammtzustand der spanischen Monarchie, wie er sich als das gemeinsame Werk Ferdinands und Isabellas aus dem wüsten Chaos der vorausgegangenen Zeiten entwickelt hatte.

Sowohl Isabella, als Ferdinand, sie in Castilien, er in Aragonien, waren durch die ernsten und traurigen Erfahrungen ihrer jüngeren Jahre mit allem Nachdruck darauf hingewiesen worden, in der adeligen Günstlingswirthschaft ihrer Vorfahren eine Hauptursache von dem namenlosen Elend des Landes zu finden. Es ergab sich hieraus für die beiden, durch das heilige Band der Ehe verbundenen Monarchen von selbst die Aufforderung, gegen die politisch schädlichen Bestandtheile innerhalb des spanischen Adels ein Gegengewicht zu schaffen durch ein starkes, auf die Wohlfahrt und auf das nationale Gefühl der Volksmassen gegründetes Königthum. Dieß war eine Hauptabsicht und eine Hauptleistung ihrer ganzen Politik. Dabei hielt sie jedoch eine glückliche Vereinigung von Klugheit und Gerechtigkeitsliebe zurück von gewaltsamen, rechtsverletzenden Maßregeln und von grausamer oder auch nur harter Behandlung besiegter und gedemüthigter Unterthanen.

Die Rechte der spanischen, ständisch gegliederten Volksvertretung, in welcher übrigens nur Adel, Clerus und Städte ihre Plätze fanden, waren keineswegs so fest bestimmt, daß sie eine freie Bewegung der Monarchen zu sehr eingeengt hätten. Der kriegerische Ruhm und die nationale

Begeisterung eines zu großen Heldenthaten angeführten Volkes waren in dem Spanien des 15. Jahrhunderts eben so, wie in manchen früheren und späteren Fällen, keine Ursachen erweiterter constitutioneller Freiheit; die nationale Einheit erwies sich auch damals als eine Macht, welche stärker und anregender auf die Gemüther der Menschen einwirkt, als die parlamentarische Freiheit.

Die Monarchen wußten den niederen Adel und den Bürgerstand namentlich dadurch an sich zu ketten, daß sie aus der Mitte dieser Stände ungescheut ihre vertrautesten Rathgeber entnahmen, einzig darauf bedacht, die Gesinnung entschiedener Treue und den Werth hervorragenden Talentes zu belohnen und zu verwerthen. An Ximenes haben wir ein glänzendes Beispiel dieser einsichtsvollen Politik der katholischen Herrscher kennen gelernt; allein auch bei der Besetzung richterlicher und administrativer Aemter von mehr untergeordneter Bedeutung verfuhr man im gleichen Geiste. Und diese Handlungsweise war nicht nur gerecht und vernünftig, sondern im höchsten Grade nothwendig. Denn die Macht und der Grundbesitz der großen Adelsgeschlechter hatte in Spanien einen Grad erreicht, welcher geradezu das Auseinanderfallen der Monarchie in Particularstaaten, damit aber eine der allerschwersten Calamitäten in Aussicht stellte, die einem großen Volke begegnen können. Als Ferdinand und Isabella den Thron bestiegen, hatte eine Anzahl castilischer Adelsfamilien größere Einkünfte, zahlreichere Heeresfolge, als die Krone selbst. Nach Isabellas Tod mußte Ferdinand alle Kraft aufbieten, um den drohenden Rückfall in das alte Unwesen zu verhindern; und nach Ferdinands Tod hatte Ximenes dieselbe Aufgabe nochmals in die Hand zu nehmen und mit der ihm allein eigenen Geschicklichkeit und Energie zu vollenden.

Mit gleicher Kraft und Klugheit behaupteten und er-

weiterten Ferdinand und Isabella die Rechte ihrer königlichen Gewalt auch gegenüber dem hohen Clerus und selbst gegenüber dem heiligen Stuhl. Sie thaten dieß aber auf dem Wege friedlicher Unterhandlung, vertragsmäßiger Abmachung, unter beständiger grundsätzlicher Anerkennung des canonischen Rechtes und der obersten kirchlichen Autorität, so daß auch der allerstrengste katholische Christ in der spanischen Monarchie nicht im schlimmsten seiner Träume auf den Einfall kommen konnte, es würde jemals die Verfassung oder die unfehlbare Lehrgewalt der Kirche, oder auch nur die weltliche Herrschaft des Stellvertreters Christi von den „katholischen Königen" im Geringsten gefährdet werden. Im Gegentheil; der allgemein verbreitete und wohl begründete Ruf ernstester Frömmigkeit, welcher namentlich der castilischen Königin zur Seite stand, erleichterte dem heiligen Stuhl manche Zugeständnisse hinsichtlich der Pfründenbesetzung, während andrerseits die spanischen Monarchen, und wiederum Isabella ganz vorzugsweise, von derartigen Errungenschaften nur einen sehr sorgfältigen, wohlerwogenen, mit den wahren Interessen sowohl der Kirche als des Staates in Einklang stehenden Gebrauch machten.

Statt einer langen und lobpreisenden Schilderung von der allgemeinen Zufriedenheit der Volksmassen mit Ferdinands und Isabellas Regierung begnüge ich mich damit, die kurzen Worte eines gleichzeitigen Geschichtsschreibers zu wiederholen, welche also lauten: „Die Gerechtigkeit, welche ein Jeder unter dieser glücklichen Regierung genoß, war von der Art, daß sie Edelleuten und Rittern, Bürgern und Bauern, Reichen und Armen, Schwachen und Starken, Herren und Knechten in gleichem Maße und auf gleiche Weise zu Theil wurde."

Das neunzehnte Jahrhundert soll ja nicht sagen, das *sei eine* kleine oder selbstverständliche Sache. Wir wollen

es lieber dem zwanzigsten überlassen, sein Urtheil zu sprechen über die Handhabung der Gerechtigkeit in unserer Zeit. Wenn wir aber erwägen, welch schauderhafte Zustände des Faustrechtes gerade damals noch in unserem eigenen Vaterlande herrschten, wo es sich erst um das Zustandekommen eines papiernen Landfriedens handelte, der nachher gleichwohl nicht gehalten ward, dann werden wir sagen müssen: Die Herstellung einer allgemeinen, zweifellosen, sicheren und schlagfertigen Rechtsordnung in Spanien war, zumal nach den vorausgegangenen furchtbaren und langwierigen Zerrüttungen, in der That ein großes, ein bewunderungswürdiges Werk.

Und diese, in der Meinung des Volkes, in ihren politischen und kriegerischen Leistungen so fest begründete Regierung artete gleichwohl nicht in Militarismus aus, weder vor, noch nach Isabellas Tod. Es wurde, im Anschluß an die Einrichtung der Santa Hermandad, eine Art Volksmiliz oder Landwehr organisirt, um das Volk für kriegerische Ereignisse nicht unvorbereitet zu lassen. In den Jahren 1495 und 1496 wurde die Einrichtung getroffen, daß von je 12 Männern im Alter zwischen 20 und 45 Jahren je Einer zum Kriegsdienst bestimmt sein sollte, während die übrigen eilf nur für außerordentliche Fälle hiezu verpflichtet blieben. Die so Auserlesenen waren für die Zeit ihrer Fahnenpräsenz abgabenfrei und besoldet; jedes Jahr sollte eine allgemeine Musterung und Prüfung der Waffenbestände stattfinden. Weiter gingen Isabella und Ferdinand in ihren Anforderungen an das Volk nicht; erst Ximenes hat während seiner Regentschaft nach Ferdinands Tod die Anfänge eines stehenden Heeres in Spanien begründet.

Die Gesetzgebung wurde, mit den zwei einzigen Ausnahmen der eminent staatsrechtlichen Fragen, wie Thron-

folgerecht u. s. w., und der Abgabenbewilligung, ausschließlich und unbeanstandet durch landesherrliche Verordnungen ausgeübt; es lag hierin ein thatsächlicher Absolutismus, welcher bei einer äußerst segensreichen und vernünftigen Regierung keinen Anlaß zu Widerstand gab, den damaligen rechtlichen und thatsächlichen Verhältnissen entsprach, und für den Augenblick das einzige Auskunftsmittel war, um den Staatszwecken erfolgreich nachzustreben. In dieser Bemerkung möge jedoch Niemand eine versteckte Billigung des Absolutismus selbst finden; ich bin von einer solchen weit entfernt und finde den damaligen Zustand nur deßhalb erträglich und erklärlich, weil Niemand da war, um dem Monarchen bei Ausübung der gesetzgebenden Thätigkeit mitwirkend und überwachend zur Seite zu stehen. Denn die mittelalterlichen Cortes nahmen eine solche Befähigung oder Berechtigung selbst nicht in Anspruch.

Ferdinands und Isabellas Handelspolitik und die damit zusammenhängende gesetzgeberische Thätigkeit war darauf gerichtet, die Ausländer möglichst von den Handelsvortheilen auszuschließen. Durch die Entdeckung Amerikas wurde diese Tendenz aufs Höchste gesteigert. Es waren falsche Grundsätze, welche auf diesem Gebiete nicht nur das damalige Spanien, sondern die ganze damalige Welt beherrschten; es fällt mir nicht ein, sie zu vertheidigen; sie sind gerichtet und gerächt. Allein für jene Zeit war der Stand des Handels und der Handelsflotte ein sehr blühender; man zählte gegen das Ende des 15. Jahrhunderts an 1000 spanische Handelsschiffe; die Flotte, welche die Infantin Johanna nach Flandern führte, hatte 20,000 Mann Landungstruppen an Bord.

Den christlichen Geist, mit welchem Isabella alle Regierungsmaßregeln zu durchdringen bestrebt war, müssen wir auch anerkennen in den mehrfachen, gegen Aufwand,

Prunk, Kleiderhoffart und Verschwendung gerichteten Verordnungen. Auch das war ein Irrthum; allein er war immerhin besser und edler, als wenn eine Gesetzgebung allen sinnlichen Unfug des genußsüchtigen Menschen begünstigt, dagegen die Stätten der Vergeistigung, Entsagung und Selbstverläugnung ruinirt.

Trotz dieser vereinzelten Mißgriffe war der Wohlstand des Landes auf eine hohe Stufe gekommen. Die Rechtssicherheit, die politische Bedeutung und Größe der Nation, das gänzliche Aufhören von Parteiung und Bürgerkrieg während mehrerer Jahrzehnte waren in dieser Hinsicht vom großartigsten Einfluß. Allein auch viele einsichtsvolle Thaten der Gesetzgebung und Regierung trugen zum Gedeihen des Ganzen und zum Reichthum der Einzelnen das Ihrige bei. Ich erwähne beispielsweise die Gesetze, welche Fremde zur Ansiedelung im Lande aufmuntern; die den Straßen, Brücken und Kanälen in einem ganz außerordentlichen Grad zugewendete Thätigkeit. Ferner die Herstellung gleichförmiger Münzen, Maaße und Gewichte in der ganzen Monarchie, die Errichtung oder Erweiterung von Seehäfen, Anlage von Leuchtthürmen u. s. w.

Wie außerordentlich sich der Umfang der Monarchie nach außen unter Isabella und Ferdinand erweiterte, und welche Politik in Bezug auf die neuen Erwerbungen, Granada, Navarra, Neapel, Nordafrika und Amerika befolgt wurde, das hat uns der Verlauf der Erzählung eben so gezeigt, wie er uns den mächtigen Einfluß all dieser großartigen Thaten auf das Selbstbewußtsein und auf die Leistungsfähigkeit der Nation klar gemacht hat. Es leuchtet Jedermann auf den ersten Blick ein, daß diese bedeutenden Vergrößerungen des Staatsgebietes ohne eigentlich gefahrvolle, die Existenz des Staates jemals in Frage stellende Kriege auch auf den Wohlstand im Innern des Haupt-

landes Spanien die günstigste Rückwirkung hervorbringen mußten. So hoben sich namentlich die größeren spanischen Handelsstädte zu einer vorher ganz ungeahnten Blüthe, und die Zahl der Bevölkerung war in raschem Zunehmen begriffen. Barcelona wetteiferte an Glanz und Unternehmungsgeist mit den größten Städten Italiens; Granada war größer und blühender, als jemals unter maurischer Herrschaft; Toledo fühlte und zeigte, wie gut sich unter dem Krummstab leben läßt; Valladolid soll sogar im Stand gewesen sein, 30,000 kampffähige Männer ins Feld zu stellen. Der Reichthum Sevillas endlich, wo der ganze überseeische Handel sich zusammendrängte, gab schon damals zu dem Sprichworte Veranlassung: „Wer Sevilla nicht sah, hat kein Wunder gesehen."

Materieller Wohlstand ist aber eine Grundlage auch der geistigen Bildung. Darum sehen wir auch die spanische Literatur und im engen Zusammenhange damit die Buchdruckerkunst unter der Regierung der katholischen Monarchen so emporblühen, daß ein neuerer spanischer Schriftsteller die Versicherung wagt, es habe damals in Spanien mehr Buchdruckereien gegeben, als heutzutage. Die Darstellung der spanischen Literaturgeschichte jener Epoche liegt außerhalb der Gränze meiner Aufgabe; es genüge die Bemerkung, daß Isabella, selbst vielseitig geistig ausgebildet, auch auf diesem Gebiete die Führerin der Nation war, und daß ihre Regierungszeit in Bezug auf Poesie, Drama, Geschichtschreibung die unmittelbare Grundlage des im 16. Jahrhundert anbrechenden goldenen Zeitalters der spanischen Literatur geworden ist.

Ueber die Gesammtzahl der Bevölkerung dieses materiell und geistig blühenden Reiches fehlt es uns an genauen Nachrichten; dagegen haben wir solche über die Staatseinkünfte, und dieselben sind in ihrer ziffermäßigen Be-

stimmtheit so schlagend und belehrend, daß sie es recht wohl verdienen, immer wieder von Neuem nachgeschrieben zu werden. Im Jahr 1474 betrugen die Einkünfte der Krone Castilien 885,000 Realen, im Jahr 1477 deren 2,390,078; im Jahr 1482 waren sie auf 12,711,591, und im Jahr 1504 auf 26,283,334 Realen gestiegen, hatten sich also binnen 30 Jahren verdreißigfacht, was genug sagt, wenn man auch die schwierige Vergleichung der damaligen Münzen und Geldwerthe mit den heutigen vollständig bei Seite läßt.

Dieß waren, in einem kurzen Bilde zusammengefaßt, die unmittelbaren und wesentlichen Ergebnisse einer Regierung, welche wohl für alle Zeiten zwar nicht als die glänzendste, wohl aber als die poesiereichste und anziehendste Epoche der spanischen Geschichte betrachtet werden muß. An Glanz und äußerer Machtstellung ward sie übertroffen von den Zeiten Karls V. und Philipps II.; allein der Zauber der Poesie beginnt schon unter Karl zu schwinden, und die Zeichen des herannahenden Verfalls stellen sich unter Philipp bereits mit erschreckender Deutlichkeit ein.

Die sittlichen Zustände der unter dem Scepter Isabellas und Ferdinands vereinigten Völker hatten sich im Lauf ihrer Regierung gebessert, die Verbrechen hatten abgenommen; die Bildung war allgemeiner, gründlicher, ausgedehnter geworden. Große Entdeckungen hatten den Gesichtskreis der Menschheit erweitert, eine neue Welt war vor dem staunenden Blicke der alten aufgegangen. Das Staatsleben hatte neue Kraft und neue Formen gewonnen, das nationale Bewußtsein war frischer und lebendiger als je zuvor.

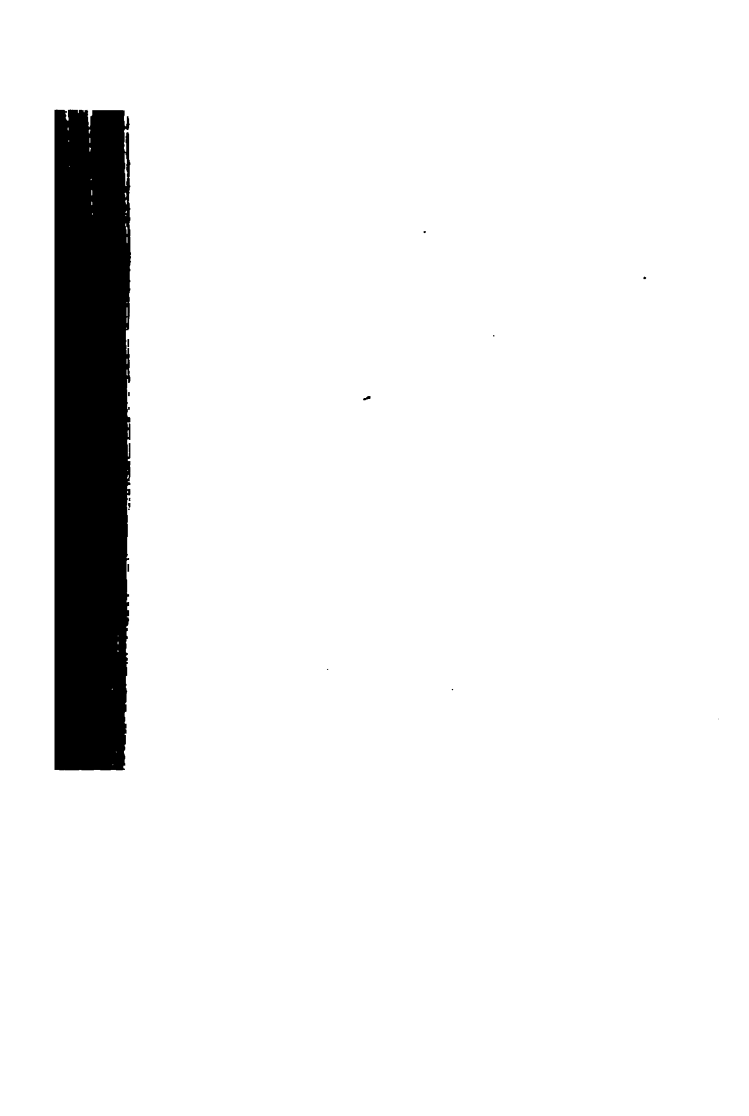
Dieß Alles war erreicht worden durch die staatskundige Einsicht und die nimmermüde Arbeitsamkeit der beiden Monarchen, mit welchen wir uns beschäftigt haben; es war

erreicht worden durch Ferdinands Regenten- und Feldherrn-Talent, durch Isabellas an die Reinheit des christlichen Ideals streifende Tugend und Frömmigkeit, durch ihre gotterleuchtete, gnadenvolle Erkenntniß der Menschen und der Dinge. Es war erreicht worden unter dem maßgebenden geistigen Einfluß der römisch-katholischen Kirche, von welcher es allezeit wahr bleiben wird, daß sie nur dann, aber dann immer mit dem Staat in Kampf geräth, wenn der Staat seinerseits in vermessener Selbstvergötterung die Grenzen seiner Aufgabe vergißt und überschreitet, wenn er, statt sich als ein Werkzeug Gottes und als eine Schutzanstalt für das in Gottes ewigem Willen und in der sittlichen Natur des Menschen begründete Recht zu betrachten, die Quelle des Rechtes zu sein vorgibt und dadurch das Recht selbst der jeweiligen Parteiwillkür und angeblichen Zweckmäßigkeitspolitik preisgibt.

Was Spanien wurde und war, als seine Regierung nach katholischen Grundsätzen geführt wurde, das zeigt uns die Geschichte Isabellas und Ferdinands. Was Spanien geworden ist, seit es von den Grundsätzen und von den Männern des sogenannten modernen Liberalismus regiert wird, das zeigt uns seine Geschichte in der Gegenwart.

Spanisches Volk, und ihr andern Völker des gebildeten Erdkreises: ihr alle werdet vor diese Wahl gestellt werden. Möge die göttliche Gnade eure Entscheidung lenken! —





Sammlung historischer Bildnisse. 12°.

Zweite Serie.

Vollständig broschirt *M.* 15.; einzeln geb. in Leinwand *M.* 25.; geb. in 3 Leinwandbände mit Goldpressung *M.* 18.

I. Daniel O'Connell. Von R. Baumstark. Mit Titelbild. Zweite Auflage. (VI u. 232 S.) *M.* 1.80.

II. Charitas Pirkheimer, Aebtissin von St. Clara zu Nürnberg. Von Franz Binder. (VI u. 195 S.) *M.* 1.50.

III. Kaiser Leopold I. Von R. Baumstark. (VII u. 213 S.) *M.* 1.50.

IV. Eberhard im Bart, der erste Herzog von Wirtemberg. Von Anton Schneider. (VIII u. 203 S.) *M.* 1.50.

V. Kaiser Friedrich I. (V u. 180 S.) *M.* 1.20.

VI. Julian der Abtrünnige. Von Dr. Fr. J. Holzwarth. (VI u. 105 S.) 90 *Pf.*

VII. Reginald Pole, Cardinal der hl. römischen Kirche und Erzbischof von Canterbury. Ein Lebensbild von M. Kerker. (VI u. 132 S.) *M.* 1.

VIII. Joseph II. Von Sebastian Brunner. (VIII u. 304 S.) *M.* 2.10.

IX. Sandwirth Andreas Hofer. Von P. Cölestin Stampfer. (XII u. 248 S.) *M.* 2.80.

X. Isabella von Castilien und Ferdinand von Aragonien. Von R. Baumstark. (VIII u. 212 S.) *M.* 1.80.

Diese Samm

